
943.06 .R346
C.1
Das volk steht auf, de
Stanford University Libraries
3 6105 048 778 042
Das Volk steht auf,
Der Sturm bricht los!
Geschichte der Freiheitskriege
in den Jahren 1812-1815 vom
Theodor Rehtwisch
Verlag von Georg Wigand
·Leipzig·





1. Reitender Feldartillerist. 2. Husarenoffizier der Kaiserl. Garde. 3. Kürassieroffizier. 4. Sappeur.

5. Grenadier der Garde von Paris. 6. Jäger zu Pferde. 7. Dragoner. 8. Gendarmerie.

Soldaten der großen Armee

Nach Weiland, Représentation des uniformes de l'armée impériale etc.
Aus dem histor. Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Aus Rehtwisch, „Das Volk steht auf"

Leipzig, Georg Wigand.

Das Volk steht auf! Der Sturm bricht los!

Geschichte der Freiheitskriege

in den Jahren 1812–1815

von

Theodor Rehtwisch

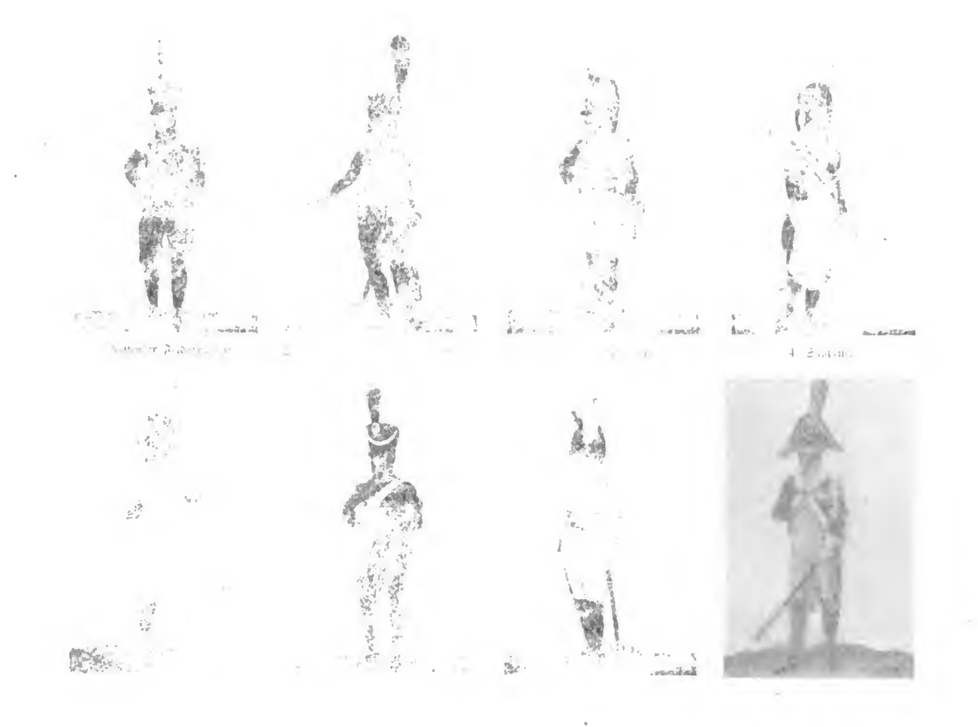
Mit zahlreichen Abbildungen nach zeitgenössischen Kupferstichen, Lithographien, Karikaturen und Urkunden

Erster Band

Mit [illegible] Abbildungen und 14 Beilagen



Leipzig
Verlag von Georg Wigand
1908



Das Volk steht auf,
Der Sturm bricht los!

Geschichte der Freiheitskriege
in den Jahren 1812—1815

von

Theodor Rehtwisch

Mit zahlreichen Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen, Lithographien, Karikaturen und Urkunden im Text und auf Tafeln

Erster Band

Mit 330 Abbildungen und 14 Beilagen



Leipzig
Verlag von Georg Wigand
1908

Meiner lieben Frau

Jenny Rehtwisch

zugeeignet

Vorwort

Ein Vorwort ist eigentlich immer ein Nachwort, das geschrieben wird, wenn das Buch fertig ist, — ein Rückblick auf eine Wegstrecke, die man zurückgelegt hat.

Die Geschichte der zwei Jahrzehnte von 1795 bis 1815 ist im Grunde die Geschichte Napoleons. Man mag jene Epoche betrachten, wie man will: Immer tritt die untersetzte Gestalt im Dreispitz und rehfarbenem Mantel vor uns hin und sagt: C'est moi!

So war es nötig, dieser Geschichte der Freiheitskriege eine Einführung zu geben, die in knappem Umriß die Geschichte des Korsen gibt. Ebenso notwendig aber war es, als Vorspiel zu dem großen Völkerringen der Jahre 1813 bis 1815 den russischen Feldzug von 1812 zu schildern. Wir wollen uns nicht darüber täuschen: nur der Zusammenbruch der großen Armee in Rußland ermutigte die zögernden Fürsten Preußens und Österreichs, ihre Völker aufzurufen. Ohne ein 1812 war ein 1813 nicht möglich. Es wurde ja so noch schwer genug, mit dem Imperator fertig zu werden.

Eine Berichtigung mag hier Platz finden. Ich habe (Seite 401) den Divisionsgeneral Sebastiani mit dem Marschall Bessières verwechselt. Nicht der General, sondern der Marschall war es, der am 1. Mai 1813 bei Rippach fiel. Tot gesagte, so heißt es, werden alt; Sebastiani überlebte den russischen Zusammenbruch um vier Jahrzehnte. Dies zur Steuer der geschichtlichen Genauigkeit. Im übrigen kann es uns heute gleichgültig sein, ob damals Bessières oder Sebastiani oder sonst ein Franzos das Zeitliche einige Jahre früher oder später segnete.

Nicht gleichgültig aber darf es uns sein, daß damals in einem ungerechten Krieg und für den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers hunderttausend Söhne deutscher Mütter in Rußlands Sommerhitze und in Rußlands Schnee und Eis elend zugrunde gingen. Seit jener Zeit ist durch unsere deutsche Geschichte ein Ragender geschritten, des starker Wille uns geeinigt hat. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs anno 1870 fochten Deutschlands Stämme, — „ein einzig Volk von Brüdern".

Wir wollen die Hände heben, daß das Werk des größten Deutschen niemals zerfalle, daß jede Wandlung der Geschichte uns wiederfinde Schulter an Schulter, schwertgegürtet und zur Wehr bereit!

Friedenau, im September 1908

Theodor Rehtwisch

Inhalts-Verzeichnis des ersten Bandes



Die Bilder auf den Seiten 31, 50, 57, 180, 206, 215, 587 sind nach Vorlagen aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I. von Herm. Buhrig in Leipzig, Querstr. 1

Das Volk steht auf, Der Sturm bricht los!

Erster Band

Moskau

Napoleon im Kreml.

Er nickt mit seinem großen Haupt
Am Feuer eines fremden Herds;
Im Traum erblickt er einen Geist,
Der seines Purpurs Spange löst.

Der Dämon schreit mit wilder Gier:
„Mich lüstet nach dem roten Kleid!
In ungezählter Menschen Blut
Getaucht, verfärbt der Purpur nicht!“

Die beiden rangen Leib an Leib.
„Gib her!“ „Gib her!“ Der Dämon fleucht
Mit spitzen Flügeln durch die Nacht
Und schleift den Purpur hinter sich.

Und wo der Purpur flatternd fliegt,
Sprühn Funken, lodern Flammen auf!
Der Korse fährt aus seinem Traum
Und starrt in Moskaus weiten Brand.

Aus Conrad Ferdinand Meyers Gedichten.



Der 10. August 1792
Nach einem Stich von Duplessis-Bertaux

1. Kapitel

Der kleine Korporal

Das alte Europa schrieb in seinen Kalendern den 10. August des Jahres 1792 nach Christi Geburt. Über das hochgetürmte Paris gellte das Geheul der Sturmglocken dahin. Die weichende Nacht hatte neuen Aufruhr geboren. Die Vorstädte Saint-Antoine und Saint-Marceau marschierten gegen den König, mit ihnen jene entschlossene Schar der sechshundert Marseiller, die nach Paris gekommen war, dem „Monsieur Capet-Veto" das Handwerk zu legen. — Schon war das erste Blut geflossen. Der königstreue Kommandant der Nationalgarde Mandat lag ermordet auf den Stufen des Stadthauses und sein Haupt wanderte, nach der rauhen Sitte jener Tage, auf einer Pike durch die Gassen, umringt von wütenden Haufen der Hefe des Pariser Pöbels.

In den hohen Gemächern des Tuilerienschlosses, zu dem einst die ränkevolle Katharina von Medici den Grundstein gelegt, saß der königliche Bourbon, der sechszehnte Ludwig. Die fleischigen Hände auf die Knie gestützt, vor sich den heftig gestikulierenden Procureur-Syndikus Roederer, ratlos, schwankend saß er da, in seiner breiten Brust wohnte keine Spur von jener Herrschgewalt, welche die Völker bändigt. So spielte sich hier in der Frühe des Augusttages jene letzte matte Szene ab, in welcher der Enkel von sechzig Königen seine Krone preis gab, — preis gab ohne Schwertschlag, ohne Flintenschuß.

Roederer gestikulierte und redete:

„Eure Majestät hat keine fünf Minuten Zeit zu verlieren. Nur in der Nationalversammlung ist noch Sicherheit für Ihre Person. In den Höfen sind nicht Mannschaften genug, um das Schloß zu verteidigen und die Gesinnung der Leute ist nicht gut. Ja, die Kanoniere haben sogar die Ladung aus den Geschützen gezogen!"

Der König sah dem Syndikus voll ins Gesicht: „Ich habe auf dem Karusselplatz nur wenig Menschen gesehen."

„Sire, dort stehen zwölf Kanonen, und aus den Vorstädten naht eine ungeheure Menschenflut."

„Wohlan, so haben wir doch unsere Schweizergarden!" rief zornfunkelnden Auges die Königin.

„Madame", sagte achselzuckend der Syndikus, „ganz Paris ist im Anmarsch". Und dann zum König in dringendem Tone, „Sire, die Stunde drängt, wir sprechen keine Bitte mehr aus, wir wollen uns auch nicht erlauben, noch einen Rat zu geben; in diesem Augenblicke gibt es für uns nur noch einen Entschluß: Geben Sie uns die Erlaubnis, Sire, Sie von hier fortzuschleppen!"

Der König sah den beredten Syndikus noch einige Minuten prüfend und unverwandt an, ein Ratloser den andern Ratlosen. Dann wandte er sich zur Königin und sprach gelassen jenes unselige: „Marchons!"

Und bald sahen erstaunte Augen von den Fenstern der Tuilerien aus, wie Ludwig mit den Seinigen, von Roederer und einigen Garden begleitet, dem Eingang des Saales der Nationalversammlung zuschritt. Die stolze Königin aus dem alten Blut der Habsburger blickte finster zu Boden, die hellen Augen der Schwester Elisabeth Bourbon gingen wie neugierig und suchend umher, auf den breiten Zügen des Königs aber lag eine müde Gleichgültigkeit. Er führte seinen jungen Sohn, den Erben Frankreichs, an der Hand. Spielend wirbelte der Dauphin mit seinen kleinen Füßen die welken Blätter empor, die ein früher Herbstwind zu Boden geworfen hatte. Der Weg, den dieser König von Frankreich zu vollenden hatte, war nur noch kurz. Durch den Sitzungssaal der Nationalversammlung, durch die düsteren Räume des Temple führte er aufs Schaffot. Wenige Monde später zeigte Samson, der Scharfrichter, das blutende Königshaupt dem Volk von Paris. Eine uralte Bourbonenkrone war in den Staub gerollt. Wer war da, sie aufzuheben?

Unter der großen Menge der Zuschauer, die dies Schauspiel vom 10. August herbeigelockt hatte, war auch ein junger Leutnant, einer von den vielen, die in das gärende große Paris gekommen waren, um zu sehen, ob das gewaltige Kreißen der Revolution nicht auch sie an die Oberfläche werfen würde. In seiner verschlissenen Uniform, vermutlich die Arme übereinander geschlagen, wie er das auch in späteren Jahren zu tun liebte, stand er da und beobachtete scharf das Treiben um sich her und den Kampf der Schweizergarden mit dem herandrängenden Pöbel. Das kalte marmorne Antlitz mit dem olivenfarbenen Teint regte sich in keinem Zug. Aber aus den verschleierten Augen schossen rasche Blicke, die alles das, was da vorging, in nackter Wirklichkeit maßen. Er sah, wie die bewaffneten Volksrotten mit Wutgeschrei und Gejohle heranstürmten, er sah, wie einige voreilige Kanoniere der Nationalgarde abprotzten und die Kugeln rasselnd auf das Dach der Tuilerien schlugen. Er sah, wie zwei rollende Salven der rotröckigen Schweizer den Aufrührern bleiche Furcht einjagten und den weiten Platz leer fegten wie mit eisernem Kehrbesen, — bis auf die Toten und Verwundeten, die ächzend auf dem Pflaster lagen. Hier regte sich der Soldat in ihm, und der Wunsch, an der Spitze jener tapferen Rotröcke zu stehen und den Pöbel zu Paaren zu treiben, mag heiß in seiner südlichen Brust erwacht sein. — Schon am 20. Juni, als der Pöbel gewaltsam in die Tuilerien einbrach und dem königlichen Bourbon die rote Mütze der Bagnosträflinge aufstülpte, hatte er vom Schaufenster eines Broschürenladens aus dem Treiben kopfschüttelnd zugesehen und einem Vertrauten erregt zugeraunt: „Warum fegt man nicht vier- oder fünfhundert von diesen Kanaillen mit Kanonen hinweg? Die Übrigen würden dann rasch genug davon laufen!" Und an diesem zehnten Augustabend — er hatte mit eigner Hand einen Schweizer vom Tode errettet — schrieb er, der Eindrücke noch voll, an seinen Bruder: „Hätte der König sein Pferd bestiegen, — der Sieg würde sein gewesen sein."



Am Ufer des Njemen. 25. Juni 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Fr. Federer



Russischer Kosak auf Vorposten
Nach einer Studie von Horace Vernet gestochen von Coqueret

Zwanzig Jahre später und zweihundert deutsche Meilen fern von jenem erregten Mittelpunkt der Stadt Paris bot sich den Augen der Welt ein anderes Bild. Nahe dem kleinen Orte Kowno an Rußlands Grenzen waren über den Njemen drei Brücken geschlagen. Stundenlang schon hallten sie wieder vom Tritt der Regimenter, vom Hufschlag der Kavallerie, vom dumpfen Rollen der Kanonenräder. Inmitten eines glänzenden Stabes hielt auf weißem Roß ein kleiner untersetzter Mann. Er trug die grüne Uniform der Jäger zu Pferde, darüber einen einfachen grauen Wettermantel mit dem Stern der Ehrenlegion, den feinen weichen Dreimaster schmückte nur die trikolore Kokarde. Die zierliche wohlgepflegte Hand ruhte, lässig den Zügel führend, auf dem Knopf des Sattels. Die ganze Gestalt war fett, vorn übergeneigt in bequemer Haltung. Das Antlitz war wohlgenährt, wenngleich sich die cäsarische Prägung der Züge nicht verkennen ließ. Das Auge blickte verschleiert und kalt auf die Szenen da vor sich und auf die großen Truppenmassen, die vorbei defilierten. Das immer und immer wieder erschallende, donnerähnliche „vive l'Emperour" erschütterte wohl die Luft, nicht aber das Herz des kalten Gebieters. Aus jenem jungen Leutnant, der vor zwei Jahrzehnten als Augenzeuge den Untergang der Bourbonen erlebt, war ein allmächtiger Imperator geworden. Als die Krone der Capetinger in den Staub der Gasse rollte, hob dieser heimatlose Korse sie auf und schmiedete sie mit gewaltigen Schlägen zu einer Kaiserkrone um, der eine Welt von Vasallen und Völkern gehorchte.

Welch eine Wandlung! Himmel und Erde, welch ein Aufstieg! Dieser Wahlkaiser, dem sich die französische Nation nach unsäglichen Schreckensjahren der Revolution in die Arme geworfen hatte, war nicht ihres Stammes. Kein Tropfen französischen Blutes floß in seinen Adern, er war ein Italiker pur sang. Als sein leichtsinniger Vater ihn auf die Kriegsschule nach Brienne brachte, sprach der Knabe kein Wort französisch. Wo des Mittelmeers blaue Wogen an die korsische Küste schäumen, in Ajaccio, hatte seine Wiege gestanden.



Soldaten der großen Armee

Nach einer Studie von Albert Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Husar Infanterist Artillerist

Russische Soldatentypen
Nach Gottfried Schadows Zeichnung gestochen von Buchhorn

Man sagt, daß sein Geschlecht aus Florenz stammt, wo sich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Ghibellin mit Namen Guilelmo den Zunamen Buonaparte gab. Von den Guelfen vertrieben, floh dieser Buonaparte mit den Seinigen in das toskanische Dorf Sarzena, wo die Familie durch fast drei Jahrhunderte in namenloser Dunkelheit lebte. Dann taucht aus diesem Dunkel ein Francisco Buonaparte auf, der im Jahre 1512 als Kondottiere der genuesischen Republik mit einer Söldnerschar in Korsika landete und den Zweig der Familie nach dort verpflanzte. Hier zeigt sich ein Tropfen Erobererblut. Aber das hat durch Generationen geschwiegen, denn dieses Francisco Nachkommen waren Händler, Kaufleute und Advokaten. Zur Advokatengilde gehörte auch des Kaisers Vater Carlo Buonaparte. Von hier aus mag sich in seinen Charakter jene große Kunst der Herrschaft über die Phrase eingeschaltet haben, die in seinen Bulletins so gut wie in seinen Audienzen hervortrat, und die ihm siegen und überwinden half so gut wie seine Bajonette und Batterien. „Im Lügen" sagte stolz sein Onkel, der Abbé Fesch, von dem jungen Napoleon, „im Lügen ist er uns allen über, er wird Erfolg haben."



Generalquartier des Vizekönigs Eugen in Sensburg in Ostpreußen am 13. Juni 1812
Nach einer Zeichnung von Albert Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Charles Buonaparte, Napoleons Vater

Das stärkere Erbteil wurde ihm dennoch zweifellos von seiner Mutter. Sie war eine geborene Ramolino. Madame Lätitia stammt mütterlicherseits aus der alteingesessenen rein korsischen Familie Pietro Santa, vom dunkelsten Teile der Insel, wo die Blutrache seit Urzeiten heimisch und unausrottbar war, wo das Stilet seine schweigende Arbeit tat. Die Geschichte weiß, wie gefährlich dieser korsische Mann war, wenn er haßte oder seine Macht angetastet glaubte. Im Festungsgraben von Vincennes floß das Blut des unschuldigsten der Bourbonen, des Herzogs von Enghien; auf dem Glacis von Braunau starb der deutsche Buchhändler Johann Philipp Palm; auf den Wällen von Wesel fielen unter französischem Blei elf preußische Offiziere. Vendetta, — Blutrache, — nur die Toten kehren nicht wieder.

Als der grundehrliche wortkarge Hudson Lowe Gouverneur von Sankt Helena wurde und dem gefallenen Imperator seinen Antrittsbesuch machte, sandte der Korse dem Briten einen seiner lauernden Senkblicke zu: „Die Korsikaner sind ein böses Volk, sie führen das Stilet, nicht wahr?" — „Sie führen es nicht mehr", entgegnete Lowe trocken, „sie haben diese Gewohnheit abgelegt, seitdem sie in unseren Diensten stehen".

Dennoch: Auch sein bestes hatte dieser Kaiser von seiner Mutter. Neben der düsteren Glut korsischer Rachsucht loderte in seinem Innern die reinere Flamme eines kraftvollen unbeugsamen Willens und einer jähen erstaunlichen Entschlußkraft. Das Programm seiner Politik war von



Laetitia Buonaparte, Napoleons Mutter
Nach einer Lithographie von Dupré gestochen von A. Spieß

furchtbarer Kürze. „Ich will nicht oder ich will, das ist meine Politik!"

Von seinem Vater sprach er nicht ehrerbietig. Er nennt ihn in seinen Erinnerungen einen vergnügungssüchtigen Lebemann und wirft ihm Verschwendungssucht vor. „Aber in seinen letzten Augenblicken konnte er gar nicht genug Priester und Kapuziner um sich haben. Mein Vater hatte ein so gottseliges Ende, daß man überall in Montpellier sagte, er wäre ein Heiliger!" Carlo Buonaparte starb, kaum vierzig Jahre alt, in der berühmten Ärztestadt Montpellier, wo er Heilung vom Magenkrebs gesucht hatte. Als er starb, war sein zweiter Sohn Napoleon Kadett auf der königlichen Militärschule zu Paris. Aber herrisch nahm der Sechszehnjährige die Zügel des Familienregiments in die Hand und Lätitia und ihre andern Kinder unterwarfen sich dem starken Willen, der hier keimte. Der junge Artillerieleutnant vom Regiment La Fère in Valence galt schon damals als das Haupt der Familie Buonaparte oder Bonaparte, wie er sich, seit er Obergeneral in Italien wurde, schrieb. Er hat, wie alle Korsen, treu zu seiner Sippe gehalten. Von seiner knappen Leutnantsgage gab er den Brüdern, und als sein Geschick ihn in raschem Fluge emportrug, und die Reihe an ihm war, Königreiche zu verschenken, da zögerte er nicht, einen Sack voll Kronen über seine Leute auszuschütten. Nicht immer zu ihrem Glück, aber er wollte es so. Die schnelle Entschließung, die ihm eigen war, verlangte er auch von andern. Als Joachim Murat kaum in seinem neugebackenen Großherzogtum Berg warm geworden



Louis Bonaparte, später König von Holland



Josef Bonaparte, später König von Spanien



Lucian Bonaparte

war, stellte ihm plötzlich sein kaiserlicher Schwager die Königskronen von Portugal und Neapel zur Auswahl zur Verfügung. Der Kurier sollte gleich auf Antwort warten. „Die Sache muß innerhalb vierundzwanzig Stunden erledigt sein!“ Joachim Murat wählte die Krone Neapels, die ihm dann später den Tod auf dem Sandhaufen einbrachte.

Seine Mutter ehrte und achtete der Kaiser hoch, er schätzte in ihr den scharfen Verstand, die Seelenstärke, den ausgeprägten Ordnungssinn, sein eigenes mütterliches Erbteil. Madame Lätitia wurde von ihrem großen Sohne stets mit Ehrfurcht behandelt. Er ehrte in ihr das alte korsische Blut, das ihm die Kraft lieh. Sie war wohl die einzige Person, die ihm hoch stand und von der er wollte, daß sie ihm hoch stünde. Von eigentlicher Liebe kann man auch hier kaum reden. Dies Gebiet des Herzens war ihm fremd und er wußte genau, daß er falsch in die Saiten griffe, wenn er diese fremde Melodie spielen wollte. — Er war so kalt in seinem Herzen, daß selbst die kleinen Zuneigungsbeweise, die er seinen Vertrauten zu geben liebte, leicht zur Grimasse wurden. Gegen seine Geschwister war er immer herrisch und wirbelte mit ihnen herum, wie es ihm gerade in seinen Kram paßte. Seinem Bruder Lucian, der übrigens in den Gesichtszügen, wie im Charakter die größte Ähnlichkeit mit ihm zeigte und am Tage des Staatsstreichs gegenüber dem Rat der Fünfhundert vielleicht durch seine Entschlossenheit die

Situation rettete, hat er nie die Heirat geringen Standes verziehen. Aber Lucian gehorchte nicht. Er willigte in keine Scheidung und blieb bei seiner Witwe Jouberthon, der ehemaligen Wechslersgattin. Alle anderen Geschwister tanzten nach der Pfeife des großen Bruders.

Mit ständigem Mangel kämpfend, unter den Franzosen ein Fremdling, der sich schwer anschloß, und des ledernen Garnisondienstes herzlich satt, warf sich seine drängende, nach Taten dürstende Phantasie ganz auf die Befreiung seiner wogenumspülten Heimatinsel aus französischen Banden. „Ich ward geboren," schrieb er damals an den alten korsischen Freiheitshelden Pasquale Paoli, „als das Vaterland verendete. Dreißigtausend Franzosen auf unsere Küste hingespieen, den Thron der Freiheit mit Strömen von Blut besudelnd, — das war der hassenswerte Anblick, den meine ersten Blicke trafen. Das Geschrei der Sterbenden, das Stöhnen der Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt." Das alles liest sich ja wunderschön, aber es war eitel Phantasie und Phrasenschwall. Carlo Bonaparte, der Vater, hatte im kritischen Moment das gute Geld Frankreichs dem Exil vorgezogen. Er verstand es ausgezeichnet, während die eine Hand flott ausgab, die andere begehrlich offen zu halten. Seine beiden ältesten Söhne, Joseph und eben dieser Napoleon, wurden vom König Ludwig versorgt und solange der Hof zahlen konnte und solange Carlo Bonaparte die Hand offen halten konnte, ging zu Haus alles ganz gut. In einem Buch, das er schreiben wolle, so hieß es in jenem Brief des jungen Napoleon an Paoli weiter, wolle er „mit dem Pinsel der Entehrung diejenigen schwärzen, die die gemeinsame Sache verraten haben", zu welchen nach seiner Meinung sein eigener Vater gehörte, dessen Angedenken ihm nur bitter war. In Pasquale Paoli sah er das Licht und Heil Korsikas, solange wenigstens, als er den Freiheitshelden nicht persönlich kannte. Als sie im Sommer des Jahres 1790 auf dem Schlachtfelde von Pontenuovo, wo Paoli vor zwanzig Jahren von den Franzosen gänzlich geschlagen war, zusammentrafen, beschrieb der begeisterte greise Kriegsdilettant dem gebornen jungen Feldherrn, der da vor ihm stand, die Stellung, die er damals eingenommen hatte. „Das Resultat dieser Aufstellung", sagte dann



Pauline Bonaparte, Prinzessin Borghese



Caroline Bonaparte, Königin von Neapel

Napoleon mit trocknem Hohn zu seinem Bruder Joseph, „war etwas, was sicher zu erwarten stand!“ Der Nimbus Paolis war dahin.

Das ganze verworrene Ränkespiel einer nackten Realpolitik, das der französische Artillerieleutnant Bonaparte mit seiner Sippe und seiner zahlreichen Vetternschaft zuerst im Bunde mit diesem Pasquale Paoli gegen Frankreich und später im Bunde mit dem Konventskommissar Salicetti gegen Paoli spielte, ist dunkel geblieben wie solche Verschwörungen meistens. Aber für Bonaparte und die Seinen war der Rest, daß sie von ihrer korsischen Volkschaft geächtet und für ehrlos erklärt, den Boden Frankreichs betraten. Das Band zwischen Korsika und seinem großen Sohn war zerrissen. Ein landflüchtiger Mann verließ Napoleon Bonaparte im Hafen von Toulon die rettenden Planken des Schiffes, das ihn von Korsika herübergetragen hatte. Fortan war die Familie Bonaparte, wenigstens Lätitia mit ihren jüngeren Kindern, auf die kargen Unterstützungen der französischen Republik und auf das, was ihr zweiter Sohn von seinem Solde abgeben konnte, angewiesen. Haus und Besitz daheim in Korsika waren niedergebrannt und verwüstet, ihre Habe konfisziert. — Als der gestürzte Imperator nach seiner ersten Abdankung brütend in Fontainebleau saß, zog er plötzlich in gallenbitterer Laune ein blankes Fünf-



Elisa Bonaparte, Großherzogin von Toscana



Übergang über den Njemen

Nach einem farbigen Kupferstich aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

frankstück aus der Tasche, das seines eigenen Bildnisses Prägung trug. „Mit soviel bin ich nicht nach Frankreich gekommen, also habe ich immerhin noch ein ganz gutes Geschäft gemacht."

Aber dieser junge Korse, der damals, schiffbrüchig in seinen Plänen, den Boden des gesegneten Frankreich betrat, glaubte felsenfest an seinen Stern, ein Kondottiere, der nichts mehr zu verlieren hatte, wohl aber alles zu gewinnen. Man sollte nicht denken, daß ein so unsäglich klarer scharfer Verstand, wie er diesem Napoleon innewohnte, jemals dem Aberglauben auch nur eine Türritze geöffnet hätte. Aber es ist unleugbar, daß es dennoch so war. In späterer Zeit, als Bonaparte schon Kaiser war, stand er einst mit dem guten Onkel und Kardinal Fesch am Fenster. Der Himmel da draußen war dicht umwölkt. „Siehst du meinen Stern dort?" fragte Napoleon. Fesch schüttelte den Kopf: „Ich sehe nichts." — „Aber ich sehe ihn," sagte in bestimmtem Tone der Gebieter Frankreichs und wandte sich kurz ab. — Er glaubte auch an die besondere Kraft seines Geburtstages, des 15. August, des Napoleontages, und daran, daß sich glückliche Schlachtentage am selbigen Datum mit ebensoviel Glück wiederholen könnten. Er fühlte sich als Sohn des Glücks und glaubte an solche Zeichen sein Leben lang.

Merkwürdig: Sein Stern sollte über eben jenem Toulon, daß den Landflüchtigen gastlich aufnahm, emporsteigen. Sein Geschick und des Konventskommissars Salicettis Gunst warfen ihn wenige Monate später zwischen das Belagerungsheer, das die erzürnte Republik um das abtrünnige Toulon, das von Royalisten und Engländern besetzt war, versammelt hatte. Als er hinkam, fand er elende sechs Geschütze vor. In wenig Wochen aber waren es zweiundfünfzig gutpostierte totbringende Mörser und Kanonen, ein sicher und erfolgreich arbeitender Artilleriepark, den er sich selbst schuf und von nah und fern zusammenschleppen ließ. Nun war er in seinem Element, seine Tatkraft spannte sich, er schlief unter seinen Kanonen. Und die ersten Genossen seines Glücks sammelten sich hier um ihn: Marmont und Junot. — Sergeant Andoche Junot schrieb inmitten des Bombardements für den Kommandanten Bonaparte einen Befehl nieder. Das Blatt war noch feucht und Junot wollte eben nach dem Sandfaß greifen. In dieser Sekunde schlug in unmittelbarer Nähe eine Granate ein und ihre Splitter warfen den nötigen Sand auf das Blatt. „So können wir unseren Sand sparen!" sagte Junot trocken und stellte die Streubüchse kaltblütig wieder auf ihren Platz. Seitdem glaubte der Korse an diesen Mann, der unter dem gleichen Stern mit ihm focht — und er ließ nie von ihm. Junot wurde Herzog von Abrantes und Generaloberst der kaiserlichen Armee, obgleich er eigentlich keine Feldherrngaben besaß, sondern nur die Tapferkeit eines Landsknechts.

Es ist keine Frage, daß Napoleon Bonaparte und nur Napoleon es war, der Toulon bezwang, daß der Kriegsrat, die Konventskommissare und die älteren Generale schließlich das beschlossen, was dieser junge Korse schon wochenlang vorhergesagt und angestrebt hatte: die Eroberung des weit ins Meer vorgeschobenen, die Reede von Toulon beherrschenden Forts l'Eguilette. Dem jugendlichen Artillerieoffizier stand weder Kriegserfahrung noch auch der Rat erfahrener Generale zur Seite, aber er kannte die Wucht seiner Waffe, und der Blick des geborenen Feldherrn sagte ihm, daß die Stärke Toulons nicht in den Mauern und Wällen, die nach der Landseite lagen, zu suchen sei, sondern in der drohenden Britenflotte, die auf der Reede ankerte und deren Stützpunkt eben jenes Fort l'Eguilette war. — Aber er wußte auch, daß für den, der vorwärts will, Klappern zum Handwerk gehört. Seine langen Berichte aus jenen Tagen an den Wohlfahrtsausschuß zu Paris sind im Eigenlob durchaus nicht sparsam. Er war kein Cincinnatus,



Biwak des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg bei Eve am 28. Juni 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von C. Emminger

kein George Washington, die zum Pflug zurückkehrten, als sie ihren Dienst am Vaterlande getan hatten. Mit Verachtung spricht er in einem seiner Berichte von „dem Haufen von Ignoranten im Generalstab, mit denen man immer kapitulieren und dogmatisieren muß, um ihre Vorurteile zu zerstören und durchzusetzen, was Wissenschaft und Erfahrung jedem aufgeklärten Offizier als Axiom dargetan haben." — Die Tatsachen gaben ihm recht. Mit einem Tigersprung nahm er das die Reede beherrschende Fort. Seine Batterien bestrichen den Hafen von Toulon, Alt-England lichtete bestürzt die Anker und überließ die unglückliche Stadt ihrem blutigen Schicksal. — Napoleon Bonaparte aber wurde Brigade-General. „Befördert ihn, sonst wird er sich selbst befördern," schrieb General Dugommier trocken an die Machthaber in Paris.

Seit jenen Tagen von Toulon hatte man ein Auge auf diesen seltsamen Mann geworfen, den man für einen Jakobiner hielt, denn er hatte sich in seiner Schrift: Le Souper de Beaucaire durchaus für die Grundsätze der Bergpartei ausgesprochen. Wer steigen wollte, mußte in jenen Tagen zum Berg schwören, denn der Berg beherrschte die Lage und die Männer der Gironde irrten, verfolgt wie wilde Tiere, durch ihres Vaterlands Gefilde. Bonapartes klugem, durch kein Gran Ideologie getrübten Verstande, war es klar, daß die Jakobiner für die kommenden Monde, vielleicht auch für Jahre, am Ruder sitzen würden und daß es nützlich sei, sich mit ihnen zu stellen. Er hatte die Schrift in Avignon drucken lassen, das Bezahlen aber vergessen, und wovon sollte dieser arme Offizier, der in einer völlig abgenutzten Uniform herumlief, denn auch wohl Druckrechnungen bezahlen? Als er wenige Jahre später Konsul war, hat er die Auflage vorsichtig aufkaufen, der Witwe des Druckers einen hohen Preis dafür bezahlen und die Exemplare vernichten lassen.

Damals gewann ihm diese Schrift das Herz des jüngeren Robespierre, der aber dennoch nicht ohne Argwohn blieb. Die militärischen Verdienste Bonapartes, deren er vor Toulon selbst Zeuge gewesen, waren unzweifelhaft. So rühmte Augustin Robespierre in einem Brief an seinen allmächtigen Bruder Maximilian den jungen General sehr, aber er fügte einschränkend hinzu: „Er ist ein Korsikaner und bietet nur die Gewähr eines Angehörigen jener Nation, der den Schmeicheleien Paolis widerstanden hat, und dessen Eigentum von jenem Verräter geplündert worden ist." Man traute überhaupt diesem korsischen Emigranten nicht allzuviel. „Dieser Offizier," sagte General Scherer, unter dem Bonaparte in Italien einige Monate kommandiert hatte, „ist General der Artillerie, und in dieser Waffe besitzt er gründliche Kenntnisse, aber er hat zuviel Ehrgeiz und sucht durch Ränke emporzusteigen."

Vor allen Dingen lag es dem General Bonaparte daran, nicht auf längere Dauer von Paris abgedrängt zu werden. Ein schlechter Feldherr ist der allerdings, der sich von seiner Operationsbasis abdrängen läßt. Für diesen Korsen aber war das große, brodelnde, wandlungsfähige Paris, diese Stadt unbegrenzter Möglichkeiten, damals die günstigste Operationsbasis, die man sich denken kann. Irgend etwas mußte sich seinen spähenden Augen hier bieten. Er hatte die Witterung, und er ließ sie sich nicht stören. Ein Kommando, als Infanterie-General in die Vendée zu gehen, lehnte er ab: er fühle sich krank. Er war es in der Tat. In den nassen Biwaks vor Toulon, wo er bei seinen Kanonen zu schlafen pflegte, hatte er sich ein schleichendes Fieber zugezogen. Er war stark gemagert, und seine Augen glommen hohl über gelblich blassen Wangen. Ob ihn aber sein Zustand davon abgehalten hätte, ein gutes Kommando zu übernehmen, das ihm zusagte, ist sehr fraglich. Er suchte Arbeit, wo er sie finden würde, aber solche Arbeit, die ihn vorwärts brachte. Er



General Bonaparte schlägt den Aufstand vom 13. Vendémiaire 1795 nieder
Nach einer Lithographie von J. N. Geiger

hoffte sogar, daß ihn der Wohlfahrtsausschuß in die Türkei senden würde, um die Artillerie des Sultans zu organisieren.

Aus jenem Sommer 1795 ist eine Schilderung der Person des Generals Bonaparte überliefert, die von einer Dame aus der guten, einflußreichen Pariser Gesellschaft stammt, in welche der General Eintritt suchte. Sie lautet:

„Er war der magerste und eigenartigste Mensch, der mir je in meinem Leben begegnet ist. Nach der damaligen Mode trug er sein Haar an beiden Seiten des Kopfes übertrieben lang, so daß es ihm bis über die Schultern herabhing. Man nannte diese Haartracht ‚Hundsohren‘. Seine seltsamen, zuweilen etwas düsteren Italieneraugen vertrugen sich gar nicht recht mit diesem überlangen Haar. Anstatt den Eindruck eines Mannes voll Geist und Feuer zu haben, geriet man leicht auf den Gedanken, daß es ratsam sei, diesem Menschen bei Nacht im Walde nicht zu begegnen. Der Anzug des Generals Bonaparte war nicht dazu angetan, einen sicherer zu machen. Sein Überrock war derartig abgetragen und sah so schäbig aus, daß ich anfangs kaum glauben wollte, dieser Mann sei ein General. Eins aber glaubte ich auf den ersten Blick zu erkennen, nämlich daß er ein bedeutender oder mindestens eigenartiger Mensch sei .... Übrigens hatte der junge Bonaparte sehr schöne Augen, die beim Sprechen lebhaft wurden. Wenn er nicht abgemagert gewesen wäre, so daß er leidend und besorgniserregend aussah, hätte man die Feinheit seiner Züge wohl mehr beachtet. Besonders sein Mund hatte eine überaus graziöse Linie. Ein Maler aus der Schule Davids erklärte, daß seine Züge klassischen Schnitt hätten. — Ich kann mich entsinnen, daß der General sehr anregend von der Belagerung von Toulon erzählte und daß uns überhaupt seine Unterhaltung in hohem Grade fesselte. Er sprach viel und redete sich in Wärme hinein, aber an manchen Tagen war er auch wieder nicht aus seinem dumpfen Stillschweigen zu wecken. Er galt für sehr arm und war dabei stolz wie ein Grande. Er weigerte sich, als General in die Vendée zu gehen und aus der Artillerie auszuscheiden. ‚Sie ist meine Waffe‘, wiederholte er uns oft.“

Sie war seine Waffe. Der eherne Mund der Geschütze redete eine überzeugende Sprache: die Sprache der Gewalt. Und sie war das Abc dieses hageren, schlecht bekleideten Mannes, der an nichts dachte als an seinen Aufstieg. Seine Kanonen hatten vor Toulon die Entscheidung gebracht, seine Kanonen sollten sie hier in Paris bringen, als sie am 13. Vendémiaire den von Royalisten angezettelten Aufstand gegen den Konvent zersprengten. Derselbe Mann, der vor drei Jahren mit verschränkten Armen dabei gestanden hatte, als der sechzehnte Ludwig seine Schweizer führerlos dem wütenden Pöbel überließ, — derselbe Mann hatte hier eine vierfache Übermacht gegen sich, aber er kannte sich und seine Waffe. Er wußte, wie man des Aufruhrs Massen bändigt. Was nach seinen Kartätschensalven auf den Stufen der Kirche von Saint-Roche lag, was zerschossen auf den Gassen zusammenbrach, zeugte für den furchtbaren Ernst des Mannes, der hier das Kommando führte. „Es ist nicht wahr,“ sagte Bonaparte später trocken, „daß wir zuerst blind geschossen haben; das wäre eine Verschwendung von Menschenleben gewesen.“ — Wieder taucht hier ein Name auf, der unter dem Stern des Korsen berühmt werden sollte vom Tajo bis zur Beresina: Joachim Murat. So hieß der flinke Eskadronschef im 21. Regiment Jäger zu Pferde, der es verstand, sich auf Befehl Bonapartes schnell des Artillerie-Parks zu versichern, bevor die Aufständischen Hand darauf legen konnten. Als dieser junge Murat, der Sohn eines Weinküfers und Gastwirts aus dem Lot-Departement, die Soutane des Klerikers abwarf und den Tornister umhängte, wußte er nicht, daß unter dessen rauhem Kalbfell sich ein Königreich barg.

Als Bonaparte den Vorstoß der Gegenrevolution blutig niedergeworfen hatte, ernannte ihn der Konvent zum General des Innern. Damals erschien in seinem Vorzimmer eines Tages der junge Vicomte Eugen de Beauharnais, um seines Vaters Degen zurückzufordern, der bei den strengen Haussuchungen nach Waffen beschlagnahmt worden war. Sein Vater gehörte zu jenen Revolutionsgeneralen, die ihr Unglück vor dem Feinde unter dem Fallbeil büßen mußten. Seine Mutter war die schöne Creolin Josephine Beauharnais, geborene Tascher de la Pagerie. Bonaparte willfahrte dem Wunsch des Knaben und wurde von der Mutter eingeladen. — „Sie behandelte mich ausgezeichnet, ich mußte neben ihr sitzen, sie kokettierte mit mir. Sie war eine liebenswürdige Dame, aber eine große Intrigantin. Ich lud sie ebenfalls zum Diner ein, ich hatte Barras zu Tisch: Kurz und gut, die Geschichte machte sich und wir verliebten uns in einander. Barras hat mir einen Dienst geleistet, indem er mir riet, sie zu heiraten. Er sagte, sie hätte Verbindungen mit dem ancien régime und auch mit den neuen Machthabern. Ihr Haus wäre das beste in Paris und man würde mir meinen korsischen Namen nicht mehr vorhalten; mit einem Wort, ich würde durch diese Heirat ganz und gar Franzose werden." So erzählte der Kaiser später auf St. Helena. Der Vicomte de Barras wußte ganz gut, was er tat, wenn er Bonaparte zuriet, die Madame Beauharnais zu heiraten: er versorgte eine seiner Maitressen. Bonaparte, der die Vicomteß mit südlichem Feuer leidenschaftlich liebte, hat von diesem Verhältnis zu Barras kaum etwas gewußt,



Josephine Beauharnais, erste Gemahlin Napoleons
Nach einem Miniatur-Porträt von Isabey
lithographiert von F. Krätzschmer

Hortense Beauharnais, Stieftochter Napoleons
Gemahlin Ludwig Bonapartes, Königs von Holland

obgleich es in Paris die Spatzen auf den Dächern pfiffen. Aber was dieser Mann nicht wissen wollte, das wußte er nicht. Übrigens wäre ihm die Tatsache kaum ein Hindernis gewesen. Barras saß im Direktorium, Barras war mächtig, Barras konnte ihm die Leiter halten. Und er hielt sie ihm. Vierzehn Tage vor seiner Hochzeit wurde Bonaparte Obergeneral der Armee von Italien. Allerdings wäre ohne die Zustimmung des großen Carnot, des „Organisators des Sieges", des besten Mannes in Frankreich, diese Ernennung, die den jungen Korsen an die Spitze einer Anzahl älterer, kriegserfahrener, tüchtiger Generale stellte, kaum erfolgt. Aber Lazare Carnot hatte mit kundigem Blick die außerordentliche Feldherrnbegabung dieses Bonaparte längst erkannt. Es handelte sich da um einen Feldzugsplan von genialem Wurf für die Armee von Italien, den Bonaparte dem Direktorium vorgelegt hatte. Der Plan war nicht neu. Schon seit Jahr und Tag trug sich Bonaparte mit solchen Entwürfen für einen Feldzug gegen Sardinien und Österreich. Als er noch unter General Scherer stand, hatte er schon vertrauten Kriegsgenossen die Pläne, die sein ganzes Ich erfüllten, vorgetragen. „Während Bonaparte dies strategische Meisterwerk vor unsern Augen entwickelte", berichtet ein Zeitgenosse, „sprach er wie von höherer Eingebung begeistert. Noch sehen wir, wie seine abgezehrte Gestalt im Gefühl ihrer Macht emporwuchs, wie die eingesunkenen bleichen Wangen vor Begeisterung erglühten, die Falkenaugen bei dem Anblick des hilflosen kaiserlichen Wildes Blitze sprühten, während er uns auf der Karte von Piemont und der Lombardei die Züge zeigte, die einen kühn Entschlossenen begünstigten, dicht an die Tore Wiens heranzubringen. Der spätere Glanz des Kaiserhofes in den Tuilerien erscheint flitterhaft und abgeschmackt im Vergleich mit der geistigen Größe, welche die schlichte Wohnung in Nizza mit ihren ersten Strahlen erhellte." —

Eins allerdings hatte der ehrliche Carnot wohl nicht bedacht, als er, von Bewunderung für den Kriegsplan fortgerissen, Bonaparte nach Italien schickte, nämlich, daß er einen „politischen General" an die Spitze einer Armee stellte, was sich sogleich erweisen sollte. Kaum in Nizza angekommen, erließ er seinen berühmten Aufruf an die Armee, aus dem jeder Kundige deutlich herausliest: von mir, dem General Bonaparte, erwartet alles, nichts von der Regierung in Paris! Es war der erste Buhlruf dieses neunmal Klugen um die Gunst der Bajonette, die ihm das Direktorium anvertraut hatte. — „Soldaten, Ihr seid nackt und verhungert. Die Regierung schuldet Euch alles, aber geben kann sie Euch nichts. Eure Geduld, Euer Mut inmitten dieser Felsen sind bewunderungswürdig, aber sie bringen Euch keinen Ruhm, keinen Gewinn, kein Glanz strahlt auf Euch zurück. Ich werde Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen, blühende Städte, reiche Provinzen werden in Eurer Gewalt sein; dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten der italienischen Armee, sollte es Euch an Mut und Ausdauer fehlen?" — Man darf annehmen, daß den starren Republikaner Carnot ein eigentümliches Gefühl beschlichen hat, als er diesen Aufruf vernahm, der einen so bedenklichen, politischen Beigeschmack hatte. Aber es war zu spät, den General zurückzurufen. Ihrer Fünfzigtausend jubelten dem neuen Feldherrn zu, und um ihn sammelten sich die Gesellen seiner Siege. Er hatte Junot, Marmont und Murat mitgenommen, und als Generalstabschef den General Berthier. Alexander Berthier war damals schon ein gereifter Mann, Mitte der Vierzig. Er hatte unter Lafayette in Nordamerika gefochten. Am Ohio wurde er zum Obersten befördert. Unter dem alten Marschall Luckner, dessen weißes Haupt später unter dem Fallbeil fiel, war er Generalstabschef. Luckner schätzte diesen Berthier sehr. Seit dem Tage von Lodi, wo Berthier nach dem Berichte seines Obergenerals zugleich „Kanonier, Reiter und Grenadier" war, trennte sich Bonaparte

nicht mehr von diesem Mann. In all den großen Schlachten des Kaiserreichs, von Austerlitz bis Eylau, von Wagram bis Leipzig, finden wir Berthier an des Kaisers Seite. Berthier besaß die glückliche Gabe eines außerordentlich guten Gedächtnisses. Er behielt die rasch gegebenen Befehle Bonapartes sämtlich im Kopf und gab sie präzise und schnell an die Unterfeldherren weiter. Er erriet des Kaisers Gedanken beim ersten Wort und übersetzte seinen Willen pünktlich in Befehle. Seine Arbeitskraft war enorm, er ward dem Kaiser unentbehrlicher wie jeder andere, — wie unentbehrlich, sollten erst später die hundert Tage zeigen, als Berthier nicht mehr war.

Bei der italienischen Armee fand der junge Obergeneral auch jene drei Soldaten des Glücks vor, die in seinen Schlachten zu den höchsten Ehren emporsteigen sollten, Andreas Massena, Peter Augereau und Johann Lannes. Sie kamen aus der Hefe des Volks, aber mit dem Schwert in der Hand bahnten sie sich ihren Weg zum Ruhm und ihre Scheitel sollten einst Herzogshüte decken.

Ehre, Ruhm und Reichtümer, das waren die drei Schlagworte, mit denen der kluge Korse sich seine Leibgarde von Prätorianern schuf. Bewundernswert ist der sichere Griff, mit dem er die Fähigen aus der Masse herausholte. Allerdings, die Grundlage seiner Menschenkenntnis war eine ungeheure Menschenverachtung. „Mich soll irgend ein Mensch hintergehen! Da müßte einer schon ein ungeheurer Schurke sein, um ein solcher Schurke zu sein, wie ich ihn in jedem Menschen vermute.“ Er hat seine Leute immer richtig eingeschätzt, der kalte Rechner. Als dem Marschall Johann Lannes bei Wagram beide Beine zerschmettert wurden, stammelte der schwer Getroffene seinem Kaiser mit brechender Stimme zu: „In einigen Stunden hast Du Deinen besten Freund verloren, den Mann, der Dich am meisten geliebt hat.“ Und als Michel Ney „le plus brave des braves“ am 14. März 1815 bei Auxerre dem von Elba zurückkehrenden Kaiser begegnete, ging er trotz aller Eide, die er den Bourbonen geschworen hatte, mit fliegenden Fahnen zu dem über, den er „in einem Käfig“ nach Paris führen wollte. Und wie dachte Napoleon in Wirklichkeit von diesen beiden Treuen? Er hat es auf Helena zu Gourgaud gesagt: „Lannes und Ney waren imstande, einem den Bauch aufzuschlitzen, wenn sie ihren Vorteil dabei fanden, — aber auf dem Schlachtfelde waren sie unbezahlbar.“

Bis zu diesem glänzenden Feldzug in Italien von 1796 war die Laufbahn Bonapartes eigentlich sehr wechselvoll gewesen, ein ständiges Auf und Ab, wie bei einem Spieler, der bald gewinnt, bald verliert. Im Grunde war ja auch dieser Mann eine Spielernatur im allergrößten Maßstabe. In den korsischen Wirren zuerst einer der Hauptführer seiner Landsleute, auf den das ganze Volk große Hoffnungen setzte, warf ihn seine Zweideutigkeit plötzlich aus dem Sattel. Er rettete, ein Geächteter, von der Heimatinsel kaum das nackte Leben. Dann erntete er vor Toulon reichen Feldherrnruhm, sein Stern ging auf. Der Wohlfahrtsausschuß schrieb ihm das Generalspatent. Wenige Monde später nur saß der jäh Gestiegene hinter den Mauern des Forts Antibes, als Anhänger der gestürzten Robespierres, reif für die Guillotine und seines Generalsranges entkleidet. Aber das Geschick sparte ihn. Mochte der Kommissar Salicetti seine schützende Hand über ihn gehalten haben, mochte man ihn, während die Wogen der Rache in Paris hochgingen, vergessen haben, — das Geschick sparte ihn. Als er dann in Paris monatelang weilte und durchaus nicht als Infanteriegeneral in die Vendée gehen wollte, unter dem Vorgeben, er sei leidend, strich ihn die Zentralgewalt kurzerhand aus der Liste der Generale. Am 15. September war Bonaparte ein rangloser Mann und seine Karten lagen schlecht. Sechs Wochen später war er Obergeneral des Innern, war der Sieger vom 13. Vendémiaire

und stand an der Spitze von 140 Bataillonen Nationalgarde, die er mit kluger Menschenkenntnis an sich zu fesseln wußte. Dies Auf und Ab in seinen Anfängen ist wie ein Vorspiel zum Drama seines Lebens, zu jenem riesengroßen Auf und Ab, das ihn von Moskau nach Elba, von Waterloo nach Sankt-Helena warf.

Er war so schnell gestiegen, daß er, der Artillerieoffizier, niemals Gelegenheit gehabt hatte, den inneren Dienst, das Abc des Kommiß, kennen zu lernen. „Ich befand mich," berichtet Thiébault in seinen Memoiren, „eines Tages auf dem Büro des Generalstabes, als Bonaparte eintrat. Er näherte sich einem alten General, namens Krieg, einem Manne, der sich durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse über alle Einzelheiten des Dienstes auszeichnete und auch ein Kriegshandbuch für republikanische Soldaten geschrieben hatte. Bonaparte setzte sich mit der Feder in der Hand neben Krieg und begann eine Reihe von Fragen an ihn zu richten, die sich auf den Dienst bezogen. Viele von diesen Fragen bewiesen eine so vollkommene Unkenntnis über die einfachsten Dinge, daß mehrere meiner Kameraden ein Lächeln nicht unterdrücken konnten. Ich war über die Menge, die Reihenfolge und die Raschheit der Fragen betroffen. Ebenso über die Art, wie die Antworten erfaßt wurden und wie sie zu einer neuen Reihe von Fragen Veranlassung gaben. Was mich aber noch mehr verblüffte, das war die Gleichgültigkeit, womit dieser kommandierende General seine Unwissenheit in den allereinfachsten Dingen und in Gegenwart seiner Untergebenen verriet, aber diese Tatsache ließ ihn in meinen Augen nur noch größer erscheinen." — Zu den großen Künsten dieses Korsen gehörte auch das Fragen. Mit unglaublicher Virtuosität hat er diese Kunst geübt und wehe denen, die nicht antworten konnten. Es war schon besser, man log, als daß man schwieg. Thiébault selbst wurde während des italienischen Feldzuges eines Tages mit einer Anzahl Fragen überschüttet, als er im Auftrage des Generals Massena dem Obergeneral eine Depesche überbrachte. „Wieviel Mann hat die Division Massena unter den Waffen? Wieviel dies, das, jenes Regiment? Wie stehts mit der Bekleidung, der Armierung, dem Schuhwerk? Ist die Verpflegung geregelt? Sind Brot, Wein, Fleisch, Futter gut? Welche Stellung nimmt die Division ein? Wo stehen die Vorposten des Feindes? Wo seine Hauptkräfte? Was sagen die letzten Nachrichten?" Thiébault war wie aus den Wolken gefallen, er war kaum zwei Tage bei der Armee und mußte ein häufiges „Ich weiß nicht" sagen. Er wußte auch noch nicht, „daß es dem General Bonaparte gegenüber ratsamer sei, aufs Geratewohl, aber bestimmt zu antworten, als merken zu lassen, daß man etwas nicht wisse, und daß man vor allen Dingen nicht zögern dürfe, „ein Gaukelspiel, das, wie ich bestimmt weiß, vielen armseligen Persönlichkeiten sehr nützlich gewesen ist, dessen ich jedoch unfähig war."

Aber dieser Bonaparte, der sich trotz des Lächelns seiner Untergebenen nicht scheute, einem alten General die Formeln des Gamaschendienstes abzufragen, verstand es, kraft seines Genies den großen Krieg ohne Formeln zu führen. Die Grundzüge seiner Strategie, die er in allen Feldzügen verfolgte, traten in diesem ersten italienischen schon deutlich zutage. Wie er politisch Zeit seines Lebens das „Divide et impera" befolgte, so folgte er auch in seinen Kriegen dem Grundsatze „Trenne und siege". Er schob seine italienische Armee aus der Ebene von Nizza über Savona gegen die Bormida vor. Seine Absicht war, die sardinischen und österreichischen Truppen zu trennen. Er bedrohte so gleichmäßig die Lombardei und Piemont, er konnte sich auf Mailand werfen wie auf Turin. Er hatte zwei Möglichkeiten, zwei Eisen im Feuer. Der Durchbruch durch die Mitte, das Festhalten der feindlichen Flügel ist das A und O seiner



Napoleon

Nach einem Gemälde von Paul Delaroche gestochen von Aristide Louis



Joachim Murat, König von Neapel

Nach einer Lithographie von Albert Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Berisch in Leipzig

meisten Schlachten gewesen. „Der Krieg ist eine ganz eigne Kunst. Ich habe sechzig Schlachten geliefert; nun, ich versichere Sie, ich habe nichts gelernt, was ich nicht gleich bei der ersten wußte. Nehmen Sie zum Beispiel Cäsar: er schlägt sich das erstemal, genau so wie das letztemal!" So der gefangene Kaiser auf Sankt Helena, zwanzig Jahre nach den Tagen von Montenotte und Millesimo.

Sieg auf Sieg heftete sich an die Trikoloren der Republik, aber mit jedem Sieg wuchs der Soldatenkaiser empor, der in wenig Jahren eben dieser Republik den Gnadenstoß geben sollte, wenn ihre Zeit da war. Der Tag von Lodi trug dem kühnen Führer den Ehrennamen „der kleine Korporal" ein, — ein Titel, der ihn dem Heere enger verband, als später der kaiserliche Purpur. Er ließ seiner Soldateska die Zügel locker, Plündern und Marodieren war an der Tagesordnung, der Krieg mußte den Krieg ernähren. Manch einer von den Unterfeldherren hat hier in Italien den Grundstock zu späterem großen Reichtum geschaffen. Millionen in gutem Golde und Silber gingen an die Regierung in Paris, an eine ausgepowerte Regierung, die seit Jahren durch einen Papiergeldsumpf wanderte und münzbare Edelmetalle nur noch vom Hörensagen kannte.

Der Raub wurde im großen betrieben. „Gestern", so schrieb der General aus Bologna, „sind achtzig Wagen mit Hanf und Seide von hier abgegangen, sie sollen nach Nizza gebracht werden, wo der Hanf zur Verfügung des Marineministers stehen wird. Was man mit der Seide anfangen soll, werdet Ihr befehlen! In Portona lasse ich alles Silberzeug und die Juwelen sammeln, die ich Euch über Chambéry nach Paris senden werde, ich hoffe, daß diese Sendung allein fünf bis sechs Millionen Livres abwerfen wird. Ich werde im gleichen Betrage gemünztes Geld beifügen, und alles folgen lassen, was man nur zusammenbringen kann." Der olivenfarbene Condottiere der Republik verstand sein Geschäft wie nur einer. Natürlich alles das in Form Rechtens, in Gestalt von Verträgen, Lieferungsabschlüssen, Kriegs-Kontributionen, und alles zum besten der „Freiheit Italiens", die dieser große General aus den Falten seiner Toga schüttelte. Wer konnte sich, das Bajonett an den Rippen, solchen Verträgen entziehen? Der Papst Pius VI. wurde vergewaltigt, nachdem man „diesen alten Fuchs", wie Bonaparte höchst unehrerbietig das Haupt der katholischen Kirche nannte, monatelang über die wahren Absichten der Republik getäuscht hatte. Der Schatzmeister der Armee, Emanuel von Haller drang, den Hut auf dem Kopfe, in das Frühstückszimmer Seiner Heiligkeit ein, ließ sich die Kostbarkeiten, die der alte Mann zur Hand hatte, herausgeben und ging so weit, dem Greise zwei wertvolle Ringe vom Finger zu ziehen und ihm selbst die Schnupftabaksdose wegzunehmen. Der Papst weigerte sich, Rom zu verlassen: sein Gewissen gebiete ihm, auf dem Stuhle Petri auszuharren, man möge ihn doch in Rom sterben lassen. „Sterben können Sie überall," schrie der wütende Haller, „Sie reisen gutwillig oder gezwungen, wählen Sie!"

Ein schmählicher Verrat half die tausendjährige Republik Venedig zu Boden zu treten. Das ehrwürdige Staatswesen wurde zu einem Tauschobjekt bei dem Feilschen um den Frieden zwischen Frankreich und Österreich. Die Kunstschätze und Handschriften, selbst die ehernen Pferde vom Markus-Dom wurden fortgeschleppt, um in Paris der schaulustigen Menge ausgestellt zu werden. Eine sogenannte „Kunstkommission", unterstützte den Eroberer bei der Auswahl des Raubes an Kunstschätzen. Sie raubte in Parma, Modena, Mailand, Bologna und Ferrara über hundert Gemälde von unermeßlichem Werte zusammen. Rom mußte sein Bestes hergeben. Der Papst gestand zu, nach Auswahl der Kunstkommission „hundert Gemälde, Büsten, Vasen oder Bildsäulen, unter denen sich



Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien

Nach einer Lithographie von Albert Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig





Lazare Carnot
Nach einem Stich von A. Boilly

insbesondere die Bronzebüste des Junius Brutus und die Marmorbüste des Markus Brutus befinden sollten, sowie fünfhundert seltene Manuskripte auszuliefern.“ Dieser in Form von Verträgen und Abtretungen sanktionierte Diebstahl an Kunstschätzen Italias ist unerhört in der Weltgeschichte. Wie in Flammenschrift leuchteten hier in Italien die Grundzüge eines Systems auf, das durch fast zwei Jahrzehnte zur Geißel des alten Europa werden sollte. Die gesegneten Gefilde der Lombardei, der Kirchenstaat, die Terra ferma Venetiens wurden zum Herd eines Feuers, dessen Lohe verzehrend über den alten Erbstaaten zusammenschlagen sollte. — Graf Stanislaus Girardin erzählt in seinen Memoiren, daß er einst mit dem ersten Konsul das Grab Rousseaus besucht habe. „Es würde für Frankreichs Ruhe“, meinte Bonaparte, „besser gewesen sein, wenn dieser Mann nie geboren worden wäre“. — „Wieso, erster Konsul?“ fragte Girardin. — „Er hat die französische Revolution vorbereitet!“ — „Ich dächte, erster Konsul, Sie hätten keine Veranlassung, über die französische Revolution zu klagen.“ — „Nun,“ erwiderte Bonaparte nachdenklich, „die Zukunft wird zeigen, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, wenn weder ich noch Rousseau gelebt hätten.“ —

Aber dieser Kalte liebte auch den Sarkasmus. Er sandte den Fünfmännern des Direktoriums hundert edle Pferde, damit sie fortan nicht mehr „elende Klepper“ vor ihre Staatskarossen zu spannen brauchten. Aber während die Direktoren mit ihren hundert geschenkten Rossen durch Paris kutschierten, bei feierlichen Gelegenheiten ihre Plüschmäntel umtaten und mit wallenden Federn am Hute repräsentierten, während in den Salons des ci-devant Vicomte Paul de Barras üppige Gelage stattfanden, während dort in Paris von den fünf Männern der Schein der Macht gewahrt wurde, wohnte die Macht in ihrer Wirklichkeit ganz wo anders.

Sie wohnte im Hoflager des Bürgergenerals Bonaparte im Schlosse zu Montebello bei Mailand. Ihre Grundvesten waren keine beeinflußten und mit Mühe durchgedrückten Wahlakte, keine geschmeidigen Zeitungsartikel, keine tönenden Worte, die hohl klangen, weil ihr Resonanzboden längst unterwühlt war, — ihre Grundvesten waren sechzig siegreiche Schlachten und Gefechte, zweitausendfünfhundert erbeutete Kanonen und hunderttausend gefangene Feinde, die blitzenden Bajonette eines siegberauschten beutebeladenen Heeres. Wer war es, der im Kampf um die Macht gewinnen würde? Bonaparte war darüber keinen Augenblick im Zweifel. „Glauben Sie etwa,“ sagte er spöttisch zu Miot de Mélito, dem französischen Gesandten in Florenz, während eines Spazierganges im Park von



Paul Barras
Nach einer Zeichnung von Hilaire Ledru

Montebello, „glauben Sie etwa, meine italienischen Triumphe seien da, um die Advokaten des Direktoriums, diese Carnots und Barras, groß zu machen? Was ich bis jetzt getan habe ist nichts, meine Laufbahn hat erst begonnen. Glauben Sie etwa, ich hätte gesiegt, um die Republik zu befestigen? Eine Republik von 30 Millionen Menschen! Welch eine Idee bei unsern Sitten und unsern Lastern! Das ist eine Chimäre, für welche die Franzosen zurzeit begeistert sind, die aber vorüber gehen wird, wie so vieles andere der Art. Die Franzosen brauchen Ruhm, brauchen Befriedigung ihrer Eitelkeit, aber von der Freiheit verstehen sie nichts. Blicken Sie auf die Armee! Die Erfolge, die wir davongetragen haben, unsere glänzenden Siege haben dem französischen Soldaten seinen wahren Charakter wiedergegeben. Ich bin ihm alles. Möge das Direktorium sich einfallen lassen, mir das Kommando zu nehmen, und es wird bald sehen, wer der Herr ist! Die Nation braucht ein Oberhaupt, ein von Ruhm umstrahltes Oberhaupt und nicht etwa Theorien, Phrasen, ideologisches Geschwätz, von dem die Franzosen nichts verstehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Damit werden sie sich amüsieren und sich leiten lassen, wenn man ihnen nur das Ziel, wohin man sie führt, geschickt verhüllt."



Napoleon Bonaparte
Nach einer Zeichnung von Isabey

Zwischen jenem Junitag, wo im lieblichen Parke von Montebello unter Italias köstlicher Sonne der Bürgergeneral Bonaparte dem überraschten Miot de Mélito diese seltsamen Eröffnungen machte und jenem Frühmorgen des 23. Juni 1812, an welchem der Kaiser Napoleon in polnischer Verkleidung das Dorf Nogariski verließ, um, an den melancholischen Ufern des Njemen entlangreitend, die passende Stelle für einen Brücken-

schlag zu suchen, lagen fünfzehn Jahre, ein halbes Menschenleben. Aber wie war dies halbe Menschenleben ausgefüllt! Hundert, ja tausend Menschenleben können ausgelebt werden bis an die biblische Grenze, und sie bringen nicht das an Taten ein, was dieser Mensch in diesen drei Lustren geleistet hatte. „Das Glück ist ein Weib, und jemehr es für mich tut, desto mehr will ich von ihm fordern!“ Das kühne Wort hatte der Korse an Marmont gerichtet, als seine siegreichen Kohorten in Mailand einzogen. Und wahrlich, er hatte viel gefordert von seinem Glücke. Aber mehr, als es zu fordern vermochte, hatte das Glück seinem Schoßkind gegeben. Die Kaiserkrone Frankreichs und Italiens Königskrone deckten seinen Scheitel. Seines Sohnes Mutter war eine Kaisertochter aus Habsburgs altem Stamme. Seines Kaiserreiches Grenzen erstreckten sich im Norden bis zur Elbe, ja bis zur Ostsee. Die drei großen Emporen der einstigen Hansa, Lübeck, Hamburg und Bremen mit ihren Gebieten waren französische Städte, an der Travemünder Meeresbucht patrouillierten französische Douaniers. Das Herzogtum Oldenburg und das preußische Ostfriesland waren einverleibt, einverleibt waren Holland und Belgien. Der Rhein bildete die glatte Grenze, das ganze linke Rheinufer gehörte zu Frankreich. Aus Kurhessen, Hannover und den eroberten preußischen Gebietsteilen links der Elbe hatte des Kaisers Faust das Königreich Westfalen zusammengeballt, wo sein Bruder Jérôme das Szepter führte. Die neugebackenen Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen, das Großherzogtum Baden und die kleinen deutschen Staaten, welche bei der großen Umpflügung noch übrig geblieben waren, bildeten den Rheinbund unter dem allergnädigsten Protektorat des Kaisers der Franzosen. In Nord-Italien, im sogenannten Königreich Italien, schaltete als Vizekönig Eugen Beauharnais, Josephinens Sohn aus erster Ehe, derselbe, der als Knabe dem General Bonaparte seines Vaters Degen abgefordert hatte. Über Süd-Italien, genannt das Königreich Neapel, herrschte Schwager Joachim Murat. Spaniens Krone — ach, eine Dornenkrone — trug Joseph Bonaparte, des Kaisers älterer Bruder. Und all diese Könige und Königlein gehorchten dem Winke des Gewaltigen, — Satrapen waren sie, nichts mehr. So ein König stand in den Augen des Korsen und seiner Leute niedrig genug im Werte. Als Ludwig von Wolzogen, damals in württembergischen Diensten, für seinen nagelneuen König in Würzburg, wohin ihn der Kaiser befohlen hatte, Quartier machen wollte, bat er den Marschall Lannes, doch für den König sein Quartier frei zu machen. Aber der hochmütige Marschall, dessen Vater noch als Stallknecht unter dem ancien régime die Pferde gestriegelt hatte, schrie den armen Wolzogen an: „Scheren Sie sich zum Teufel, Ihr Herr ist ja weiter nichts als ein König, ich aber bin Marschall des Kaiserreichs!“

Ja, dieser Advokatensohn aus Korsika hatte recht, als er damals zu Miot sagte: „Dies ist nur der Anfang meiner Laufbahn.“ Wie jäh und schnell sie ansteigen würde, hat er dennoch kaum geahnt. Wohl hatte er den Wagemut des großen Spielers um alles, und er durfte ihn haben kraft des Genies, das in ihm wohnte. Aber jener große Mut, der das Leben für eine Idee einsetzt, fehlte ihm gänzlich. Georg Danton sprach, als seine Freunde ihm zur Flucht rieten, das erschütternde Wort: „Wenn das freie Frankreich mich verstößt, so gibt es jenseits der Grenzen für mich nichts als Ketten. Man trägt sein Vaterland nicht an der Schuhsohle mit sich.“ Bonaparte aber sagte: „Ich bin die Republik.“ Er setzte sein Leben nicht für Frankreich ein, er setzte sein Leben für sein Ich ein. Sein Mut, der unleugbar ist, denn er hat ihn in hundert Schlachten bewiesen, kaltblütig bewiesen, war dennoch kein Mut, der aus dem Herzen quoll, sondern ein Mut des Verstandes. Wenn die mathematische Formel seines Calculs nicht glatt



Tiddy-Doll, der große französische Pfefferkuchen-Bäcker, zieht einen neuen Schub frischgebackener Könige aus dem Ofen
Sein Geselle, der hinkende Talley (Talleyrand) mischt inzwischen den Teig

Englische Karikatur auf Napoleons Königsmacherei aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von H. Buhrig, Leipzig

aufging, konnte seine Geistesgegenwart versagen. Es ist für den Gang der Geschichte dieser Jahre wichtig, das hier festzuhalten, denn es wird von Episoden seines Lebens bezeugt. Er hatte die Gewohnheit, dem Direktorium, sobald es sich seinem Willen nicht fügen wollte, mit seinem Rücktritt zu drohen. Das verfing in den meisten Fällen und er sah diese Drohung nur noch als ein Zwangsmittel an, sich durchzusetzen. Kurz vor seiner Abreise nach Ägypten, im Frühjahr 1798, gab es wieder einen scharfen Zusammenstoß und es beliebte dem Obergeneral, jenen Zorn zu zeigen, auf dessen schauspielerische Darbietung er sich so meisterhaft verstand. „Wohlan, Ihr Bürger-Direktoren," polterte Bonaparte, „so werde ich mein Kommando niederlegen". Aber diesmal blieb der Präsident des Direktoriums Jean Baptiste Rewbell, ein Republikaner vom reinsten Wasser, Herr der Lage. Kaltblütig setzte er sich an seinen Schreibtisch, schrieb das Entlassungsgesuch und sagte mit fester Stimme: „Unterzeichnen Sie, Bürgergeneral." Der aufs tiefste erschrockene Bonaparte wußte, daß er mit diesem einen Federstrich seine ganze Macht vernichten würde, er hütete sich, zu unterzeichnen und ging betreten fort. Tagelang schlich er bedrückt umher, da er fürchtete, man würde ihn durch Gift oder Dolch beiseite schaffen. — Ein ähnlicher Fall, wo der Calcul zu versagen drohte, wurde an jenem 19. Brumaire des Jahres 1797 beobachtet, der in seinem Ausgang Bonaparte an die Spitze der Macht stellen sollte. So wohl vorbereitet dieser ganze Staatsstreich war, es gab an jenem Tage Minuten, wo das Geschick Bonapartes wieder bedenklich zwischen Auf und Ab schwankte. „Vom Triumph zum Fall ist nur ein Schritt. Ich habe gesehen, daß in den größten Angelegenheiten eine Kleinigkeit wichtige Vorgänge entschieden hat," so schrieb der Korse schon einige Jahre zuvor und zeigte damit, daß er an einen Zufall im Glück oder Unglück glaubte. Für alle Fälle stand an jenem Novembertage der sechsspännige Reisewagen des Mitverschwörers Sieyès fertig angeschirrt zur Flucht bereit. Als der General Bonaparte in den Sitzungssaal des Rates der Fünfhundert trat, begegneten ihm schon die Rufe: Verfassung oder Tod! Nieder mit den Diktatoren! Sein Bruder Lucian, welcher der Versammlung präsidierte, konnte des Tumults nicht Herr werden. In diesem Augenblick bemerken einige Abgeordnete durch die Türfenster die Uniformen und Bärenmützen der Grenadiere. Ein wütender Lärm entsteht alsbald. Wie, man will uns durch Grenadiere zwingen? Bewaffnete im Hause des Gesetzes? Nieder mit dem Tyrannen, hors la loi! hors la loi! Als dies furchtbare Wort ertönt, das die Männer der Gironde heimatlos und gejagt wie wilde Tiere in die Wälder trieb, das den allmächtigen Robespierre mit seinen Genossen auf das Schaffot schleuderte, erbleicht Bonaparte, seine Fassung versagt, halb ohnmächtig zerrt ihn die kräftige Hand des General Lefebvre aus dem Gedränge ins Freie. Lucian Bonaparte zerreißt in der Verzweiflung sein Amtskleid, Grenadiere, die in den Saal dringen, retten ihn aus den Händen der erbitterten Deputierten. Als das „hors la loi" nach draußen schallt, stutzen selbst die Grenadiere vor der Macht dieses Wortes. Bonaparte steht wie betäubt da und Lucian ist es, der zuerst die Fassung gewinnt. Er zückt in dramatischer Stellung sein Schwert auf die Brust des Bruders und ruft: „Ich bin der erste, der ihn ersticht, wenn er je etwas gegen die Freiheit unternimmt." Der heißblütige Murat befiehlt Trommelwirbel, die Soldateska ist gewonnen und das Gesetz weicht dem Bajonette. — Am nächsten Tage allerdings hatte der General Bonaparte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen, er nahm, wie selbstverständlich, den Präsidentenstuhl des Konsulats ein und der immer schlagfertige Sieyès sagte nach der Sitzung benaut zu Talleyrand: „Wir haben einen Herrn, der alles kennt, alles kann und — alles will!"



Bonaparte

Letzte Lithographie von Charlet, beendet an seinem Todestage 29. Dezember 1845

Wenn der alte Revolutionstheoretiker und Konstitutionsmacher Emanuel Joseph Sieyès jemals in seinem Leben die politische Lage richtig gekennzeichnet hatte, so war es mit diesen Worten: Frankreich hatte einen Herrn, der alles konnte, alles wußte und alles — wollte. Und zwar im vollen Umfange der Worte. Ein staatsmännisches Genie allerersten Ranges stand jetzt an der Spitze Frankreichs und hielt mit der starken Hand, die in Italien und Ägypten nach Lorbeeren gegriffen hatte, die Zügel des Regimentes, die den Bourbonen und den Revolutionsmännern entsunken waren.

Napoleon Bonaparte wußte ganz genau, was er wollte, als er, von Ägypten zurückkehrend, Frankreichs Boden wieder betrat: Wie geschickt er's vermochte, sein Schiff durch die Brandung der Parteien in den Hafen zu steuern, das hat er mit trockenen Worten etliche Jahre später der Frau von Remusat vertraut: Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr, aber ich nahm mich sehr in acht: es war eine jener Epochen meines Lebens, wo ich der Geschicktere war. Ich sah den Abbé Sieyès und versprach ihm die Ausführung seiner wortreichen Konstitution. Ich empfing die Führer der Jakobiner, die Agenten der Bourbons; niemandem versagte ich Ratschläge, aber ich gab sie natürlich lediglich im Sinne meiner Pläne. Ich verbarg mich vor dem Volk, weil ich wußte, daß, wenn meine Zeit da sein würde, die Neugier, mich zu sehen, meine Schritte kreuzen könnte. Jeder fing sich an meinen Angeln, und als ich Staatsoberhaupt wurde, gab es keine Partei in Frankreich, welche nicht irgend eine Hoffnung auf meinen Erfolg setzte.



Sieyès
Nach einer Lithographie von Delpech

Mochten nun auch allerlei Ränke und Schliche, die einmal in seiner korsischen Natur lagen, mitgeholfen haben, ihn an die Spitze des Staates zu stellen, — jetzt, als er da stand, zeigte er sich als der einzige Mann, der den Verhältnissen gewachsen war. Die erste Zeit seines Konsulats zeigt Bonaparte von seinen besten Seiten. Das französische Volk in allen seinen Schichten sehnte nach den verworrenen blutigen unsicheren Revolutionsjahren, nach der Lotterwirtschaft der Direktorialzeit, einen Zustand der Ordnung und Gesetzmäßigkeit herbei, den nur ein ganz Starker schaffen konnte. Diesen Staat, der verrenkt und aus den Fugen war, wieder einzurenken, bedurfte eines Herkules an Geist, Arbeitskraft und Wirklichkeitssinn. Und die Arbeit, die dieser schmächtige Konsul Bonaparte in wenig Monaten

leistete, war gewaltig und weit über Menschenmaß hinausragend; Ehre dem, dem Ehre gebührt.

Der Geist Mirabeaus, der einst seinen Sekretär auf den Einwand „Impossible, Monsieur le Comte“ die Antwort zugeschleudert hatte: „Unmöglich? sprechen Sie mir dies Vieh von einem Wort nicht aus;“ der dem Tag gezürnt hatte, weil er nur vierundzwanzig Stunden zählte, schien in diesem Korsen erwacht zu sein. Bonapartes Arbeitstag zählte zwanzig Stunden, kein Minister hatte Ruhe vor ihm. Er fragte seinen Beamten die Seele aus dem Leibe. „Mit seiner unermüdlichen, auf das Einzelne gerichteten Tätigkeit, mit seiner geistigen Rastlosigkeit, die ihn immer drängte, sich neue Sorgen zu schaffen, herrschte er nicht nur, er regierte auch; er versah nicht nur ununterbrochen den Dienst des Premierministers, sondern tat dies gründlicher als jeder andere Minister.“

Ein Faksimile Napoleon Bonapartes

Und welche Zustände fand Bonaparte vor. Charakteristisch ist seine Unterredung mit dem Kriegsminister Dubois-Crancé. Dieser konnte weder über die Kopfzahl, noch über die Aufstellung der Armee Auskunft geben. „Sie bezahlen doch die Armee, so geben Sie mir wenigstens die Soldrechnungen!“ — „Wir bezahlen die Armee nicht.“ — „Sie verpflegen doch die Armee, geben Sie uns die Rechnungen des Verpflegungsamtes.“ — „Wir verpflegen Sie nicht.“ — „Aber Sie kleiden die Armee, geben Sie mir die Rechnungen des Bekleidungsamtes.“ — „Wir bekleiden Sie nicht.“ — General Berthier wurde sofort zum Kriegsminister ernannt. Eine Schar von Stabsoffizieren mußte in Eilposten und auf schnellen Rappen durch Frankreich rasen, um festzustellen, was, wie und wo die Armee sei.

Mit der Souveränität des Volkes, diesem Hauptglaubensartikel der Revolution, räumte der erste Konsul gründlich auf. Der große Autokrat, der in ihm steckte, trat hier unverschleiert hervor. Ordnung, Ordnung und nochmals Ordnung sollte werden, und er war der Mann, sie rücksichtslos zu schaffen. Der allmächtige Präfekt, der Vertreter der obersten Gewalt, trat in seine Rechte und mit ihm ein Beamtenheer, das nichts kannte

als den Gehorsam gegen die Zentralgewalt in Paris, mochte sie nun erster Konsul oder Kaiser heißen. Bonaparte wollte nicht den Schein der Macht, er wollte die uneingeschränkte wirkliche Macht. Er war die Revolution, er war die Republik; er war das Kaiserreich.

Der unermüdliche Sieyès, der nunmehr in zehn Jahren seine vierte Konstitution gebaut hatte, wollte ihr als Gipfelpunkt und Staatsoberhaupt einen Grand-Electeur geben. Dieser Grand-Electeur war eine echte und unverfälschte Aushecktung des ci-devant Abbé, eine seiner vielen Unmöglichkeiten, die er in die Welt gesetzt hatte. Dieser Grand-Electeur sollte zwei Konsuln unter sich haben, einen Kriegskonsul und einen



Napoleon Bonaparte
Nach einem Gemälde von Robert Lefèvre gestochen von Desnoyers

Friedenskonsul, dazu einen Senat, der aber das verzwickte Recht hatte, den regierenden Grand-Electeur unter gewissen Umständen abzusetzen. Bonaparte war über diesen Grand-Electeur wütend: „Wenn Ihr Grand-Electeur sich streng an die Befugnisse hält, die Sie ihm geben, so wird er der Schatten, der beinlose Schatten eines Königs Nichtstuer (roi fainéant) sein. Kennen Sie irgendeinen Menschen, dessen Charakter niedrig genug wäre, um sich in einer solchen Afferei zu gefallen. Will der Grand-Electeur aber seine Vorrechte mißbrauchen, so hat er eine unbeschränkte Gewalt. Wäre ich Grand-Electeur, so würde ich bei der Ernennung der beiden Konsuln sagen: Wenn Sie irgend einen Minister ernennen, oder irgend ein Aktenstück ohne meine Genehmigung zeichnen, so setze ich Sie ab. Nun können Sie sagen: In diesem Falle wird der Senat den Grand-Electeur absetzen: Wohlan, dies Heilmittel ist schlimmer als das Übel selbst. Niemand hat Bürgschaften nach diesem Plan. Welches wird anderseits die Stellung dieser beiden Konsuln sein? Der eine



Kaiserin Marie Louise
geborene Erzherzogin von Österreich, Napoleons zweite Gemahlin
Gezeichnet und gestochen zu St. Cloud von F. Godefroy (1810)

wird die Minister der Justiz, des Innern, der Polizei, der Finanzen, des Schatzes unter seinen Befehlen haben; der andere die der Marine, des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten. Der erste wird umgeben sein von Richtern, Verwaltungsbeamten, Finanzmännern, Leuten in langem Talar; der zweite wird nur Leute mit Epaulettes und Degen um sich sehen; der eine wird Geld und Rekruten für seine Armeen haben und der andere wird sie ihm nicht geben wollen. Solch ein Regiment ist eine ungeheuerliche Schöpfung aus widersprechenden Ideen zusammengesetzt, in denen keine Vernunft ist. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß der Schatten einer Sache deren Wirklichkeit vertreten kann."

Dieser gewaltige Wirklichkeitsmensch wollte keine Senatspuppe sein, sondern sein Wille, der seine ganz allein sollte gelten, so weit die Grenzen Frankreichs reichten. „Der erste Konsul," so lauteten seine Sonderrechte, „veröffentlicht die Gesetze; er ernennt und besetzt nach Belieben die Mitglieder des Staatsrats, die Minister, die Gesandten und anderen Oberbeamten des Auswärtigen, die Offiziere des Land- und Seeheeres, die Mitglieder der öffentlichen Verwaltungen und die Kommissare der Regierung bei den Gerichten. Er ernennt ohne Widerruf alle Straf- und Zivilrichter." Das sah anders aus, als die Komödie vom Grand-Electeur. Hier waren, scharf umrissen, die Machtbefugnisse eines Monarchen und nur noch der Hermelin, das äußere Zeichen der Herrschgewalt, fehlte. Was der erste Konsul in Paris dekretierte, pulsierte in raschem Instanzenzug durch die Präfekturen und Unterpräfekturen der Departements, durch die Mairien der Städte und Dörfer, von den rebenumstandenen Hügeln des Rheins bis zur Küste, die des Ozeans Wogen bespülten. In seiner Hand lag die Zivilgewalt in ihrem ganzen Umfange. — Und sein Befehl galt für den Wachtposten, der sein Schilderhaus am Gestade des Südens aufgerichtet hatte so gut wie für die Teerjacken der Marine, die im Hafen von Boulogne ihre kräftigen Hände regten. Er galt ihnen als der Eine, der sie alle schützte und nährte, als der kleine Korporal, der auf der Brücke von Arcole die Fahne voran getragen hatte, als der unerschrockene Feldherr, der in der Wüste Afrikas die Jahrtausende alten Pyramiden zu Zeugen ihres Ruhmes aufgerufen hatte.

Wahrlich, dieser Mann verstand es, seine gewaltige Macht zu gebrauchen. Er verstand es, mit eiserner Hand gegen jedes Gesetz, brutal bis zum äußersten, zuzugreifen, wo er seine eigene Macht oder die Macht des Staates, den er in seiner Person verkörpert sah, verletzt und angegriffen glaubte. Dann wallte das korsische Blut in ihm auf und seine Rache war furchtbar. — Am Weihnachtsabend des Jahres 1800, als er in die Oper fuhr, explodierte unmittelbar hinter seinem Galawagen eine Höllenmaschine. Die Scheiben seines Wagens zersprangen, er selbst aber blieb unverletzt, da der Kutscher in rasendem Tempo fuhr. Dagegen wurden eine Reihe Passanten getötet und schwer verletzt. Kurz zuvor war erst eine wirkungslose jakobinische Verschwörung entdeckt und ihre Urheber hatten auf dem Schaffot gebüßt, jetzt schob Bonaparte den Jakobinern auch diese neue Tat in die Schuhe. Seine Mitkonsuln, der Staatsrat, die zuständigen Behörden sträubten sich, gesetzlos vorzugehen. Sie schlugen ein Ausnahmegericht vor, aber Bonaparte wollte von nichts wissen. „Hier handelt sich's nicht um gerichtliche Metaphysik. Die metaphysischen Geister haben seit zehn Jahren in Frankreich alles verdorben. Als Männer des Staates müssen wir die Lage betrachten und als Männer von Entschluß Abhilfe schaffen. Die anständigen Leute, die beständig zittern müssen, werden sich beruhigen und sich einer Regierung anschließen, welche die Kraft gezeigt hat, sie zu schützen. Hier gibt es keine Wahl: entweder muß man alles verzeihen wie Augustus, oder eine Rache üben, die rasch, schrecklich und

dem Verbrechen angemessen ist. Man muß so viel Schuldige treffen, als es Opfer gegeben hat. Man muß fünfzehn bis zwanzig dieser Schurken erschießen und zweihundert von ihnen über die See schicken. Durch dies Mittel wird man die Republik von den Brandstiftern erlösen, die sie unglücklich machen, wird sie reinigen von einem blutigen Abschaum."



Joseph Fouché
Nach einer Lithographie von Delpech

Die harte logische Staatsraison des ersten Konsuls siegte. Der verderbte Fouché war sein Werkzeug, derselbe Fouché, der einst im Dienste des Schreckensregiments in Lyon schreckliches Gericht halten mußte, wurde jetzt von Bonaparte gezwungen, gegen seine eigenen Gesinnungsgenossen, die Jakobiner, vorzugehen. Dieser Mann brachte alles fertig: „Diese Leute," so legte er dem Staatsrat seine Scheingründe dar, „sind nicht ergriffen worden den Dolch in der Hand, aber sie sind sämtlich allgemein bekannt als Leute, die fähig sind, ihn zu schärfen und zu führen. Für solche Leute sind die schützenden Formen der Gesetze nicht gemacht." — Fouché wußte genau, daß die Jakobiner mit dem Komplott nichts zu tun hatten. Dennoch gingen in der ersten Hälfte des Januars 1801 drei Schiffsladungen mit Jakobinern in See. Erst auf dem Meer durften die Kapitäne ihre Bestimmungsordre öffnen. „Die trockene Guillotine," die Fiebersümpfe der französischen Tropenkolonien waren ihr Ziel. Kaum zwanzig der Verbannten sahen ihr Vaterland wieder. Als dann die Schiffe auf hoher See waren, hielt Fouché es für an der Zeit, die wirklich Schuldigen zu verhaften: die Royalisten Carbon und Saint-Réjant, die ihr Verbrechen nach kaum vierzehn Tagen auf dem Schaffott büßten. Aber auf das Geschick der Deportierten hatte das keinen Einfluß mehr. Im Gegenteil, es wurde unter der Hand flott weiter verschickt. Bonaparte selbst hat in späteren Jahren dem österreichischen Gesandten Graf Bubna gesagt, daß er mehr als sechshundert „Sergeanten der Revolution" auf diese Weise unschädlich gemacht habe. So schwer traf der einstige Parteigänger der Robespierre und Genossen den Jakobinismus.

Nicht minder furchtbar sollte seine blinde Rache den Royalismus treffen. Er wollte gegenüber den Bourbonen nicht die Rolle spielen, die General Monk einst gespielt hatte, als er die Stuarts auf den englischen Thron zurückführte. Was er gesät hatte, wollte er allein ernten und mit seinen Ellenbogen nach links die Jakobiner, nach rechts die Bourbonen zurückstoßen, um sich den Weg zum Thron zu ebnen. Er beging die ungeheure



Louis Philipp d'Orléans
später König Louis Philipp

Taktlosigkeit, dem Grafen von Provence, der sich als legitimer Nachfolger des enthaupteten königlichen Bruders „Ludwig der Achtzehnte" nannte, eine jährliche Pension von zwei Millionen Franks anzubieten, wenn sämtliche bourbonische Kronprätendenten auf ihre Rechte an Frankreichs Thron verzichteten. In tiefer Entrüstung wies der ahnenstolze Bourbone dies schmähliche Anerbieten zurück. „Als Nachkomme Ludwigs des Heiligen," erklärte er, „werde ich mich bemühen, seinem Beispiele nachzuahmen, indem ich mir auch in der Verbannung die Selbstachtung bewahre; als Nachfolger Franz des Ersten werde ich zum mindesten danach streben, mit ihm sagen zu können: Wir haben alles verloren, nur unsere Ehre nicht!" — Dieser würdigen Erklärung schlossen sich die sämtlichen Agnaten des Hauses Bourbon, der Graf von Artois, der Herzog von Berry und die drei Condés, deren jüngster sich Herzog von Enghien nannte, einmütig an. Auch Louis Philipp von Orléans, Egalités Sohn, der einst bei den Jakobinern Säue gehütet hatte, trat mit seinen beiden jungen Söhnen der Erklärung bei. So konnte Bonaparte also nichts ausrichten, er mußte es anders anfangen, und seine Verschlagenheit fand einen Weg. Ein agent provocateur, namens Méhée de la Touche, an dessen Händen von den Septembermorden des Jahres 1792 Blut klebte, besorgte mit großem Geschick die Aufpäppelung einer royalistischen Verschwörung, die sich gegen das Leben des Konsuls richten sollte.

Mit einer Verschlagenheit sondergleichen legte Bonaparte seine Gegenminen, und er hat nach seinem eigenen Geständnis tatsächlich niemals in wirklicher Gefahr geschwebt, weil seine Agenten und Polizeispione alle Zettelungen und Pläne der Verschwörer genau überwachten. Der unversöhnliche Chouan, der vierschrötige Bauer aus der Vendée, Georges Cadoudal, wurde nach wütender Gegenwehr in seinem Versteck verhaftet. Dieser Parteigänger der Bourbonen, treu wie eine Dogge, aber auch zornwütig wie sie, legte selbst in den Verhören seiner Leidenschaft keine Zügel an. „Jawohl, ich habe Bonaparte mit eigener Hand ermorden und des enthaupteten Königs Bruder als Ludwig XVIII. zum König ausrufen wollen." — Charles Pichegru, der glorreiche Eroberer von Holland, der in den schweren Zeiten der Not mit starkem Arm die Feinde Frankreichs von den Grenzen zurückgetrieben hatte, einer der glücklichsten Generale der Republik, wurde durch den Verrat eines Freundes ausgeliefert. — Jean Victor Moreau, der Sieger von Hohenlinden, der Abgott aller Republikaner, wurde auf Befehl des ersten Konsuls verhaftet wegen Verdachts, an der Verschwörung teilzuhaben. Bonaparte haßte diesen Mann unsäglich. Er sah in dem starren Republikaner, dessen Stirne Feldherrn-Lorbeer schmückte, stets einen Rivalen, und schwer gereizt hatte der General den Korsen, als er das rote Band der Ehrenlegion, die der erste Konsul neu begründet hatte, seinem Hunde umhing. Cadoudal starb nach regelrechtem Prozeß mit seinen Genossen auf dem Blutgerüst. Pichegru war ein Mann

mit politischer Vergangenheit, — er wußte viel; war es klug, einen solchen Mann im Saale der Justiz öffentlich reden zu lassen? Man fand den General eines Morgens erdrosselt in seiner Gefängniszelle vor. Ob er den Römertod durch eigene Hand starb, ob Bonapartes Mamelucken ihn stumm machten, man weiß es nicht, die Toten reden nicht. Schwieriger ließ sich mit Moreau fertig werden. Der tapfere Moreau hatte wohl die Besuche seines alten Waffengenossen Pichegru empfangen, aber er hatte jede Teilnahme an einer Verschwörung zu gunsten der Bourbonen empört abgelehnt. Zwar: verraten hatte er den alten Kameraden nicht, — dem Manne war Ehre alles. Hier setzte die von Bonaparte mit Hochdruck beeinflußte Justiz ihren Hebel an: konnte ein „guter Bürger" sich entspinnende, das Leben des Staatsoberhauptes bedrohende Komplotte dulden? Der erste Konsul rechnete bestimmt auf ein Todesurteil, aber der Name Moreau stand so hoch in Frankreich, daß trotz allen Drucks von oben von den Richtern nur zweijähriges Gefängnis ausgesprochen wurde. Bonaparte war hierauf klug genug, dem Sieger von Hohenlinden Begnadigung anzubieten, wenn er sich entschlösse, nach Amerika zu gehen. So schüttelte denn Jean Victor Moreau den Staub des Vaterlandes von seinen Sohlen und schiffte sich nach dem Lande der Freiheit ein, wo er während des nächsten Jahrzehntes zurückgezogen lebte.



Karl Philipp von Bourbon, Graf von Artois
später König Karl X.

Immerhin: Der Prozeß Cadoudal, der Prozeß Moreau hielten sich in den gesetzlichen Grenzen und selbst, wenn Pichegru, was nicht erwiesen ist, dem Meuchelmord zum Opfer fiel, wenn die Häupter der Jakobinerpartei ohne Richterspruch auf Nimmerwieder-

Louis Stanislaus Xaver von Bourbon, Graf von Provence
später König Ludwig XVIII.



Georges Cadoudal
Nach einer Lithographie von Delpech

kehr deportiert wurden, so waren das innere Angelegenheiten Frankreichs, die schließlich niemanden außerhalb der Grenzen etwas angingen. Die Ordnung des Staates und seine eigene Sicherheit verlangten gebieterisch vom ersten Konsul, daß er scharf zugriff, um sich der Feinde von rechts und links zu erwehren.

Aber während der Prozeß gegen die Royalisten noch schwebte, zerriß plötzlich ein grell aufleuchtender Blitz das dunkle Gewölk, das sich am politischen Horizont des alten Europa zusammengeballt hatte und zeigte Völkern und Fürsten, wessen man sich von diesem Korsen, dem die höchste Macht in Frankreich anvertraut war, zu versehen hatte. Durch seine Spione hatte Bonaparte erfahren, daß der junge Herzog von Enghien, der letzte Bourbon aus der Linie Condé, der seit einigen Jahren im badischen Städtchen Ettenheim, nahe der französischen Grenze lebte, mit dem großen Verräter Dumouriez öfter im geheimen zusammenkomme. Wohl war der alte Abenteurer, der einst, kurz entschlossen, den französischen Kriegsminister mit samt den unverletzlichen Konventskomissaren verhaftete und an Österreich auslieferte, ein gefährlicher Mann. „Wie," rief der erste Konsul wütend aus, „bin ich ein Hund, daß man mich auf der Straße totschlagen lassen will? Sind meine Mörder Heilige? Sie wollen sich an meiner Person vergreifen. Wohlan, ich werde Krieg mit Krieg vergelten." Die Blutrache loderte in diesem Korsen auf und er duckte sich zum Tigersprunge. Mit dreihundert Dragonern brach Oberst Orderer, ein Troupier, der nichts kannte als seinen Befehl, in das Großherzogtum Baden ein, besetzte bei Nacht Ettenheim und hob den Herzog, der im Bette lag, auf. Graf Caulaincourt war inzwischen nach Karlsruhe



Charles Pichegru
Nach einem Stich von J. Rémon



Überfall und Gefangennahme des Herzogs von Enghien 14. März 1804
Nach einer Zeichnung von Rugendas aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

abgesandt, um den Großherzog Friedrich über den ungeheuren Bruch des Völkerrechtes, so gut es ging, zu beruhigen. Die französische Republik, ließ Bonaparte dem Großherzog sagen, könne keine Emigrantenansammlung an ihrer Grenze dulden und müsse zur Selbsthilfe greifen. Friedrich von Baden war ein ehrlicher deutscher Mann und ihm wird der Vorgang weh genug getan haben. Aber was konnte in jenen Zeiten der Zerstückelung ein deutscher Großherzog anderes tun als sich ducken, wenn der allmächtige Konsul der französischen Republik die Stirn in Falten zog? — Man schleppte den unglücklichen Herzog von Enghien nach Straßburg und von dort nach Vincennes. Hier stellte sich alsbald heraus, daß von einer Konspiration mit dem gefährlichen Dumouriez gar nicht die Rede gewesen war. Der große Verräter, auf dessen Kopf der erzürnte Konvent einst eine Prämie von 300000 Livre gesetzt hatte, saß wohlgeborgen in London und der Verdächtige, der beim Herzog von Enghien aus- und eingegangen war, führte nur einen ähnlich lautenden Namen: Marquis von Thumery. Es wurde ferner erwiesen, daß der junge Herzog ganz und gar nichts mit der Cadoudal-Verschwörung zu tun hatte, und wenn der erste Konsul nun menschlich und gerecht verfahren wollte, so blieb ihm nichts übrig, als den Prinzen mit höflichem Bedauern über den Irrtum freizulassen. Aber Bonaparte war fest entschlossen, diesen Bourbon seinem Rachegefühl gegen das ganze Haus zum Opfer zu bringen, so leicht kam ihm ein Bourbon nicht wieder ins Garn. Alles wurde in echt korsischer Tücke geheim betrieben, der Gouverneur des Schlosses Vincennes kannte nicht einmal den Namen seines Gefangenen. Joachim Murat erhielt den Befehl,

ein Kriegsgericht zu berufen. „Was, will er meine Uniform besudeln?“ rief empört der tapfere Degen. Aber ein zweiter schärferer Befehl machte ihn gefügig. Der Vorsitz des sogenannten Kriegsgerichts wurde dem General Hulin, einem ehemaligen Uhrmachergesellen, der sich aber beim Bastillesturm und in den Läuften der Republik als ein Mann von Menschlichkeit erwiesen hatte, übertragen. Hier mußte er seinen ehrlichen Namen beflecken, hier sank er zu einer Kreatur Bonapartes herab. Dennoch versuchte Hulin den Herzog zu retten, dadurch, daß er vor Vollstreckung des Urteils für eine Unterredung des Herzogs mit dem ersten Konsul stimmte, um die Begnadigung zu erwirken, die bei einer Zusammenkunft nicht ausbleiben konnte. Aber schon war Savary zur Stelle, — Savary mit seinen Gendarmen und mit gemessenen Befehlen Bonapartes. Savary riß dem General Hulin das noch feuchte Urteil aus der Hand mit den Worten: „Ihre Arbeit ist getan, das andere ist meine Sache!“ In der Morgenfrühe des 21. März sank im Schloßgarten von Vincennes der letzte Condé unter den Kugeln der Gendarmen. Savary erlaubte seinen Leuten, Kleider, Uhr und Geld des Erschossenen an sich zu nehmen, wie das so Sitte war. Aber keine französische Hand regte sich nach solchem Gewinn. — Der Enkel und Erbe eines der ruhmvollsten Namen der französischen Geschichte, ein Condé, war unter französischen Kugeln gefallen, stolz, mit edlem Mut, bis zum letzten Worte wahrhaftig, — erschossen auf den Mordbefehl eines fremden Emporkömmlings, in dessen Adern kein Tropfen Franzosenblut floß. Ein Schrei der Empörung gellte durch ganz Europa. Hier war, entgegen allem Völkerrecht, entgegen jedem Gesetz, ein ungeheurer, unsühnbarer Mord geschehen. Selbst denen, die Bonaparte am nächsten standen, die es am besten mit ihm meinten, die ihn bis zuletzt angefleht hatten, seinen stolzen Namen nicht zu beflecken, erstarrte das Blut in den Adern. Als der Graf von Caulaincourt, der Sohn eines alten Geschlechtes, aus Karlsruhe zurückkehrte und erfuhr, in welcher Sache er dem Konsul gedient hatte, brach er ohnmächtig zusammen. Josephine machte ihrem Gatten bittere Vorwürfe, daß er gerade diesen Mann, dessen Familie einst den Condés nahe gestanden hatte, mit solcher Sendung betraut habe, aber Bonaparte zuckte kühl die Achseln und antwortete: „Ich wußte das nicht, aber was liegt daran? Wenn Caulaincourt bloßgestellt ist, wird er mir um so treuer dienen und die entgegengesetzte Partei wird ihm verzeihen, daß er Edelmann ist.“ Obgleich dieser Caulaincourt einer der treuesten Diener des Kaisers blieb, man kann sagen, bis zum Rande voll von Aufopferung, hat er dennoch stets in tiefster Seele einen Stachel behalten, der ihn zu seltsamen Widersprüchen trieb. In einer der Schlachten des Jahres 1813 warf er in einem kritischen Augenblick sein Pferd zwischen den Kaiser und eine explodierende Granate, um Napoleon zu schützen. Ein junger Offizier sagte ihm bewundernde Worte über seine tapfere edle Handlung. Da schüttelte Caulaincourt schwermütig den Kopf und sagte: „Das ist wohl wahr, — und dennoch würde ich nicht glauben, daß ein Gott im Himmel lebt, wenn dieser Mensch auf dem Throne stürbe.“ — Die kühle Staatskunst aber, — Talleyrand oder ein Anderer — prägte das vielsagende Wort: „Die Tat war schlimmer als ein Verbrechen, — sie war ein Fehler.“

Kaum acht Wochen nach dem Tode des Herzogs von Enghien, am 18. Mai 1804, übertrug der Senat dem ersten Konsul die erbliche Würde eines „Kaisers der Franzosen“. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß gerade Cambacérès, der zweite Konsul, der vor zwölf Jahren für den Tod des sechzehnten Ludwig gestimmt hatte, hier den Wortführer spielen mußte, als es galt, in Frankreich eine neue Monarchie zu errichten. Er stolperte bei seiner Anrede bedenklich über die Titel „Sire“ und „Votre Majesté“, die der Sturm

der Revolution fortgefegt hatte und die ein souveränes Volk zum alten Eisen geworfen hatte. Aber der geschmeidige Bonaparte half ihm schnell aus der Verlegenheit. „Alles," antwortete er elegisch, „was zur Wohlfahrt des Vaterlandes beitragen kann, gehört wesentlich zu meinem Glück. Ich nehme den Titel an, den der Senat für den Ruhm der Nation nützlich erachtet." — Die Wahl des Senats wurde sanktioniert durch die



Napoleon Bonaparte in der Schlacht bei Arcole
Nach einem Gemälde von Le Gros gestochen von Aubertin

große Volksabstimmung, die sofort, am 19. Mai 1804, allerorts in Frankreich einsetzte. Die allmächtigen Präfekten, die Unterpräfekten und Maires arbeiteten mit unfehlbarer Sicherheit. Millionenfach hallte aus allen Ecken und Enden Frankreichs das „Ja" nach Paris. Drei und eine halbe Million Stimmen traten mit „Ja" auf, — dagegen nur armselige 2500 mit „Nein!" Aber vielleicht wogen diese wenigen Tausende schwerer als jene von dienstwilligen Präfekten und Maires zusammengebrachten Millionen. Jedenfalls lag eine Summe von Mannesmut in jedem einzelnen „Nein!" Dem alten stählernen Marquis Lafayette hatten sieben Jahre österreichischen Kerkers den Nacken nicht zu beugen vermocht: er sagte „Nein." Und „Nein" sagte der „Ci-Devant" Bischof Henri Grégoire,

ein Mann, der nichts kannte als seine reine unverbrüchliche Ueberzeugung. „Nein,“ sagte der große Carnot und wählte ein freiwilliges Exil.

Aber über alle jene, die gefügig waren, begann sich alsbald ein Füllhorn von Ehrenämtern und Würden auszuschütten. Gewesene Jakobiner und bekehrte Royalisten, Constituants und Ci-Devants tanzten in buntem Reigen den Tanz um das goldene Kalb des Erfolges. Unter den Bourbonen ward die Bauchrutscherei so emsig nicht betrieben wie unter diesem neugebackenen korsischen Kaiser. Der Advokatensohn begann sich als



Lafayette
Nach einer Lithographie von Delpech

Nachfolger Karls des Großen zu fühlen. Nach dem Ornate des großen Karl wurde der Krönungsmantel entworfen, der goldene Adler im blauen Felde, der das Wappenschild Karls zierte, wurde auch sein Wahrzeichen. Ein Erzkanzler, ein Erzschatzmeister, ein Connetable und ein Grand-Electeur waren die nächsten an den Stufen seines Thrones. Am Tage der Krönung trugen drei Ehrenmarschälle die Kaiserkrone, das Reichsschwert und das Szepter vor ihm her. Pius VII. hatte die beschwerliche Reise von Rom gemacht, um aus geweihter Phiole das heilige Öl auf den Scheitel des Mannes zu träufeln, an dessen Händen das Blut des Herzogs von Enghien klebte. Aber der Papst mußte, und sie alle, die an diesem großen Dekorationsschauspiel der Kaiserkrönung teilnahmen, sie alle mußten. Der starke Wille dieses einen Mannes regierte sie alle. Gewiß, der Spott

schwieg nicht. In der Nacht vor dem Krönungstage konnte man an vielen Straßenecken der Stadt Paris auf großgedruckten Affichen lesen: „Letzte Vorstellung der französischen Revolution zum Besten einer verarmten korsischen Familie."

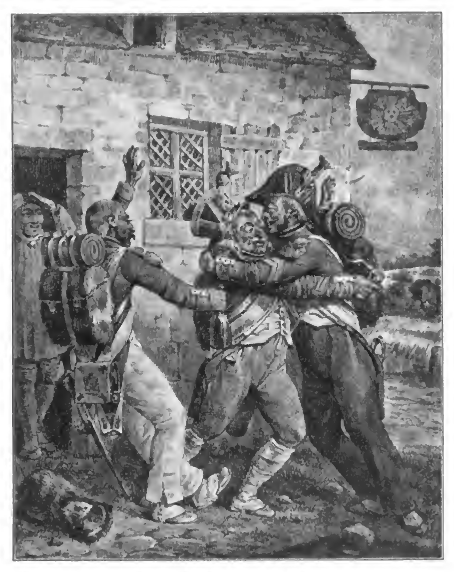
Seltsamer Wandel! Mit einem Schlage ward hier eine neue Aristokratie von kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, von Herzögen, Großoffizieren, Grafen und Marschällen geschaffen. All das, was vor kaum einem Dutzend Jahren die große Revolution mit ihrem Wirbelsturm hinweggefegt hatte, stand plötzlich wieder auf, als habe es nie eine Revolution gegeben. Zwar, wer die Sturmjahre miterlebt hatte, wer sich von der Vergänglichkeit alles Irdischen so handgreiflich hatte überzeugen lassen müssen, der konnte nicht ohne Zweifel über den Bestand die neue Kaiserherrlichkeit betrachten. „Unter



Henri Grégoire
Nach einer Lithographie von Delpech

diesen Leuten," schreibt Henry Beyle, „die sozusagen in den Tuilerien zu Hause waren, die plötzlich elegante Equipagen und auf ihren Wagenschlägen schöne Wappen besaßen, waren viele, die diese Dinge nur für eine Laune Napoleons und zwar für eine verwerfliche Laune hielten. Die Ruhigsten von ihnen sahen darin eine gefährliche Phantasterei. Nicht einer von fünfzig glaubte an ihre Dauer."

Und der Kaiser selbst, der kleine Korporal, der Abgott der Soldaten? Einhundertundfünfzigtausend Bajonette standen im Lager von Boulogne bereit, auf seinen Wink zu marschieren, gegen wen er zu marschieren befahl, und jeden Widerstand zu brechen. Sein Hirn war voll ungeheurer Pläne. Der Gedanke, eine Weltmacht zu gründen, nahm mehr und mehr von ihm Besitz. Am Morgen nach seinem Krönungstage hatte er mit dem Marineminister Decrès eine höchst eigentümliche Unterredung. Die Hände auf dem Rücken, ging er mit seinen kurzen, festen Schritten im Zimmer auf und ab, also raisonnierend: „Ich kam zu spät. Die Menschen sind zu klug. Es gibt nichts Großes mehr zu vollbringen." — „Wie Sire?" rief der erstaunte Minister, „Ihre Stellung hat nicht Glanz genug? Kann es Größeres zu vollbringen geben, als wenn man als einfacher Artillerie-



Kulturträger der Grande Nation
Nach einer Lithographie

offizier angefangen hat, den ersten Thron der Welt zu besteigen." — „Eh bien," war die merkwürdige kaiserliche Antwort, „ich habe eine hübsche Karriere gemacht, das gebe ich zu, aber welch ein Unterschied gegen das Altertum! Sehen Sie Alexander! Nachdem er Asien erobert hatte und sich dem Volke als Sohn des Jupiter ankündigte, glaubte der ganze Orient daran, mit Ausnahme allerdings seiner Mutter Olympia, die wohl wußte, was daran war, und des Aristoteles und einiger athenischer Gelehrter. Nun wohl, und ich? Wenn ich mich heute als Sohn des ewigen Gottes ankündigen würde und ihm im öffentlichen Gottesdienst dafür zu danken ginge, so würde mich jedes Fischweib auslachen, das mir begegnete. Die Völker sind heutzutage zu aufgeklärt, es läßt sich da nichts mehr machen!"

Der Kaiser schätzte die Niederträchtigkeit nach Gebühr: auf die Voraussetzung, daß in einem jeden ein gut Teil davon stecke, gründete sich seine Behandlung der Menschen. Aber was er dem Pariser Fischweib dennoch nicht zutraute, das sollte er anno 1812 bei einer Festvorstellung im lieben Deutschland in Dresden erleben. Irgend ein Schweifwedler



Kaiser Napoleon I.
Nach einem Gemälde von Garnerey gestochen von P. M. Alix

schlimmster Sorte hatte es fertig gebracht, einen Sonnentempel auf die Bühne zu stellen, mit der niederträchtigen Inschrift: „Weniger groß und glänzend als Er ist die Sonne." Soweit hatten es die Deutschen gebracht. Solche Kundgebungen konnten öffentlich erfolgen zur Glorie eines Menschen, der seinem innersten Wesen nach der schlimmste Feind unseres Vaterlandes war, und der seit einem Jahrzehnt seine Geißel über Deutschlands Gaue schwang. Wir aber wollen am Schlusse dieses Kapitels einen Zeugen aufrufen, zu dem heute Alldeutschland in heiliger Ehrfurcht aufblickt, einen der großen Erzieher unseres Volkes, dessen sittliche Kraft unsere Herzen täglich neu erobern sollte. Friedrich Schiller, hinter dem nach dem Zeugnis seines großen Freundes im wesenlosen Scheine das lag, was uns alle bändigt, und was auch dem Korsen stets das Bändigungsmittel für die Menschheit war — das Gemeine, Friedrich Schiller sagte einmal in einem Gespräch über den Konsul Bonaparte: „Wenn ich mich nur für ihn interessieren könnte! Alles ist ja sonst tot, aber ich vermags nicht. Keine einzige heitere Äußerung, kein einziges gutes Wort vernimmt man von ihm; — dieser Charakter ist mir durchaus zuwider!"



Etikett eines Einwickelpapiers für Rauchtabak, wie sie Anfangs des Jahrhunderts zu Ehren Bonapartes in der Mode waren

2. Kapitel

Preußen und Deutschland

Um die Mittagszeit des 16. August 1786 befand sich Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau, seines Zeichens damals geheimer Agent in Diensten der französischen Regierung, auf dem Wege von Berlin nach Potsdam. Da begegnete ihm in wütendem Galopp ein königlicher Leibpage, — ein Pferd zusammengeritten, das zweite schaumbesprüht, ventre à terre zwischen den Schenkeln, raste er dahin. Landleute umstanden das zusammengebrochene Pferd. Der französische Graf radebrechte mit dem Landvolk, so gut er konnte. „Der König in Sanssouci ist schwer krank, der Page ist unterwegs zum Leibarzt Selle nach Berlin." Nun wußte Mirabeau genug: Sein Kurier konnte reiten, seine Brieftauben fliegen, — vorausgesetzt, daß er Geld genug hatte, die Unkosten zu bezahlen. Das hatte er aber gewöhnlich nicht, auch diesmal nicht. Denn Minister Calonne hielt ihn knapp, es war ihm gerade recht, den gefährlichen Mann fern von Paris zu wissen. So mußte sich Mirabeau darauf beschränken, am Abend desselben Tages im Schloß Schönhausen bei einer Soiree der Königin mit dem französischen und dem englischen Gesandten „zu flüstern". Aber beide wollten ihm nicht glauben. Dennoch behielt er recht: In der Nacht vom 16. zum 17. August, um zwanzig Minuten nach zwei Uhr, starb in Sanssouci König Friedrich der Zweite von Preußen, den die Geschichte den Großen nennt.



Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau
Nach einem Stich von Beisson

Während Mirabeau auf der Abendgesellschaft Ihrer Majestät der Königin, die von der schlimmen Wendung im Befinden des Königs keine Ahnung hatte, mit den beiden Gesandten raunte und flüsterte, sehr lebhaft jedenfalls und mit vieler Gestikulation, wie das bei einem Mirabeau nicht anders sein konnte,

leuchte das Leben des großen Königs seinem Ziele zu. Zu Häupten seines Lehnstuhles schlug die Wanduhr. „Was ist die Glocke?“ — „Elf Uhr, Ew. Majestät.“ — „Um vier Uhr will ich aufstehn.“ — Um vier Uhr, mein König? Nicht um vier Uhr und niemals mehr. Morgen werden Deine pünktlichen Sekretäre vergeblich kommen. — Eins seiner Windspiele fröstelte. Der König gebot, es mit einem Kissen zuzudecken. Ein heftiger Hustenanfall erschütterte den sterbenden Körper. Als er überstanden war, seufzte der



Friedrich II., König von Preußen
Nach einem Gemälde von J. G. Frisch gestochen von L. Buchhorn

König erleichtert: „La montagne est passée, nous irons mieux.“ Ja, mein König der Berg ist überwunden, der gewaltige, steile, von wilden Klüften zerrissene, von scheinbar unüberschreitbaren Abgründen durchfurchte Berg Deines Königlebens ist in nimmermüder Arbeit überwunden, und Du kannst schlafen gehn.

Drei Stunden noch hielt sich der Atem in der mühsam ringenden Brust. Der Kammerhusar Strutzky, ein Mensch von unendlicher Treue, kniete an der Erde und hielt den sterbenden König auf seinem Schoß, daß ihm die Atemzüge leichter würden, — drei bange Stunden lang. Als in armseliger Wochenstube in irgend einem armen Dorf die Wehemutter dich dem Licht entgegenhob, war es zu diesem Werk, o Strutzky? Wohl wenigen, die in diese bunte Welt gerufen, war ähnliches beschieden. Seltsam sind der

einzelnen Namenlosen Geschicke. Auch du warst namenlos bis zu dem Augenblick, da du einen sterbenden König auf deine Knice hobst. Und nun führt die Geschichte in ihren Blättern deinen, der Zunge so störrigen Namen neben dem eines der Größten, von dem sie zu melden weiß seit Anbeginn der Dinge.

Als der Kammerhusar Strutzky seinen toten König auf das schlichte Feldbett legte, schlug dröhnend das Tor der Zeit hinter einem glorreichen Jahrhundert der preußischen Geschichte zu, allerdings nicht hörbar den Ohren der Menschen. Die horchten erst auf, als der Kanonendonner von Jena herüberdröhnte. Die glaubten, nun käme eine freiere, glücklichere, sonnigere Zeit, als unter dem straffen Regiment des unbeugsamen Herrscherwillens, der jetzt erloschen war. In weiten Kreisen der Gebildeten atmete man, wie von einem Druck befreit, auf, aber man vergaß völlig, welch ein Genius hier von seinem Werk geschieden war. Wer war da, Friedrich den Zweiten zu ersetzen?

Der Mann, der jetzt in der Garnisonkirche von Potsdam den ewigen Schlaf schlief, war ein geborener König, ein Herrscher von Geblüt, ein Kriegsgenie ersten Ranges, ein Staatsmann, der sich den Respekt einer Welt erzwungen und dabei der erste Diener seines Staates, der unermüdlichste Arbeiter, dessen gewaltige Arbeitskraft bis zwei Tage vor seinem Ende nicht erlahmte. Am 15. August früh fünf Uhr empfing er zum letzten Male seine drei Kabinettssekretäre.

Wer um alles in der Welt war da, diesen Mann zu ersetzen? Etwa sein Nachfolger an der Krone, Friedrich Wilhelm der Zweite? Es soll gesagt sein, daß dieser König besser war, als sein Ruf: ein wohlmeinender, großmütiger Fürst, ein offener Kopf, der gute Gedanken hatte, ein warmblütiger Charakter, großen Entwürfen leicht zugeneigt. Aber wo war die Tatkraft, die Zähigkeit, die Arbeitsfreudigkeit, wo waren alle diese Tugenden, die erforderlich sind, um die leicht beieinander wohnenden Gedanken in Taten umzusetzen? Die Gedanken blieben vielfach Gedanken und kamen nicht weiter als aufs Papier, oder wenn sie ausgeführt wurden, so wurden sie übereilt ausgeführt. Die Entwürfe, die dem König vorgelegt wurden, konnten schnelle begeisterte Aufnahme finden, aber sobald Schwierigkeiten eintraten, die der Bequemlichkeit des korpulenten Herrn zuwider waren, blieben die Dinge auf halbem Wege stehn. Die königliche Großmut, die in Friedrich Wilhelm dem Zweiten wohnte, wurde ausgenutzt. In seiner raschen sanguinischen Weise ließ er sich dazu überreden, die von Friedrich eingeführten Staatsmonopole auf Tabak und Kaffee, die dem Volke verhaßt waren, kurzerhand zu beseitigen. Aber wo sollte der Staat jetzt die anderthalb Millionen Taler hernehmen, welche diese vom alten König aufs strengste durchgeführten Monopole den Staatskassen zuführten? Die Folge war einfach, daß jetzt Salz, Brot, Zucker und Bier herhalten mußten, um den Ausfall zu decken. Statt der Luxusartikel wurden Bedarfsartikel besteuert; was der alte König den wohlhabenden Kreisen genommen hatte, mußten jetzt die ärmeren Kreise mittragen. Zwölf Tage nach dem Tode des alten Königs schon begann diese Reform, die nichts eintrug als einen empfindlichen Mißerfolg. Und so ging es mit einer ganzen Reihe von Maßnahmen der inneren Politik, nicht nur auf materiellem, auch auf idealem Gebiet. Unter König Friedrich konnte ein jeder nach seiner Fasson selig werden, nach dem eigenen Worte des Königs. Sein Nachfolger erließ, beeinflußt von seinem ehemaligen Lehrer und Staatsminister Wöllner ein Edikt gegen die Freigeisterei und Aufklärung, um diesem „Unwesen in seinen Staaten schlechterdings zu steuern". Alles gut gemeint, alles böse hinauslaufend. Dieser Nachfolger des großen Königs hatte manche Ähnlichkeit mit Kaiser Joseph dem Zweiten. Allerdings, was die

religiöse Seite angeht, in gerade entgegengesetztem Sinne. Der alte Fritz hatte von seinem Gegner Joseph gesagt: „sehr begabt, ja; aber er hat den Fehler, daß er gewöhnlich den zweiten Schritt tut, ohne den ersten getan zu haben.“ Genau das konnte man von Friedrich Wilhelm sagen.

In militärischer Hinsicht war der neue König persönlich ein mutiger Mann, er hielt die Tradition seines Hauses hoch, folgte den Truppen in ihre Feldzüge, und teilte die Strapazen des Felddienstes wie jeder Offizier. Während der Schlacht von Valmy am 20. September 1792, so erzählt Goethe in seinen Feldzugserinnerungen, trug der König von Preußen trotz des strömenden Regens, der einen bis auf die Haut durchnäßte, keinen Überrock, weswegen denn auch die französischen Prinzen von Geblüt, die in seinem Stabe ritten, es nicht wagten, ihre Überröcke anzuziehen. Also ein soldatischer Mann. Aber die Kriege, die er führte, der Zug nach Holland 1787, der Zug nach Frankreich 1792, die Kriege am Rhein, sie waren übereilt angefangen, sie wurden schlaff geführt; sie brachten der Monarchie nur Schaden und nicht einen Deut Nutzen, sie erschöpften den Kriegsschatz, den Friedrich der Große sorgsam gehäuft, sie führten schließlich zu dem erbärmlichen Frieden von Basel, der Preußen förmlich isolierte.

Während der ersten Jahre nach Friedrichs Tode führte der Minister Hertzberg, der dem alten König Jahrzehnte lang gedient hatte, die äußere Politik. Er war seinem Herrn stets ein geschickter, brauchbarer und zuverlässiger Diener gewesen, mehr nicht, irgend einen Einfluß aber hatte er niemals gehabt. Er war ein wohlgeschulter Kabinettsrat, nicht ohne gute Ideen, aber ein Mann der Theorie. Das Wollen hatte er wohl, beim Vollbringen haperte es. Nun, in seinem neuen Ansehen eines Wissenden, gab er sich daran, den Zauberlehrling zu spielen und die Besen aus den Ecken aufzurufen, aber es war kein Meister mehr da, der im Augenblick der Not das beschwörende Wort hätte sprechen können. So schwankte während des Hertzbergschen Regiments die preußische äußere Politik schon bedenklich hin und her, ganz aus dem Geleise geriet sie aber, als Bischoffwerder den alten Hertzberg aus der Gunst des Königs verdrängte und die Bündnispolitik zwischen Preußen und Österreich anbahnte, welche zum gemeinschaftlichen Kriege gegen Frankreich führte, der so unrühmlich für Preußen verlief.

Der Fürstenbund aber, das letzte große Werk friedericianischer Politik, ging ganz in die Brüche. Und dennoch lag in diesem Fürstenbund der gesunde Gedanke, der ein Jahrhundert später zur Schöpfung unseres geeinigten Deutschland geführt hat. Als unter dem unruhigen Regiment Kaiser Josephs des Zweiten der Besitzstand Bayerns dauernd beunruhigt wurde, begründete König Friedrich gemeinsam mit Sachsen und Hannover und einer Reihe andrer deutscher Kleinstaaten diesen Fürstenbund, der den Zweck hatte, der österreichischen Ländergier ein Ziel zu setzen. Dies war der letzte große Schachzug, den Friedrich in der Staatskunst vollbrachte. Gewiß hat der klarblickende, in allen Künsten der Diplomatie kundige König nicht allzuviel von der Wirkung eines solchen Bundes gehalten; er wußte, daß nur Preußens eigene Kraft das unbedingt verläßliche Moment, der rocher de bronze, sein würde, auf den er sich im Falle erneuten Zweikampfs mit dem Erzhaus verlassen müßte. Dennoch aber konnte, wenn ein starkes Preußen das Rückgrat für einen solchen Fürstenbund bildete, wenn dies Preußen öffentlich die Führung der mittleren und kleinen Bundesstaaten übernahm, ein nützliches wehrhaftes Ganze daraus werden. Die Mehrheit der deutschen Kurfürsten konnte die deutsche Kaiserkrone dem Hause Habsburg entziehen und sie einem rein deutschen Fürsten aufs Haupt setzen. Dieser Fürstenbund hatte weite Ziele, konnte sie haben, wenn in Preußen klare Politik



Friedrich Wilhelm II., König von Preußen
Nach einem Gemälde von A. Graff gestochen von Jakob Adam

gemacht wurde. Mit großer Aufopferung hat sich der tüchtige deutsch denkende Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Landesfürst, nach des großen Königs Tode der Ausbreitung und Festigung dieses Fürstenbundes angenommen. Aber Friedrich Wilhelm der Zweite, der als Prinz für dies Werk der Staatskunst seines großen Oheims Feuer und Flamme gewesen, war der Sache längst müde, und Hertzberg nannte den Bund sogar „das Kreuz der großen Politik". So wurde trotz der guten Aussichten, welche die emsige Tätigkeit Karl Augusts von Weimar dem Gedeihen des Bundes eröffnet hatte, nichts rechtes aus ihm. Ohne ein in seiner Politik zielbewußtes Preußen ging's nicht, und dies Preußen irrlichterierte hin und her.

Der neue König, der als Prinz schon höchst leichtsinnig gelebt hatte, ließ leider von seinem bedenklichen Lebenswandel auch nicht ab, als sein hohes Amt ihn an die Spitze des Staates stellte. Sein ehebrecherisches Verhältnis zur Frau seines Kammerdieners

Rietz, der schönen Tochter eines Trompeters, die er später, als sie am Hof von Neapel eingeführt zu werden wünschte, kurzerhand zur Gräfin Lichtenau beförderte und mit einigen Gütern beschenkte, — dies fatale Verhältnis war eines preußischen Königs mindestens unwürdig. Ebensowenig sittlich erlaubt waren seine Ehen zur linken Hand mit dem Fräulein von Voß und der Gräfin von Dönhoff, die ein willfähriges Kirchenregiment leider Gottes in tiefster Devotion billigte. Der König, den man bei seinem Regierungsantritt gleich Ludwig dem Fünfzehnten als den „Vielgeliebten" begrüßt hatte, sank infolge seines Wandels bald in der öffentlichen Achtung. Vieles, was da geschah, mag man, wenn man die Sitten jener Zeit betrachtet, vielleicht milder ansehen, aber daß es am Hofe eines Hohenzollern geschehen konnte, war unerhört. Zwar: Das Gerücht vergrößerte, die Pamphletliteratur wuchs mächtig an, skandalsüchtige Skribenten fischten im Trüben, und leider: es gab genug zu tadeln und zu schelten.

Was dem Hofe recht erschien, erschien der Berliner Gesellschaft billig. Das Beispiel der höchsten Kreise wirkte ansteckend auf die oberen Zehntausend und auch tiefer hin, wenn es da noch viel anzustecken gab. Denn schon während des letzten Jahrzehnts der Regierung des großen Königs hatten es die besitzenden Kreise mit ihrer Lebensführung längst nicht mehr genau genommen. Als die Wunden des siebenjährigen Krieges einigermaßen vernarbt waren, als der Volkswohlstand sich sicher und stetig zu heben begann, machte sich allmählich auch eine Üppigkeit in der Lebenshaltung geltend, die mit einer schlaffen Moral Hand in Hand ging. Unkraut wuchert, überwuchert, wo kein Jäter ist, auch die im Schweiße des Antlitzes mühsam bestellte Saat. Und wenn hier der erste Mann im Staate ein schlechtes Beispiel gab, wenn die hohe Geistlichkeit, die Hüterin der Sitte und Tugend die Heiligkeit der Ehe so gering achtete, daß sie sich den Wünschen des Königs so leicht beugte, was sollte da das Bürgertum sagen! Der Umschlag war zu groß. Fast drei Jahrzehnte lang hatte in der ersten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts Friedrich Wilhelm der Erste, der Schöpfer des preußischen Heeres, der geniale Volkswirt, sein preußisches Volk zur Einfachheit, zur Sittenstrenge und zur Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit erzogen. Und fast durch fünf Jahrzehnte hatte dann sein großer Sohn Friedrich der Zweite, in schweren Kriegen, in verzweifeltem Ringen um die Existenz seines Staates, von diesem Volke fordern müssen, was es in der Schule seines Vaters, des großen Erziehers, an Tüchtigkeit und Opfermut erworben, — und dieses Volk hatte nicht versagt. Aber der König, der es durch dieses halbe Jahrhundert führte, war dem Volke ein Beispiel, ein Vorbild in Pflichttreue und Arbeit. Was forderte er wohl von dem Einzelnen, was er nicht zehnfach selbst geleistet hätte? Stolzes Wort, das er sprach: „Ich bin der erste Diener meines Staates!" Und nach diesen beiden Männern, nach diesem Vater und diesem Sohn, vor denen kein Preuße tief genug den Hut ziehen kann, ein König, der nicht die innere Kraft aufbrachte, seine guten Anlagen zu verwerten, der über die Anläufe nicht hinauskam, der zu rasch war, wo er hätte bedächtig sein müssen, zu schwankend, wo die Tat am Platze war, der sich in seinem Privatleben mit Maitressen und Günstlingen umgab, der mystische Sitzungen mit Geisterbeschwörern abhielt und das Gebimmel einer Glasharmonika und die quäkende Stimme eines Bauchredners als Offenbarungen hinnahm, — der Umschlag war zu groß. Das Fundament, an welchem zwei weise Herrscher ihr Lebelang gearbeitet hatten, die Selbstzucht des preußischen Volks, bröckelte.

Aus jenen Tagen sind uns Berichte überkommen, die mehr beweisen, als uns lieb ist, bewiesen zu sehen. „Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten ging der Hof in allem, was Luxus, Verschwendung, Üppigkeit und Hintansetzung aller Sittlichkeit



Friedrich Wilhelm III., König von Preußen
Nach einer Zeichnung von F. Bolt gestochen von H. Meyer



Berlin zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts vom Tempelhoferberg aus gesehen

genannt werden konnte, voran. Die Hauptstadt stimmte mit ein und die Provinzen folgten bald nach. Man hat in der Residenz die physischen Genüsse bis zum höchsten Raffinement gesteigert. Es gibt eine Menge Leute aus dem Militär-, Zivil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delikatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen und die feinsten Weine aus den heißen Zonen dazu genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem französischen Koch ein und verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel oder zu einer Spiel- oder Teegesellschaft zu gehen. Im Theater oder bei den Tees bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern. Beim Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Das Verderben der Sitten hat sich auf diese Weise allen Ständen mitgeteilt." Die zweite Hälfte des recht ins einzelne gehenden Berichtes dieses Zeitgenossen wollen wir hier lieber verschweigen, es ist immer gut, von solchen Berichten die Hälfte abzuziehen: Denn selbst, wenn wir diese intimen Details getrost im Tintenfaß lassen und nicht in Druckerschwärze verwandeln, bleibt noch genug übrig. Wohl aber mag hier noch ein Zeuge auftreten, der gewohnt, seine ehrliche Meinung in gutem derben Deutsch auszudrücken. Der alte aufrechte Gottfried Schadow, der sagte in spätem Alter, seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt, einmal zu dem Chronisten Varnhagen von Ense: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrschte die größte Liederlichkeit. Alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien und fröhnte allen Lüsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann sich jetzt (anno 1841, als Schadow dies erzählte) gar nicht mehr vorstellen, wie wohltätig auf solche Üppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms des Dritten kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin."

König Friedrich Wilhelm der Dritte bestieg am 16. November 1797 den Thron, er war damals 27 Jahre alt. Friedrich Wilhelm war ein Mann von tiefem, frommem und ernstem Gemüt, peinlich gewissenhaft in der Erfüllung seiner Herrscherpflichten, wahrhaftig

und nach seinen menschlichen Kräften gerecht denkend, keusch und sittenrein, ein sparsamer Haushalter, ein guter, liebevoller Gatte und Vater, — ein Mann, dem Ehre alles war, wortkarg und gediegen. In tiefen Friedenszeiten an die Spitze eines übersichtlichen und gesicherten Staatswesens gestellt, wäre dieser Fürst der beste Herrscher gewesen, den man sich denken kann. Er strebte danach, auch als König einfach und wie ein Privatmann zu leben. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen," sagte er gleich am Anfang seiner Regierung. Er scheute sich davor, dem Lande die Kosten einer prächtigen Hofhaltung aufzuerlegen. Als der Hofmarschall am Tage nach seiner Thronbesteigung der Mittagstafel zwei Gerichte hinzugefügt hatte, wehrte der König lächelnd ab mit den Worten: „Wozu das, habe ich denn seit gestern einen größeren Magen bekommen?" Und als ein eifriger Kammerdiener beim Eintritt in den Speisesaal statt des einen Flügels beide Türflügel aufwerfen wollte, sagte der König: „Sag mal, bin ich denn seit gestern so dick geworden, daß eine Tür nicht mehr genügt?"

Aber bei aller bürgerlichen Bescheidenheit hatte der König dennoch ein ausgeprägtes Bewußtsein seiner königlichen Würde. Die Majestät „von Gottes Gnaden", die ihm die Geburt verliehen hatte, war ihm heilig und er hielt streng darauf, daß sie in seiner Person geachtet wurde. Weil aber sein nüchterner klarer Geist nur ein kleines Gebiet beherrschte, und ihm der Schwung der großen Ideen durchaus fehlte, war der Verkehr mit ihm für die vielen hochbegabten, schöpferisch veranlagten Männer, welche die Wogen der Zeit besonders in den Jahren nach dem Zusammenbruch ihm zuführten, nicht immer leicht. Aber es muß hier gleich gesagt sein, daß dieser Herrscher im Laufe seiner Regierung in seine Aufgaben hineinwuchs und sich schließlich auch mit all den Reformen und Neuschöpfungen, die seine ihn überragenden Staatsmänner für notwendig erklärten, abfand. Denn in dieser verschlossenen, sich nach außen so ungern öffnenden Königsseele lag ein ansehnliches Quantum gesunden Menschenverstandes verborgen. Er nahm nichts urteilslos hin, er versuchte alles genau zu durchdringen und zu ermessen, und seine Einwände waren häufig genug stichhaltig, seine Einsicht hat selbst jene Männer seines Rates, die ihm geistig weit überlegen, oft überrascht. Aber er liebte es nicht, öffentlich zu reden, die Gabe der Rede war ihm versagt, er sprach knapp, lakonisch, im Infinitiv, und bei aller Herzensgüte, die diesem Monarchen innewohnte, klang sein Wort vielfach barsch und rauh.

Ein halbes Jahr, bevor Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, berichtete der französische Gesandte Caillard an das Direktorium in Paris über eine Unterredung, die er mit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen und Großoheims des Kronprinzen, über diesen gehabt hat. Prinz Heinrich war gewiß ein scharfer Beurteiler, der gern die Schwächen seiner Mitmenschen zu geißeln pflegte und von dem ein günstiges Urteil daher doppelt wiegt. „Der Kronprinz," so hat nach Caillards Bericht Prinz Heinrich sich geäußert, „hat keine besonderen Umgangsformen, er ist etwas rauh, weiß sich nicht elegant und fließend auszudrücken. Er hat in seinem Wesen eine gewisse Strenge, die man versucht sein könnte, für Unhöflichkeit und Schroffheit zu nehmen, aber bei einem Manne, der andere regieren soll, fallen die äußeren Formen nicht ins Gewicht, wenn der innere Kern nur wahrhaft gut ist und der ist beim Kronprinzen ausgezeichnet. Das Glänzende des Geistes ersetzt bei ihm sehr viel gesunder Verstand, seine scheinbare Strenge ruht auf dem Grunde eines stark ausgebildeten Sinnes für Gerechtigkeit, Ordnung und Sparsamkeit. Über die Lücken seines Wissens gibt er sich keiner Täuschung hin, aber glauben Sie nicht, daß er sich ohne Nachdenken der Meinung seiner Umgebung unterwerfe; erst will er aufgeklärt und überzeugt sein, denn er entscheidet sich nur auf gute Gründe hin und pflegt alle Einwände, die sich seinem Verstande darbieten, erst zu erschöpfen."



Königin Luise von Preußen
Nach einem Gemälde von Schröder gestochen von F. Ruſcheweyh

Der König hatte auch jenen den Gliedern des Hohenzollerngeschlechtes vielfach eigenen Wirklichkeitssinn, der den Dingen mit einer guten Dosis Humor entgegentritt und ihren Kern sicher trifft. Als zu Anfang des Jahrhunderts Jean Paul in Berlin eine Gastrolle gab und von der Königin und den Damen der Gesellschaft sehr, vielleicht etwas überschwenglich, gefeiert wurde, denn es wird berichtet, daß man sich nicht nur um die eignen Haare des Dichters, sondern auch um die seines Pudels bewarb, sagte der König lakonisch: „Höre, daß man diesen Jean Paul gar zu sehr herausstreicht, mag ganz gute Romane geschrieben haben, für die Liebhaber wenigstens, sind mir ein bißchen gar zu kraus. Immerhin ein gewisses Verdienst, läßt sich aber doch sehr halten. Was soll erst werden, wenn von einem großen Staatsmann oder von einem Helden die Rede ist, der das Vaterland gerettet hat? Damen verstehen das Maßhalten nicht." — Und fast, wie wenn der Große Friedrich sie gesprochen, lauten des Königs Worte über Johann Gottlieb Fichte, als der große Philosoph, von der Orthodoxie aus Jena vertrieben, sich nach Berlin wandte und beim König eine Beschwerde eintraf, daß man ihm dort den Aufenthalt gestattet habe. „Ist's wahr", meinte der König trocken, „daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir tut das nichts."

Friedrich Wilhelm lebte in äußerst glücklicher Ehe mit seiner Königin Luise. Denn hier war der seltene Fall, daß zwei fürstliche Menschen durch einen Herzensbund vereinigt waren. Friedrich Wilhelm hatte, als er mit seinem Vater 1792 in den französischen Revolutionskrieg zog, die junge Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz in Frankfurt am Main kennen gelernt und alsbald tief empfunden, daß gerade diese eine die rechte für ihn sei. Er hat in späteren Jahren, als schon längst das Eheband durch den Tod zerrissen war, dem Bischof Eilert einmal erzählt, daß der erste Augenblick des Sehens auch die gegenseitige Zuneigung hervorgerufen habe: Eine innere Stimme habe ihm gesagt, „die ist es oder sonst keine auf Erden". „Habe mal," so fuhr der König fort, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Seelen sich gleich beim ersten Blicke begegnen, etwas sehr schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zumute war, als wir uns zum erstenmal sahen und wie wir uns das nachmals oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes klares Bewußtsein, das gleichzeitig ihre und meine Augen mit einer Träne netzte." Die wundervolle Stelle aus der Braut von Messina, die der König hier erwähnt, mag hier Platz finden, denn schließlich ist der Dichter selbst der berufenste Interpret menschlicher Gefühle.

Als ich die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel, mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen scheinen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden,
Die ist es oder keine sonst auf Erden.



Königin Luise von Preußen
Nach einem Gemälde von J. F. A. Tischbein

In der Tat muß die Königin Luise eine Erscheinung von seltener Schönheit und Holdseligkeit gewesen sein. Goethe berichtet in seiner Wahrheit und Dichtung von dem Eindruck, den Königin Luise und ihre Schwester, die dem Prinzen Ludwig von Preußen, dem Bruder des Königs vermählt wurde, auf ihn machten.

„In mein Zelt eingehaftelt," schreibt er, „konnte ich sie vertraulich mit den Herrschaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das genaueste beobachten, und wirklich mußte man diese beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird."

Inmitten eines frivolen Hofes, inmitten einer sittenlosen, prunksüchtigen bürgerlichen Gesellschaft lebte das junge prinzliche Paar ein vorbildliches, reines, glückliches Familienleben, das auf Thronen selten, und bei den oberen Zehntausend nicht eben häufig ist. Und als Friedrich Wilhelm dann zur Regierung kam, war es ihm, der selbst schwer genug unter den Zuständen am Hofe seines Vaters gelitten hatte, die erste Pflicht, gründlich aufzuräumen. Die „Mâitresse en titre", die Gräfin Lichtenau, alias Madame Rietz, wurde verbannt, mit ihr eine Reihe ihrer Kreaturen. Vieles wurde anders, die Fenster

weit aufgestoßen und gründlich gelüftet. Am Hofe wehte fortan eine reine keusche Luft. Leider war es keineswegs so in den Schichten der sogenannten guten Gesellschaft, leider nicht so bei dem flott verdienenden Bürgertum, leider hielten selbst viele Beamtenfamilien es nicht für notwendig, dem sparsamen haushälterischen Beispiel am Königshofe nachzuleben. Wohl sagt des alten Sprichworts Wahrheit, daß böse Beispiele gute Sitten verderben, aber tausendmal schwerer ist es, daß gute, reine Beispiele verdorbene Sitten emporheben. Die von dem alten Schadow in so derber Form gekennzeichnete Völlerei und Vergnügungssucht blieb bei. Den Familien, die zur Gesellschaft gehörten, wurde es natürlich schwer, sich ihren vermeintlichen Pflichten zu entziehen, auch wenn das Einkommen keine großen Sprünge zuließ. Welche Zustände dann schließlich im Innern der Familie entstanden, das schildert der unbestechliche Fichte in einem Briefe an seine Frau sehr anschaulich.

„Ich kenne," schrieb er, „hier einen Kriegsrat, der achthundert Taler Besoldung hat und einen Bedienten in prächtiger Livree. Dieser kocht verwichenen Sonnabend für die Familie ein halb Pfund Rindfleisch und für sechs Pfennige Kartoffeln und Mohrrüben zum Mittagessen. Es findet sich, daß das Fleisch nicht weich gekocht ist, sonach wird nur das Gemüse verspeist und das halbe Pfund Fleisch den andern Tag wieder gekocht zum Sonntagessen. Die Frau Kriegsrätin wäscht das Hemd, das sie am Sonntag tragen will, Sonnabend selbst in ihrer Stube aus und — geht indes ohne Hemd."

Ein Stern am Himmel der Berliner Gesellschaft jener Zeit war Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, jenes tapferen Prinzen Ferdinand, der in der blutigen Schlacht von Breslau anno 1757 seiner Brigade, hinein in den dichten Kugelregen, die Fahne voraufgetragen hatte.

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschaun,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott schöner Frau'n.
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen,
Prinz Louis Ferdinand.

So singt Theodor Fontane von ihm. In dieses Prinzen Adern floß ein starker Tropfen vom Blute des großen Königs. Sein reger begehrlicher Geist sog förmlich alles Schöne in sich auf, sprühender Witz war ihm eigen, seine Hand meisterte die Tasten, man sagt, daß er ein musikalisches Genie gewesen. Ein glänzender Turner, Schwimmer und Fechter, der beste Reiter in der Armee, militärisch sowohl wie politisch weitsehend und von sicherem Blick und reger Unternehmungslust, wäre er gewiß, rechtzeitig vor größere Aufgaben gestellt, ein Feldherr geworden, den man auf dem Schachbrette des Krieges mit guter Hoffnung selbst einem Napoleon hätte gegenüber stellen können. Schon schmückten des Krieges Lorbeeren seine junge Stirn; bei der Belagerung von Mainz hatte er anno 1792 an der Spitze seines Regiments die Schanzen von Zahlbach gestürmt, als noch der Flaum der Jugend seine Lippe deckte. Aber dieser Prinz paßte nicht in die Umgebung des Königs. Die beiden Vettern verstanden sich nicht. Der König, nüchtern denkend, peinlich gewissenhaft, Schritt für Schritt sorgsam wägend, sittenstreng, der Prinz überschäumend, vorwärts stürmend, in seinen Sitten allzu locker, das gab keine Harmonie. So kam es, daß die Kräfte des Prinzen brach lagen und daß während seiner Entwicklungsjahre die fruchtbringende Saat und buntes Unkraut jäh durcheinander wucherten. Dennoch

ein ganzer Mann, ein edles Reis am Stamme der Hohenzollern. Glühende Vaterlandsliebe, rauschende Tatkraft wohnten in seiner Brust, und hätte man auf ihn gehört, rechtzeitig, statt auf die Haugwitze und Köckeritze, wäre Preußen schon 1805 mit 200000 Streitern losgebrochen, wären vielleicht die Jahre schwerer Schmach von dem Staate abgewendet worden, — vielleicht aber auch die Jahre sittlicher Erneuerung und innerer Erstarkung nicht erschienen. „Das historische Urteil," sagt Heinrich von Treitschke, „vermag nicht abzusehen, wie die Demütigung von 1806 der alten Monarchie hätte erspart werden können."

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte war ganz gewiß in tiefster Seele von der großen Verantwortung, die in seinem königlichen Amt lag, bewegt. Es drängte von allen Seiten in jener gärenden Zeit so heftig auf ihn ein, daß er, der nur das Nächste übersehen konnte, der von Natur veranlagt war, die Dinge schwarz zu sehen, wahrlich oft Ursache zu verzagten Stimmungen hatte. Einst, im letzten Sommer seines Lebens, hatte der große König bei einem Spaziergang im Parke von Sanssouci zu seinem jungen, damals sechzehnjährigen Großneffen Friedrich Wilhelm gesagt: „Ich bin am Ende meiner Karriere und mein Tagewerk ist bald getan, ich fürchte aber nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Überall liegen Gärungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu beruhigen und auszurotten. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, — und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los!"

Zu bald nur war das eingetroffen, was der alte Fritz prophetischen Blickes vorhergesagt. Seit 1789 war in Frankreich der Teufel los. Nein, nicht nur der Teufel, sondern eine ganze Hölle von Teufeln. Die Monarchie der Bourbonen war zertrümmert. Der Enkel von sechzig Königen war gerichtet von einem Heer von Advokaten, von Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Kein Stein des alten Staatsbaues war auf dem andern geblieben. Scharen ihres Besitzes beraubter Seigneurs waren über den Rhein gejagt, lungerten an den Fürstenhöfen und Edelsitzen herum und gar manche von ihnen, deren Vorfahren durch Jahrhunderte in Frankreichs Kriegen das Lilienbanner und das Schwert geführt hatten, mußten sich jetzt als Haarkräusler und Garköche ernähren. — Im Feldzug von 1793 hatte Friedrich Wilhelm auch jene Truppen der Revolution kennen gelernt, die, schlecht bekleidet, schlecht genährt, zusammengelaufen aus allen Ecken und Enden Frankreichs, von vor Patriotismus weißglühenden Konventsrepräsentanten in den Kampf getrieben wurden mit den Worten: Mit Brot und Stahl kommt Ihr bis nach China! Tut Eure Pflicht! Das waren dieselben Truppen, die von Schlacht zu Schlacht ziehend, einst den Kern bilden sollten zu jenen siegreichen Kohorten, mit denen der geniale Korse das alte Europa überschwemmte. Und auf dem Huldigungsfeste seiner jungen Königsherrlichkeit hatte Friedrich Wilhelm es erleben müssen, daß inmitten der monarchischen altpreußischen Versammlung der Abgesandte eben jener Republik erschienen war, in einfach bürgerlichem Rock, von der breiten trikoloren Schärpe der Republik umgürtet, mit ungepudertem Haar, der ci-devant-Abbé und Generalvikar Emanuel Sieyès, der in jener furchtbaren Nacht, da über das Schicksal des sechzehnten Ludwig entschieden wurde, das kurze harte Wort gesprochen: La mort sans phrase! Konnte der Glückwunsch dieses Königsmörders aus ehrlichem Herzen kommen?

Was Wunder, daß der junge König gegen grundlegende Reformen starke Bedenken hatte! Die revolutionären und republikanischen Ideen spukten in vielen Köpfen. Ihre suggestive Kraft schafften ihnen auch dort Eingang, wo eigentlich altgeheiligte Traditionen

hätten Halt gebieten sollen. Der erste General der preußischen Monarchie, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig stand ganz öffentlich im Rufe eines entschiedenen Freidenkers, ja, die französische Republik hatte sogar diesem Mann im Jahre 1792 das Generalkommando über ihre Heere angeboten, demselben Manne, der einige Monate später die verbündeten monarchischen Truppen gegen eben dieselbe Republik führte und ein wütendes Kriegsmanifest losließ, in welchem er damit drohte, daß in Paris kein Stein auf dem andern bleiben solle, wenn dem gefangenen König Ludwig auch nur ein Haar gekrümmt würde. So seltsame Widersprüche zeitigten selbst gescheite Köpfe!

König Friedrich Wilhelm hielt sich all diesen Einflüssen ängstlich fern. Er hatte sich, als er den Thron bestieg, fest an den General von Köckeritz angeschlossen, zu welchem er ein unbegrenztes Zutrauen hatte. Dieser Köckeritz war seiner Zeit dem jungen Prinzen als Adjutant zuerteilt worden, und Friedrich Wilhelm hatte an seinem Adjutanten gerade die Eigenschaften kennen gelernt, die ihm menschlich besonders zusagten. Noch am Abend des Tages seiner Thronbesteigung schrieb der König an diesen Getreuen, wie folgt: „So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurteilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten imstande sein wird. — Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen betrogen zu werden; ihm muß daher jeder gute Rat, sobald er redlich gemeint ist, willkommen sein. Diesen guten Rat erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen. Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen sind; verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich, zu denken und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will! In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Ratgeber, mehr als jeder andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden.“ — Der Brief geht alsdann weiter, weist dem General von Köckeritz eine ganze Reihe von Aufgaben und Befugnissen zu, gesteht in königlichem Freimut, daß „sich niemand mehr irrt in der Beurteilung der Menschen als ein Fürst“, und schließt mit der Bitte: „Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann.“

Selten wohl ist von fürstlicher Hand ein rührenderer Brief geschrieben worden als dieser. In ihm spricht sich der ganze Friedrich Wilhelm aus: ehrlich vom Scheitel bis zur Sohle, das beste Wollen, echt wie Gold. Und gewiß ist uns auch, daß Herr von Köckeritz derselbe redliche Mann geblieben ist, der seinen königlichen Herrn nach besten Kräften beraten hat. Aber diese Kräfte waren nur schwach, allzu schwach. Die ungeheuer wichtige Stellung des ersten Ratgebers eines Königs von Preußen lag in den Händen einer Null. Der Freiherr von Stein hat in seiner frischen Knappheit und Kürze den armen Köckeritz treffend charakterisiert. „Er war,“ schreibt Stein, „ein ehrlicher, wohlmeinender, nach seiner Überzeugung dem König ratender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen, ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde. Hier bildete sich natürlich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gewöhnlichkeit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte, als Ruhe und Frieden von



Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig
Nach einem Gemälde im Nationalmuseum zu Versailles

außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können. Wie sollte ein solcher Automat Gefühl haben für Nationalehre und Selbständigkeit; wie sollte er begreifen, daß in dieser Krisis unseres Zeitalters solche Güter nicht anders als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten und das Lagen eintreten konnten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampf mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seines Vegetierens zu raten."

Dieser Köckeritz, so sehr er auch in Hofkreisen als Dummkopf galt, — der Herzog von Braunschweig nannte ihn in scharfem Spott „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern", — saß warm in der königlichen Gunst. Er pflegte täglich am Mittagsmahl der königlichen Familie teilzunehmen, und da er seine gewohnte Pfeife nach Tisch nicht zu entbehren vermochte, genoß er sogar das Recht, dieselbe auch im königlichen Speisezimmer zu rauchen. Der gutmütige Mann wurde von Bittstellern und Schmeichlern gehörig ausgenutzt und er war zu schwach, um nicht zu alle dem, was ihm gewandt vorgetragen wurde, ja zu sagen. So wurde allmählich die Kabinettspolitik, der Einfluß der Kabinettsräte überwuchernd. Unter Friedrich dem Großen waren diese Herren nichts gewesen als schreibende Sekretäre, als ausführende Subalternbeamte, die das blaue Auge des großen Königs jupiterhaft angeblitzt haben würde, wenn sie sich irgendwelchen Rat oder selbständige Meinung erlaubt hätten. Unter der neuen Ära aber entwickelten sich diese subalternen Schreiber allmählich zu Beratern der Krone und es entstand jene bedenkliche Kabinettsregierung, gegen die erst der große Freiherr von Stein erfolgreich kämpfen sollte, nachdem er ihr vorher zum Opfer gefallen war.

Der beste unter diesen Kabinettsräten war noch Anastasius Ludwig Mencken, ein philosophischer Kopf von aufgeklärten Ansichten, der redlich bestrebt war, Reformen in der inneren Verwaltung durchzuführen. Dieser Mencken hatte eine Tochter Wilhelmine, die im Jahre 1806 die Frau des Rittmeisters Ferdinand von Bismarck wurde und 1815 am 1. April den gewaltigen Mann gebar, der fünfzig Jahre später Deutschland in den Sattel setzen sollte. Mencken drang mit seinen Vorschlägen nicht durch, auch dann nicht, als er den Kriegsrat Friedrich Gentz ans Licht zu ziehen versuchte und dessen Reformvorschläge dem König unterbreitete. Aber für Köpfe wie Gentz, der, ein begeisterter Freund der englischen Verfassung, durchgreifende Neuerungen anstrebte, war in Preußen kein Platz. Vor solchen Leuten hatte der biedere Köckeritz eine unüberwindliche innere Angst. Plänemacher wie Gentz und „Verschemacher" wie der geniale Heinrich von Kleist waren dem guten Herrn unheimlich. So wurde mit dem Geheimen Kabinettsrat Beyme, der übrigens ein studierter Mann war, ein tüchtiger Jurist, und seinen Platz in späteren Jahren gut ausfüllte, und mit Lombard, dem ehemaligen Protegé der Gräfin Lichtenau, dem Sohn eines Friseurs — er pflegte zu sagen „mein Vater gepuderten Andenkens," — so gut es gehen wollte, fortregiert. Beyme besorgte das Innere, Lombard das Äußere. Der Minister Graf von Haugwitz, der verantwortliche Redakteur des bösen Friedens von Basel, blieb auch unter dem neuen König im Amt. Er war ganz in den Händen seines Lombard, den er längst nicht mehr entbehren konnte. In jenen Kreisen der Monarchie, in denen reges Verantwortlichkeitsgefühl wohnte, sprach man von dem Triumvirat Haugwitz, Beyme und Lombard nicht gut. Besonders der Prinz Louis Ferdinand verachtete diese Männer aufs tiefste. Aber was war zu tun? In dem König lebte ein starkes Majestätsbewußtsein und er wachte eifersüchtig darüber, in allen Dingen durch sein königliches Wort die letzte Entscheidung zu geben. Heute machten sich bei ihm diese Einflüsse geltend,



Karl Freiherr vom und zum Stein
Nach einer zeitgenössischen Lithographie

morgen jene, und so kam er, mit peinlicher Gewissenhaft alles prüfend, überlegend und, wie jener Franzose sagte, „alle Einwürfe erschöpfend, die sich seinem Geiste darboten", aus dem Schwanken nicht heraus.

Reformen? Eine Neugestaltung des Staates von Grund aus? Ja, die konnte man unter solchen Verhältnissen nicht erwarten. Denn wo lag in einer solchen Regierung die unerschütterliche Kraft und Festigkeit, grundlegende Reformen durchzuführen? Es schien ein ungeheures Wagnis, — und auch jetzt noch muß ein gerechtes geschichtliches Urteil ein solches zugeben, — ein ungeheures Wagnis, an dem Staatsbau zu rütteln, den zwei große überragende Monarchen aufgerichtet hatten. Der König selbst sah im Grunde viel weiter als alle die Männer, die ihn in jenen ersten Jahren seiner Königschaft umgaben, er hat in ehrlicher Weise über Reformen und die Ziele neuer Bahnen nachgedacht. Aber er hätte selbst einen Riesengeist in sich fühlen müssen, um solche neue Bahnen zu wandeln, den aber spürte er nicht. So blieb so ziemlich alles beim Alten, abgesehen von etlichen Anläufen, von etlichem mühsam hergestellten Flickwerk. Man schrieb, schrieb, schrieb. Mit Grausen sah der Freiherr von Stein in diesen verhärteten Bureaukratismus hinein, als er 1804 als Finanzminister nach Berlin berufen wurde. „Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, ungerühmt und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen auf."

Der König, der fleißig und gewissenhaft arbeitete und sich redlich mühte, alle Regentenpflichten zu erfüllen, mochte doch im Innersten fühlen, daß vieles, was geschehen mußte, ungeschehen blieb, daß weite Gebiete des Staatslebens, die dringend ihres Pflügers harrten, brach lagen. Er pflegte dann seine Erholung in seinem Familienkreise zu suchen, bei seiner schönen Königin, bei seinen Kindern. Da konnte er ganz er selbst sein, ein Mensch unter Menschen, da warf er aufatmend den Hermelin des Herrschers ab. „Ich bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestiert, in meinem ehelichen und häuslichen Leben will ich wenigstens meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die ein jeder Privatmann genießt." — So lange es Gott gefällt und dem Schwert des Korsen, mein König, nicht länger!

Trotzdem das Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten durch die leichtsinnig begonnenen Feldzüge in Holland, in Frankreich und am Rhein dem Lande unverhältnismäßige und nutzlose Opfer auferlegte, die linksrheinischen Gebiete den Franzosen auslieferte und den Kriegsschatz leerte, muß dieser König, rein äußerlich angesehen, dennoch wunderbarerweise ein Mehrer des Reiches genannt werden. Unter seiner Regierung trat im Jahre 1791 Fürst Karl Alexander die deutschen Kulturlande Ansbach und Bayreuth gegen eine Jahresrente an Preußen ab, unter seiner Regierung gelangten bei der dritten Teilung Polens die großen Gebiete Podlachien und Masovien mit der Hauptstadt Warschau an Preußen. In den zehn Jahren seiner Regierung wuchs das preußische Gebiet um 2000 Quadratmeilen, um den dritten Teil seines ganzen Bestandes; das Preußen, das er seinem Sohn hinterließ, umfaßte 5600 Quadratmeilen mit nahezu 9 Millionen Einwohnern. Allerdings über ein Drittel dieser Einwohner waren Slaven, denen jedes preußische Nationalgefühl fremd war. Der ganze Verwaltungsapparat, der die weiten neu erworbenen Gebiete mit den alten Provinzen zu einem starken organischen Körper zusammenfassen sollte, genügte längst nicht. Provisorische Verwaltungen mußten aushelfen; Minister von Hardenberg regierte in Ansbach und Bayreuth, Graf Hoym in Südpreußen, ausgestattet mit der Gewalt eines Vizekönigs. Friedrich Wilhelm der Zweite und nicht weniger sein



Carl August, Herzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach
Nach einer Zeichnung gestochen von C. Müller

Nachfolger waren zu gutmütig, als daß sie mit jener harten und unerbittlichen Strenge, wie sie dem großen König eigen war, die Verwaltung gehandhabt hätten. Besonders schlaff wurde die Besteuerung betrieben. Die großen polnischen Provinzen steuerten zum Staatshaushalt kaum zweimal hunderttausend Taler dazu, und die wohlhabenden fränkischen Gebiete gebrauchten unter Hardenbergs Verwaltung sogar noch einen Zuschuß. — Dazu kam, daß in den polnischen Gebietsteilen ein ständiger zäher Widerstand gegen die Staatsgewalt zu bekämpfen war. Der anmaßende hochfahrende Schlachziz, der in der polnischen Zeit durch sein Veto jede Königswahl zu nichte machen konnte, war jetzt von einem eigenwilligen polnischen Herrn zu einem preußischen Untertan geworden. Diese Leute waren zum großen Teil so ausgepowert und verlumpt, daß kein preußischer Kätner mit ihnen hätte tauschen mögen, aber sie waren auch so erpicht auf ihr Herrenrecht, daß Groll und Gift gegen das preußische Regiment in ihnen fortbrodelte. In den Bauernkreisen aber war der Kaplan an der Arbeit. Das Aufwiegeln und Aufhetzen nahm kein Ende. Denn während die Russen in ihren neuen Gebietsteilen mit Strick und Knute regierten und jeden Widerspenstigen einfach in die Bleibergwerke Sibiriens schickten, versuchten es die Preußen mit Menschenfreundlichkeit und Milde. Sie machten schlechte Geschäfte dabei: Die polnischen Rekruten, die an den Rhein gesandt wurden, mußten schließlich mit Ketten aneinander gefesselt werden, damit sie nicht desertierten. Dieser übermäßige Gebietszuwachs an polnischen Provinzen war zu billig zu haben gewesen. Er war nicht, wie die schlesischen Lande in jahrelangen harten Kämpfen errungen, er war wie ein Lotteriegewinn dem preußischen König in den Schoß gefallen. Die polnischen Lande waren ein Pfahl im Fleische des preußischen Staats.

Aber weit schlimmer für die Weltstellung Preußens, ein viel größerer politischer Fehler als die Erwerbung eines Stücks von der polnischen Beute, war das Aufgeben der deutschen Westgrenze im Frieden zu Basel. Noch auf dem Sterbebett hat Friedrich Wilhelm der Zweite den Beginn des Krieges gegen die französische Republik seinem Minister Haugwitz gegenüber beklagt. Aber es muß zur Ehre dieses Königs gesagt werden, daß er sich gegen den Baseler Frieden bis zum äußersten gewehrt hat. Der war das ureigenste Werk von Haugwitz und von Hardenberg. Die Diplomaten glaubten, daß sie den Friedensgelüsten der gebildeten und maßgebenden Kreise Preußens und Norddeutschlands nachgeben müßten. So verließen sie kühl die Bahn der großdeutschen Politik, die Friedrich der Zweite im Fürstenbund gekrönt hatte, zogen sich hinter ihre Demarkationslinie zurück, die den norddeutschen Staaten die Neutralität sicherte und ließen Süddeutschland im Stich. An den Kaiserhöfen von Wien und Sankt Petersburg herrschte über diese Wendung in der preußischen Politik, die dort als Treulosigkeit erscheinen mußte, helle Entrüstung. Das Erzhaus konnte nun mit schöner Geste an seine Brust schlagen und sich als den Befreier Deutschlands aufspielen und so seine Ländergier und Eroberungslust geschickt verbergen. Mit Rußland und England im Bunde warf es seine Heere gegen den Rhein, während die preußischen Truppen ruhmlos hinter ihre Demarkationslinien zurückgingen. Als nun gar in dem Erzherzog Karl dem Hause Habsburg ein Feldherr erwuchs, der zu siegen verstand und die Generale der Republik, Moreau und Jourdan, über den Rhein zurücktrieb, als die bewaffneten Bauern des Schwarzwaldes Schulter an Schulter mit den Weißröcken die sansculottischen Marodeure zu Paaren trieben, festigte sich zwischen den süddeutschen Völkern und dem Hause Österreich jene tiefgewurzelte Sympathie, die durch Menschenalter vorgehalten hat, bis 1866 Preußen unter Bismarcks Führung sich wieder auf seine großdeutschen Pflichten besann.



J. W. von Goethe

Nach einem Gemälde von J. Stieler auf Stein gezeichnet von J. G. Schreiner

Indessen: Wir haben heute gut reden. Heute kann die Geschichte weiter blicken, als damals, wo die norddeutschen Kreise von Bildung und Besitz mit dem Frieden von Basel viel gewonnen zu haben glaubten und seelenvergnügt im Schutze der Neutralität hinter ihrer Demarkationslinie saßen. Der alte Immanuel Kant sandte seinen berühmten philosophischen Versuch „vom ewigen Frieden“ in die Welt hinaus und Weimar erlebte seine größte Zeit. Goethe schuf den Roman der Romane — seinen Wilhelm Meister, vollendete den ersten Teil des Faust. Schiller ließ eins seiner großen Dramen dem andern folgen, die höchste Blüte deutscher Dichtkunst fiel in jene zehn Jahre preußischer und norddeutscher Neutralität. — Aber auch der Wohlstand wuchs. Handel und Schiffahrt nahmen in Preußen einen außerordentlichen Aufschwung, das Geld rollte, der Zinsfuß fiel. Grund und Boden stieg im Wert. Nach England gingen im Jahre 1800 für annähernd 15 Millionen Taler Ausfuhrwaren, die Einwohnerzahl hob sich von Jahr zu Jahr. Mit dem Wohlstand wuchs überall auch das Behagen und der Luxus des Lebens; der Bürger glitt allmählich in jene friedensduselige Stimmung hinein, die gern in behaglicher Weinecke davon erzählen hört, wenn draußen weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, im übrigen aber den Frieden und die Friedenszeiten segnet. Ja, wenn das Waffengerassel wenigstens da unten in der Türkei gewesen wäre, aber es gellte zu deutlich aus den süddeutschen Bruderstaaten herüber.

„Nicht das Weltmeer hemmt das Kriegestoben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.
Zwo gewaltige Nationen ringen,
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.“

So singt Schiller um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Durfte das Schwert eines großen ruhmbedeckten Staates, wie es das Preußen Friedrichs des Großen war, bei solch eisernem Würfelspiel in der Scheide rosten?

Genau einen Monat vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Dritten, am 17. Oktober 1797, unterzeichnete nach seinem glorreichen Feldzug in Italien der Bürgergeneral Napoleon Bonaparte im Hauptquartier Passariano den Frieden mit Österreich, der nach dem neutralen Dorfe Campo Formio genannt wird. Ein diebischer Friede! Ein Friede, würdig des Generals Bonaparte und würdig der österreichischen Hauspolitik, ein Friede, der Mummenschanz trieb, denn unter seiner weißen Toga barg sich, leis klirrend, die Panzerrüstung des Mars. Venedig, die alte ehrwürdige Aristokratenrepublik, einst die Königin der Meere, eine Empore des Welthandels, war elendiglich vergewaltigt und zum Tauschobjekt bei diesem großen Schacher geworden. Bonaparte warf diesen leicht errungenen Raub dem Habsburger Doppeladler in die Fänge, wogegen Österreich die Lombardei, Belgien und das linke Rheinufer, das Erbgut deutscher Reichsfürsten, an Frankreich abtrat. Außerdem wurde dem Kaiser Franz zugestanden, das reiche Erzbistum



Friedrich von Schiller
Nach einer Lithographie von F. Chevalier

Salzburg einzuziehen und sich ein Stück von Bayern (bis zum Inn) anzueignen. Bonaparte wußte ganz genau, was er wollte. Er hat das in späteren Jahren auch offen ausgesprochen: „Die Republik Venedig war durchaus aristokratisch; die Kabinette von Saint-James und Sankt Petersburg nahmen das größte Interesse an ihr; wenn Österreich sich Venetiens bemächtigte, so mußte dies die höchste Unzufriedenheit und Eifersucht jener Kabinette erregen. Der Senat von Venedig hatte sich gegen Frankreich sehr schlecht, gegen Österreich sehr gut benommen. Welche Meinung mußten die Völker gewinnen von der Moralität des Kabinettes von Wien, wenn sie sahen, wie dieses sich an den Ländern seines Verbündeten, des ältesten Staates im modernen Europa vergriff, ohne Vorwand, rein nach eigenmächtigem Belieben. Welch eine Lehre für Bayern und die andern Staaten zweiten Ranges! Der deutsche Kaiser sollte gezwungen werden, die Festung Mainz, die er doch nur in Verwahrung hatte, an Frankreich auszuliefern, er sollte die Kriegsbeute deutscher Fürsten an sich reißen, deren Beschützer er doch war und deren Truppen in seinen Reihen kämpften. Das hieß den Blicken von ganz Europa die unbeschränkten Regierungen und die ganze europäische Adelsherrschaft im Zerrbild zeigen. Welch schlagenderen Beweis konnte man von ihrer Altersschwäche, ihrem Verfall und ihrer Rechtswidrigkeit geben!"

Allerdings, einen schlagenderen konnte niemand erbringen, das Advokatenblut in diesem Bonaparte versagte nicht. Das ausgeplünderte Venedig kam an Österreich. Vorher hatten die edlen Söhne der einen und unteilbaren französischen Republik noch die Untat begangen, das Staatsschiff Venedigs, den „Bucentaur", dasselbe Staatsschiff, auf welchem der Doge alljährlich am Himmelfahrtstage auf die blauen Fluten der Adria hinauszufahren pflegte, um sinnbildlich durch Versenken eines Ringes die Republik dem Meere zu vermählen, rein auszurauben und dann anzuzünden. Der letzte Doge Venedigs, Ludovico Manin, ein neunzigjähriger Alter, brach tot zusammen, als er die Schwurfinger hob, um dem Erzhaus den Treueid zu schwören. Sic transit gloria mundi! — Während die schwarzgelben österreichischen Fahnen an den Masten des Markusdomes emporstiegen, ließ Kaiser Franz, getreu dem 13. Geheimartikel des faulen Friedens, seine Truppen die Festungen Mainz, Ehrenbreitenstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm und Ingolstadt räumen und gab damit das alte Reich dem lüsternen Erbfeind preis. Ende November hatte der Reichsfriedenskongreß von Rastatt seinen Anfang genommen, nachdem der deutsche Kaiser die Reichsstände eingeladen hatte, „sie möchten dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesamtheit des deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksamst unterstützen, und vereint mit ihrem Reichsoberhaupt den längst erwünschten, auf die Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu gründenden billigen und anständigen Frieden befördern und beschleunigen". Die geheimen Artikel von Campo Formio, die das Reich um den Judaslohn von Venetien und Salzburg verrieten, wurden sorgfältig verschwiegen. Als Judas den Herrn verriet, küßte er ihm die Wange. „Sie kennen das Wiener Kabinett nicht," sagte einst Bonaparte seinem Direktorium, „es ist das gemeinste und hinterlistigste von allen."

Am 26. November 1797 traf der Korse, von Mailand kommend, in Rastatt ein, um mit den österreichischen Staatsmännern die Ratifikationen des Vertrages von Campo Formio auszutauschen. Er fand die Herren noch nicht dort und hatte so einige Tage Zeit, mit seinen Falkenaugen sich die deutschen Zustände anzusehen. Er sah genug, um zu



Franz II., Deutscher Kaiser
später als Kaiser von Österreich Franz I.
Nach einem Gemälde von P. Krafft lithographiert von C. Agricola

erkennen, daß diese ganze Reichsherrlichkeit in den letzten Zügen lag. Der ländergierigste von allen war der Kaiser selbst, der „Schützer und Mehrer" dieses Reichs. Wie konnte es denn da anders sein, daß jeder der Reichsstände auch nach einem Teil Beute schnappte? Frankreich verlangte vom Reich das ganze linke Rheinufer, den Rhein als Grenze. Die Reichsstände links des Rheins, die auf solche schmähliche Weise enteignet wurden, sollten rechts des Rheines für ihren Gebietsverlust entschädigt werden. Das war nicht anders möglich als durch die Einziehung geistlichen Gebietes, durch die sogenannte Säkularisation oder Verweltlichung, Umwandlung und Zurücknahme geistlichen Gebietes durch den Staat. So begann unter den Augen des mit Verachtung auf das Treiben blickenden Korsen die „große Auktion" in Rastatt. Aber als er seine Verträge ausgetauscht hatte, trieb es ihn, den Ruhelosen, andern fernen Zielen zu. Der Kampf gegen das mächtige England schien ihm damals lohnender als die Mitarbeit an der Zertrümmerung des brüchigen römischen Reiches deutscher Nation. Er überließ den Schacher den Bevollmächtigten des Direktoriums Treilhard und Bonnier. Jeder der reichsständischen Gesandten umwedelte und umschmeichelte diese beiden französischen Advokaten, um möglichst viel für sich herauszuschlagen. Bestechungen, Intriguen, lichtscheue Minierarbeit aller Art fanden hier ihre Stätte. Das dynastische Interesse der einzelnen kleinen Fürsten überwog alles andere, an Deutschland und seinen Bestand dachte kein Mensch mehr. Der von Preußen entsandte Bevollmächtigte Christian Wilhelm von Dohm, ein fähiger Kopf von weiterem Blick, schlug dem Berliner Hof zwar vor, die französischen Intriguen dadurch lahm zu legen, daß Preußen als kräftiger Staat, und gestützt auf seine ansehnliche Militärmacht, die Säkularisation geistlichen Gebietes im großen Maßstabe selbst in die Hand nehme und die Gebiete den kleineren Fürsten zuerteile, um sie so an sich und seine Politik zu fesseln. Aber das Berliner Kabinett, mit andern Worten Köckeritz, war für irgend eine großzügige Politik damals nicht zu haben. So ließ man die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Und da Preußen weder sein politisches Schwergewicht, noch auch sein Schwert in die Wage zu werfen bereit war, drängten sich alle die kleineren und kleinen unter den Fürsten an Frankreich heran, das zunächst wenigstens viel versprach. So schleppten sich diese Rastatter Händel über ein Jahr fort bis hinein in den März 1799, bis die von Minister Thugut zusammengebrachte sogenannte zweite Koalition, Österreich, Rußland und England, versuchte, den Knoten mit dem Schwert zu durchhauen. Es war eine der günstigsten Stunden, die französische Republik nicht nur in die Schranken zurückzuweisen, nein, die gewaltige Kriegsmacht, die von allen Seiten gegen Frankreich heranzog, konnte bei richtiger Führung die Republik zerschmettern und auf Jahre hinaus bändigen.

Bonaparte hatte sich, nach Frankreich zurückgekehrt, Hals über Kopf in das ägyptische Abenteuer gestürzt. Neben kalter Berechnung wohnte in diesem seltsamen Menschen der Rausch der Stunde. Es war eine Tat der Verwegenheit, aber eine Tat, die das Genie ins Werk setzte. Mit hundert Kriegsschiffen und vierhundert Transportschiffen, mit 35000 Mann und einer Reihe erprobter Generale setzte der kühne Eroberer nach Alexandrien über. Unterwegs wurde Malta überrumpelt. Alexandrien wurde im ersten Ansturm genommen und die Mameluken-Beys mit wuchtigen Schlägen ins Innere getrieben. Im Treffen von Embabeh, am 21. Juli 1798, wurde die Hauptmacht der Mameluken zersprengt und der Einzug in Kairo erzwungen. „Soldaten, viertausend Jahre sehen auf Euch herab", rief der Obergeneral der Orientarmee, als er seine Linien gegen den Feind führte. Das war die von ihm so klangvoll getaufte Schlacht „bei den Pyramiden". Ihr sagenhafter Glanz umwob durch zwei Jahrzehnte seine Heere, die später bei Austerlitz und

Jena, die an der Moskwa siegten, mit einem Nimbus der Unüberwindlichkeit. Bonaparte träumte nach solchen Erfolgen sich hinein in einen seltsamen Rausch. „Ich schuf eine Religion, ich sah mich auf dem Wege nach Asien, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Haupt, in der Hand einen neuen Koran, den ich selbst verfaßt hatte. Ich hatte in meinen Unternehmungen die Erfahrungen in zwei Welten vereinigt, hatte das Erbteil, das uns die Geschichte gibt, verwertet, die Macht Englands in Indien zerschmettert und durch diese Eroberung meine Verbindung mit dem alten Europa neu geknüpft." — Aber während er die Mameluken besiegte, hatte der englische Kontreadmiral Horatio Nelson bei Abukir die französische Flotte vernichtet und dem französischen Eroberungsheer den Rückzug abgeschnitten. Wochenlang hatte der Engländer die französische Expeditionsflotte im Mittelländischen Meer gesucht, er war gereizt wie ein Tiger. Am Abend des 1. August 1798 entdeckte er sie vor Abukir, breit hingelagert und nach der Seeseite zu zum Kampf gerüstet. „Morgen, meine Herren," rief der kühne Mann seinen Offizieren zu, „habe ich ein Grab in Westminster oder den Pairstitel!" Er ließ sechs seiner Linienschiffe ganz nahe am Ufer hinsegeln, um den Franzosen in den Rücken zu fallen. Das erste „Culloden", lief auf, die andern kamen durch. In der Front und im Rücken angegriffen, wurde die französische Flotte vernichtet. Nur vier Schiffe kamen davon. Bonaparte mit seinem Heer war in Ägypten festgebannt, ein ganzes Jahr lang mußte er sich am Nil und in Syrien mit den Türken und Mameluken herumschlagen, unter furchtbaren Strapazen und Entbehrungen, aber dieses Jahr härtete den Mann, wie die Weißglut des Feuers den Stahl härtet. Nach der Erstürmung von Jaffa ließ er 3000 Kriegsgefangene, die er nicht mitführen konnte und nicht entlassen wollte, über die Klinge springen. Als er die Belagerung von Accon aufgeben mußte, lagen die Lazarette des Belagerungsheeres voll Verwundeter und Pestkranker, sie auf dem Rückzug nach Ägypten mitzuschleppen, war unmöglich. Als der Oberarzt sich weigerte, die Verlorenen durch Opium von ihren Leiden zu befreien, befahl Bonaparte, daß dies Mittel neben jedes Bett gestellt werde, damit jeder seinen Tod freiwillig verrichten konnte, denn es war bekannt, daß die Türken den gefangenen Franzosen die Köpfe abzuschneiden pflegten. Hier, vor furchtbar harte Notwendigkeiten gestellt, senkte sich in das Gemüt des Korsen jene Verachtung des einzelnen Menschenlebens, die ihn mit Menschen nur noch rechnen ließ wie mit Zahlen, und die in einer späteren Stunde, brutal hervorgesprudelt, den Grafen Metternich auf den höchsten Augenblick seines Lebens heben sollte, — anno 1813 in Dresden, wovon noch die Rede sein wird.

Der erste General der Republik, den das eifersüchtige Direktorium so gern auf eine Zeitlang los geworden war, saß nun also in Ägypten, zwischen sich und Frankreich das von englischen Fregatten und Kreuzern eifrig bewachte Mittelmeer; seine Flotte verbrannt, entmastet, zerstört, keine Möglichkeit, hinüber zu kommen. Und in Deutschland, der Schweiz und Italien entbrannte aufs neue der Krieg gegen die Republik. Ein ganz seltsamer Krieg, der so recht zeigte, wie vollständig unhaltbar die inneren Verhältnisse des römischen Reiches deutscher Nation eigentlich waren. Die Republik führte den Krieg gegen den Erzherzog Franz von Österreich, beileibe nicht gegen den deutschen Kaiser Franz; mit dem deutschen Kaiser Franz lebte sie in den schönsten Friedensverhandlungen, mit den Feldherren des Erzherzogs Franz von Österreich rauften sich ihre Generale. Graf Lehrbach, der Diplomat, der auf dem noch immer fortdauernden Friedenskongreß in Rastatt den Erzherzog Franz von Österreich vertreten hatte, reiste am 11. März 1799, als die Generale der Republik Jourdan und Bernadotte den Rhein überschritten hatten,

ohne Erklärung aus Rastatt ab; der Generalbevollmächtigte des deutschen Kaisers Franz dagegen, Graf Metternich der Ältere, blieb in Rastatt und verhandelte ruhig weiter. An eine offizielle Auflösung des Kongresses war auch nicht zu denken, da Preußen und die norddeutschen Staaten ihre Gesandten nicht zurückziehen wollten, denn was gingen diesen, durch die Demarkationslinie in ihrer Neutralität gesicherten Staaten die Händel des österreichischen Erzhauses an? Die Gesandten der französischen Republik, Bonnier, Roberjot und Jean Debry, blieben im Gefühle ihrer Unverletzlichkeit ruhig in Rastatt und hetzten die Reichsstände gegen den Kaiser auf. In München saß der Franzose Alquier, in Regensburg Bacher, in Stuttgart Trouvé und besorgten dieselben Geschäfte. Als der Erzherzog Karl nun gegen die Westgrenze vordrang, wollte er natürlich französische Spione nicht im Rücken haben und wies die drei Bürger der Republik aus. Ein schlimmeres Schicksal wurde den drei Rastatter Gesandten; der französische Minister des Äußeren, Talleyrand, hatte ihnen in kluger Berechnung empfohlen, nur der Gewalt zu weichen. „Halten Sie sich bis zum Äußersten in Rastatt, und verlassen Sie es nur unter Protest." So geschah es. Als aber am 28. April 1799 bei Anbruch der Nacht ihre Reisewagen vom Rheinauer Tor aus die Stadt verließen, wurden sie wenige hundert Schritt vom Stadttor durch Szekler-Husaren überfallen, aus den Wagen gerissen, vor den Augen ihrer Frauen zu Boden geschlagen, ausgeplündert und ihrer Gesandtschaftspapiere beraubt. Bonnier und Roberjot blieben tot auf dem Platze, Jean Debry, obwohl schwer verwundet, besaß die Geistesgegenwart, sich in einen Graben kollern zu lassen und entging so dem Tode. Diese Tat erregte zu jener Zeit ein ungeheures Aufsehen in der zivilisierten Welt, denn der Bruch des Völkerrechts war offenkundig; aus guten Gründen aber ließen die Beteiligten die Tat im Dunkel, das sich bis heute noch nicht gelichtet hat. Eine Lesart nimmt an, daß die österreichische Regierung sich in den Besitz von Papieren setzen wollte, die den Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern politischer Umtriebe zum Schaden des Reichs überführen sollten, aber unter den Dokumenten nicht gefunden wurden. Nur der Dokumentenraub, sagt diese Lesart, nicht der Mord sei befohlen. Aber er war jedenfalls wohl auch nicht verboten. Von anderer Seite wird dieser politische Mord als ein Rachewerk der französischen Emigrantenpartei an den Jakobinern aufgefaßt. Aber nach der ersten Erregung ging die waffenklirrende Zeit mit dröhnenden Schritten über den Vorfall hinweg. Die damalige Untersuchung verlief im Sande und die Geschichtsforschung der Nachwelt hatte einen dankbaren Stoff mehr.

Mit 90000 Mann marschierte Erzherzog Karl gegen den Rhein, General Jourdan hatte kaum die Hälfte. Bei Ostrach und Stockach warf er die Franzosen und trieb sie über den Rhein zurück. Warum er sie bei seiner gewaltigen Übermacht nicht gepackt und vernichtet hat, ist nicht zu verstehen; wenn er wirklich der fähige Feldherr gewesen wäre, der Held, zu dem die Geschichte ihn gestempelt hat, so hätte er hier Erfolge erringen müssen, die ausschlaggebend für den ganzen süddeutschen Feldzug wurden, denn er führte Kerntruppen allerersten Ranges. Aber der Erzherzog war viel zu sehr Kriegstheoretiker, viel zu wenig Praktiker. „Erstens," so urteilt Karl von Clausewitz über den Erzherzog, „fehlt es ihm an Unternehmungslust und Siegesdurst. Zweitens hat er bei einem sonst treffenden Urteil doch in der Hauptsache eine grundfalsche Ansicht von der Strategie: er nimmt das Mittel für den Zweck, und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, für die im Kriege alles geschehen soll, existiert in seiner Vorstellungsweise als eigentümlicher Gegenstand gar nicht, sie besteht für ihn nur so weit, als sie auch Mittel ist, um den Feind von diesem oder jenem Punkt zu vertreiben;

dagegen sieht er alle Erfolge einzig und allein in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden, die doch nie etwas anderes sein können als ein Mittel zum Siege, das heißt: zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen Kräfte. Die Folge dieser



Erzherzog Karl von Österreich
Nach einem Gemälde von Monsorno gestochen von Weiß

falschen Richtung ist, daß der Erzherzog nicht bloß das eigentliche Schlagen unterläßt, sondern daß er auch unaufhörlich mit Kombinationen von Zeit und Raum und mit der Richtung von Straßen, Flüssen, Höhenzügen beschäftigt, diesen Dingen bis in ihre kleinsten Züge Wert beilegt, den sie höchstens in ihren großen haben können, und vergißt, daß die kleinen Hindernisse dieser Art leicht überwunden, kleine Nachteile leicht ausgeglichen sind." Diese überaus klare Charakteristik des Erzherzog Karl als Feldherr aus der Feder des großen Klassikers der Kriegskunst wollen wir uns merken, um noch so manches zu verstehen, von dem ferner die Rede sein wird.

Da war der alte prächtige Suworow, der zähe Moskowiter, der mit dem russischen Hilfsheer in Norditalien gegen die Franzosen und ihre neugegründeten Tochterrepubliken losbrach, ein ganz anderer Kerl. Der Türkensieger und Polenbezwinger, damals ein Greis von siebenzig, kannte keine Niederlage, sein Wahlspruch war: Coup d'oeil, vitesse, vigueur! — Augenmaß, Schnelligkeit, drauf! Als ihm einst der österreichische General Chasteler bescheiden riet, eine Rekognoszierung vorzunehmen, rief Suworow empört: „Rekognoszierungen? Davon will ich nichts wissen. Sie dienen nur feigen Menschen und verraten dem Feind, daß man naht. Den Feind findet man immer, wenn man will. Kolonnen formiert, Bajonett aufgepflanzt, die blanke Waffe und der Angriff, mit dem Bajonett dem Feind auf den Leib, — das sind meine Rekognoszierungen!" So hatte er Polen und Türken besiegt, so besiegte er auch die freien Söhne der einen und unteilbaren Republik. Schade, daß dieser Mann niemals mit Bonaparte zusammengeprallt ist. Der einzige General, der in jener Zeit dem Korsen wenigstens im Kriegshandwerk annähernd ebenbürtig war, in seiner Art ein Genie, wie der Korse in der seinigen. Ein Augenzeuge jener oberitalienischen Tage hat den Sieger in Mailand einreiten sehen. — „Suworow, hinter ihm Melas (der verbündete österreichische General) mit seinem Gefolge ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Suworow eine offene Kirchentüre erblickte. Hurtig sprang er vom Pferde, drängte sich durch die Menge, lief an den Hochaltar und warf sich dort der Länge nach platt auf den Bauch. Nachdem er so einige Minuten gelegen hatte, sprang er in die Höhe, erteilte seinem Gefolge den Segen, lief wieder zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd und ritt, indem er mit seiner rechten Hand, über deren Handgelenk der Kantschu hing, fortwährend dem Volke und den aus den Fenstern zuschauenden links und rechts den Segen austeilte, seinem Quartier zu. Hierbei denke man sich den General auf einem Kosakenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel lag. Kleine Stiefel deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider von weißem gestreiften Zeuge waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nicht zugemacht. Ein Hemd ohne Krause mit offenem Halskragen gab der Luft Raum, es aufzublasen. Über demselben trug er ein offenes weißes Hausleibchen mit kurzen Patten. Die Kopfzierde bestand aus einem Helm aus schwarzem Leder mit schwarzgelber Kammquaste."

Unaufhaltsam drang Suworow vor, sein Heer bestand zu einem Drittel aus Russen, zu zwei Dritteln aus Österreichern, im ganzen 52000 Mann. Unter ihm kommandierte der alte General Melas, der ebenfalls sieben Jahrzehnte auf dem Rücken hatte. Bei Cassano am 27. April 1799 schlug er in einem harten Gefechte den tapferen General Moreau, bei demselben Cassano, wo vor über 90 Jahren ein ähnlicher Charakter wie dieser Suworow, wo der alte Leopold von Dessau mit seinen Preußen wie ein Rasender gefochten hatte, wo zum erstenmal der alte historische Dessauer Marsch unter dem Gebrüll von Kanonen und Musketen erklungen war. Der zweite Gewaltstoß richtete sich gegen Macdonald, der von Neapel zur Hilfe herbeigeeilt war. In dreitägiger Schlacht, vom 17. bis 19. Juni, wurde er an den Ufern der Trebbia entscheidend aufs Haupt geschlagen. Suchte sich denn dieser Suworow für seine Schlachten nur klassische Stätten aus? Hier an der Trebbia schlug vor zwei Jahrtausenden der Karthager Hannibal den römischen Konsul Sempronius Longus.

Der dritte schwere Stoß traf am 15. August 1799 die Franzosen bei Novi; die österreichischen Generale Melas und Kray waren es, die hier die Hauptlorbeeren ernteten. Aber dieser Unglückstag der französischen Waffen war, wenn man genau zusieht, ein



Generalfeldmarschall Graf Suworow
Nach einem Gemälde von Jos. Kreutzinger gestochen von Joh. Neidl

Glückstag für Bonaparte, sein Geburtstag, der spätere Napoleonstag, — ein Tag, an den der Korse stets fatalistisch glaubte. Denn hier bei Novi fiel im Tirailleurgefecht der jugendliche Feuerkopf General Joubert, der künftige Mann für die Partei des ci-devant-Abbé Sieyès, mit dessen Hilfe dieser das Direktorium stürzen wollte. Joubert war bereits im Juli zum Kommandanten von Paris ernannt, und wer weiß, welche Lage Bonaparte in Frankreich nach seiner Rückkehr aus Ägypten vorgefunden hätte, wenn ein siegreicher, tatenfreudiger Joubert an die Spitze der Militärgewalt getreten wäre, während er im Orient verzweifelt focht. So aber fiel Joubert am Napoleonstag bei Novi und wieder einer von denen war weggeräumt, die Bonapartes Weg hätten kreuzen können.

Unter Suworows Schlägen brachen in Italien die Tochterrepubliken Frankreichs rasch zusammen; alles, was Bonaparte im Feldzuge von 1799 erreicht hatte, ging verloren. In Neapel, der sogenannten „parthenopäischen Republik“, gab es eine blutige Gegenrevolution. Die Anhänger der Republik mußten sich nach tapferem Kampfe dem Prälaten Kardinal Ruffo und seinen Bauernscharen ergeben, allerdings erst, nachdem ihnen durch Vertrag freie Einschiffung nach Frankreich zugesichert war. Aber Horatio Nelson, der mit seiner Flotte auf der Reede vor Neapel erschien, übernahm wohl die Einschiffung,

achtete aber den gültigen Vertrag nicht, sondern ließ die gefangenen Republikaner zu Dutzenden an den Raaen seiner Schiffe aufknüpfen, allen voran den greisen Admiral Caracciolo. So befleckte dieser kühne Brite seinen Feldherrnruhm unauslöschlich: Der Sohn des freien England gab sich zum Henker her der verfaulten Bourbonendynastie und der römischen Priesterherrschaft.

Inzwischen hielt sich, obgleich vom Erzherzog Karl hart bedrängt, in der Schweiz der zähe Andreas Massena, „l'enfant chéri de la gloire“, des Ruhmes Liebling. Da brachte es die intrigante Politik der Wiener Hofburg fertig, den Siegeslauf des Feldmarschalls Suworow in Italien aufzuhalten, um den ihr unbequemen Mann dort los zu werden; denn Österreich suchte in Italien das seine, nämlich die Vergrößerung der Hausmacht des Erzhauses, Suworow aber hatte von seinem Kaiser Paul den gemessenen Befehl, die von Bonaparte vertriebenen Dynastien wieder einzusetzen — unvereinbare Gegensätze also. Die Hofburg nahm voreilig den Erzherzog Karl mit der Hälfte der gegen Massena stehenden Truppen aus der Schweiz zurück und Suworow sollte jetzt den Feldzug gegen Massena zu Ende bringen. Erst ließ sich der alte Moskowiter lange nötigen; dann aber überstieg er plötzlich, kurz entschlossen, mit 24000 Mann die Alpen und vollführte jenen grandiosen Marsch über den Sankt Gotthard, der seinen Namen noch weltberühmter gemacht hat, als seine vielen Siege es vermochten. Ein zweiter Hannibal! Unter ständigen Kämpfen mit den Franzosen des General Lecourbe drang Suworow durch die Täler und Pässe des Gebirges vor, pünktlich, wie es die Abrede war, stand er am 26. September in Altdorf und Flüelen am Vierwaldstätter See. Hier war jede passierbare Straße zu Ende. Aber dieser Mensch, der keinen Widerstand kennen wollte, befahl den Vormarsch über den steilen, eis- und schneebedeckten Rothstock. Auf Pfaden, die sonst nur von Gemsenjägern betreten wurden, mußte sein Heer herumklettern, um in Schwyz rechtzeitig die Vereinigung mit den Generalen Korsakow und Hotze zu erreichen. Zu spät: schon war Andreas Massena bei Zürich und General Soult an der Linth über die beiden Generale hergefallen und hatten sie entscheidend geschlagen. Als unter dem mörderischen Feuer der feindlichen Artillerie bei dem Sturm auf die Schanzen vor Zürich seine Regimenter zu wanken begannen, warf sich Massena mitten unter die Fliehenden. „Ihr Lumpengesindel, Ihr besitzt keinen Sous und keinen Strohhalm, und ich — ich habe Millionen! Vorwärts, Grenadiere!“ Nach diesen Worten sprengte der General direkt gegen die Batterien, und seine Grenadiere folgten und siegten. Die Millionen hatte der große Räuber in Italien erpreßt und gestohlen.

Dem alten Suworow blieb nun nichts übrig, als seinen Spaziergang über die Alpen fortzusetzen; er ging über Glarus, Graubünden und über den völlig verschneiten Panix-Paß unter ständigen Kämpfen und Schneestürmen an den Bodensee hinab, um dort Winterquartiere zu nehmen. Es war für seine gänzlich erschöpften Truppen allerdings die höchste Zeit, — Geschütze, Munition, Gepäck, alles war zum Teufel. Dieser tolle Alpenmarsch hatte fast drei Wochen gedauert, militärisch — grandios, praktisch — ohne jeden Nutzen, über ein Drittel seiner Soldaten waren in den fortwährenden Kämpfen gefallen, in den Abgründen verschwunden, in Schnee und Eis erstarrt. — Der Feldmarschall selbst wurde wenige Wochen später von seinem über die österreichische Politik wütenden Kaiser Paul zurückberufen und starb im März 1800 zu Petersburg, natürlich in Ungnade, weil er irgend einen geringen Fehler im armseligen Gamaschendienst begangen hatte.

Während Suworow im Schnee der Alpen herumstapfte, kreuzte Bonaparte, von Ägypten kommend, auf dem Mittelmeer, stets in Gefahr, von den Engländern abgefaßt

zu werden. Seine letzte große Waffentat im Lande der Pharaonen vollbrachte er in der Schlacht von Abukir, in welcher er am 25. Juli 1799 — 18000 Türken mit nur 6000 Mann angriff und vollständig vernichtete. Bei Gelegenheit der Auswechselung einiger Gefangener gab der englische Commodore Sir Sidney-Smith dem französischen Parlamentär boshafter Weise ein Paket neuer Zeitungen mit, die von den Niederlagen der französischen Republik in Italien und Deutschland im Mai und Juni berichteten. Das war für Bonaparte das Signal, daß seine Stunde gekommen sei. Die Republik in schweren Nöten? Die Birne war reif! Mit dem Sieg von Abukir in der Tasche konnte er die Landung in Frankreich riskieren, obgleich seine heimliche Entfernung von der Orient-Armee einer Fahnenflucht sehr ähnlich sah. Politisch allerdings war sie anders aufzufassen. Am 9. Oktober, dem Tage, an welchem Suworow mit seinen abgehetzten Truppen am Bodensee erschien, stieg Bonaparte mit seinen Getreuesten zu Fréjus ans Land. Vier Wochen später, am 11. November, konnte Emanuel Sieyès seinen benauten Ausspruch tun: „Wir haben einen Herrn, der alles kennt, alles kann und — alles will!“



Lord Horatio Nelson
Nach einem zeitgenössischen Stich

Als Bonaparte an der Spitze der Macht stand, blies er zunächst die Friedensschalmei, — ein Virtuos auch auf diesem Instrument, wenn er es wollte.

„Durch den Willen der französischen Nation berufen,“ so schrieb er am 25. Dezember 1799 an den König von England persönlich, „das oberste Staatsamt der Republik einzunehmen, halte ich beim Eintritt in dies Amt für angemessen, davon Ew. Majestät unmittelbar Kenntnis zu geben. — Soll dieser Krieg, der seit acht Jahren die vier Weltteile verheert, ewig dauern? Gibt es denn kein Mittel der Verständigung? Wie können die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas, die mehr Macht und Stärke haben, als sie für ihre Sicherheit und Unabhängigkeit gebrauchen, das Gedeihen von Handel und Wandel, ihre innere Wohlfahrt, das Glück der Familien dem Wahne leerer Größe opfern? Wie können sie verkennen, daß der Friede das erste der Bedürfnisse wie der erste aller Ansprüche auf Nachruhm ist? Dem Herzen Ew. Majestät, die eine freie Nation regiert, und zwar nur in der Absicht, sie glücklich zu machen, können solche Gefühle nicht fremd sein. — In dieser Eröffnung wird Ew. Majestät nichts erblicken, als mein aufrichtiges Verlangen, zum allgemeinen Frieden ein zweites Mal beizutragen durch einen raschen

Schritt, durchaus vertrauensvoll und entkleidet aller jener Förmlichkeiten, die vielleicht notwendig sind, die Abhängigkeit schwacher Staaten zu verschleiern, bei starken Staaten aber nur die Absicht, sich gegenseitig zu täuschen, kund tun. — Durch den Mißbrauch ihrer Kräfte könnten Frankreich und England den Krieg zum Unheil der Völker noch auf lange Zeit hinausschleppen, aber ich wage es zu sagen, daß das Geschick aller gesitteten Nationen von der Beendigung eines Krieges abhängt, der die ganze Welt in Brand steckt."

Und am selben Tage ging aus Paris ein Kurier nach Wien ab, mit einem Brief an Kaiser Franz.

„Jedem Trachten nach eitlem Ruhm abhold, richtet sich mein höchster Wunsch darauf, Blutvergießen zu vermeiden, denn es läßt sich vorhersehen, daß ein neuer Feldzug großer und geschickt angeführter Heere die Zahl der Opfer verdreifachen wird, welche die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereits erfordert hat. Ew. Majestät bekannter Charakter läßt mich am Wunsche Ihres Herzens nicht zweifeln. Hören Sie auf ihn allein, so erkenne ich die Möglichkeit, die Interessen der beiden Nationen zu versöhnen."

Diese Friedensnoten des ersten Konsuls an die Höfe von London und Wien waren diplomatische Meisterstücke. Seht auf mich, Ihr Franzosen, konnte er sagen, Ihr habt einen Mann des Friedens an die Spitze des Staates gestellt! Aber daß er in Wirklichkeit an den geringsten Erfolg seiner Friedensbriefe irgendwie glaubte, das kann man von diesem Realpolitiker sans phrase beim besten Willen nicht annehmen. Der österreichische Minister Thugut war klug genug, sich so anzustellen, als glaube er an die Aufrichtigkeit des ersten Konsuls. Aber schon aus der Antwort, die aus Paris kam, lugte die scharfe Kralle des Korsen hervor: Zu den Bedingungen des Friedens von Campo Formio könnt Ihr den Frieden haben. Campo Formio? Das hieß, die ganzen Eroberungen Suworows und Melas' in Oberitalien, das ganze linke Rheinufer ohne Schwertschlag wieder preisgeben. Zu solchen Bedingungen war Österreich nicht zu haben. Nur noch der äußerste Küstensaum der Riviera war in den Händen der Franzosen unter Andreas Massena; mit siebzigtausend Mann stand Melas bereit, gegen Massena vorzubringen, der kaum die Hälfte an Truppen hatte. Die Aussichten des Erzhauses standen also günstig und Thugut lehnte höflich, aber entschieden jede weitere Verhandlung ab.

Vierschrötiger war Englands Antwort. Nicht der König Georg der Dritte ließ sich herbei, dem ersten Konsul zu antworten, sondern Lord Granville schrieb an den Minister des Auswärtigen Talleyrand: Auf allgemeine Versicherungen friedlicher Gesinnungen könne sich König Georg nicht einlassen; das beste Unterpfand für den Frieden sei die Zurückrufung des angestammten Fürstenhauses der Bourbonen. — Das war ein Schlag ins Gesicht des ganzen Frankreich, das festigte die Stellung Bonapartes mehr wie alles. Was, die Bourbonen zurück, den Provence, den Artois, die Condées, das Emigrantengesindel? Niemals! Und mit scharfem Hohn konnte Napoleon jetzt dem englischen König schreiben, daß Georg III. nicht auf andere Völker eben den Grundsatz anwenden dürfe, nach welchem er sonst die vertriebenen Stuarts auf den Thron von Großbritannien zurückrufen müßte! — William Pitt der Jüngere aber sprach das berühmte ciceronische Wort: Pacem nolo, quia infida, ich will den Frieden nicht, weil er unehrlich ist, — und von neuem loderte der Kriegsbrand empor. Der alte Melas, des Erzhauses Obergeneral, war diesmal flinker als der erste Konsul hoffte; die Armee Massenas wurde durchstoßen, General Suchet gegen Nizza zurückgedrängt und Massena selbst mit 20000 Mann nach Genua hineingeworfen. Hier wehrte sich der lederzähe Schmugglersohn bis aufs äußerste. Bei ihm waren die Divisionsgenerale Oudinot und Soult, beide wie er, ein paar wütende Eber,



Georg III., König von England
Nach einer Zeichnung von Rosenberg gestochen von Stadler

damals im Anfang ihrer Ruhmeslaufbahn. Unter den Belagerten brach eine furchtbare Hungersnot aus, scharenweise folgten die Einwohner den Ausfallstruppen, um Nesseln, Gras und Blätter abzuraufen, die sie dann in ihrem Hunger verschlangen. Diese Verteidigung Genuas ist eine der glänzendsten in der Kriegsgeschichte. Am 4. Juni 1800 verließ Andreas Massena mit 8000 Mann, dem Rest seiner Truppen, die Festung. Das Wort „Kapitulation" hatte er sich streng verbeten: er würde sich, falls man ihn nicht ziehen ließe, mit dem Bajonett den Weg bahnen. „Herr General," antwortete ihm darauf Lord Keith, „Ihre Verteidigung war so heldenmütig, daß man Ihnen nichts abschlagen kann!" Das war derselbe Lord Keith, der fünfzehn Jahre später als Admiral der Kanalflotte den entthronten Kaiser nach Sankt Helena einschiffte.

Inzwischen war Napoleon Bonaparte mit einer Armee von 40000 Mann über den Sankt Bernhard in Italien eingedrungen. Die strategische Notwendigkeit zwang ihn zu diesem Zug, aber zugleich steigerte dieses blitzartig durchgeführte Unternehmen — in sieben Tagen war er jenseits der Alpen — seinen Ruhm gewaltig. Nun hatte auch die französische Nation ihren glänzenden Alpenübergang, zu dem großen Karthager Hannibal, zu dem großen Moskowiter Suworow gesellte sich als dritter Alpenbezwinger jetzt der erste

Konsul und Oberfeldherr der einen unteilbaren Republik, Napoleon Bonaparte, oder Bunabarde Jildirim-„Bonaparte Blitzstrahl", wie ihn die Mohammedaner jenseits des Mittelmeeres nannten. „Nous sommes tombés ici comme la foudre, — wir sind heruntergefahren wie der Blitz, der Feind hat uns schlechterdings nicht hier erwartet und will kaum glauben, daß wir da sind. Große Ereignisse bereiten sich vor. Die Resultate werden, so hoffe ich, bedeutend sein für das Glück und den Ruhm der Republik." So schrieb Bonaparte am 24. Mai 1800 aus Aosta an seinen Bruder Joseph. Für das Glück und den Ruhm der Republik? Nur dafür? —



Lannes
Nach einem zeitgenössischen Stich

Johann Lannes führte die Vorhut; sein derbknochiges Antlitz war noch von Ägyptens Sonne gebräunt, noch brannte seine schwere Wunde von Abukir. Bei Montebello fiel er am 9. Juni den österreichischen General Ott an, der mit dem frei gewordenen Belagerungsheer von Genua anmarschierte. Am 14. Juni hielt er bei Marengo sieben Stunden lang einer Kanonade von 80 Geschützen stand. Aber schließlich mußte er zurück. Um 2 Uhr war die Schlacht von Marengo für die Österreicher gewonnen. Die Divisionen Victor, Lannes, Monnier und die Konsulargarde des ersten Konsuls selbst waren im unaufhaltsamen Zurückweichen, Bonaparte der Verzweiflung nahe. Wieder so ein Tag wie der 18. Brumaire, wo Dritte ihn retten sollten. Um 5 Uhr nachmittags erscheint der junge Desaix mit 5000 Mann auf dem Schlachtfeld. Er war dem Kanonendonner nachmarschiert. „Was meinen Sie, Desaix?" fragt hastig Bonaparte. Desaix zuckt die Achseln. „Die erste Schlacht scheint verloren, erster Konsul, aber es ist noch früh genug.

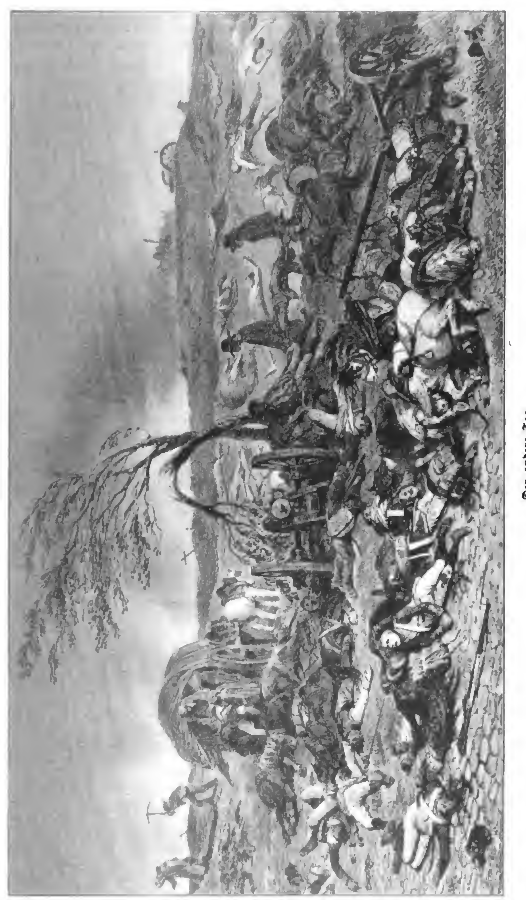
Am Vorabend der Schlacht
Nach einer Zeichnung von Raffet



Desaix
Nach einem Stich von J. A. Darnstedt

eine zweite zu gewinnen, doch es ist nötig, den Angriff mit einer Kanonade zu eröffnen." Nun gewinnt Bonaparte seine Entschlossenheit wieder. Auf seinen Befehl rafft Marmont achtzehn Geschütze zusammen und fährt sie vor St. Giuliano in günstiger Stellung auf, dahinter stellt sich Desaix mit seinen Fünftausend. Und nun geht's los. Auf die mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zur Verfolgung anrückenden Grenadiere des Generals Zach — der alte Melas, zweimal verwundet und von des Tages Hitze ermüdet, hatte sich leider nach Alessandria zurückbegeben — bricht plötzlich Eisenhagel herein, Desaix tirailliert munter darauf los, ihn selbst aber trifft beim Vordringen die tödliche Kugel. Der besten Franzosen einer ließ hier sein Leben für die Republik — für Bonaparte. Brigadier Kellermann, der Sohn des Siegers von Valmy, vollendet den Sieg: er macht so etwas, wie einst Seydlitz bei Roßbach; mit seiner schweren Kavallerie bricht er im richtigen Moment den österreichischen Kolonnen in die Flanke. Spät abends melden keuchende Stafetten dem armen alten Melas seine gänzliche Niederlage.

Während der Tag von Marengo den Feldzug in Italien entschied, brachte der Sieg des General Moreau über die Österreicher und ihre deutschen Hilfstruppen am 3. Dezember 1800 bei Hohenlinden die Entscheidung in Deutschland. Österreich war diesseits und jenseits der Alpen mattgesetzt. Der Friede von Luneville vom 9. Februar 1801 brachte den Handel zu Ende. Bezahlen mußte das deutsche Reich: der Rhein war fortan Deutschlands Grenze, das ganze linke Rheinufer, ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen und fast vier Millionen Einwohnern fiel an die französische Republik. Jene deutschen Reichsfürsten, welche am linken Rheinufer Gebietsverluste erlitten hatten, sollten nun auf Kosten des Reichs rechtsrheinisch entschädigt werden. Das sollte und konnte nur geschehen durch die Aufteilung der geistlichen und reichsstädtischen Gebiete. Der Schacher von Rastatt wurde jetzt in Paris von neuem fortgesetzt. Die Minister und Agenten der deutschen Fürsten, ja zum Teil die Throninhaber selbst, begannen in Paris den Wettlauf um die Gunst des ersten Konsuls und seines Machers, Ehren-Talleyrand. Selbst die Hintertreppe, die zu dem Schreiber Talleyrands, dem Elsasser Mathieu, hinaufführte, wurde fleißig benutzt. Das Seinebabel, in dem es jetzt wieder sehr lustig und ausgelassen zuging, denn seit am 25. März 1802 auch der Friede von Amiens zwischen England und Frankreich geschlossen war, strömten die britischen Lords und was sonst zu den upper tens gehörte, scharenweise in die leichtlebige Weltstadt, — dies Seinebabel war sozusagen die Vorbörse für den großen deutschen Länderschacher. Der Preis für einen Fürstenhut im heiligen



Der andere Tag
Nach einer Zeichnung von Raffet

deutschen Reich war bekannt, er stieg und sank wie an einer Börse, je nachdem Napoleon Bonaparte und Monsieur Talleyrand ihre Brauen runzelten oder glätteten. Der deutsche Hochadel antichambrierte im Vorzimmer der Maitresse des ehemals hochehrwürdigen Bischofs von Autun, besonders eifrige tätschelten sogar seinen Schoßhund, damit ihnen der Happen deutschen Bodens größer zugeschnitten würde. Das gute deutsche Geld, das daheim der fleißige Bürger, der sparsame Ackersmann aufbringen mußten, floß hier in die Taschen fauler französischer Coulissiers und Gauner.



Charles Maurice de Talleyrand-Périgord
Nach einem Stich von Bosselmann

Das Schlimmste war, daß ein jeder gezwungen mitmachen mußte, weil er fürchten konnte, daß sein nächster Nachbar ihm sonst den Bissen wegschnappen würde. Das widerwärtige Feilschen und Intrigieren deutscher Landesfürsten erregte das Gelächter einer Welt. Hatte irgend einer von diesen deutschen Herren noch Gewissensbedenken, so pflegte Talleyrand achselzuckend zu sagen: „Il faut étouffer les regrets."

Schließlich wurde der fertige Brei, der in Paris zusammengerührt war, der Reichsdeputation zu Regensburg vorgesetzt. Und dort kam schließlich, nachdem der Zank noch eine Weile fortgetobt hatte, der Reichsdeputationshauptschluß zustande, nach welchem 112 geistliche Staaten und reichsstädtische Gebiete dem Untergang verfielen und ihre insgesamt 2000 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern unter die weltlichen Fürsten verteilt wurden. Preußen, das damals in scheinbar innigster Freundschaft mit der französischen Republik und dem ersten Konsul lebte, machte mit das beste Geschäft. Für die am linken Rheinufer abgetretenen 48 Quadratmeilen erhielt es 240 solcher zurück; damals kamen



Maximilian I. Joseph, König von Bayern
Nach einem Gemälde von Stieler gestochen von Heß

die Stiftslande, Münster, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, das zum Mainzer Bistum gehörige Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen und Werden, dazu die freien und Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar unter die Herrschaft der Hohenzollern. Der kluge preußische Gesandte in Paris, Marquis Lucchesini, hatte mit gutem Erfolg seine Regierung vertreten, allerdings in einem Geschäft, das gen Himmel stank. Dies große, dem äußeren Anschein nach damals noch stahlgepanzerte Preußen Friedrichs des Einzigen hatte nicht rechtzeitig das Schwert gezogen, als das Reich in Nöten war, hatte nicht die innere Kraft und den Mut besessen, erneut mit den übrigen deutschen Stämmen den Erbfeind vom heiligen deutschen Boden zu vertreiben, sondern bequem hinter seiner Demarkationslinie gesessen und, das Schwert in der Scheide, dem Ausgang zugesehen. Wohl aber hatte es hernach an dem großen Beutezug im deutschen Lande selbst teilgenommen, eine solche Politik mußte früher oder später sich rächen.

Mit ebenso viel Glück wie der preußische Gesandte hatte der bayrische Minister Graf Montgelas gearbeitet. Das Haus Pfalz-Zweibrücken debütierte unter Maximilian I. Joseph glänzend. In diesem Länderschacher gewann der alte Kurstaat 320 Quadratmeilen mit



Graf von Montgelas, Bayrischer Premierminister
Nach einem Gemälde von Heuß

dreimal hunderttausend Einwohnern, wofür allerdings die linksrheinischen Erblande der Pfalz an Frankreich kamen. Bayern trieb ganz im Fahrwasser des ersten Konsuls. Lange genug hatten seine Agenten in dieser Richtung gewirkt und gebohrt. „Bayern kann nur durch Frankreich groß werden," war immer der Refrain ihres ständigen Sirenenliedes. „Frankreich und Frankreich nur allein kann Sie auf der Höhe Ihrer Macht erhalten, nur bei Frankreich kann Bayern Schutz finden." So schrieb Napoleon persönlich an den Kurfürsten Maximilian.

Und ähnlich stand es mit den anderen mittleren und kleineren Staaten Deutschlands. An den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, einen tüchtigen Landesfürsten und einen Mann von streng rechtlicher Gesinnung, dem dieser ganze Raubzug im Innersten zuwider war, — er hatte schließlich als naher Verwandter des russischen Kaiserhauses recht reichliche Entschädigung erhalten, — richtete Bonaparte einen Glückwunsch, in welchem es hieß,

daß das Haus Baden nun endlich den Rang erlangt habe, den seine vornehme Verwandtschaft und das wahre Interesse Frankreichs erheischten.

Das wahre Interesse Frankreichs? Allerdings, denn der in seiner Politik so bewundernswert sicher arbeitende erste Konsul knetete bereits vorsorglich jenes Gebilde von deutschen Kleinstaaten zusammen, das er bezeichnend „la troisième Allemagne", das dritte Deutschland, nannte, und aus welchem der Rheinbund geformt werden sollte. Bonapartes ganzes Streben ging dahin, die beiden großen deutschen Mächte Österreich und



Karl Theodor von Dalberg
Nach einem Stich von J. N. Jaly

Preußen mehr nach Osten zu schieben und zwischen der Rheingrenze und ihnen ein Bollwerk gefügiger deutscher, einzeln hilfloser Kleinstaaten aufzurichten. Wie zielbewußt er diese Politik verfolgte, geht schon daraus hervor, daß er während der Teilungsverhandlungen dem preußischen Staat empfahl, Mecklenburg an sich zu reißen und die Herzöge dafür in den preußischen Rheinlanden zu entschädigen, wodurch er einen weiteren Zuwachs für seinen Rheinbund erhalten hätte. Aber der ehrliche König Friedrich Wilhelm der Dritte weigerte sich dieses Rechtsbruches entschieden.

Nach dem Reichsdeputationshauptschluß blieb von den geistlichen Fürsten nur einer übrig, Karl Theodor von Dalberg, dem die Würde eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers und Primas von Deutschland zuteil wurde. Dieser unbegreifliche Mann, der ein aufrichtiges, deutsch fühlendes Herz in der Brust trug, der Freund Goethes, der Förderer

Schillers war ein unbedingter Bewunderer Napoleon Bonapartes, von dem er alles Heil Deutschlands erhoffte, während er selbst doch dem klugen, kalten Korsen nur ein brauchbares Werkzeug für seine Pläne war. Außerdem ließ man den Hochmeister des Deutschordens in Mergentheim und den Großprior des Maltheserordens in Heitersheim in ihren Ämtern und Würden, ja, ihren Orden wurde noch eine Vermehrung von Gütern und Einkünften zugeschanzt, denn, wo um alles in der Welt sollte man wohl mit den Söhnen des deutschen katholischen Adels bleiben, nachdem 720 Domherrnpfründen durch die Säkularisation eingezogen waren. — Von den freien und Reichsstädten behaupteten sechs ihre Stellung, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck. Die altehrwürdigen Kurfürstentümer Köln und Trier waren Frankreich zur Beute gefallen: Salzburg, Württemberg, Baden, Hessen-Kassel wurden mit dem Kurhute belehnt. Von den zehn Kurfürsten waren jetzt sechs protestantisch, nur noch vier katholisch und im Fürstenrate standen 53 evangelische gegen 29 katholische Stimmen.

Tief hatte die harte Faust des Korsen die Pflugschar durch Germaniens Boden gestoßen, aber seine Kraft, die für unser deutsches Vaterland das Böse wollte, schaffte dennoch das Gute. Gerade, daß die vielen kleinen Herren, die nur Rechte kannten und des nationalen Pflichtgefühls völlig ermangelten, ihre Gebiete auf dem Zwangswege an größere Staatengebilde abtreten mußten, gerade dieser Umstand erleichterte es, zwei Menschenalter später, das neue deutsche Reich zu gründen. Allerdings ahnte damals niemand, daß auf diesem gewaltsam umgestürzten Acker dereinst die junge Saat der deutschen Einheit emporsprießen würde. Was die Zeitgenossen vor Augen hatten, war der unleugbare Zusammenbruch des alten römischen Reichs deutscher Nation. Durch die Einschluckung der geistlichen und reichsstädtischen Gebiete waren 45 freie Reichsstädte aus der deutschen Geschichte verschwunden und die Landesherrschaften von 296 auf 82 herabgesunken. Der Einfluß des österreichischen Erzhauses auf die Reichspolitik war hierdurch bis zur Bedeutungslosigkeit geschwächt, die kaiserliche Gewalt gänzlich unterhöhlt. — Indessen, das Verschlingen der Kleinen durch die Großen, das so glatt vonstatten ging, schärfte manchem Fürsten den Appetit auf noch mehr. Manche von ihnen begannen die gewaltsame Enteignung im Besitz und Recht wohnender erbeingesessener Grafen und Herren, ohne sich irgendwie um den Einspruch von Kaiser und Reich zu kümmern. Als der Fürst von Nassau auch dem alten reichsfreiherrlichen Hause derer vom Stein Gewalt antun wollte, griff der Freiherr Karl vom und zum Stein zur Feder und richtete einen flammenden Protest gegen solches Tun: „Wenn die wohltätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands erreicht werden sollen, so müssen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereignis noch erlebe." Wermut für den Nassauischen Herrn, aber es lag dennoch Prophetengeist in diesen Worten des Freiherrn: er hat es nicht erlebt, aber zwei Menschenalter später fiel dies Nassau, das sich damals so stark auf Kosten der Kleinen vergrößert hatte, selbst in die Hände eines ganz Großen.

Der Schlag von Marengo war geführt und General Moreau siegreich in Süddeutschland vorgedrungen; jetzt hielt Bonaparte es für an der Zeit, den Kaiser Paul den Ersten von Rußland ganz für sich zu gewinnen, um ihn gegen England auszuspielen. Denn nur das britische Reich war bis dahin in seiner Macht ungeschwächt und führte den Krieg erbittert fort. Das französische Heer in Ägypten war abgeschnitten, Malta von Nelson hoffnungslos eingeschlossen. Konnte er nun dem Inselreich, geschützt durch Meer und Flotte, nicht an den Leib, so wollte er doch die Schiffahrt, in welcher er den Lebensnerv



Kaiser Paul I. von Rußland
Nach einem zeitgenössischen Stich

Britanniens sah, vernichten. Die Kontinentalsperre, die er einige Jahre später verfügte, begann bereits in seinem Kopfe zu spuken. Zar Paul war leicht zu gewinnen, wenn man nur den richtigen Draht berührte. Ein nervöses, vom heißen Haß zur brünstigen Liebe jäh überspringendes Temperament. Bonaparte bot ihm, dem Großmeister des Malthesér-Ordens, Malta an, eine heiße Kastanie, denn die Insel lag unter Nelsons Kanonen. Aber zugleich ließ der erste Konsul 10000 russische Gefangene völlig neu einkleiden, in Aachen sammeln und dem Zaren anbieten, „als ein ganz besonderes Zeichen der Hochachtung, welche der erste Konsul jederzeit vor der tapferen russischen Armee habe, und des Wunsches, welchen er hege und stets hegen werde, Seiner kaiserlichen Majestät Angenehmes zu erweisen.“ Das wirkte. Derselbe Zar, der sich vor Wut nicht zu lassen gewußt, als Bonaparte Malta besetzt hatte, derselbe Zar, der seinen großen Suworow mit einem russischen Heer gegen

die Republik ausgesandt hatte, um die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen, der Verfechter des bedingungslosen Legitimitätsprinzips machte einen Purzelbaum in seinen Anschauungen und Grundsätzen und warf sich an die Brust des korsischen Emporkömmlings. „Bürger, erster Konsul! Ich schreibe Ihnen nicht, um mit Ihnen eine Erörterung zu beginnen über Menschen- und Bürgerrechte: jedes Land regiert sich, wie es ihm gut dünkt, wo ich aber an der Spitze eines Landes einen Mann erblicke, der zu regieren und zu schlagen weiß, da wendet mein Herz sich ihm zu. Ich schreibe Ihnen dies, damit Sie die Verstimmung begreifen, die ich gegen England hege, das alle Rechte der Völker zertritt und sich nur durch seine Selbstsucht und sein Interesse leiten läßt. Ich will mich mit Ihnen verbünden, um den Ungerechtigkeiten dieser Regierung ein Ziel zu setzen." Die Suggestion, die Bonaparte auf den leicht erregbaren Zaren ausübte, war vollkommen. Der kranke Holstein-Gottorp träumte von einer Eroberung Indiens, von einer zwischen ihm und dem ersten Konsul geteilten Weltherrschaft. Den Grafen von Provence, der sich unter dem Titel Ludwig der Achtzehnte in Mitau aufhielt und eine Anzahl seiner Anhänger verwies er des Landes, obgleich er ihnen einst Zuflucht angeboten hatte. Dann ließ er auf das Betreiben Bonapartes den bewaffneten Neutralitätsbund, den seine Mutter, die große Katharina, einst gegen die Willkür Englands zur See zusammengebracht hatte, von neuem wieder aufleben. Dänemark, Schweden und später auch Preußen traten ihm bei, aber bevor noch die Bundesflotte sich in der Ostsee ganz versammelt hatte, erschienen die englischen Admirale Sire Hyde Parker und Horatio Nelson mit siebzehn Linienschiffen vor Kopenhagen und schossen eine Anzahl dänischer Schiffe in den Grund. Das war am 2. April 1801. Zehn Tage früher, am 23. März, war Kaiser Paul der Erste gestorben — wie eben russische Zaren nicht selten zu sterben pflegen.

Die Willkür des Zaren hatte zuletzt keine Grenzen mehr gekannt, sie trieb die wunderlichsten Blüten; es kam vor, daß jemand aus den höchsten Ehrenämtern plötzlich herausgerissen wurde und in derselben Stunde schon unterwegs nach Sibirien war, um unterwegs von Kurieren wieder eingeholt zu werden und sich von neuem in der höchsten Gnade des Kaisers zu sonnen. Nur mit Furcht und Zittern näherten sich die Würdenträger und Generale den hohen Flügeltüren, die in das Audienzzimmer des Kaisers führten, niemand wußte, was jenseits der unheimlichen Türen für ein Schicksal seiner harrte. Prinz Eugen von Württemberg, der Lieblingsneffe des Zaren, erzählt in seinen Erinnerungen, wie er mit seinem Gouverneur, dem alten biederen Hans Ehrenfried von Diebitsch, zur ersten Audienz sich diesen verhängnisvollen Flügeltüren näherte. Die Hand, mit welcher sein Gouverneur die seinige umschlossen hielt, war eiskalt und zitterte, und mit einem: „Nun sei Gott uns gnädig!" legte Diebitsch die Hand an den Türgriff. Der Kaiser verliebte sich alsbald derart in seinen jungen Neffen, daß er ihn adoptieren und zum Thronfolger machen wollte unter Übergehung seiner Söhne Konstantin und Alexander. Diese beiden mitsamt ihrer Mutter wollte er einsperren lassen und unschädlich machen. Zu seiner Maitresse, der schönen Fürstin Gagarin, sagte er eines Tages: „Binnen kurzem werde ich mich genötigt sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir einst teuer waren." Wer war da seines Lebens noch sicher! Die Mißvergnügten, die sich längst gefunden hatten, wurden zu Verschwörern und gingen ans Werk. Der Vizekanzler Graf Panin und der Polizeiminister und Gouverneur von Petersburg, Graf Pahlen, derselbe Mann, dem Leben und Sicherheit der kaiserlichen Majestät anvertraut war, der dem Kaiser alles verdankte, waren die treibenden Kräfte. Großfürst Alexander wußte darum, aber man hatte ihm natürlich gesagt, daß es sich nur um eine Zwangsabdankung seines kaiserlichen Vaters handle, die



Kaiser Alexander I. von Rußland
Nach einem Kupferstich von Heinrich Schmidt

um seiner und der Seinigen Sicherheit für Leib und Leben erfolgen müsse. — Von einem Champagnergelage kommend, halb trunken, die Abdankungsurkunde in der Tasche, begaben sich die Verschworenen um Mitternacht in das Michailowsche Palais, wo der Zar residierte. Der wachthabende Generaladjutant Argamakow führte sie bis zum Schlafzimmer. Aber die beiden Leibhusaren vertraten ihnen den Weg. Kaiser Paul, der einen leichten, argwöhnischen Schlaf hat, hört das Geräusch, springt aus dem Bett und verkriecht sich hinter einem Wandschirm. Die Verschworenen dringen ein, General Bennigsen und Fürst Platon Subow an der Spitze. Das Bett ist leer; aber als man den Wandschirm beiseite rückt, steht der Kaiser im Hemde da. Fürst Subow, einst der Bettgenoß der kaiserlichen Katharina, beginnt die Abdankungsurkunde vorzulesen. „Was tust du, Platon," schreit wütend der Kaiser, „hab' ich dich darum aus der Verbannung zurückgerufen?" Auch im Hemde bleibt die Majestät Majestät und dieser war Katharinens Sohn, — Fürst Subow zittert, ihm versagt die Stimme. Der Niedersachse Bennigsen bleibt fest, er zieht den Degen. „Sire, Sie sind verhaftet!" Der Kaiser schreit nach Hilfe. Man packt ihn. Er entwindet sich seinem Angreifer, ein Tumult entsteht, das Licht fällt um und erlischt. Der Kaiser ist hinter die Fahnen der Garderegimenter geschlüpft, die in seinem Schlafzimmer aufbewahrt wurden, von dort in den Kamin gekrochen und einige Fuß hinaufgekrallt. Die Verschworenen sind ratlos vor Schrecken. Wie, wenn der Kaiser entkommen wäre? Man macht von neuem Licht, man sucht. Bennigsen steht mit gezücktem Degen an der Tür, daß keiner der Verschwörer fliehe. Man sucht nach Geheimtüren, leuchtet unters Bett, in den Kamin, kräftige Fäuste zerren den unglücklichen Mann aus seinem Versteck hervor. Über und über mit Ruß bedeckt, schwarz wie ein Schornsteinfeger, steht der allmächtige Zar vor seinen Henkern. Bennigsen ruft: „Sire, verhalten Sie sich ruhig, es gilt Ihr Leben." Aber der Kaiser zeigt Mut, er weigert jede Unterschrift, greift den Fürsten Jasczwil an die Brust, stößt ihn zurück und will sich zur Tür drängen. Da schreit der wütende Jasczwil: „Du hast mich tyrannisch behandelt, du mußt sterben," und im wilden Ringen kollern Kaiser und Fürst am Boden herum. Man reißt dem Leutnant Skarätin die Schärpe vom Leib und schlingt sie dem Kaiser um den Hals. Als es zu diesem Äußersten kommt, wollen einige der Verschwörer das Zimmer verlassen, aber Bennigsen hält ihnen die Degenspitze entgegen: „Meine Herren, jetzt gibt es kein Zurück mehr." So starb Zar Paul der Erste.

Alexander I. Pawlowitsch, der älteste Sohn des Ermordeten, schritt über den Leichnam seines Vaters hinweg auf den Thron. Nach langem Zögern hatte er in die zwangsweise Entthronung seines Vaters eingewilligt, nur in die Abdankung, nicht in den Mord. Aber mußte er, der dreiundzwanzigjährige, der reif genug war, die Gesinnungen der adligen Verschwörer einzuschätzen, mußte er sich nicht sagen, daß Leute wie Pahlen und Subow auch vor dem Äußersten nicht zurückschrecken würden? Als man in einer der geheimen Zusammenkünfte das Bedenken geltend machte: „Wie, wenn Kaiser Paul nicht gutwillig seine Unterschrift gäbe?" hatte Pahlen zynisch ausgerufen: „Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oeufs, wenn man Eierkuchen backen will, so muß man die Eier zerschlagen." Diese Praxis war befolgt. Als man Alexander mitteilte, daß sein Vater am Schlagfluß gestorben sei, rief er schaudernd aus: „Ich will die blutige Krone nicht —", und niemals in seinem Leben hat der Zar die furchtbare Stunde vergessen können, die ihn auf den Thron rief. Mit dem zunehmenden Alter wuchs seine Verdüsterung mehr und mehr, er verlor sich in Mystik und Frömmelei, vergebens, die Schatten wichen nicht. — Die Widersprüche, die von außen und innen auf diesen schwanken, weichen,

gefühlsselig angelegten Geist eindrangen, waren schon in der Jugend allzu einschneidend. Um sich her sah er neben den eleganten französischen Umgangsformen des ancien régime, neben freigeistiger Bildung und vorwärtsstürmenden Ideen beweglicher Köpfe das willkürliche, grausame und unerbittliche Regiment der Knute. Er selbst, der einst die unumschränkte Gewalt eines Selbstherrschers aller Reußen in sich verkörpern sollte, er selbst wurde von seinem Erzieher Cäsar Laharpe in Rousseauschen Ideen aufgezogen. Der große Erdenker des contrat social, auf welchen sich die französische Revolution gründete, der Ideolog für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wurde durch diesen Laharpe der geistige Nährvater des absolutesten Herrschers in Europa. In einen moskowitischen Ast wurde ein jakobinisches Reis hineinokuliert, seltsames Spiel der Dinge! Schon der junge Großfürst hatte seinem Freund, dem Polenprätendenten Fürst Adam Czartoryski, anvertraut, daß er die harte Polenpolitik seiner Großmutter Katharina und seines Vaters Paul nie gebilligt habe, daß er für die Polen und ihr ruhmvolles Kämpfen insgeheim gebetet habe; er gab sich im Grunde seines Herzens als einen Anhänger der großen französischen Revolution zu erkennen, dem Despotismus war er innerlich abhold, träumte von der Befreiung seiner unterdrückten Untertanen, von einem russischen Wahlkaisertum, von einem freien Willen der Nation und bewegte sich, in seinen Träumen wenigstens, wie ein Nachtwandler auf einem schwanken Seil. Adam Czartoryski, der die ganzen Greuel der polnischen Anarchie durchgemacht hatte und in dieser Beziehung kein Ideal davongebracht, war ehrlich genug, dem vertrauenden Freunde zu widersprechen, war überhaupt ein ehrlicher Mann, auch in seinem Preußenhaß. — Der Sohn und Erbe Kaiser Pauls war, wir sagten es, von Gemüt weich und sentimental, überlegenem Einfluß leicht zugänglich, in gewisser Hinsicht und im Festhalten einmal gefaßter Entschlüsse wiederum zäh und ausdauernd. Dem Blute der Holstein-Gottorps und der großen Ansbacherin war noch ein starker Tropfen Moskowiterblut beigemischt aus den Adern der Anna Petrowna, seiner Urgroßmutter, der Tochter des großen Peter und seiner Katharina. Er war schlau und versteckt, und obgleich er sich zu geben liebte, als böte er den Freunden sein ganzes Herz, dennoch nicht offen, leicht mißtrauisch, innerhalb weniger Stunden völlig verwandelt, wenn er vor die rechte Schmiede kam; edelmütig mit Aplomb, zu hoher Selbsteinschätzung geneigt, Schmeichlern nur zu leicht verfallen, — alles in allem ein Mann, mit dem schwer zu rechnen war.



Fürst Adam Czartoryski

„Großartige, seinen vorwiegend guten, edelmütigen Empfindungen entspringende Ideen und die Absicht,

diesen einen Teil seiner kaiserlichen Macht zu opfern, hatten wirklich das Gemüt des Kaisers beschäftigt, aber sie entsprangen mehr den phantastischen Vorstellungen eines Jünglings als dem entschiedenen Willen eines Erwachsenen. Der Kaiser liebte die Formen der Freiheit, wie er das Theater liebte. Es machte ihm Vergnügen und schmeichelte seiner Eitelkeit, den Schein einer freien Regierung in seinem Reiche zu sehen; aber alles, was er in dieser Beziehung wünschte, war Form und Schein; er erwartete nicht, daß diese zu Wirklichkeiten werden möchten. Er würde gern damit einverstanden gewesen sein, daß jedermann frei wäre, unter der Bedingung, daß er freiwillig täte, was der Kaiser wünschte." So hat Fürst Czartoryski geurteilt, der Alexander genau kannte. So geartet und in solchen ganz und gar der russischen herben Wirklichkeit widersprechenden Anschauungen erzogen, bestieg Alexander I. den Thron, um über ein Volk zu herrschen, das in seinen Massen völlig unreif war für Neuerungen und Freiheiten, wie der Zar sie erträumte, das sich am wohlsten fühlte unter der Wucht der Adelsherrschaft in der Hörigkeit, und das ohne gelinde Anwendung der Knute gar nicht regiert werden wollte. An den Stufen seines Thrones aber standen mit blutbefleckten Händen die Panin, die Pahlen, die Subow und Bennigsen. Erst im Jahre 1804 vermochte er sich von ihnen, die ihm stets Grauen einflößten, zu befreien. Panin und Pahlen schieden aus dem Dienst, Bennigsen ging als Gouverneur nach Litauen. Aber der zähe Niedersachse, der anno 1796 bei Derbent in Persien Lorbeeren geerntet hatte, wußte genau, daß seine Stunde wiederkam, und sie kam wieder.

Noch zu Lebzeiten des Kaisers Paul hatte Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner bedächtigen Art es versucht, mit Rußland ein Bündnis anzuknüpfen. Denn längst war dem sorgenden König von Preußen das Übergewicht, welches die französische Republik unter der Herrschaft des ersten Konsuls gewonnen hatte, bedenklich geworden; er suchte eine Rückendeckung und glaubte sie in dem gewaltigen Zarenreich zu finden. Er war der Gründer jener Politik, welche die preußischen Könige während des 19. Jahrhunderts nicht mehr verließen. Noch auf seinem Sterbebette sagte Kaiser Wilhelm der Erste seinem Enkel: „Mit dem russischen Kaiser mußt du immer Fühlung halten, da ist kein Streit notwendig." — Am 10. Juni 1802 trafen sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in Memel. Diese Zusammenkunft, bei welcher auch die schöne junge Königin Luise zugegen war, begründete einen Freundschaftsbund zwischen den beiden Monarchen, dem Friedrich Wilhelm sich mit der ganzen Ehrlichkeit seines Herzens hingab und dem auch Alexander zunächst mit der ihm eigenen Überschwenglichkeit und so viel Gefühlstiefe, als er überhaupt aufzubringen vermochte, sich weihte. Auf den Wunsch des Königs, der auch für die in Regensburg bevorstehenden Verhandlungen über die Aufteilung der geistlichen und reichsstädtischen Gebiete unter die weltlichen Fürsten einen Sekundanten suchte, sagte der Kaiser die Teilnahme an den dortigen Beschlüssen zu. So deckte sich Friedrich Wilhelm gleichzeitig gegen die Übergriffe Bonapartes, wie auch gegen die Böswilligkeit des Wiener Kabinetts, das Preußen keinen Geviertfuß Gebietszuwachs gönnte.

In der Tat ließ das unruhige Schalten und Walten Bonapartes befürchten, daß er nicht am Rhein Halt machen würde. Nur zu deutlich ward sein Bestreben erkennbar, mit den süddeutschen Mittelstaaten eine Politik des do ut des, „ich gebe, damit du mir gibst," zu treiben. Nicht umsonst hatte bei der großen Länderauktion der erste Konsul bei Baden, Württemberg und Bayern dafür gesorgt, daß man mit ihm zufrieden war. Sein Verhältnis zu Preußen war um jene Zeit allerdings scheinbar gut; er hielt den Staat Friedrichs des Großen noch für eine gewaltige Militärmacht, mit der anzubinden

erst dann gut sein würde, wenn er sich in den süddeutschen Staaten sichere Bundesgenossen geschaffen haben würde. So lange galt es, keinen Bruch herbeizuführen, und in der Tat, Preußen saß so geruhig hinter seiner Demarkationslinie, daß von ihm nichts zu fürchten schien. „Alle Welt weiß," hatte der König Friedrich Wilhelm gesagt, und dies war Bonaparte wohl bekannt, „daß ich den Krieg verabscheue und kein größeres Gut auf dieser Erde kenne, als die Erhaltung des Friedens und der Ruhe, weil dies das einzige System ist, welches die Menschheit glücklich machen kann. Daher denn auch, wenn ich mich je gezwungen sehe, wider Willen die Waffen aufzunehmen, daß es nicht ein Krieg der Laune, sondern ein Krieg von Nation gegen Nation sein würde: die Nation würde kämpfen für Haus und Herd, und ich zweifle nicht im mindesten, daß sie in diesem Falle wie ein



Papst Pius VII.
Nach einem Stich von Amsler

Mann aufstehen würde, um einen verwegenen Angriff zurückzuweisen." Mit solchen Gesinnungen, die dem grundehrlichen Gemüt eines seiner Verantwortlichkeit so tief sich bewußten Königs entsprangen, konnte Bonaparte stets rechnen. Und er rechnete damit.

Seine Aktien standen gut. Im Frieden von Luneville vom 9. Februar 1801, den sein Bruder Joseph mit so vielem diplomatischen Geschick unter Dach und Fach gebracht hatte, war ein Teil von Belgien, das ganze linke Rheinufer, waren Savoyen, Nizza und Piemont an Frankreich gefallen. Die französische Republik zählte nunmehr beinahe 40 Millionen Einwohner. Der zweite große Erfolg war der Abschluß des sogenannten Konkordates mit dem Oberhirten der römischen Kirche, das ebenfalls wieder von Joseph und dem Kardinal Consalvi am 15. Juli 1801 zu Paris unterzeichnet wurde. Der Nachfolger Pius des Sechsten, den die Vertreter der französischen Revolution so elend behandelt hatten, war der Kardinal Graf Barnaba Luigi Chiaramonti, der als Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Ein kluger, wägender Politiker, der wohl einsah, daß es besser sei, Napoleon zum Freunde als zum Feinde zu haben. Im Frieden von Luneville hatte

der erste Konsul den größten Teil des Kirchenstaates wieder an den Papst zurückgegeben, das war der Preis für die Willfährigkeit Pius VII. in dem Konkordatshandel. Bonaparte gebrauchte die katholische Religion, deren Einrichtungen von der Revolution überrannt, deren Güter konfisziert waren, — gebrauchte sie, um auch für die Herrschaft über die Geister ein Machtmittel zu haben. Aber er verstand es auch, eben dieser Religion Fesseln anzulegen, die ihr jede Gefährlichkeit nahmen. In scharf gefaßten Paragraphen wurde die Staatsgewalt gegenüber der Kirche aufrecht erhalten. Die Regierung der Republik erkannte die katholische, apostolische und römische Religion lediglich als die Religion der großen Mehrheit der Franzosen an, nicht etwa als Staatsreligion. Auf jegliche Rückgabe der vom Konvent eingezogenen Kirchengüter verzichtete der Papst und gestand ausdrücklich zu, die Käufer und Besitzer dieser veräußerten Kirchengüter, sowie deren Rechte und Einkünfte für sich und seine Nachfolger als rechtsgiltig anzuerkennen. Das waren zwei wichtige, klare, den Frieden sichernde Zugeständnisse des heiligen Stuhls. Wichtiger fast war es aber, daß die Ernennung der sämtlichen Erzbischöfe und Bischöfe lediglich durch den ersten Konsul erfolgen konnte, wichtiger, daß es wortwörtlich hieß: „Keine Bulle, keine Breve, kein Reskript, kein Dekret, kein Mandat, keine Provision oder als Provision dienende Signatur, noch irgend eine andere Ausfertigung des römischen Hofes kann empfangen, bekannt gemacht, gedruckt, noch anderweitig in Ausführung gebracht werden ohne Ermächtigung der Regierung.“ Auf solcher Grundlage wurde nach langwierigen Verhandlungen das Konkordat abgeschlossen und der Friede zwischen der einen und unteilbaren Republik und der alleinseligmachenden Kirche wieder hergestellt. Das war ein neuer Sieg für den ersten Konsul; nun war er vom Papste selbst anerkannt, war der Wiederhersteller der katholischen Religion in Frankreich, eine Tatsache, die seine innere Machtstellung unwägbar festigte. — Auch der Vorfrieden mit dem britischen Inselreich ward am 1. Oktober 1801 zu London unterzeichnet; aus ihm erwuchs dann einige Monate später der Friede von Amiens, den wiederum Joseph Bonaparte mit Lord Cornwallis abschloß, demselben Cornwallis, der anno 1781 Yorktown an George Washington übergab. Es war kein günstiger Friede für England. Mit vollem Recht konnte Bonaparte im Jahresbericht seiner Regierung sagen: „Mit süßer Genugtuung legt die Regierung der Nation das Bild der Lage Frankreichs im abgelaufenen Jahre vor. Nach innen und außen hat alles ein neues Gesicht gewonnen und wohin die Blicke sich wenden mögen, eröffnet sich ein weiter Ausblick der Hoffnung und des Glücks.“



3. Kapitel

Die eisernen Würfel

Der Friede von Amiens währte nicht so lange Zeit, als es gekostet hatte, ihn mit Mühe und Not zustande zu bringen. Bereits am 13. März des Jahres 1803 bei Gelegenheit des großen Empfanges sämtlicher Gesandten der ausländischen Mächte im Tuilerienschloß zu Paris fuhr der erste Konsul in seiner brüsken Weise den englischen Gesandten Lord Whitworth barsch an: „Sie scheinen zum Krieg entschlossen?"

„Nein, erster Konsul, wir kennen die Vorteile des Friedens nur zu gut."

„Wozu sind diese Rüstungen, gegen wen diese Vorsichtsmaßregeln? Ich habe nicht ein einziges Linienschiff in den französischen Häfen, aber wenn Sie rüsten, werde auch ich rüsten und wenn Sie durchaus kämpfen wollen, werde auch ich kämpfen. Vernichten können Sie Frankreich vielleicht, aber niemals wird es Ihnen gelingen, es zu demütigen!"

„Wir wünschen," sagte der Engländer kalt, „weder das Eine noch das Andere."

„Dann müssen Sie Ihre Verträge achten; wehe denen, die keine Verträge achten. Sie werden sich dafür vor ganz Europa zu verantworten haben! Fünfzehn Jahre haben wir uns schon geschlagen; mir scheint, daß in London ein Sturm heraufzieht und man will, daß wir uns weitere fünfzehn Jahre schlagen. England muß Malta räumen. Seine Majestät hat sich dazu durch Vertrag verpflichtet. Sollte es wirklich zum Kriege kommen, so fiele die Schuld vor Gott und Menschen ganz allein auf die, die ihre Unterschrift verleugnen und sich weigern, Verträge auszuführen!"

Bonaparte hatte das alles in seiner Wut vor den Gesandten sämtlicher Mächte herausgekollert. Er wollte den Bruch, oder, wenn es denn schon sein mußte, wenigstens, wie immer, offensiv sein. Der Lord antwortete nicht mehr und der erste Konsul ging wütend durch den Audienzsaal in sein Kabinett. Wohl woben sich die Verhandlungen einstweilen noch hin und her und Talleyrand erhielt vom ersten Konsul diese gemessenen Verhaltungsmaßregeln: „Zeigen Sie sich gegen den Lord zurückhaltend und stolz. Wenn die Note der englischen Regierung das Wort Ultimatum enthält, so machen Sie ihm klar, daß dieses Wort den Krieg bedeutet; wenn sie aber das Wort nicht enthält, so veranlassen Sie ihn, es einzufügen und bemerken Sie, daß wir endlich wissen wollen, woran wir sind; aber am Ende der Konferenz zeigen Sie sich milder, laden Sie ihn nochmals zu einer Besprechung ein, bevor er an seinen Hof schreibt."

Vergeblich bemühte sich Joseph Bonaparte, diesen Vertrag von Amiens zu retten, ganz vergeblich! Der große Bruder wollte nicht hören. Er raste sich allmählich in eine Wut hinein, die er nun einmal zu gebrauchen glaubte, um andere mit sich fortzureißen oder einzuschüchtern. General Junot, der alte Waffenkamerad von der Belagerung Toulons

her, derselbe, der sein Diktat mit dem Streusand einer krepierenden Bombe getrocknet hatte, wurde fürchterlich angefahren, als er sich weigerte, sämtliche in Paris wohnenden Engländer fest zu nehmen.

„Sie bauen zu sehr auf meine Freundschaft," schrie Napoleon den General an, „sobald ich in die Ihrige Zweifel hege, ist es mit der meinigen vorbei."

Diese Gewaltmaßregel, durch die Tausende englischer Staatsangehöriger auf Wochen hinaus der Freiheit beraubt wurden, glaubte der erste Konsul verfügen zu müssen, weil zwei französische Handelsschiffe von englischen Fregatten aufgegriffen waren. Er war im Unrecht. Schon am 2. Mai hatte Lord Whitworth die Pässe verlangt, am 17. Mai lag die englische Kriegserklärung vor und erst am 20. Mai, vier Tage nach derselben, also im Kriegsrecht, war die Aufbringung der Handelsschiffe erfolgt. Diese Beleidigung einer großen, stolzen Nation war unsühnbar. Niemals hat der liberalste Whig, der konservativste Tory diese Beleidigung vergessen, und gerade diese Tatsache, daß sich Napoleon Bonaparte mit klarem Bewußtsein in eine Wut hineinraste, die ihn nachher selbst mit fortriß, zu einer unerhörten Handlung fortriß, um das „Krämervolk" jenseits des Kanals empfindlich zu treffen, gerade diese Tatsache hat die Stimmung in England gegen den Korsen so verschärft und allmählich so unversöhnlich werden lassen, daß nur seine vollständige Niederwerfung der endliche Ausgang des nun entbrennenden zwölfjährigen Krieges sein konnte. Dieser Schlag in das Antlitz der britischen Nation ist ihm nie vergessen worden. Sankt Helena war die notwendige Folge dieser unerhörten Tat. — Seine Brüder Joseph und Lucian, die sich dem Bruch des Friedens von Amiens aufs äußerste widersetzten, aber natürlich nicht durchdrangen, haben hier politisch einen viel besseren, weitertragenden Blick bewiesen als Napoleon selbst. Beide Brüder suchten ihn nochmals davon abzubringen, aber er war durch den Widerstand, den er in der nächsten Familie fand, schon zu sehr gereizt. Er empfing sie im Bade sitzend, einem jener brühheißen Bäder, wie er sie liebte und seiner Gesundheit für außerordentlich zuträglich hielt. Der Streit wurde so heftig, daß Napoleon plötzlich in der Badewanne aufsprang und sich dann mit solcher Wucht niederfallen ließ, daß sein Bruder Josef über und über von dem heißen Wasser bespritzt wurde und sich frisch anzuziehen genötigt war. Im Salon wurde die Unterredung fortgesetzt. Lucian lief die Galle über: „Wenn ich nicht dein Bruder wäre, würde ich dein Feind sein!" „Du, mein Feind," sagte Napoleon, „das ist doch ziemlich stark, du und mein Feind! Ich würde dich zerbrechen wie diese Dose!" Und er warf in der ihm eigenen Theatermache seine kostbare Schnupftabakdose auf das Parkett. Das Bild Josephinens, das die Dose trug, sprang ab und zerbrach.

„Schade," höhnte Lucian jetzt, „vorläufig hast du mich noch nicht zerbrochen, sondern nur das Bild deiner Frau!"

Der Ausbruch des Krieges mit England hatte als erste Tat einen tötlichen Schlag gegen die Neutralität Norddeutschlands, die unter Preußens Schutz stand, zur Folge. Zehn Tage schon nach der englischen Kriegserklärung rückte der General Mortier mit zwölftausend Mann französischer Truppen in Hannover ein, um sich des Stammlandes der englischen Könige zu bemächtigen und zugleich den Handel Groß-Britanniens und Norddeutschlands zu unterbinden. Das war für Preußen eine ungeheure politische Niederlage. Dicht vor den Wällen seiner Festung Magdeburg stand ein französischer General mit zwölftausend Mann.

Aber was war zu tun? Zwar war dies Hannover ein deutsches Kurfürstentum, aber mit dem Kurhut zugleich vereinigte der dritte Georg die britische Königskrone. So glaubte

der Korse, diese hannoverschen Lande seien im Kriegsfall mit diesem britischen Georg für ihn vogelfrei. Das Reich tat nichts. Kaiser Franz sah vielmehr schadenfroh zu, wie dem preußischen Staat eine Verwicklung mit dem allmächtigen ersten Konsul drohte. Die süddeutschen Herren scharwenzelten um Bonaparte herum und hatten gar keine Ursache, sich



William Pitt
Nach einem Gemälde von Reynolds gestochen von Lud. Hoffmann

an den heißen Kastanien, die in Hannover gebacken wurden, die Finger zu verbrennen. Und wer konnte ihnen das verdenken? Was hatte wohl das große Norddeutschland, was hatte das wehrmächtige Preußen getan, als ihnen da unten jenseits des Mains das Messer an der Kehle saß? Das tollste aber war, daß die englische Regierung kaltblütig erklärte: „Wir, unsererseits legen gar keinen Wert auf die Verbindung mit dem Kurfürstentum Hannover, sein Geschick kann keinen Einfluß auf die Entschließungen der englischen Krone ausüben." Herr von Ompteda, der damals als Gesandter Hannovers in Berlin war, versuchte eine Intervention Preußens herbeizuführen. Aber Minister von Haugwitz wollte

nicht heran, wollte es mit dem ersten Konsul nicht verderben. Überdies war im hochadligen hannoverschen Kabinett ständige Eifersucht gegen Preußen vorhanden. „Sie haben mit Ihren Umtrieben," sagte Haugwitz kühl zu dem Gesandten, „nur erreicht, daß wir Sie jetzt den Franzosen überlassen." Dabei gab es am preußischen Hofe Leute genug, die sehr wohl einsahen, was die Vergewaltigung Hannovers besonders für Preußen zu bedeuten hatte, aber keiner unter ihnen trat energisch an den friedliebenden Friedrich Wilhelm III. heran, um ihm zu sagen: „Sire, jetzt ist es genug, das Maß bonapartischer Willkür ist voll, jetzt lassen Sie die Waffen sprechen." Es blieb seitens Preußen bei einer schwächlichen Vermittlung, die der Kabinettsrat Lombard dem ersten Konsul überbrachte. Seine Waffe war nichts als ein sentimentaler Brief des preußischen Königs, der also schloß:

„Wenn ich in der Antwort, die Lombard zurückbringt, die Versicherung finde, daß jetzt nach der Besetzung des Kurfürstentums Ihre Gerechtigkeit alle anderen Folgen dieses unglücklichen Krieges vom Norden fern halten wird, daß der Schwache nicht seine Schwäche beklagen muß, der Starke sich seiner Sicherheit freuen darf, daß Sie jede Maßregel zurückweisen, welche die britische Seemacht herausfordern könnte, die Freiheit der Ströme zu bedrohen und die Sicherheit des Handels zu vernichten, dann werde ich glauben, meiner Pflicht nichts weiter schuldig zu sein, als wie Ihre Freundschaft. Ihr Wort wird dann für mich mehr gelten, als anderen ein feierlicher Vertrag."

Worte? Verträge? Als ob Bonaparte jemals diese oder jene länger wert und heilig gehalten hätte, als es ihm in seinen Kram paßte. Aber es lag ihm damals durchaus nichts daran, mit Preußen vorzeitig zu brechen. Der glatte Lombard wurde vom ersten Konsul in Liebenswürdigkeiten eingewickelt und gewann den Eindruck, daß Bonaparte aus lauter Wahrhaftigkeit, Loyalität und Freundschaft für den König von Preußen zusammengesetzt sei. Er glaubte an seinen Hof berichten zu dürfen, daß der erste Konsul „niemals weiter gehen würde, als Friedrich Wilhelm es im Ernste zulassen wolle". Seltsame Auslegung des Kernes der napoleonischen Erklärung! Denn diese lautete: „Was wollen Sie? General Mortier ist in Hannover eingerückt, wie ein dreister Gassenjunge (comme un polisson). Die Hannoveraner hätten diese meine erste Armee ganz gut hinausjagen können, allerdings — ich würde dann eine zweite und stärkere hingeschickt haben, die ihren Zweck erreicht haben würde."

Das Hinausjagen der frechen Eindringlinge fingen die Hannoverschen Generale allerdings auf eine ganz eigene Art an. Der Krieg wurde nicht mit der Waffe, sondern durch Erlasse geführt. Zwar ist der historisch überlieferte wunderliche Befehl: „Den Franzosen gegenüber sei das Bajonett nur im dringendsten Notfalle und mit Moderation zu gebrauchen" dem Wortlaut nach wohl in das Reich der Anekdote zu verweisen. Aber der wirklich gegebene Befehl an die Vorhut, „daß sich die Patrouillen mit den Franzosen nicht in ein Handgemenge einlassen sollten, daß sie vielmehr den sich noch außer Schußweite befindenden französischen Truppen einen Parlamentär entgegenschicken sollten, um ihnen eine angemessene Verwunderung über den Friedensbruch auszudrücken," das übersteigt denn doch an Schlappheit alles Dagewesene. Und dabei waren diese hannoverschen Offiziere tapfere, ihrer Ehre sich bewußte Männer, dabei waren diese Soldaten Kerntruppen allerersten Ranges; bei einer entschlossenen Führung hätten sie den „polisson" Mortier mitsamt seinen zwölftausend Franzosen zu allen Teufeln gejagt. Diese Männer haben hernach im spanischen Krieg unter Wellington als deutsche Legion ihren Wert tausendfach bewiesen. Hier aber mußten sie dem schlaffen Regiment der Kielmannsegge und Konsorten



Wacht am Meer
Nach einem Gemälde von Horace Vernet

nachgeben und in der Kapitulation von Suhlingen sich verpflichten, über die Elbe nach Lauenburg abzuziehen. Nicht einmal mit diesem Erfolg war Bonaparte zufrieden, er wollte, daß Mortier seinem knappen Befehl auf den Buchstaben nachkäme, und dieser Befehl lautete: „Marchez, serrez l'armée hannovrienne et faites-lui mettre bas les armes.“ Er verwarf einfach die Kapitulation von Suhlingen und bestand auf gänzlicher Auflösung der Armee. Viele der braven Offiziere und Soldaten, die auf diese Weise um ihre Ehre gebracht wurden, flohen über Holstein nach England und wuschen ihren Schild hernach in den Kriegen der Halbinsel wieder blank. Sie gehörten jenen Regimentern an, die heute noch auf ihren Fahnenbändern und an ihrer Uniform das Ehrenzeichen Peninsula tragen. Und wir werden noch von ihnen hören. — Das Kurfürstentum Hannover wurde als ein erobertes Land behandelt und Mortier, der in diesem faulen Krieg sicher keine Soldatenehren errungen hatte — er war überhaupt kein Genie — verstand nun wenigstens das Geschäft, das folgte. Dem Lande wurden unerhörte Opfer auferlegt: Innerhalb der sechsundzwanzig Monate, während welcher die Franzosen Hannover besetzt hatten, wurden 26 Millionen Thaler erpreßt. Mortier selbst ist dort zum reichen Manne geworden und man sagt auch, daß die splendid in den Tag hineinlebenden Damen der Familie Bonaparte einen nicht geringen Teil der Beute dieses Raubzuges verjubelt haben. Es ging den Hannoveranern wie in den Tagen des großen Marodeurs Marschall Richelieu anno 1757. Noch stand der vom Pariser Volkswitz palais d'Hannovre genannte Palast in Paris, den sich Richelieu aus seinen hannoverschen Beutegeldern gebaut hatte. Aber kein König Friedrich lebte mehr, der das Raubgesindel mit des Schwertes Schärfe hinaustrieb, wie einst bei Roßbach. — Rücksichtslos wurden dann auch das Amt Ritzebüttel und Cuxhaven besetzt, obgleich es zum Gebiete der freien und Reichsstadt Hamburg gehörte. Damals schickte Friedrich Wilhelm seinen Kabinettsrat Lombard zum ersten Konsul nach Brüssel, und Lombard kam mit der Antwort zurück, die wir kennen. Wem die Augen über die Ziele Bonapartes noch nicht aufgegangen waren, dem konnten sie jetzt aufgehen. Einer von diesen war der alte Herzog von Braunschweig, der Generalissimus des preußischen Heeres. „Geben Sie acht,“ sagte er nachdenklich zu Herrn von Ompteda, „geben Sie acht, der Kerl, der Bonaparte wird uns noch allen auf die Nase spucken!“

Inzwischen sammelte der erste Konsul im Lager von Boulogne allmählich eine Armee von einhundertundsiebenzigtausend Mann, die er auf einer ebenfalls in den nördlichen Häfen Frankreichs gesammelten Flotte von über 1300 Transportschiffen an die Küsten Englands zu werfen gedachte. „Sind wir nur zwölf Stunden lang Herren des Kanals, so hat England gelebt!“ Ein stolzes Wort, aber zweifellos ein Wort, das militärisch seine große Berechtigung hat. Das geniale Organisationstalent Napoleons feierte in den Vorbereitungen dieser geplanten Landung wiederum einen Triumph. In zwei Stunden konnte das ganze Fußvolk, die ganze Reiterei, Artillerie und Train an Bord sein und in vierundzwanzig Stunden bei Dover ans Land steigen. Über zwei Jahre lang dauerten diese Truppenansammlungen, dauerten die Pläne und Entwürfe Napoleons, von hier aus durch eine Landung dem verhaßten Britannien den Todesstoß zu versetzen. In diesem Lager von Boulogne wurde die große Armee, la grande armée, geboren, gedrillt und geschliffen, die hernach für ein Jahrzehnt Europa in seinen Grundfesten erschüttern sollte. Während dieser Boulogner Zeit wurde aus dem ersten Konsul der Kaiser der Franzosen, der Soldatenkaiser, der Abgott der Armee. Aber der allmächtige Mann, mochte er den Landkrieg noch so meisterhaft verstehen, den Seekrieg, der doch eine Landung in England jedenfalls hätte einleiten müssen, unterschätzte er. Alle Fachmänner jener Zeit rieten ihm

„Mon Emperour, diese Kartoffel ist gar"
Nach einer Lithographie von Raffet

von einem Landungsversuch mit den großen, flach gebauten Transportschiffen, die zum größten Teil nur eine Kanone an Bord führten, die nicht manövrierfähig waren, die dem Steuer nur schwerfällig gehorchten, entschieden ab. Man sprach sogar in den Pariser Cafés in bezug auf den Canal la Manche von einem „Don Quichote de la Manche“, aber diesem Menschen war schon so Unglaubliches gelungen, wer konnte wissen, ob nicht auch die Niederwerfung des stolzen England geglückt wäre! Mit rasendem Eifer wurde der Ausbau der französischen Flotte beschleunigt. Aber so schnell, wie sich schließlich Schiffe bauen lassen, sind brauchbare Seeleute nicht erzogen. Hier mangelte es. Die Matrosen auf der Flotte des Admirals Villeneuve waren, wenn die See hoch ging, mit den Soldaten um die Wette seekrank, während die englischen Seeleute durch jahrelangen Dienst mit Wind und Wogen, Raaen und Segeln vertraut waren und den Seekrieg in hundert Schlachten gelernt hatten und — ein Nelson führte sie. Indes, der Kaiser Napoleon vertraute auch hier auf seinen Stern. Zweijährige Übungen und Manöver hatten die im Lager von Boulogne versammelten Heeresmassen zu einer Waffe erzogen, die in den Händen dieses ersten Feldherrn unwiderstehlich sein mußte. Am 3. August 1805 traf er in Boulogne ein; die Frontlinie seiner Soldaten, die er hinabritt, war über zwei Meilen lang. Aber vergeblich erwartete der Kaiser seinen Admiral im Ärmelkanal. Villeneuve konnte nicht vorwärts. Er schlug sich mit Wind und Wellen herum, büßte Raaen und Segel ein und mußte nach Cadix zurück. Der Kaiser war gezwungen, obwohl wütend bis zum Bersten, endlich von dem Landungsversuch in England abzusehen, denn im Osten Europas zog sich ein Gewitter zusammen, das seine Blitze gen Frankreich zu senden drohte. William Pitt hatte die dritte Koalition gegen Bonaparte zusammengebracht.

Noch waren die Blicke der Nationen auf Boulogne gerichtet und allerorts war man begierig, zu sehen, wie dieses gegen England gerichtete Unternehmen ausfallen würde, als schon Napoleon den raschen und mit seiner glänzenden Tatkraft durchgeführten Entschluß gefaßt hatte, die Koalition der Mächte in ihren Anfängen zu zersprengen. „Ich kann auf der See wohl Unglück haben, aber nie auf dem Lande; außerdem werde ich in der Lage sein, loszuschlagen, bevor die alte Koalitionsmaschine fertig ist. Die Könige besitzen weder Schnelligkeit im Handeln, noch Entschiedenheit des Charakters; ich habe vor dem alten Europa keine Furcht.“ In sieben Kolonnen ließ der geniale Feldherr „die große Armee in Deutschland hineinpirouettieren“, sieben neue Marschälle des Kaiserreichs kommandierten die sieben Armeekorps: Marmont, Davoust, Soult, Lannes, Ney und Augereau, dazu Bernadotte, der während der letzten Monate das Kommando in Hannover gehabt hatte; Schwager Joachim Murat kommandierte die Kavallerie, Bessières die Kaisergarde. In Eilmärschen schoben sich die Kolonnen gegen den Rhein vor. Duroc, der Getreusten einer, ging nach Berlin, um Friedrich Wilhelm zum Bundesgenossen zu gewinnen, Bertrand nach München, um den Kurfürsten Max Joseph zu ködern. Aber trotz aller glänzenden Versprechungen — der Kaiser ließ dem König von Preußen Hannover anbieten — wollte Friedrich Wilhelm III. kein Bündnis. Duroc erreichte nichts, als die Zusage der Neutralität. Neutralität und immer wieder Neutralität! Und doch hatte einst der große Kurfürst, der Schöpfer preußischer Macht, gesagt, daß für seinen Staat, der von Feinden umringt war, Neutralität das verderblichste aller politischen Systeme sei.

Indessen Friedrich Wilhelm, der nun einmal den Frieden für die Wohlfahrt seines Volkes unentbehrlich glaubte, war in seiner neutralen Haltung grundehrlich. Er verwehrte sogar mit Waffenmacht der russischen Hilfsarmee, die nach Österreich eilen wollte, den



Pierre François Charles Augerau
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Castiglione
Nach einer Lithographie von Delpech

Durchzug durch preußisches Gebiet, trotz seiner innigen Freundschaft mit dem Kaiser Alexander.

Wie ein Heuschreckenschwarm brach jetzt die große Armee, durch das hannoversche Korps unter Bernadotte auf zweimalhunderttausend Mann verstärkt, über die süddeutschen Gauen herein. Rings um Stuttgart sah man nichts wie Himmel und Franzosen. Am 2. Oktober 1805 kam mit Kurierpost der General-Adjutant des Kaisers, Georges Mouton, in Ludwigsburg an und meldete dem Kurfürsten von Württemberg Friedrich Wilhelm Karl die bevorstehende Ankunft seines Herrn. Mit diesem Mouton hatte es eine besondere Bewandtnis. Als der neugewählte Kaiser der Franzosen die Front des Regiments des Obersten Mouton abschritt, riefen die Soldaten: „Vive l'empereur!“ Aber Mouton, ein Jakobiner von Gesinnung, brüllte plötzlich mit furchtbarer Stimme: „Still da!“ Was geschah? Napoleon Bonaparte machte diesen Mann sofort zum Brigadegeneral und Generaladjutanten. In allen deutschen Kriegen des folgenden Jahrzehnts ist General Mouton stets unmittelbar um die Person des Kaisers gewesen. So bekehrte der kluge Korse seine Jakobiner in der Armee und machte sie zu den Getreuesten.

Am Abend desselben Tages traf der Kaiser persönlich in Ludwigsburg ein. Die erste Bitte, die er aussprach, war die, der Kurfürstin vorgestellt zu werden, einer Tochter seines intimen Feindes, Georg des Dritten von England. Er ließ bei dieser Gelegenheit seine ganze Liebenswürdigkeit spielen, lobte die Engländer, ihre Sitten, ihre Literatur und die Kurfürstin war alsbald von diesem Bonaparte, den sie sich ganz anders vorgestellt hatte, sehr entzückt. Wir haben aus jener Zeit übrigens eine Schilderung seiner Persönlichkeit, die aus englischer Feder stammt und hier Platz finden mag: „Er ist ungefähr fünf Fuß sieben Zoll hoch, zart und graziös gebaut. Sein kurzgeschorenes, dunkelbraunes Haar ist dünn und schlicht, die Farbe seines glatten Gesichtes bleich und gelblich, seine Augen sind grau, aber sehr lebendig, seine Augenbrauen hellbraun, dünn und hervorstehend. Alle seine Gesichtszüge, besonders Mund und Nase, sind fein, scharf geschnitten und unbeschreiblich ausdrucksvoll. Was drücken sie aus? Nichts vom percé, wie es in Druckschriften behauptet wird, noch weniger etwas vom méchant; auch hat sein Blick nichts, was die Welt mit Furcht erfüllen könnte. Der wahre Ausdruck seines Gesichts zeigt eine milde Schwermut, die, wenn er spricht, in das angenehmste und graziöseste Lächeln übergeht, das man sich denken kann. Dazu kommt der Ausdruck tiefen, ernsten Denkens, aber vor allem ein Blick ruhiger, gesammelter Entschlossenheit und Unerschrockenheit, die nichts Menschliches außer Fassung bringen könnte. Sein Verkehr mit Menschen ist von der feinsten Art, die ich je kennen gelernt habe, und Leute, die gereist sind, behaupten, daß er darin nicht nur jeden jetzt lebenden Fürsten und Herrscher, sondern alle übertrifft, deren Andenken uns überliefert ist. Er besitzt mehr ungesuchte Würde, als ich es mir bei einem Menschen vorstellen konnte. Sein Geplauder ist so freundlich und gewinnend, wie man sich nur denken kann; er wird dabei unterstützt durch seinen ungemeinen Reichtum an levée-Unterhaltungsstoff, wie ihn nach meiner Meinung kaum ein anderer besitzen kann. Er spricht überlegt, aber sehr fließend, mit eigentümlicher Betonung und ziemlich leiser Stimme. Während er spricht, sind seine Züge noch ausdrucksvoller als seine Worte.“

Am nächsten Tage fand zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten eine fünfstündige Unterredung statt, zwischen beiden allein und bei verschlossenen Türen. Die Unterredung dauerte so lange, daß es den Generalen Caulaincourt und Savary angst und bange wurde, daß der Kurfürst den Kaiser beiseite geschafft habe. Sie fragten den diensthabenden württembergischen Offizier von Wolzogen wiederholt, ob das Zimmer noch andere Aus-



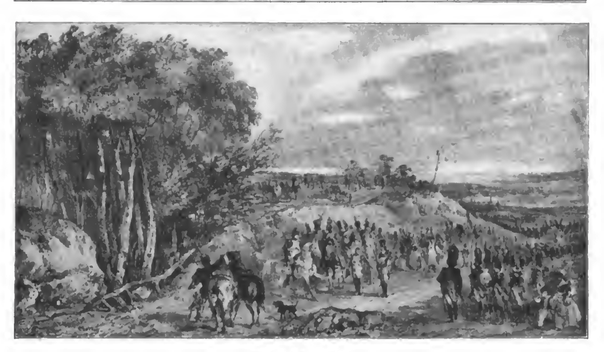
Michael Ney
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa
Nach einer Lithographie von Delpech

gänge habe, was Wolzogen bejahte und was natürlich die Besorgnis der Generale noch steigerte. „Endlich verließ,“ erzählt Wolzogen in seinen Memoiren, „der Kurfürst ganz erschöpft die Zimmer Napoleons und versicherte uns sogleich, daß ihm seit Friedrich dem Großen niemand von solcher Beredsamkeit vorgekommen sei, und daß der Kaiser, sonderbar genug, auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit wie der große Friedrich habe. — Bald erfuhren wir auch das nähere Resultat dieser Konferenz: Der Kurfürst war Napoleons Alliierter und ließ seine Truppen, zirka zehntausend Mann stark, sobald als möglich gegen Österreich marschieren. Napoleon hatte ihm die Unmöglichkeit auseinandergesetzt, neutral zu bleiben, wie er es im Sinne gehabt; bei großen Weltbegebenheiten müsse jedermann Partei ergreifen, er — der Kurfürst — sei offenbar der klügste und kräftigste Fürst in Deutschland, und Württemberg sei für seinen Geist zu klein; es müsse ihm daher ein größeres Reich und eine Königskrone werden und dazu wolle er ihm verhelfen.“

Das wirkte natürlich. Dennoch mochte dem Kurfürsten das deutsche Gewissen schlagen. Er berief sich darauf, daß seine Landstände schwerlich in eine Alliance mit Frankreich einwilligen würden. „Ihre Stände?“ rief der Kaiser, „chassez donc ces bougres!“ „Jagen Sie doch die Schufte zum Teufel!“ — So wurde der eifrigste Satrap für den Rheinbund gewonnen, so begann die Hetze Deutscher gegen Deutsche.

Und dieser Fürst Friedrich Wilhelm Karl von Württemberg war der Sohn jenes Mannes, der die großen Reiterschlachten des siebenjährigen Krieges unter Friedrich dem Großen schlug, der bei Leuthen focht und bei Kunersdorf, des Prinzen Eugen von Württemberg, dessen Ruhm unauslöschlich geschrieben steht in den Blättern preußischer Geschichte. Seine Wiege stand in Treptow in Hinterpommern, seine Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt. Aber die Königskrone von Napoleons Gnaden, die ihm hier winkte, schien in ihm alle Bedenken zu ersticken. „Il faut étouffer tous les regrets!“ Talleyrands Rat galt auch hier. Der Württemberger war und blieb der eifrigste Diener des Korsen. Selbst noch im Jahre 1814, als die Fremdherrschaft vom deutschen Boden hinweggefegt war, fingen Wintzingerodes Kosaken einen Brief des Königs an Napoleon auf, in welchem er ihn zu den Februarsiegen von 1814 gegen die Verbündeten beglückwünschte und die Hoffnung aussprach, daß „auch er bald unter seine glücklichen Fahnen zurückkehren werde“. Dabei war dieser Fürst ein kluger, ja geistreicher Mann, aber er war hochmütig, leidenschaftlich, despotisch und roh in seinen Sitten. „In seinen eigenen Angelegenheiten,“ sagt Wolzogen von ihm, „gab er selten seinem sonst ausgezeichneten Verstande Gehör und nur über Fremde hatte er fast immer ein treffendes Urteil. — Man möchte daher beinahe Humes Urteil über Heinrich den Achten von England anwenden, welches lautet: Dieser Herr hat während seines Lebens nie etwas Unvernünftiges gesagt, und nie etwas Vernünftiges getan.“ — Seine Meinung über Napoleon sollte er allerdings bald genug Gelegenheit haben, zu ändern. Nach jener Zusammenkunft mit Napoleon in Würzburg, wo über die Verschacherung der Prinzessin Katharina von Württemberg an den liederlichen Prinzen Jérôme verhandelt wurde, der sich von seiner Elisabeth Patterson scheiden lassen mußte, sagte der König zu Wolzogen: „Ich weiß gar nicht, wo ich früher meine Ohren hatte, es ist gar nicht derselbe Mann mehr.“ Begreiflich! In Ludwigsburg hatte der große Schauspieler die Rolle des Unwiderstehlichen gespielt. Nach dem Schlage von Austerlitz, der ihm die ganzen süddeutschen Fürsten auf Gnade und Ungnade in die Hände lieferte, durfte er getrost den gestrengen Herrn herauskehren, sein Repertoire war groß — er verstand sich auf jedes Rollenfach.

Im Lager
Nach einer Zeichnung von Raffet



Die Beförderung
Nach einer Zeichnung von Charlet

Karl Friedrich von Baden hatte 3000 Mann gestellt, Maximilian Joseph von Bayern 25000 und die anderen kleinen Staaten Süddeutschlands konnten ebenfalls ihre Kontingente nicht verweigern. Bonaparte sprach einfach das Wort: „Wer nicht ist für mich, der ist wider mich." Die armen Herren zitterten für ihre Throne.

So durch deutsche Hilfstruppen noch verstärkt, warf Napoleon die österreichischen Armeen mit Gewaltstößen gegen Wien zurück. General Mack, ein Günstling des Kaisers Franz, wurde in Ulm eingeschlossen und mußte kapitulieren. Österreichs besten Feldherrn, den Erzherzog Karl, hatte man nach Italien geschickt. — Durch einen kecken, in seiner Art unerhörten Handstreich bemächtigten sich Joachim Murat und Johann Lannes, beide schlaue Gascogner, der Brücke, welche bei dem Orte Spitz nahe Wien über die Donau führte und deren Besitz für die französischen Vortruppen außerordentlich wichtig war, denn es galt die Russen und Österreicher auf dem Zug nach Mähren zu verfolgen, um sie zu fassen, bevor Erzherzog Karl aus Italien heran war. Die Verteidigung dieser Brücke war einer Infanteriedivision von sechstausend Mann und einer starken Abteilung Artillerie anvertraut, Graf Auersperg kommandierte die Truppen. Die Brücke war mit Zündstoffen, Werg und Teerfässern belegt und konnte jeden Augenblick verbrannt werden. Bei der sehr schwierigen Passage, die gerade hier der breite Donauarm bietet, wäre das Vorrücken der kaiserlichen Truppen tagelang aufgehalten worden, wenn die Brücke rechtzeitig niedergebrannt wurde. Aber die beiden Gascogner kannten ihre Leute. Sie legten in das Ufergebüsch am jenseitigen Ufer einige Kompagnien von Oudinots Grenadieren und gingen dann mit einigen deutschsprechenden Offizieren, schlendernd, als wenn es weiter nichts auf sich hätte, über die Brücke. Als die Posten schießen wollten, winkte man ihnen ab; man wolle den Fürsten Auersperg sprechen. Auersperg wurde herbeigeholt und nun redeten die Franzosen auf den Fürsten ein, erzählten von einem Waffenstillstand und dergleichen mehr. Lannes setzte sich sogar ganz ruhig auf eine Kanone, Murat nahm wie spielend einen Sergeanten die Zündschnur aus der Hand. Allmählich erschienen erst einzeln,



Kosaken-Biwak

als gingen sie spazieren, dann in immer dichteren Trupps von jenseits der Brücke, Oudinots Grenadiere. Sie stoßen wie unabsichtlich mit dem Fuß die Zündstoffe von der Brücke; ein alter österreichischer Feldwebel sieht das, merkt die Falle, tritt auf den Fürsten Auersperg zu und sagt erregt: „Durchlaucht, man betrügt Sie, soll ich feuern lassen?“ Da springt Johann Lannes von seiner Kanone auf und ruft: „Was, Exzellenz, hier dürfen Feldwebel dreinreden? Ist das die berühmte österreichische Disziplin?“ Der Fürst wird wütend, schreit den Feldwebel an, befiehlt sogar, ihn festzunehmen und inzwischen haben sich starke Abteilungen französischer Grenadiere unter die Österreicher gedrängt — die Brücke ist verloren. Das war so ein kecker Streich, wie ihn die Marschälle des Kaiserreichs in ihren Feldzügen auszuführen nicht unter ihrer Würde hielten — im Ehrenpunkt gewiß höchst bedenklich, im Erfolg sehr erfreulich, und der Erfolg rechtfertigte bei Napoleon alles. In der Tat war die Eroberung der Brücke unschätzbar für den schnellen Vormarsch der französischen Armee, denn es waren für den Kaiser trotz seiner raschen Erfolge damals kritische Tage. Von Italien her marschierte Erzherzog Karl mit achtzigtausend Mann heran und die bewaffnete Intervention Preußens war jeden Augenblick zu erwarten. Indes der Kaiser wußte genau, was ein rascher und entscheidender Sieg bedeutete. Darauf steuerte er zu. Der alte General Kutusow, der die vereinigte russisch-österreichische Armee kommandierte, beabsichtigte sich auf Ungarn zurückzuziehen und dort die Vereinigung mit dem Erzherzog zu suchen. Inzwischen hätte Preußen mit über zweimalhunderttausend Mann eingreifen können und dem Franzosenkaiser die Verbindung nach Westen hin abschneiden. Dann stand Bonaparte mit seinen strapazierten und durch Entsendungen geschwächten Armeen

zwischen zwei gewaltigen, ihm an Zahl dreifach überlegenen Heeren. Die süddeutschen Staaten hätten vor einem energischen Auftreten Preußens gekuscht, die Hilfsmittel für die Weiterführung dieses Krieges wären ihm abgeschnitten gewesen, der Ausgang des Krieges nicht zu ermessen. Aber er wußte Rat. Den preußischen Gesandten Graf Haugwitz empfing er mit eisiger Kälte. Er kannte seinen Mann und er schüchterte den ängstlichen Haugwitz gründlich ein. Gleichzeitig sandte er seinen Savary zu den russischen Vorposten



Ich spiele nicht mehr mit!
Nach einer Zeichnung von Bellangé

und bat um eine Unterredung mit dem Kaiser Alexander. Alexander kam nicht selbst, er schickte den Fürsten Dolgorucki. Demgegenüber tat nun Napoleon so, als fürchte er eine Schlacht, als sehne er sich nach Frieden. Das gab im russischen Hauptquartier den Ausschlag: Bevor Erzherzog Karl heran war, wollte der junge Kaiser die Schlacht schlagen, um die Lorbeeren allein zu pflücken.

Am 2. Dezember, dem ersten Jahrestag seiner Kaiserkrönung, einem seiner Schicksalstage, denen Napoleon stets besondere Kraft zumaß, kam es nahe Austerlitz zur Schlacht. Es standen ungefähr achtzigtausend Franzosen gegen neunzigtausend Russen und Österreicher. Kutusow beabsichtigte, den rechten sich an Sokolnitz anlehnenden Flügel der Franzosen zu



Michael Ilarionowitzsch Golenischtschew Kutusow
Kaiserlich russischer Feldmarschall
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

umfassen, während er auf den Höhen von Pratzen eine starke Zentrumsstellung halten wollte, bis die Fortschritte bei Solkonitz südlich am Goldbach einen allgemeinen Vorstoß rechtfertigten. Aber der Kaiser Alexander, der erst vor wenig Tagen eine Parade über die achttausend Mann starke, prächtige kaiserlich russische Garde abgenommen hatte, schwelgte derart in Siegeshoffnungen, daß er nicht zu warten vermochte. Der junge Fürst ritt, begleitet vom Kaiser Franz und einer glänzenden Suite, selbst die Schlachtordnung ab. Auf den Höhen von Pratzen fand er den General Kutusow noch abwartend stehen. Die Gewehre waren noch zusammengesetzt. Kutusow war überhaupt gegen die ganze Schlacht, aber jetzt, wo er sich schlagen mußte, wollte er es an Vorsicht nicht fehlen lassen: Er wußte nur zu gut, daß jede Blöße gegenüber dem raschen, sprungbereiten Manne da drüben die bedenklichsten Folgen haben konnte. „Warum rücken Sie nicht vor, General?“ fragte der Kaiser. Kutusow richtete das eine gesunde Auge, das er noch besaß, fest und ruhig auf seinen Monarchen. „Ich warte, Sire, bis alle Truppen vereinigt sind.“ — „Aber wir sind hier doch nicht auf dem Exerzierplatz, wo man das Eintreffen aller Truppen abwartet, bis man die Parade beginnt,“ — so der junge Kaiser. — „Sire,“ sagte Kutusow trocken, „gerade weil wir nicht auf dem Exerzierplatz sind, fange ich nicht an. — Übrigens befehlen Sie selbst, Sire.“

Lechzend nach Feldherrnruhm befahl der Kaiser. Der voreilige Anmarsch aber erleichterte Napoleon den gewaltigen Stoß gegen das russische Zentrum, den er während der Nacht schon vorsichtig vorbereitet hatte und ungesäumt ausführte, als um 10 Uhr morgens der dichte Nebel wich und die Sonne von Austerlitz siegreich über dem Blachfeld aufstieg, — die „Sonne von Austerlitz“, die später so oft in den berühmten Bulletins der napoleonischen Kriege als Begeisterungswort diente.

Napoleon hatte in der Anlage der Schlacht alles auf eine Karte gesetzt, aber diese Karte wurde in seiner sicheren Hand zum siegreichen Trumpf. Nach wenig Stunden verließen Russen und Österreicher fluchtartig das Schlachtfeld. Ihre Verluste waren furchtbar: über fünfundzwanzigtausend Tote und Verwundete und hundertunddreiunddreißig Kanonen. Der Zar war so erschüttert, — von höchster Hoffnung bis zu tiefster Zerknirschung war bei ihm stets nur ein Schritt — daß er auf der Flucht plötzlich vom Pferd stieg, sich unter einen Baum auf die feuchte Erde warf, das Haupt verhüllte und bitterlich weinte. Mit Mühe brachte ihn der Major Toll dazu, wieder zu Pferde zu steigen und sich in Sicherheit zu bringen.

Napoleon hatte mit dieser Schlacht die dritte Koalition zersprengt. Am Biwakfeuer bei der Mühle von Nasedlowitz empfing er den Kaiser Franz. Der Habsburg-Lothringer ließ die Unterlippe noch länger hängen, als sie von Natur schon hing. Er erschien wie ein Supplikant vor dem übermütigen Sieger und mußte vieles einstecken, denn Bonaparte konnte je nach den Umständen höflich, aber auch tief verletzend und brutal sein. Franz I. sog aus dieser ersten Begegnung einen Haß gegen den „korsischen Abenteurer“ in sich hinein, den er niemals wieder verloren hat. Auch dann nicht, als dieser Napoleon der Gemahl seiner Tochter und der Vater seines Enkelsohnes wurde. Seine Abneigung faßte der knochentrockene Mann in seiner Wiener Mundart zusammen in die Worte: „Jetz, weil I'n g'sögn habn, jetz kann ihn gar nimmer leiden.“

Die erste Bedingung der Friedensverhandlung, die Napoleon stellte, war der vollständige Abzug der Russen aus Österreich, das Verbot jedes weiteren Bündnisses, der schleunigste Abschluß des Friedens selbst, — denn Eile schien dem französischen Kaiser dringend geboten. Graf Haugwitz mit dem preußischen Ultimatum saß noch in Wien, und



Austerlitz
Nach einer Lithographie von Narthen

Erzherzog Karl stand mit achtzigtausend frischen Truppen einen Tagemarsch vor Wien. — Aber Kaiser Franz und seine Ratgeber waren zu jeder Demütigung bereit. Voreilig war der Krieg begonnen, voreilig die Entscheidungsschlacht geschlagen, voreilig ward dieser Friede geschlossen. Österreich verlor Venetien, Istrien, Friaul und Dalmatien, Tirol und die schwäbischen Gebiete, fast ein Fünftel seiner ganzen Länder. Dazu zahlte es hundert Millionen Frank Kriegskosten und sagte zu allen Gebietsverschiebungen und zu allen Gewaltmaßregeln, die Napoleon jetzt beging, von vornherein sein Ja und Amen. Natürlich wurden vor allen Dingen die napoleonischen Satrapen bedacht: Bayern erhielt Tirol und das dem preußischen Staat abgedrängte Ansbach, Württemberg erhielt die schwäbischen Besitzungen Österreichs, Baden den Breisgau und die Stadt Konstanz. Zugleich nahmen die Kurfürsten von Bayern und Württemberg den Titel eines Königs an, der von Baden wurde zum Großherzog gemacht. Am 27. Dezember 1805 dekretierte Napoleon von Schönbrunn aus: „Die Dynastie der Bourbonen in Neapel hat zu regieren aufgehört.“ Sein Bruder Joseph Bonaparte wurde König von Neapel.

Das Herzogtum Kleve — dem König von Preußen abgezwungen — und das Herzogtum Berg, gegen das Bayern Ansbach eingetauscht hatte, wurden zu einem Großherzogtum Berg, mit der Hauptstadt Düsseldorf, zusammengeballt und dem Schwager Napoleons, Joachim Murat, verliehen. Sein Vater war Gastwirt und Weinküfer in la Bastide-fortunière am Lot; Joachim, der Sohn, erst geistlicher Novize, dann Jäger zu Pferde und dann im schnellen Aufstieg Großherzog von Berg und deutscher Reichsfürst! — Der Halbonkel des Korsen, Joseph Fesch, wurde vom Reichserzkanzler Freiherrn von Dalberg zu seinem Koadjutor und Nachfolger ernannt, trat also auch in die Reihe der deutschen Fürsten und erhielt als Nachfolger Dalbergs die Anwartschaft auf den alten ehrwürdigen Fürstenthron, mit dem seit Jahrhunderten das erste Reichsamt des Erzkanzlers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation verbunden war. Auch eine seltsame Karriere, die dieser Fesch hinter sich hatte. Er war der Sohn eines schweizerischen Kapitäns, der in französischen Diensten stand, gelegentlich nach Korsika kam und dort die Witwe Ramolini, Napoleons Großmutter, heiratete. Er trat in den geistlichen Stand, wurde Archidiakonus, dann 1796 im ersten italienischen Feldzug Kriegskommissar, dann wieder Geistlicher, bereits 1802 Erzbischof von Lyon, 1803 Kardinal und Gesandter am päpstlichen Stuhl, 1804 Groß-Almosenier des Kaiserreiches, Graf und Senator. Als er nach dem glücklichen Kriege von 1805 sogar Koadjutor Dalbergs und deutscher Fürst wurde, sprach er noch immer keine Silbe Deutsch! Im übrigen war dieser Fesch, ebenso wie Murat, das, was man einen guten Kerl nennt, leichtlebig, mit ziemlich weitem Gewissen, von Bonaparte zu vielem zu gebrauchen, dabei aber gutmütig und für das Leben und Lebenlassen.

Es war nur natürlich, daß Bonaparte seine junge Dynastie, jetzt, wo er gefürchtet und mächtig dastand, durch fürstliche Heiraten zu stützen suchte. Der tapfere, soldatische Eugen Beauharnais erhielt Prinzessin Amalia Augusta von Bayern, Prinz Karl von Baden wurde mit Stefanie Beauharnais, der Nichte Bonapartes, bedacht und Jérôme Bonaparte mußte seiner Frau Elizabeth Patterson den Abschied geben, um Katharina von Württemberg zu heiraten. Mit welcher Naivetät Bonaparte Menschenschicksale durcheinander würfelte, Ehen und Verlöbnisse schied und schloß, wie er es für ganz selbstverständlich hielt, daß alles, was zu seiner Sippe gehörte und was er mit seinem Schwert unterworfen hatte, nun auch nach seiner Pfeife tanzte, zeigen deutlich einige Zeilen, die er an Joseph Bonaparte schrieb, die datiert sind vom 31. Dezember 1805, also am Silvestertag des großen Siegesjahres, aus München: „Mein Bruder,“ heißt es da, „ich habe die Prinzessin



Jérôme Napoleon
König von Westfalen
Nach einem Gemälde von Kinson gestochen von L. Buchhorn



Abgeschlagen!
Nach einer Zeichnung von Horace Vernet

Auguste, die Tochter des Kurfürsten von Bayern, die eine sehr hübsche Person ist, für den Prinzen Eugen als Gattin verlangt, die Vermählung ist beschlossen. Eine andere Prinzessin habe ich für Jérôme verlangt. Da Sie den letzteren gesehen haben, so lassen Sie mich wissen, ob man darauf zählen kann, daß der junge Mann tun wird, was ich wünsche. Ebenso habe ich im Werk, Ihre älteste Tochter mit einem kleinen Prinzen zu verheiraten, der eines Tages ein großer Fürst sein wird."

Für seine Getreuen schuf er in Italien sogenannte Reichslehen, mit denen der Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von rund hunderttausend Frank verbunden waren. Einige von ihnen wurden zu souveränen Fürsten gemacht. Der unentbehrliche Berthier wurde Fürst von Neufchâtel, Bernadotte, der Desirée Clary, Napoleons Jugendgeliebte, geheiratet hatte, wurde Prinz von Pontecorvo, und Ehren-Talleyrand, der Neunmalkluge, Fürst von Benevent, wofür er allerdings nur ein skeptisches Lächeln hatte.

Nachdem Bonaparte mit den süddeutschen Fürsten allerlei Familienbande geknüpft hatte und ihnen die verheißenen Königskronen aufs Haupt gesetzt, gab er dem Heiligen römischen Reich deutscher Nation, dessen Oberherr und Kaiser er am Biwakfeuer von Nasedlowitz abgekanzelt hatte wie einen Schulbuben, — gab er diesem alten Staatenbau, der morsch war bis ins Innerste, den Todesstoß. Im Juni 1806 unterschrieben eine Reihe deutscher Fürsten, allen voran Bayern, Württemberg und Baden, die sogenannte Rheinbundsakte: la troisième Allemagne wurde dadurch begründet. Diese Rheinbundfürsten waren durchaus souverän, aber sie waren verpflichtet, ihrem Protektor, wie sich



Jean Baptiste Jules Bernadotte
Marschall des Kaiserreiches, Prinz von Pontecorvo, später Kronprinz von Schweden
Nach einer Lithographie von Delpech

Bonaparte nannte, für alle seine Kriege Hilfstruppen zu stellen, im ganzen wenigstens dreiundsechzigtausend Mann. So wurde auch in den süddeutschen Staaten das Proskriptionssystem eingeführt, das in Frankreich zur Beschaffung neuer Heere sich so außerordentlich bewährt hatte. Für die Dienste seiner Vasallenstaaten ließ sich der Kaiser Napoleon zu manchem Zugeständnis gern herbei; er hatte nichts dagegen, daß seine Rheinbundfürsten die innerhalb ihrer Herrschaftsgebiete gelegenen bisherigen unmittelbaren Reichsstände und Reichsritterschaften sich einverleibten, mediatisierten. Das wurde natürlich von den Fürsten gründlich besorgt. Wiederum fand wie im Jahre 1803 ein großes Verschlingen der Kleinen durch die Großen statt; wiederum verschwanden siebenzig souveräne Herrschaften von der Landkarte des deutschen Reiches; die alten, erbeingesessenen Geschlechter der Hohenlohe, Leiningen, Sayn-Wittgenstein, Solms, Löwenstein, Schwarzenberg, — sie alle mußten von ihren kleinen Thronen herunter. Die freie Reichsstadt Augsburg war schon im Frieden von Preßburg an Bayern gefallen und das alte Nürnberg wurde jetzt auch übergeschluckt. Die deutsche Treue stand verzweifelt tief im Kurs.

Aber dennoch: diese Sache mit dem Rheinbund hatte auch noch ein anderes Gesicht. Die deutsche Geschichtsschreibung ist mit diesen Vasallenfürsten, die der Korse durch seine endlosen Kriege schleppte, die ihm in den Bruderkrieg gegen Österreich und Preußen folgten, gelegentlich sehr hart verfahren. Wir sind heute hundert Jahre weiter, wir sind uns unserer geeinten Kraft bewußt worden, um es mit einem Wort zu sagen: wir haben Bismarck erlebt. Es steht uns nicht an, über jene, die damals dem furchtbaren Menschen wehrlos gegenüberstanden, allzu hart zu urteilen. Leopold von Ranke hat in knappen Sätzen ein klares Charakterbild des Korsen entworfen: „Wir nehmen," sagt er, „in Napoleon Größe der Gesichtspunkte, Folgerichtigkeit der Ausführung wahr, den Blick und den Flug des Adlers nach seiner Beute; so scharf übersieht er den ganzen Horizont, so geradezu stürzt er auf den entscheidenden Punkt. Allein die Erhabenheit persönlicher Gesinnung, die einer Stellung wie der seinen entsprochen hätte, läßt er vermissen, jenen Stolz eines großen Herzens, das sich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm ist der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt sich mit Gewalt erreichen; dann ist ihm kein Mittel zu schlecht, keine Maßregel zu kleinlich, er scheut keine langwierige und gehässige Tyrannei, um seinen Gegner herabzuwürdigen und, wie man sagt, mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran, ihn zu erdrücken."

So war es und nicht anders! Mit einem solchen Menschen hatten jene Fürsten zu rechnen. Mit kaltem Blut verfügte er: Das Haus Bourbon in Neapel hat aufgehört zu regieren. Ihm hätte es nichts verschlagen, bei dem geringsten Widerstand, den ihm irgend ein deutscher Fürst geleistet hätte, mit einem Federzug zu dekretieren: Das Haus Wittelsbach hat aufgehört zu regieren, oder das Haus Zähringen oder das Haus Hessen. Und wenn er das tat, wer war da, das Recht zu schützen? Österreich etwa? Das Haus Habsburg hatte seit Jahrhunderten nach bayrischem Besitz geschielt. Und Preußen? Friedrich Wilhelm verfolgte seit seinem Regierungsantritt eine Politik des Friedens um jeden Preis. Wer war da, die schirmende Hand über die kleineren und mittleren Staaten zu halten, wenn es Napoleon einfiel, den Widerstand einfach durch Entthronung zu brechen, um irgend einen Bonaparte oder Bernadotte oder Murat an die Stelle des Entkrönten zu setzen? Gewiß bleibt es immer schmerzlich, den gänzlichen Verfall des Reiches zu sehen, zu sehen, daß sich eine Reihe deutscher Fürsten, gezwungen oder aus Vorsicht und Furcht scheinbar freiwillig, dem Erbfeind verbanden, daß in Mordschlachten Deutsche gegen Deutsche fochten. Aber ungerecht wäre es, alle Schuld auf diese Rheinbundfürsten



Konskribierte in Bayern
Nach einer Zeichnung und Lithographie von K. Nachtmann

zu wälzen. Schuldig waren sie, das ist unbestreitbar, aber ebenso schuldig war ihr Oberherr und Kaiser, ebenso schuldig das wehrmächtige Preußen, das seit einem Jahrzehnt eine schlaffe Politik trieb und nur noch Pflichten gegen sich selbst und seine unmittelbaren norddeutschen Bundesgenossen zu kennen schien.

Der Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit, die allerdings keine Herrlichkeit mehr war, sondern nur noch wie ein beinloser Schatten durch die Geschichte des letzten Jahrhunderts gespukt hatte, dieser Zusammenbruch stand unmittelbar bevor. Kaiser Franz konnte nichts mehr tun, als den kaiserlichen Purpur von seinen Schultern gleiten zu lassen und das Diadem schweigend beiseite zu legen. Aber ach — nicht einmal das vermochte der vorteilhafte Mann! Wenn schon die Kaiserei ein Ende haben sollte, warum nicht ein Geschäft dabei machen und möglichst ein recht gutes? Metternich mußte nach Paris, um dort die kaiserliche Würde recht hoch anzurechnen, keine Abneigung gegen die Abtretung zu zeigen, vielmehr die Bereitwilligkeit dazu zu erklären, jedoch nur gegen möglichst große, für das Erzhaus zu erreichende Vorteile. „Der Zeitpunkt zur Abtretung der Kaiserwürde ist jener, wo die Vorteile, die aus solcher für meine Monarchie entspringen, durch die Nachteile, die durch eine fernere Beibehaltung derselben entstehen könnten, überwogen werden." So schrieb der Kaiser Franz seinem Metternich. Es steckte in diesen Lothringern denn doch ein eingewurzelter Handelsgeist. Selbst die Entäußerung kaiserlichen Hermelins, das Aufgeben einer durch ein Jahrtausend geheiligten Tradition mußte in klingende Münze verwandelt werden, mußte greifbare Vorteile einbringen. Der erste Lothringer auf dem Kaiserthron, der Großvater dieses letzten Kaisers, Franz I., Theresiens Mann, hatte an die, gegen das Erzhaus im Felde stehende preußische Armee während des siebenjährigen Krieges Lebensmittel verkauft. „Wir bekommen einen großen Teil unseres Mehles von ihm," sagte spöttisch König Friedrich. — Aber Metternich kam zu spät. In Paris war beim besten Willen kein Geschäft mehr zu machen. Die Rheinbundakte war vollzogen. Am 1. August erklärte der französische Gesandte am Reichstage zu Regensburg, daß der Kaiser Napoleon ein deutsches Reich nicht mehr anerkenne. Zu gleicher Zeit kündigten die Rheinbundstaaten ihren Austritt aus dem Reichsverband an. Sang- und klanglos ging das Reich zu Grabe. — Um jene Zeit erschien eine kleine Streitschrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Der Buchhändler Johann Philipp Palm zu Nürnberg war ihr Verleger. Die Schrift, welche sich scharf gegen die Übergriffe der französischen Soldateska aussprach, fiel einem französischen Obersten in die Hände. Palm wurde verhaftet, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Napoleon vor ein Kriegsgericht gestellt und innerhalb 24 Stunden auf den Wällen der Festung Braunau erschossen. Mit diesem frevelhaften Justizmord begann der Schirmherr des Rheinbunds, „dessen Ansichten in beständiger Harmonie mit dem wahrhaften Interesse Deutschlands standen", wie es in der Denkschrift der Rheinbundfürsten so schön hieß, seine Schirmherrschaft über das geknebelte Deutschland!

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wollte, wie wir aus seinen eigenen Worten wissen, einen Krieg nur dann führen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates handelte, wenn es ein frevelhafter Angriffskrieg war, den abzuwenden die äußerste Notwehr gebot. Jetzt war es so weit. Der Krieg um die Existenz des preußischen Staates stand vor der Tür. Wenige Tage nach der Schlacht von Austerlitz empfing der Kaiser Napoleon zu Schönbrunn den preußischen Gesandten Grafen Haugwitz.

Ehrlich beflissen, seine Neutralität um jeden Preis aufrecht zu erhalten, hatte König Friedrich Wilhelm der russischen Armee den Durchmarsch durch Schlesien verweigert, hatte

ihn selbst dann noch verweigert, als man von Rußland aus drohte, ihn mit Waffengewalt zu erzwingen, hatte sogar einige Armeekorps an die russische Grenze beordert, um der Gewalt mit Gewalt begegnen zu können. So stand Kaiser Alexander, fürchtend, daß ein unzeitiger Bruch mit Preußen erfolgen möge, welcher diesen befreundeten Staat in die Arme Frankreichs getrieben haben würde, von einem Überschreiten der preußischen Grenze ab. Aber mit einem Schlage änderte sich die ganze Sachlage, als das Korps des Marschalls Bernadotte von Hannover gegen Süddeutschland vorbrach und ohne zu fragen gegen den Einspruch der Behörden durch das preußische Ansbach marschierte. Der König Friedrich Wilhelm war tief beleidigt und in Berlin flammte die nationale Entrüstung über diesen Friedensbruch an allen Ecken auf, die Kriegspartei bekam wieder Oberwasser. Den Russen wurde der bisher verweigerte Durchzug durch Schlesien gestattet, das preußische Heer wurde mobil gemacht und besetzte unverzüglich Hannover. Am 25. Oktober 1805 traf auf seiner Durchreise zum Heere der russische Kaiser in Berlin ein. Die bisher von einem franzosenfreundlichen Kabinett stark beeinflußte Politik des Königs geriet in ein anderes Fahrwasser. Auch Erzherzog Anton, der Bruder Kaiser Franz des Ersten, kam in Begleitung des Grafen Metternich nach Berlin, und am 3. November schon wurde der „Potsdamer Vertrag" geschlossen, der die bewaffnete Vermittlung Preußens zwischen Napoleon und der dritten Koalition herbeiführen sollte: Weigerte sich der Franzosenkaiser, an einem Friedenskongreß teilzunehmen, so marschierte Preußen ungesäumt. Das Eingreifen dieses Staates durch Waffengewalt war für den 15. Dezember festgesetzt. Eine ganz besondere Weihe suchte der schwärmerisch veranlagte Kaiser Alexander diesem Bündnis dadurch zu geben, daß er das Königspaar bat, mit ihm gemeinsam die Gruft Friedrichs des Großen zu besuchen. Der aufgeregte, für solche theatralischen Augenblicke sehr empfängliche Zar küßte den Sarg des großen Preußenkönigs und reichte seinem Nachfolger darüber hinweg die Hand zum ewigen Bündnis. Das war in der Nacht zum 4. November. Aus der Gruft zurückkehrend, bestieg Kaiser Alexander seinen Reisewagen und fuhr zur Armee nach Mähren. Vier Wochen später war er der Besiegte von Austerlitz. Inzwischen war Graf Haugwitz mit dem preußischen Ultimatum in Brünn beim Kaiser Napoleon eingetroffen. Der Empfang, wir sagten es schon, war kühl, „von eisiger Kälte", wie Haugwitz selbst berichtete. Der preußische Minister stand nach einer langen Unterredung, die er mit dem Kaiser hatte, unter dem bestimmten Eindruck, daß Napoleon, sobald Haugwitz mit dem Ultimatum der bewaffneten Vermittlung herausgekommen sein würde, ohne zu säumen um jeden Preis einen Sonderfrieden mit Österreich geschlossen und sich mit seiner ganzen Heeresmacht auf Preußen geworfen haben würde. Graf Haugwitz ist wegen des trüben Erfolges seiner Sendung von der Geschichte hart getadelt worden, aber wenn man gerecht sein will, so muß man zugeben, daß er hier den Kaiser ziemlich richtig beurteilte. Jedenfalls war Napoleon in seinen Entschlüssen so unberechenbar und in ihrer Ausführung so blitzartig, daß ein solcher Ausgang durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag. Am Abend des Tages der ersten Unterredung, nachdem Napoleon ihn gründlich ausgeholt hatte und wußte, woran er war, wurde Graf Haugwitz durch Caulaincourt nach Wien abgeschoben; dort nahm ihn Talleyrand in Arbeit, und Talleyrand konnte bald an Napoleon schreiben: „Ich bin mit Monsieur Haugwitz sehr zufrieden." Daß unter solchen Umständen ein ängstlicher Mann, der seinem Land den Frieden erhalten wollte, nach der Schlacht von Austerlitz völlig umgewandelt wurde, ist sonnenklar. In den Audienzen, die nach Austerlitz zwischen dem siegreichen Kaiser und dem preußischen Unterhändler stattfanden, ging es Haugwitz herzlich schlecht. Der empörte Imperator warf dem Gesandten des

preußischen Staates seinen Hut ins Gesicht und überhäufte ihn mit Schmähungen; er wußte ganz genau, daß er jetzt von diesem Mann alles würde haben können, wenn er die Sache richtig anfinge. Als Haugwitz den Glückwunsch seines Königs zum Siege von Austerlitz überbrachte, rief Napoleon höhnisch: „Das ist ein Glückwunsch, dessen Adresse das Glück geändert hat. Würden Sie auch nach einer Niederlage von Freundschaft gesprochen haben?" Nachdem er in wiederholten, heftigen Konferenzen den preußischen Geschäftsträger vollends mürbe gemacht hatte, kam er, wie das seine kluge Art war, plötzlich mit dem Vorschlag eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen heraus, welches dem armen Haugwitz unter diesen Umständen wie eine Gnade des Himmels erschien. Preußen sollte das Kurfürstentum Hannover erhalten und dafür die viel kleineren Gebiete Ansbach, Kleve und Neufchâtel abtreten. Das eine sah Haugwitz deutlich ein: hier war nur die Wahl, entweder Bündnis oder sofortiger Krieg. Er wählte das erstere und zeichnete den Vertrag von Schönbrunn am 15. Dezember 1805, einen Vertrag, der mit einem Schlage den Staat Friedrichs des Großen, der vor wenig Tagen noch als vermittelnde Macht sein stattliches Heer in die Wagschale des europäischen Gleichgewichts werfen wollte, auf die Stufe eines Vasallenstaates des siegreichen Imperators hinabstieß. Dieser diplomatische Sieg wog für Napoleon viel schwerer noch als die Schlacht von Austerlitz. Er spielte sofort Preußen gegen Österreich aus, denn mit diesem Bündnisvertrag von Schönbrunn in der Tasche zwang er die österreichische Diplomatie durch jedes Joch, das er ihr aufrichtete. „Bin ich Preußens sicher," sagte der Kaiser am 14. Dezember zu Talleyrand, „so muß Österreich hingehen, wohin ich es haben will. Gleichzeitig aber werde ich Preußen gegen England ausspielen." So geschah es. Österreich schloß den schmachvollsten Frieden, den jemals die Habsburger geschlossen haben, und Preußen wurde durch den Besitz Hannovers in einen Krieg gegen England getrieben. Als Preußen im Frühjahr 1806 Hannover in Besitz nahm, brachten die englischen Kriegsschiffe innerhalb weniger Wochen über vierhundert preußische Kauffahrer auf, und die Verluste des preußischen Handels beliefen sich auf ungefähr sieben Millionen Taler.

William Pitt befand sich schwer leidend in Bath. Die Austerlitz-Botschaft erschütterte ihn, der Abfall Preußens, der Verlust Hannovers und der Zusammenbruch der dritten Koalition gaben ihm den Rest. Fiebernd kehrte er nach London zurück. In seinem Schlafzimmer hing eine große Karte Europas. „Roll up that Map, it will not be wanted these ten years." „Rollt die Karte zusammen, sie wird während des kommenden Jahrzehntes nicht gebraucht werden!" Am 23. Januar 1806 schloß der große Brite die Augen. „O my country, how I leave my country!" „O mein Vaterland, wie verlasse ich dich!"

Graf Haugwitz mit seinem Danaergeschenk von Bündnisvertrag zweifelhaftesten Wertes wurde in Berlin schlecht empfangen. König Friedrich Wilhelm war über seinen Unterhändler aufs tiefste erzürnt, aber was war hier zu tun? Am 25. Dezember traf Haugwitz in Berlin ein, am 26. Dezember schloß Österreich den Frieden von Preßburg, und die Russen befanden sich im vollen Rückmarsch in ihre Heimat. Ein siegreiches, kampfbereites Heer unter dem ersten Feldherrn der Welt war zu jeder Stunde bereit, in Preußen einzubrechen, wenn Friedrich Wilhelm den Vertrag verwarf. Drei Wochen zur Ratifikation seitens des Königs von Preußen hatte Napoleon als äußerste Frist bedingt. Die Ratlosen im Berliner Kabinett und besonders der König selbst schwankten zwischen Ablehnung und Annahme, kamen aber endlich überein, von Napoleon einige Änderungen zu verlangen, welche zu erreichen sich Haugwitz auf den Weg nach Paris machte. Napoleon war noch in München als Heiratsvermittler tätig, aber Talleyrand ließ in einem besonders wohl-

wollenden Schreiben das Berliner Kabinett wissen, daß der Kaiser den Minister von Haugwitz in Paris empfangen würde und daß eine Verständigung zweifellos erzielt werden würde. Auf dies Schreiben hin befahl Friedrich Wilhelm die Abrüstung der Truppen. Es war eine große Voreiligkeit. Wieder einmal war das preußische Kabinett auf die glatte Zusicherung Talleyrands und seines Meisters hineingefallen. In Paris wurde Graf Haugwitz vom Kaiser selbst und von Talleyrand in ein Kreuzfeuer genommen. Er brachte einen noch schlechteren Vertrag nach Hause, und dem Berliner Kabinett blieb nun nichts weiter übrig, als diesen bedingungslos anzunehmen. Das Königreich Preußen wurde so



Graf von Haugwitz
Nach einer Zeichnung von Mlle. de Noirterre gestochen von P. Taffaert

zu einem Spielball in der Hand Napoleons. Jahre lang hatte der Beherrscher Frankreichs gezögert, mit Preußen vorzeitig anzubinden. Der Ruhm preußischer Waffen, der durch Jahrzehnte die Welt erfüllt hatte, ließ auch Bonaparte glauben, daß ihm hier eine unüberwindliche Macht entgegentreten könnte. Er hatte auch mit seinem sicheren Blick die Lage richtig eingeschätzt, die eingetreten sein würde, wenn ein anderer Vermittler als gerade Haugwitz in Brünn bei ihm erschienen wäre und statt zu zögern und zu verhandeln ein scharfes Entweder — Oder ausgesprochen hätte. Zweimalhunderttausend Mann Preußen von Sachsen her in Bayern einbrechend hätten dem ganzen Jahre 1805 ein anderes Gesicht geben können. Von dem Augenblicke an, wo ihm, dem Wohlunterrichteten, der Bundesvertrag Preußens mit Rußland und Österreich bekannt wurde, der eintreten sollte, wenn Preußens bewaffnete Vermittlung keinen Erfolg hätte, — von diesem Augenblicke an ging seine ganze Politik darauf hinaus, Preußen zu isolieren, wehrlos zu machen und dann über das entwaffnete herzufallen. Die Aufgabe löste er glänzend. Den Unterhändler

Haugwitz hatte er ganz in der Tasche. Der schwache Haugwitz glaubte nur zu gern der Versicherung des Kaisers, daß er ihn für den ersten Diplomaten Europas hielte. Napoleon wußte recht gut, daß Minister Hardenberg im November und Dezember 1805 der Träger der Bündnispolitik seines Staates mit Rußland, Österreich und England gewesen war und darum haßte er ihn. Im April 1806 erschien plötzlich im Leiborgan des Kaisers, im Moniteur, eine sogenannte Enthüllung, die Hardenberg als einen von England erkauften Mann, als den Prostitué der englischen Regierung bezeichnete. Der Artikel entsprang einem abscheulichen diplomatischen Vertrauensbruch, den sich die englischen Diplomaten hatten zu schulden kommen lassen. Es handelte sich um intime Verhandlungen zwischen Hardenberg und dem englischen Gesandten im Dezember 1805, als der preußische Minister noch gar nichts von dem Bundesvertrag, den inzwischen Haugwitz mit Napoleon in Schönbrunn geschlossen hatte, wußte und wissen konnte. Trotzdem tat dieser Moniteur-Artikel seine Wirkung. Der Schein war gegen Hardenberg. Der treue Mann fiel; er mußte unter den obwaltenden Verhältnissen geopfert werden und Haugwitz trat an seine Stelle. So hatte Napoleon jemanden an der Spitze der preußischen Geschäfte, mit dem er nach Belieben umspringen konnte und er benutzte die Gunst der Umstände, um dem preußischen Staat einen Schlag um den andern ins Gesicht zu versetzen. Als er aus dem österreichischen Feldzug von Wien nach Paris zurückreiste, war der Krieg gegen Preußen in seinem Herzen längst eine beschlossene Sache. Er ließ seinen ganzen Marstall in Straßburg zurück, seine siegreichen Truppen blieben in Süddeutschland marschbereit in Kantonnementsquartieren stehen, keine Rede davon, kein Gedanke daran, sie zurückzuziehen. Darin schon lag eine beständige Bedrohung Preußens. Marschall Augereau stand mit seinem starken Korps in Frankfurt mit nahezu zwanzigtausend Mann, Lefèvre mit dem größten Teil seines Korps in Nassau. — Sobald der ritterliche William Pitt in seinem einstigen Gegner Charles James Fox einen Nachfolger erhalten hatte, dem Tory ein Whig gefolgt war, versuchte die Politik des Kaisers einen Ausgleich mit England. Und das Unerhörte geschah. Das eben erst kraft eines giltigen, von beiden Regierungen genehmigten Vertrages an Preußen abgetretene Kurfürstentum Hannover bot der Kaiser kurzerhand den Engländern wieder an! Als der englische Diplomat Lord Yarmouth etwas zweifelhaft äußerte, daß Hannover ja von Preußen besetzt sei, sagte Talleyrand trocken: „Ach was, Hannover wird uns keine Schwierigkeiten machen!" — Joachim Murat, der inzwischen als deutscher Reichsfürst in sein neugebackenes Großherzogtum Berg eingezogen war, ließ einfach die westfälischen Abteien Essen, Elten und Verden, die in dem großen Länderschacher Preußen zugesprochen waren, von seinen Truppen besetzen. Die Stiftung des Rheinbundes, die für Preußen doch einen sehr wichtigen und bedrohlichen Schritt bedeutete, wurde nur so nebenbei, wie verspätet, in Berlin angezeigt. Gegen die Bildung eines norddeutschen Bundes, wie ihn Friedrich Wilhelm jetzt tatkräftig einzutreiben für nötig befand, intrigierte die Diplomatie des französischen Kaisers unausgesetzt. Dem Kurfürsten von Hessen, der unmittelbar an seinen Grenzen ein französisches Armeekorps stehen hatte, wurde nahe gelegt, dem Rheinbund beizutreten. Nach dem sächsischen Hof hin spannen sich gleiche Fäden. Jetzt gingen auch Haugwitz die Augen auf, und man muß es dem Manne lassen, er hat jetzt das getan, was ihm als aufrichtigen Preußen zu tun noch übrig blieb. „Wie groß das Interesse Preußens unstreitig ist," schrieb er an den König, „mit Frankreich im Frieden zu bleiben, um diesen Preis wäre er zu teuer erkauft, weil selbst ein unglücklicher Krieg ihm nicht größeren Schaden täte, als dieses System versteckter Angriffe, welches Preußen seiner Stützen beraubt und schließlich dahin



Carl August Freiherr von Hardenberg
Nach einem Gemälde von H. Schröder gestochen von Sintzenich

bringen wird, daß es ohne Hilfe und ohne Ehre unterliegt, während es in einem ritterlichen Kampf, den es für die Unabhängigkeit Norddeutschlands durchfechten müßte, außer seinen eigenen bedeutenden Streitkräften und denen seiner Verbündeten auch die mächtige Hilfe Rußlands, wahrscheinlich die Schwedens und Dänemarks, vielleicht sogar die Österreichs und die Geldmittel Englands für sich haben wird."

Für ein Schutzbündnis mit Rußland hatte der geängstigte König, der dem Kaiser Napoleon längst nicht mehr über den Weg traute, durch seinen entlassenen Minister Hardenberg, der von seinem Gute Tempelberg aus die Verhandlungen führte, schon gesorgt. — Am 5. August empfing Friedrich Wilhelm die Nachricht seines Gesandten Lucchesini in Paris, daß zwischen Frankreich und England bereits ein Vertragsentwurf über die Rückgabe Hannovers vorläge und daß Frankreich in Norddeutschland an den Höfen der Mittelstaaten und selbst mit Rußland Intrigen gegen Preußen zu spinnen suche. Das waren Nachrichten, die auf den friedliebendsten aller Könige denn doch wie ein Peitschenschlag wirkten und das Hohenzollernblut in Wallung brachten. „Hannover", so sagt Kabinettsrat Lombard in seinen Denkwürdigkeiten, „konnte der König nicht wieder verlieren, ohne alles zu verlieren, — den Preis für zwanzig Opfer, die letzte Bürgschaft seiner Sicherheit und die letzte Rechtfertigung, die seiner Ehre blieb. War die Absicht Frankreichs erwiesen, so lag in den Augen des Königs ein meuchlerischer Überfall im strengsten Sinne vor, für ihn hatte jede andere Rechnung aufgehört. Was lag ihm von diesem Augenblicke an an der Unzulänglichkeit seiner Kräfte. Er hatte nur noch die Wahl, mit Ehren zu fallen oder mit Schanden zu stehen wie ein Feigling, um nachher doch vielleicht zu stürzen. Nachdem die Frage einmal so gestellt war, wurde dieser vorsichtige Mann der entschlossenste aller Menschen, die ganze Armee wurde an die Grenze gerufen."

Am 9. August 1806 befahl der König von neuem die Mobilmachung, und ganz Berlin, ganz Preußen sah in diesem Befehle die Kriegserklärung an Frankreich, die von weiten Schichten sehnsüchtig erwartet war. Der alte kriegerische Geist, der in den drei schlesischen Kriegen unter dem großen Friedrich gegen eine Welt von Feinden gerungen hatte, schien allerorten hell aufzulodern. Aber kein Friedrich stand mehr an der Spitze der Heerscharen, die sich sammelten, der schlief in der Garnisonkirche zu Potsdam den ewigen Schlaf. Wohl aber stand als Gegner kein Carl von Lothringen, kein Fabius-cunctator Daun, kein Soubise den Preußen gegenüber, sondern ein Mann, der den Krieg verstand wie einer, der über ein wohlgeschultes, kriegserfahrenes, bewegliches und in neumodischer Fechtweise gedrilltes, gewaltiges Heer gebot, der sich in seinen Marschällen tüchtige, seinem Wink gehorchende Werkzeuge, die nicht leicht versagten, erzogen hatte. Die Partie stand von vornherein verzweifelt ungleich.

Inzwischen hatte der Kaiser Alexander den Frieden mit Frankreich, über den seit Monaten verhandelt war, abgelehnt und sich ganz auf die Seite von Preußen gestellt. So mußte es zum Kriege kommen, und der König mußte Partei ergreifen, ob er wollte oder nicht, denn ein Vertrag — so lag die Sache nun einmal und durchaus nicht anders — ein Vertrag verband ihn zur Heeresfolge Frankreichs gegen Rußland, ein zweiter verband ihn, Rußland Heeresfolge zu leisten gegen Frankreich. Die gute und entschlossene Stimmung des Königs, die Lombard in seinen angeführten Aussprüchen schildert, war leider nicht beigeblieben. Der König hegte mit Recht starke Befürchtungen für den Ausgang, er war von Natur schwarzseherisch veranlagt, was er nie verlor. Er meinte Hardenberg gegenüber: die Aussichten seien doch sehr mißlich. Man muß, um gerecht zu sein, sagen, daß damals nicht nur die Mehrheit der Kriegspartei, sondern selbst die Haugwitz



Trompeter der Karabiniers   Husar vom Ober-Rhein



Füsilier-Offizier   Tambour-Major   Infanterist

Französische Soldaten aus dem Jahre 1806

und Lombard dem König, so weit es in ihren Kräften stand, guten Mut zu machen bemüht waren.

Am 1. Oktober 1806 überreichte der General von Knobelsdorff in außerordentlicher Sendung in Paris das Ultimatum des Königs, das erstens den sofortigen Rückzug der französischen Truppen über den Rhein und zweitens die von Frankreich ungehinderte Bildung eines Nordbundes aller norddeutschen Staaten forderte. Das war der Krieg, und Napoleon hatte nun den König soweit, wie er ihn haben wollte.

Über den Krieg von 1806 und besonders über die Schlachten von Jena und Auerstädt ist unendlich viel geschrieben worden: manches Berufene, — aber viel mehr Unberufenes. Wenn er alles, was da in gedruckten Buchstaben auf dem Papier steht, als bare Münze nimmt, so muß ein harmloser Leser zu dem Eindruck kommen, daß die damalige preußische Armee im Offizierkorps wie im Mannschaftsbestand von der höchsten Führung bis zum letzten Troßknecht aus lauter Schwachköpfen, Dummbeuteln, Prahlhänsen, Feiglingen und Schurken bestanden hätte. Eine gewisse Tendenz hat auf diesem Gebiete förmliche Orgien der Entstellung gefeiert; denn wenn das alles wahr gewesen wäre, so hätten einige Kompagnien Franzosen genügt, das preußische Heer zu zertrümmern und vor sich herzujagen. Gewiß, es war vieles faul im Staate Preußen und vieles faul in der alten, ruhmreichen Armee. Aber eine ganze Reihe einwandfreier Männer, deren Namen ruhmvoll auf die Nachwelt gekommen sind, haben uns mit wahrhaftigem Worte verbürgt, daß es im preußischen Heere doch wesentlich anders aussah, als eine leichtsinnige und böswillige Fama darüber berichtet. Karl von Clausewitz, der sich stets im Leben einen klaren und unbestechlichen Blick bewahrt hat, hat in jenen Tagen vor Jena und nach dem Gefecht von Saalfeld, das den preußischen Truppen die erste schwere Niederlage bringen sollte, an seine Braut geschrieben: „Die Truppen haben zum Teil wie Löwen gefochten, und dies ganze Gefecht, obgleich dies Korps vom Feinde gänzlich besiegt worden, gereicht doch so wenig zur Schande unserer Truppen, daß wir viel mehr Ehre damit einlegen. Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zu einer Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegensieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf meinen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage. Ich hoffe auf den Sieg." Friedrich Gentz, der frühere preußische Kriegsrat, damals schon in österreichischen Diensten, seiner hohen Wortbegabung wegen an das preußische Hauptquartier entsandt, um das vom Kabinettsrat Lombard französisch abgefaßte Kriegsmanifest in packendes Deutsch zu übertragen, wohnte in Erfurt dem Durchmarsch der Truppen bei. „Am 9. und 10. Oktober," berichtet er, „war ein immerwährender Truppenmarsch durch Erfurt. Am 10. Oktober ging das Zentrum und die Reserve des Zentrums, sowie der König und die Königin und das Hauptquartier ab, alles in der Direktion nach der Saale zu. An eben diesem Tage sah ich alle Hauptregimenter der Armee, die Garden, die Gardes du Corps, die Gensdarmes, das Regiment des Königs in prachtvoller Ordnung und so frisch, als wenn sie eben vom Paradeplatze kämen, durch Erfurt paradieren. Die vortreffliche Verfassung der Armee, der große Geist, der sie belebte, die Vereinigung so vieler geschickter und entschlossener, in jeder Hinsicht achtungswerter Generale und Offiziere, die Festigkeit des Königs, der bewunderungswürdige Mut der Königin, die Tätigkeit und der Enthusiasmus so vieler Provinzen, die echt militärische Physiognomie der ganzen Szene — hier waren Umstände genug, die auch dem Furchtsamsten das Herz erobert hätten."



Gensd'armes



Regiment Winning



Leibhusaren-Regiment Rudorff



Jäger-Regiment York



Regiment Arnim



Regiment Prinz von Oranien



Regiment Larisch



Kanonier

Preußische Soldaten aus dem Jahre 1806
Nach Zeichnungen von W. Henschel gestochen von F. A. Henschel

Und über das preußische Offizierkorps jener Tage hat sich der große Scharnhorst in seiner knappen Art ausgesprochen und sein Zeugnis gegeben, das gewiß vollgiltig ist. Vier Jahre nach dem Zusammenbruch schrieb er: „An militärischem Geist, an Bravour, an gutem Willen fehlte es dem preußischen Offizier nicht — nur niederträchtige Verleumdung kann diese Worte aussprechen — aber am Geistesmut, am Zutrauen zu außerordentlichen Hilfsmitteln, an Erfahrung, daran fehlte es!" Und wenn man recht bedenkt: von den ungefähr siebentausend preußischen Offizieren, die 1806 im Felde standen, zogen noch viertausend Mitkämpfer in die Freiheitskriege. Wie hätte denn nun die große Zeit von 1813 und 1814 werden sollen, wenn diese Männer nicht ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan hätten? Und von jenen siebentausend Offizieren, die im Feldzuge 1806—1807 mitfochten, blieben über elfhundert tot und verwundet, wahrlich ein starker Prozentsatz, der den Vorwurf der Feigheit glänzend widerlegt. — Allerdings das preußische Offizierkorps war im Durchschnitt viel zu alt. Die vierundfünfzig Regimentschefs der Infanterie standen alle im siebenten Jahrzehnt ihres Lebens, sechsundsechzig Jahre hatten sie im Durchschnitt auf dem Rücken, von den Majors waren die Hälfte über sechzig. Was bei der Infanterie schlimm war, war bei der Kavallerie schlimmer. Als Seydlitz bei Roßbach seine ruhmvolle Attacke ritt, war er sechsunddreißig Jahre alt, aber diese alten Herren von 1806, welche die Kavallerie kommandierten, standen meistens in der Mitte der Sechziger. Die Chefs der Artillerieregimenter desgleichen. Ja, im Ingenieurkorps kommandierten zwei Herren, die schon über die Siebenzig hinaus waren. Dieses wichtige Korps wurde überhaupt in der preußischen Heeresverfassung über die Achsel angesehen, zu den hohen Kommandostellen wurde kein Ingenieuroffizier zugelassen. Als Napoleon nach der Schlacht von Jena einen gefangenen preußischen Offizier fragte, wieviel Ingenieure — auf welche Waffe er sehr große Stücke hielt — sich unter den höheren Führern befunden hätten, sagte der Preuße stolz: es sei in der preußischen Armee nicht Sitte, die höheren Kommandostellen Ingenieuren anzuvertrauen. „C'est bien bête!" „Das ist eine große Dummheit!" antwortete der Kaiser kurz abbrechend. Was nun gar die preußischen Festungskommandanten angeht, so waren das zum größten Teile alte, ausgediente, invalide Generale. In Magdeburg kapitulierten zusammen mit dem General von Kleist, dem Kommandanten, einundzwanzig Generale, die zusammen ein Alter von dreizehnhundert Jahren hatten! Von den achtundzwanzig Festungskommandanten, die in Frage kamen, waren elf über siebenzig hinaus.

Diese ganze Überalterung der Stabsoffiziere und Kommandanten war unbedingt der schlimmste Übelstand im preußischen Heere. „Es ist nicht zu bestreiten," sagt Freiherr von der Goltz in seinem vortrefflichen Werk: Von Roßbach bis Jena, „daß namentlich das höhere Offizierkorps sich auf den Schlachtfeldern der Oktobertage von 1806 unbeholfen und ratlos gezeigt hat. Herausgerissen aus der Friedensroutine und der gewohnten Schablone der Revuen wußte die Mehrzahl nicht, sich zurecht zu finden. Niemand wollte befehlen, niemand eine Verantwortung auf sich nehmen; nur die mechanische Befolgung erteilter „Ordres" und zwar ängstlich nach ihrem Wortlaut, lag innerhalb des Ideenkreises dieser Männer, die wohl pflichttreu und tapfer, aber von einer uns heute nicht mehr begreiflichen Unselbständigkeit waren."

An der Spitze des Heeres stand der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Vor einem halben Jahrhundert 1757 bei Hastenbeck und Krefeld hatte er als junger Führer große Energie und Tüchtigkeit bewiesen, Friedrich der Große hatte den Neffen gern. Er verglich ihn sogar in begeisterten Versen mit den berühmten Feldherren Turenne,



Gerhard David von Scharnhorst
Nach einer Zeichnung von J. G. Brücke

Bernhard von Weimar und Condé. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten leitete der Herzog die Expedition nach Holland anno 1787. Er galt seinerzeit für den ersten General Europas. Ein seltsamer Zufall wollte es sogar, daß der revolutionäre jakobinische Konvent in Paris diesem Fürsten die Führung seiner Heere anbot, indes der Herzog zog es vor, anno 1792 die preußische Armee gegen den Konvent zu führen. Aber mit der Kanonade von Valmy erhielt dieser Feldzug des legitimistischen Deutschlands seinen unglücklichen Abschluß, obgleich er in seinem ganzen Plane nach den Anschauungen der damaligen Kriegskunst vorsichtig und klug angelegt war. „Nicht die Revolutionsheere besiegten damals Preußen, sondern die rote Ruhr," hat Bismarck mit vollem Recht gesagt, als er 1866 der umsichgreifenden Cholera wegen den schleunigen Friedensschluß mit Österreich herbeiführen wollte. Der Herzog war trotz seiner 72 Jahre von einer merkwürdigen Frische und Rüstigkeit des Geistes. Er war in der neuen Art der Kriegführung genügend erfahren und unterschätzte seinen großen Gegner Napoleon durchaus nicht. Andere urteilsfähige Männer sahen den Herzog geringer an. Hermann von Boyen, der spätere Generalfeldmarschall und Kriegsminister, ein Mann von sicherem Blick und um ein rechtschaffenes Urteil gewiß bemüht, hat uns folgendes Charakterbild des Braunschweigers geliefert:

„Der Herzog von Braunschweig, welcher auf seiner ersten Kriegslaufbahn schöne Beweise persönlicher Entschlossenheit und kriegerischer Umsicht gegeben hatte, war gewiß einer der unterrichtetsten und achtenswertesten Fürsten, die es je gegeben hat; es werden wenige Menschen so geistvoll und verbindlich zu sprechen imstande sein, als dieser Herr. Der glückliche Feldzug in Holland und einzelne Teile seiner Heeresführung am Rhein hatten ihm einen so bedeutenden Feldherrnruf gegeben, daß diesen die unvollkommene Unternehmung nach der Champagne nicht zu verdunkeln imstande gewesen war.

Diesen schönen Eigenschaften traten dagegen nun aber andere minder vorteilhafte entgegen, die die Wirkung der ersteren fast ganz vernichteten. Einmal war der Herzog auf eine kaum glaubliche Weise durch das kleinliche Detail des Exerzierens und Kamaschendienstes befangen, selbst seine höheren Kriegsansichten wurden immer durch jene Brille gefärbt. Dann aber und das war allerdings das Üblere, beherrschte den Herzog eine Besorgnis für die Erhaltung seines bisherigen Ruhmes, die an allen seinen besseren Entschlüssen wie ein Zentner Blei hing. Durch seine Sitte gewöhnt, nur immer mit den höflichsten Worten zu sprechen, vielleicht auch bei seinem Eintritt in den preußischen Dienst von seinem großen Oheim Friedrich ein wenig strenge in Zucht gehalten und dadurch an einen untergeordneten Standpunkt gewöhnt, hatte sich zwischen ihm und dem Könige ein ganz ungewöhnliches, kaum glaubliches Verhältnis ausgebildet. Da, wo der erfahrene, hochgeachtete Feldherr, der regierende Reichsfürst, bestimmt und kräftig seine Meinung sagen konnte und mußte, da nahmen die höflichen Worte und die unmaßgeblichen Bemerkungen, die ehrerbietigen Anfragen kein Ende und setzten den von Natur unentschlossenen Monarchen, der eine Stütze suchte, in die peinlichste Lage; diese Unterwürfigkeit war aber nicht allein der Person des Königs gewidmet, nein, sie ging auch zu einem großen Teil auf dessen Adjutanten und Kabinettsräte über, denen der Herzog oft auf eine kaum glaubliche Weise den Hof machte.

Rechnet man hierzu nun noch das vorgeschrittene Alter dieses Fürsten und ein geteiltes Interesse, welches ihn auf der einen Seite an den ihm durch eine lange Reihe von Jahren und Familienbande wert gewordenen preußischen Dienst fesselte, von der anderen ihn eine friedliche Stellung für sein liebes Braunschweig wünschen ließ, so hat man wohl Materialien genug, um den kläglichen Zustand der Heeresführung zu begreifen, der sich im Namen des Herzogs hier ausbildete.

Da oft einzelne Handlungen den Menschen besser schildern als weitläufige Auseinandersetzungen, so glaube ich den folgenden Vorgang in Erfurt hier mitteilen zu müssen, da er für des Herzogs Handlungsweise sehr charakteristisch ist.

Während unseres Aufenthaltes in Erfurt versammelten sich jedesmal um 11 Uhr morgens die Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten zum Empfang der Parole vor dem Quartier des Königs. Einen Vormittag indes, an dem vielerlei Nachrichten sich zu kreuzen anfingen, war der König zu dem Herzog geritten, man hatte mehrere Generale zu einer Konferenz gerufen, welche sich über die vorhin erwähnte Parolezeit ausdehnte, und dies ward die Veranlassung, daß nach und nach die vor dem Palais des Königs versammelten Offiziere vor das Quartier des Herzogs gingen. Der König, der dies aus dem Fenster bemerkte, gab dem Herzog sogleich die Parole, der zu diesem Zweck auf die Straße kam; mit großem Schrecken aber erblickte er sogleich, daß der Unteroffizier und vier Mann fehlten, die gewöhnlich um den die Parole empfangenden Kreis als eine Sicherheitswache, damit kein Fremder die Parole höre, ausgestellt werden; dies setzte den Herzog in eine kaum glaubliche Verlegenheit. Nach der nächsten Wache zu schicken, um die fehlende Mannschaft zu holen, dies wollte er nicht, da der König oben am Fenster stand, und dagegen die Parole, wie es sonst bei ungewöhnlichen Verhältnissen wohl geschieht, auch ohne jede Bedeckung auszugeben, dazu konnte sich sein an kleinliche Kriegsordnung gewöhnter Sinn auch nicht entschließen. Unentschlossen lief er herum, indem er sich laut über jenen Übelstand beklagte, bis ihm jemand den Vorschlag machte, die beiden vor seiner Türe befindlichen Schildwachen zu dem in Rede stehenden Zweck zu benutzen. Dies geschah sogleich, aber noch immer fehlte ein Unteroffizier und zwei Mann, und so gab es neue Unentschlossenheit. Endlich schien sich die Göttin der Kriegsordnung ihres alten Verehrers annehmen zu wollen, denn die Brotwagen eines Grenadierbataillons kamen eben mit einer kleinen Bedeckung vorbeigefahren, alle dienstbaren Geister fuhren nun auf diese Mannschaft los und holten die fehlende Zahl. Aber neue Verlegenheit, denn der Unteroffizier war nicht nach der damaligen Vorschrift mit dem Kurzgewehr bewaffnet, sondern hatte dies an den Wagen gebunden. Dies mußte also auf speziellen Befehl des an alledem tätig teilnehmenden Feldherrn abgelöst werden und erst nachdem alle diese Hindernisse mühsam beseitigt waren, trat der Herzog mit befriedigtem Gesicht in den Kreis und teilte die lang ersehnte Parole aus; auf die zahlreichen Zuschauer dieser buchstäblich getreu erzählten Handlung machte dieselbe doch einen sehr peinlichen Eindruck; denn das war der Mann, der uns gegen Napoleon führen sollte."

Der an nächster Stelle unter Braunschweig kommandierende General war der Fürst Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, damals sechzig Jahre alt. Auch auf diesen Offizier setzte Friedrich der Zweite große Hoffnungen, die sich auch erfüllten. Im Rheinfeldzug der Jahre 1792—94 zeichnete sich der Fürst besonders aus. „Der Prinz von Hohenlohe", schrieb Gebhard Leberecht Blücher, der damals unter ihm diente, in seinem Kampagne-Journal, „ist über ein Lob erhaben; aber ich und alle unparteiisch denkenden Brandenburger stimmen darüber überein, daß er ein General und ein Anführer ist, worauf die preußische Armee stolz sein kann." Der Fürst war eine außerordentlich vornehme Natur, bei Offizieren und Soldaten sehr beliebt. „Zu groß denkend, um je auf eigene Vorteile Rücksicht zu nehmen, und zu stolz, um begangene Fehler mit denen der Untergebenen zu rechtfertigen, gehört der viel verkannte und viel geschmähte Fürst von Hohenlohe jedenfalls zu den edelsten Naturen, die je einen Kommandostab führten." In den hinterlassenen Papieren des späteren Generals Friedrich von der Marwitz, in den Jahren 1805 und



Friedrich Ludwig
Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen
Nach einem Stich von M. Haas

1806 der Adjutant Hohenlohes, findet sich eine sehr sympathische Schilderung des Fürsten. Marwitz rühmt ihm seltenes Feuer, Raschheit in den Entschlüssen und Handlungen nach und einen unerschütterlichen Gleichmut, der auf seine Untergebenen vorteilhaft wirkte. „Er verstand es", berichtet Marwitz, „einen stillen, edlen und ernsten Geist im Hauptquartier zu erhalten und beleben und wurde von allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeschätzt". Seine persönliche Liebenswürdigkeit, die ihn beflissen machte gegen jeden, wes Standes er auch sei, höflich zu sein, machte ihn allerdings in der Handhabung der Geschäfte einigermaßen umständlich: „Es ward z. B.", erzählt Marwitz, „ein wichtiger Befehl von ihm erteilt und das Nötige dem Adjutanten, der ihn niederschreiben sollte, so umständlich wie genau auseinandergesetzt; trat nun ein anderer ein, so mußte derselbe unfehlbar die ganze Geschichte wieder mit anhören. Ehe sie aus war, kam vielleicht ein Brief oder Rapport, der gelesen und durchgesprochen ward. Nun überbrachte jemand einen mündlichen Rapport. Begann dieser unglücklicherweise mit etwas Bekannten, so nahm Hohenlohe das Wort: Mein Freund, ich werde ihnen sagen, was ich davon weiß! erzählte dann alles genau und schickte den Offizier gewiß fort, ohne seinen Rapport ausgehört zu haben. Natürlich ruhte das erste Geschäft noch immer, und die Zeit rückte heran, wo abgerückt werden mußte. Trat dann etwa der Stallmeister ein, so war man gänzlich verloren, denn nun kamen Bestimmungen hinsichtlich aller vierundzwanzig Pferde. So mußten viele Geschäfte liegen bleiben, und daher kam es, daß vieles nicht geschah, was notwendig war, besonders bei einer Armee, die nach langem Frieden wieder ins Feld rückt."

Ausgezeichnete Männer, wie der strenge York, der von sich und andern alles verlangte, wie Scharnhorst, der gewiß nicht gegen seine Überzeugung sprach, schätzten in Hohenlohe einen Feldherrn von bedeutenden Gaben. Allerdings dieser Mann war damals schon kränklich, stark kurzsichtig und zu sehr auf seinen sogenannten Generalstabschef Christian von Massenbach angewiesen, einen eitlen, charakterlosen Querkopf, der leider Gottes den vornehmen Grandseigneur Hohenlohe völlig beherrschte. Sein Kriegsplan liest sich so, als sei er von einem Blödsinnigen verfaßt und es ist einfach unerfindlich, warum man diesen Schwadroneur nicht rechtzeitig zum Teufel jagte. In diesem Kriegsplan heißt es nämlich unter anderem: „Die Armee sucht den Feind auf, er stehe, wo er wolle. Hat sie ihn an der niederen Weser gefunden und geschlagen und es steht eine zweite feindliche Armee an der oberen Weser, so marschiert sie nach gewonnener Schlacht dahin links ab; sie überschreitet diesen Fluß und die Ems, um überall den Feind aufzusuchen und zu schlagen. Sie schlägt, was vor ihr steht, unbekümmert um das, was ihr der Feind in die Flanken geworfen haben kann, wir haben keine Flanken und keinen Rücken, da wir leben, wo wir stehen. Wie ein reißender Strom wirft sie alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegensetzt, nieder, die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zerstieben."

Auch der alte Feldmarschall Möllendorff rückte noch ins Feld, derselbe Möllendorff, der vor fünfzig Jahren bei Leuthen den Kirchhof erstürmt hatte. Als damals das preu-

ßische Bataillon Garde vor dem furchtbaren Geschoßhagel und dem bajonettstarrenden Kirchhofstor eine Sekunde stutzte, warf sich Möllendorff mit dem Rufe: „Einen anderen Mann her, hier gibt's keine Bedenken!" gegen die Bajonette des Regiments Rot-Würzburg und nahm die letzte Position der Österreicher. Er focht bei Prag und Roßbach, bei Hochkirch und Torgau, er war es, der die Höhen von Burkersdorf am 16. August 1762 erstürmte. Als er in den Krieg von 1806 hinauszog, war er zweiundachtzig Jahre alt, aber noch



Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf
Nach einem Gemälde von Cunningham gestochen von Townley

straff und hoch von Wuchs, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, gutmütig und menschenfreundlich. — Dann Ernst Philipp von Rüchel, nach dem Bericht von Zeitgenossen ein Mann von Feuer und lodernder Energie. Schon bei dem großen König hatte er in hohem Ansehen gestanden, man nannte ihn den „Johannes" König Friedrichs. Er war in jedem Blutstropfen ein Preuße. „Man hätte," schreibt Clausewitz, „den General von Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene, konzentrierte Säure nennen mögen". Aber auch dieser kundige Beurteiler, der nicht auf Rüchel eingeschworen war, gibt viele tüchtige, soldatische Eigenschaft in diesem General ohne Einschränkung zu, seine kühne Zuversicht, seine Lebhaftigkeit des Geistes, seine unbedingte Offenheit und Bravour. Rüchel kommandierte an dem entscheidenden Tage von Jena die Nachhut des Hohenloheschen Korps. —



Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth
Nach einem zeitgenössischen Kupferstich

Die Reserven der Hauptarmee, die bei Auerstädt fochten, kommandierte General Graf Kalckreuth. Dieser Kalckreuth war in jungen Jahren und in den entscheidenden Läuften des siebenjährigen Krieges der Adjutant und Intimus des Prinzen Heinrich von Preußen gewesen: ein geborener Frondeur, vielleicht durch seinen hohen Freund und Gönner zu einem solchen erzogen. Keiner war vor seiner ätzenden Kritik sicher, denn er hatte einst selbst seinen Sarkasmus und seine Satire an dem großen Friedrich geübt. Aber es fehlte ihm keineswegs an Fähigkeiten und er besaß zweifellos Einsicht. Friedrich Gentz berichtet von einem Gespräch, das er mit Graf Kalckreuth wenige Tage vor der großen Entscheidungsschlacht pflog: in diesem Gespräch zog der Graf ganz fürchterlich über den Herzog von Braunschweig her und meinte dann, „so gut nun auch die Truppen seien, und der Geist, der die Offiziere beseele, seine Vorteile könnten unmöglich die Nachteile eines solchen Oberkommandanten aufwiegen; die Armee hege durchaus kein Vertrauen zum Herzog und werde und könne auch nie welches fassen. Wenn nicht binnen acht Tagen irgend ein glücklicher Umstand einträte, der dem ganzen gegenwärtigen Zustand der Angelegenheit eine andere Gestalt gäbe, so werde dieser Feldzug zu Ende sein, ob nun durch einen ähnlichen Rückzug wie 1792 oder durch eine bedeutende Katastrophe, welche sogar den Eindruck der Schlacht von Austerlitz verwischen würde."

Diese Worte des Grafen Kalckreuth sind zu einer erfüllten Prophezeiung geworden: allerdings die Prophezeiung hätte sich ebenso gut nicht erfüllen können, denn weder das Heer, noch das Offizierkorps, noch auch die höheren Führer, die hier bei Jena und Auerstädt Napoleon gegenübertraten, waren, wie aus alledem hervorgeht, so untüchtig und morsch und von Gott verlassen, wie eine gefärbte Geschichtsschreibung, gestützt auf ungeheuerliche Berichte und Schilderungen unmittelbar nach dem unerwarteten Zusammenbruch des preußischen Staates, die Welt hat glauben machen wollen.

Das preußische Heer rekrutierte sich ungefähr zur Hälfte aus Landeskindern, zur Hälfte aus angeworbenen Söldnern. Aber die angeworbenen Soldaten fochten ebenso tapfer wie die Landeskinder. Auch die Behandlung der Mannschaften hatte sich im Laufe der Zeit bedeutend gemildert; wohl spielten Stock und Fuchtel noch ihre Rolle, aber der König, die kommandierenden Generale und der größte Teil der Stabsoffiziere traten für eine humane Behandlung der Mannschaften ein. Die Manneszucht selbst war gut. Eins aber hatte sich seit jenen Tagen, wo Preußen unter dem großen König in härtestem Ringen um seine Existenz focht, wesentlich verschoben. Damals hatte der Soldat, der für die Grundbedingung des ganzen Staates, für die Unversehrtheit des Vaterlandes focht, eine vorwiegende Bedeutung. Das änderte sich bald nach dem siebenjährigen Krieg, als der große König erkannte, daß vor allen Dingen die schweren Wunden, die das Kriegswüten dem preußischen Lande geschlagen hatte, zu heilen seien. Der Bürgerstand rückte allmählich wieder mehr in den Vordergrund, und es kam im Laufe der Friedensjahre so weit, daß der Soldat hinter dem Bürger arg zurückgesetzt wurde. Es wurde vergessen, daß eben der Soldat es gewesen, der Leib und Leben eingesetzt hatte und, für den Fall

eines Krieges, wieder einsetzen mußte, um Handel und Wandel, Suppentopf und Silbergeschirr des Bürgers zu schützen. Der behäbige Bürger, der Beamte, der Kaufmann, der Handwerker saßen friedlich im Besitz und sahen herab auf den Soldaten, der keine eigentliche Heimat hatte, und nichts besaß als seinen kargen Sold und in der freien Zeit noch frohnden mußte, um seine Einnahmen nur etwas aufzubessern. — In strengen Verfügungen verbot König Friedrich Wilhelm seinen Offizieren ganz besonders, jemals Bürger zu brüskieren und zu beleidigen, ja, die preußischen Behörden übten allenthalben eine gewisse Beaufsichtigung der Soldaten aus. Es ging so weit, daß der gemeine Mann sich von dem Gastwirt, bei dem er zu verkehren pflegte, ein Wohlverhaltungszeugnis erteilen lassen mußte, und beim Ausmarsch im Jahre 1805 mußten sogar die Dorfschulzen Zeugnisse über die Führung der einzelnen Truppenteile ausstellen. Bei Streitfällen, die zwischen Soldaten und Bürgern ausbrachen, konnte der Soldat gewöhnlich sicher sein, weit strenger bestraft zu werden als der Bürger. Diese ständige Beugung des Wehrstandes vor dem Nährstande zeitigte denn auch im Feldzug 1806 die eigenartigsten Früchte. Obgleich die Truppen hungerten und froren, wagte man nicht zu requirieren. Nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld litt die Armeeabteilung des Fürsten von Hohenlohe an allem Mangel. Zwar: Lebensmittel waren genug vorhanden und in Jena auf der Ratskammer lag ein großer Hafervorrat, aber es wurde nach Schema F zunächst in Weimar angefragt, ob man sich gegen Bezahlung den Hafer aneignen könnte. Als die Antwort dann kam, konnte man ihn nicht mehr gebrauchen, die Ereignisse hatten sich überholt. Statt einen großen Haufen trockenen Holzes, der sich nahe dem Lagerplatz bei Weimar befand, getrost für die Biwakfeuer zu verwenden, ließ man die Truppen des Nachts frieren, denn man wagte nicht, das Holz anzutasten. Ein alter Oberst sagte sehr stolz zum Hauptmann von Boyen: „Sehen Sie, meine Leute stehen mitten in Kohlgärten im Lager, aber Sie können nachsehen, **kein Kohlkopf fehlt.**" — „Wenn man sich einmal entschließt," bemerkt Boyen hierzu, „mit dem Opfer von einigen tausend Menschenleben eine strittige Frage zu entscheiden, dann kommt es wahrlich nicht auf ein paar Dutzend Kohlköpfe an." Schließlich halfen sich die Leute selbst, der Magen knurrte zu laut. Sie requirierten einfach und wo sie auf Widerstand stießen, nahmen sie mit Gewalt, was sie an Hammeln und Hühnern, Eiern und Mehl fanden. Zunächst sträubten sich die Offiziere, denen man davon anbot, an dem ihrer Meinung nach unrechten Gut teilzunehmen, aber schließlich überwog der appetitliche Duft des brodelnden Essens und der Hunger trieb die alten Herren, jedwede Bedenklichkeit zu ersticken. —

Prinz August von Preußen gehörte zu den vernünftigen Führern, die einsahen, daß der Soldat zunächst essen muß, bevor er marschieren und fechten kann. Er ließ seine Grenadiere in den umliegenden Dörfern requirieren; natürlich entstand bei den Bauern ein Zetergeschrei und es mußte Gewalt gebraucht werden, um sich der Lebensmittel zu bemächtigen. Das empörte den alten Major von Rabiel aufs höchste. Er bat Herrn von Clausewitz ganz entrüstet, dem Prinzen doch vorzustellen, daß ein solches Raubsystem in der preußischen Armee nicht herkömmlich und den Leuten selbst zuwider sei. Prinz August lachte darüber. Prinz August war überhaupt einer, der den Nagel auf den Kopf zu treffen verstand. Als General Kalckreuth, in Sömmerda eintreffend, den großmütigen Befehl gab: „Es soll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da ist, so soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden," waren weder Brotwagen noch auch Regimentskassen vorhanden. „Gebt den Leuten Geld," sagte darauf Prinz August ironisch, — „gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit sie Brot kaufen können, wo keins zu kaufen ist."

Anders verstand Napoleon den Krieg und das gewaltsame Fouragieren. Mit einer lächerlich kleinen Kriegskasse zog er in den Feldzug von 1806, er wußte seine Truppen zu behandeln, wußte, daß sie in Deutschland nicht verhungern würden. „Napoleon besaß," erzählt General Marbot, „nämlich Aufzeichnungen über jeden einzelnen Truppenteil, die er sehr geschickt zu gebrauchen wußte, um die Eigenliebe der betreffenden Mannschaften zu kitzeln. So rief er bei einem Anlaß dem 44. Linienregimente zu: „So viele ‚lange Latten' wie bei euch gibt es sonst nirgends im ganzen Heere; darum sind auch eure drei Bataillone in meinen Augen soviel wert wie sechs andere!" ... „Das stimmt!" klang es begeistert zurück, „vor dem Feinde wird man es sehen!" Gegenüber dem 7. leichten Infanterieregiment, das sich fast ausschließlich aus dem Nieder-Languedoc und den Pyrenäen ergänzte, bemerkte der Kaiser: „Dies hier sind die besten Läufer im ganzen Heere; da bleibt kein einziger zurück, besonders wenn es dem Feind entgegengeht!" Dann fuhr er unter Lachen fort: „Doch, wenn ich euch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen soll, so muß ich euch sagen, daß ihr die ärgsten Schreier und die schlimmsten Langfinger im ganzen Heere seid!" — „Jawohl, so ist es!" rief die Mannschaft dagegen, von der ein jeder eine Ente, ein Huhn oder eine Gans auf dem Tornister hatte. Es war dies ein Mißbrauch, den man stillschweigend dulden mußte, denn, wie schon früher bemerkt, empfingen die Truppen Napoleons, wenn sie einmal im Felde standen, nur noch höchst selten Verpflegungsrationen, vielmehr mußte ein jeder zusehen, wie er sich aus der Umgegend den nötigen Unterhalt verschaffte. Gewiß brachte dieses Verfahren schwere Übelstände mit sich, doch hatte es einen ungeheuren Vorteil für uns im Gefolge, daß wir nämlich stets ohne jede Rücksicht auf die Verpflegung unbehindert vorzurücken vermochten. Dies verlieh uns eine gewaltige Überlegenheit über die Feinde, die bei allen ihren Bewegungen auf die Verpflegungseinrichtungen und Zufuhren Rücksicht zu nehmen genötigt waren."

So geschah es, daß die unvernünftigen, hartköpfigen Bauern und Bürger den fremden Eindringlingen das Zehnfache geben mußten, was sie den Schützern und Freunden weigerten.

Am 10. Oktober 1806 brach Marschall Lannes gegen Saalfeld vor und stieß auf die aus preußischen und sächsischen Truppen bestehende Vorhut des Prinzen Louis Ferdinand. Der Prinz nahm ohne weiteres den Kampf an, obgleich er sich sagen mußte, daß ihm eine starke Übermacht entgegenstehe. Lannes hatte 20000, der Prinz nur ungefähr 8500 Mann. Der Rückzug wurde unvermeidlich. Um sich möglichst günstig herauszuwickeln, entschloß Prinz Louis Ferdinand sich zu einem Vorstoß, aber der mißlang gänzlich. Der Prinz geriet ins Handgemenge. Wohl hätte sein schnelles Pferd ihn retten können, aber das Tier verwickelte sich mit den Hufen in das Wurzelgestrüpp eines Gemüsegartens, und ein Sergeant von den 10. französischen Husaren hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Man bot ihm Pardon, vergeblich. Louis Ferdinand setzte sich wütend zur Wehr und fiel so unter den Stichen und Hieben der feindlichen Husaren.

Vorauf den andern allen
Er stolz zusammenbrach,
Prinz Louis war gefallen,
Und Preußen fiel ihm nach.

Die Leiche wurde ausgeplündert. Man brachte den Orden des Prinzen dem Marschall Lannes: „Diable, voilà qui est bon, cela fera une sensation à l'armée." „Den Teufel



Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen
Nach einem zeitgenössischen Kupferstich

auch, das ist gut, das wird bei der Armee Sensation machen." General Marbot erzählt in seinen Memoiren über den Fall:

„Erst nachdem die ganze Schlacht vorüber war, hatte man den Leichnam des Prinzen erkannt. Marschall Lannes ließ ihn mit kriegerischen Ehren nach Schloß Saalfeld verbringen und der fürstlichen Familie übergeben, die mit dem preußischen Königshause in engen Beziehungen stand. In deren Mitte hatte der Prinz den vorhergehenden Tag und Abend in froher Erwartung der Franzosen verbracht, und sogar, wie man sagt, den Damen des Städtchens einen Ball gegeben. Und nun brachte man ihn als Besiegten und als Leiche zurück! Am Tage darauf sah ich den Toten. Sorgfältig von allen Blutspuren gereinigt, lag er nackt bis zum Gürtel, dagegen noch mit Lederhosen und Stiefeln bekleidet wie im Schlafe auf einem Marmortisch. Er war wirklich schön! Unwillkürlich drängten sich mir traurige Gedanken über die Unbeständigkeit alles Irdischen auf beim Anblick der Leiche dieses jungen Mannes, der an den Stufen eines Thrones geboren und noch vor kurzem so sehr geliebt, so umworben und so mächtig war! Die Todesnachricht rief im feindlichen Heere ebenso wie im ganzen Laude die tiefste Bestürzung hervor, denn man hatte den Prinzen überall gleichermaßen vergöttert."

Die Zersprengung der preußischen Vortruppen bei Saalfeld, die den beliebtesten General der Armee zum Führer gehabt hatten, und der Tod des Prinzen warfen dunkle Schatten auf die Siegeshoffnung, die sich in den Herzen so vieler braver Männer trotz aller Ratlosigkeit noch erhalten hatte. Aber es sollte in wenigen Tagen schlimmer kommen. Im



Prinz Louis Ferdinand von Preußen
Nach einem Ölbilde

preußischen Hauptquartier wurde hin und her beraten, hin und her befohlen, man kam zu keinem Schluß. Es war, als wenn die gewaltige Persönlichkeit da drüben im französischen Lager den Herren vom Oberkommando, dem Braunschweiger und Hohenlohe, wie ein Alp auf der Brust lag. Den ergrauten Führern der preußischen Armee trat hier ein Mann entgegen, der noch die ganze Elastizität des Körpers und Geistes besaß, und welch eines Geistes! Napoleon war damals 37 Jahre alt. Seine Marschälle nicht älter. Davoust 36, Lannes 37, Soult und Ney desgleichen. Der Senior unter ihnen, Augereau, war kaum 50, aber an Feuer und Draufgängertum ein Jüngling. Die Stabsoffiziere, die Obersten, die Kapitäns waren vielfach zwischen zwanzig und dreißig. Die Herren da drüben im preußischen Lager konnten ganz gut ihre Großväter sein. Und die Truppen, die der Kaiser heranführte, die hatten an der Bormida, am Nil und an der Donau gesiegt. Die Pyramiden und Marengo, Hohenlinden und Austerlitz hatten ihren Ruhm gesehen. Das zerstreute Gefecht, die flinken, beweglichen Tirailleurs, die in aufgelösten Schwärmen vorgingen und hinter jedem Baum, hinter jedem Stein, hinter jeder Erderhöhung gewandt Deckung suchten, machten sich den viel schwerfälligeren preußischen Truppen äußerst empfindlich. Die gingen zwar wie auf dem Paradefelde todesmutig, wohlausgerichtet vor, aber gerade dadurch boten sie vorzügliche Scheiben für das heimtückische Blei aus dem Lauf der französischen Gewehre. — Während im preußischen Hauptquartier, wie ein Augenzeuge berichtet, alles vollständig ratlos war und zum Beispiel der Herzog von Braunschweig im Zimmer auf und ab laufend fortwährend nach einem Offizier rief, der neben ihm stand, rekognoszierte der Kaiser Napoleon persönlich die feindlichen Stellungen. Das Schicksal des kommenden Tages, des 14. Oktobers, schien selbst ihn, den schlachtgewohnten Führer, zu bewegen. Er schlief in jener Nacht wenig, zeigte sich wiederholt im Lager und revidierte mit dem Marschall Lannes und dem General Suchet nachts ein Uhr die Vorposten. Morgen sollten zwischen ihm und dem berühmtesten Heere Europas die eisernen Würfel entscheiden. Sie entschieden glänzend zu seinen Gunsten. Dennoch haben die preußischen Truppen in der Schlacht von Jena tapfer gekämpft. Aber es stand dem Heere Hohenlohes, der über ungefähr 50000 Mann verfügte, eine doppelte Übermacht entgegen, die der Kaiser selbst führte. Hohenlohe konnte im Grunde nichts, als um den Rückzug kämpfen, und sein größter Fehler war, daß er das nicht rechtzeitig einsah und seine Abteilungen verzettelte, so daß sie einzeln gepackt und geschlagen wurden. Als die preußischen Linien mit glänzender Bravour und mit anfänglichem Erfolg gegen das Dorf Vierzehnheiligen stürmten, glaubte der General Grawert dem Fürsten Hohenlohe „zur gewonnenen Bataille“ gratulieren zu dürfen, aber in wenigen Stunden, als die über-



Das Auge des Feldherrn wacht
Nach einer Zeichnung von Charlet

legenen Reserven Napoleons heran waren, wurde aus der gewonnenen Bataille eine entsetzliche Niederlage.

Der tapfere General von Rüchel, der auf Hohenlohes Benachrichtigung zur Unterstützung herbeieilte, marschierte bereits in eine verlorene Schlacht hinein. Seine Infanterie stürmte gegen die Höhen von Groß-Romstedt, aber sie wurden in Frist von einer halben Stunde völlig geschlagen, vernichtet. „Erst 8000, dann 5000, dann 25000, dann 12000 bis 15000 Mann hatten je eine kleine, abgeschlossene Schlacht für sich geschlagen, ohne Zusammenhang, unter Ausführung einzelner ruhmvoller, aber nutzloser Bravourstücke. Sie waren — eine Gruppe nach der anderen — einem stärkeren Feinde erlegen. Sie wendeten

die besten taktischen Mittel an, die sie kannten, um bald zu sehen, daß dieselben einer neuen Fechtweise des Feindes gegenüber wirkungslos seien. Diese erschütternde Überraschung hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß die Armee mit der einen Niederlage auch den Mut und das Vertrauen auf die Wiederkehr des Glückes zunächst völlig verlor." So Freiherr von der Goltz.

Aber der Fürst Hohenlohe war wenigstens einer Überzahl von Feinden erlegen. Napoleon hatte die doppelte Anzahl von Truppen gehabt. Bei Auerstädt war das Verhältnis anders. Der Marschall Davoust, der von Napoleon die Order hatte, den Preußen in den Rücken zu fallen, stieß bei seinem Vormarsch auf Apolda auf das an Zahl überlegene preußische Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig. Schnell entschlossen, warf sich der Marschall, der nur eine Division bei sich hatte, in das Dorf Hassenhausen und klammerte sich dort fest. Braunschweig erkannte, als sich der Nebel hob, sofort die Lage und rief, mit erhobener Hand auf die Höhen deutend: „Das ist der Schlüssel zum Siege; wenn wir diese Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzen, so ist der Sieg unser." Scharnhorst übernahm, als der Graf Schmettau tödlich verwundet wurde, die Führung dieser Division. Er griff ungesäumt das Dorf Hassenhausen an. Hätte er Kavallerie gehabt, so wäre der Sieg sein gewesen, aber Kavallerie war nirgends aufzutreiben und wo man etwas fand, waren es nur kleine Verbände. Und das, obgleich bei der Hauptarmee achtzig Schwadronen Kavallerie standen, Davoust hatte nur neun. Dennoch machte die Division Schmettau so gute Fortschritte, daß selbst ein sachverständiger Mann wie Scharnhorst ihr schon begeistert zurief: „Ihr habt die preußische Monarchie gerettet." Aber der zähe Davoust hielt das Dorf und die Höhen fest und der Herzog ließ die Division Wartensleben aufmarschieren. Er befahl, das Dorf mit dem Bajonett zu nehmen, aber in diesem Augenblick traf den alten Welfen, der sich, um die Truppen vorwärts zu treiben, zu weit in die Feuerlinie gewagt hatte, eine Flintenkugel und riß ihm beide Augen fort. Zwei Offiziere stützten ihn. Auf seinem Pferde sitzend, wurde der blind Geschossene hinter die Front geleitet. Dies war das größte Unglück, das die preußische Armee treffen konnte. Die Leitung der Schlacht hörte plötzlich auf. Der König Friedrich Wilhelm lehnte es ab, einzugreifen. Die preußischen Linien, die das Dorf Hassenhausen im Halbkreis umschlossen hatten, litten schwer unter dem Feuer, das ihnen aus Häusern, hinter Hecken und Mauern entgegensprühte, aber sie hielten aus, — hielten aus, bis Marschall Davoust durch seine Divisionen Friant und Morand neue Unterstützungen erhielt und nun selbst vorstoßen konnte. Dabei standen einige tausend Schritt von der Front die Reserven unter dem Grafen Kalckreuth, ungefähr 14000 Mann. Die konnten die Schlacht herstellen, die konnten den Sieg gewinnen, aber es geschah nichts. Der König sah alles zu schwarz, er glaubte nicht mehr an den Sieg. Er befahl den Rückzug; er beschloß, sich mit dem Korps Hohenlohe zu vereinigen und am nächsten Tag eine Schlacht zu schlagen. Ja, wenn ein Korps Hohenlohe noch vorhanden gewesen wäre! Als die beiden geschlagenen Armeen zusammenfluteten, brach der Strom über die Ufer und die Armee geriet in unerhörte Auflösung. Marschall Bernadotte bedrohte den Rückzug. Der König kam in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Blücher ritt neben ihm. Als sie in Sömmerda eintrafen und einigermaßen in Sicherheit waren, sagte der König zu Blücher: „Wir können einander wirklich Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind."

Die beiden geschlagenen Heere kreuzten sich auf ihrer Flucht und es entstand ein unglaublicher Wirrwarr. „Besinnungslos," schreibt Boyen in seinen Erinnerungen, „lief der eine da, der andere dorthin, einzelne Kanonen jagten in wilder Hast ebenso davon,

oder die Fuhrleute hatten das Geschütz bereits stehen lassen und suchten sich im vollen Laufe mit ihren Pferden zu retten; nie werde ich diesen herzzerreißenden Anblick aus meiner Erinnerung verlieren. Das mühsam und unerschütterlich begründete Kriegsgebäude war hier in seinen Grundfugen erschüttert." Boyen war verwundet, er fand Aufnahme in einem Bauernhaus und seine Wärterin hatte, um ihn vor Plünderung zu schützen, die Tür hinter ihm zugeschlagen. Aber die Soldaten der „großen Nation" schlugen einfach die Tür ein. „Nun erzeugten mir bei meinem hilflosen Zustande zwei Soldaten wohl zuviel Ehre, indem sie mir ihre Bajonette auf die Brust setzten, um Geld und Uhr von mir zu ver-



Louis Nicolas Davoust
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl
Nach einem Stahlstich

langen. Natürlich gab ich ohne Weigerung einen gut gefüllten Beutel und eine recht hübsche Uhr hin; auch meine Schreibtafel, die ein Gegenstand ihrer Forderung war, konnte ich ruhig hingeben, da sie nichts von Bedeutung enthielt. Sie verließen mich, indem sie sagten, daß sie für mich und die übrigen Blessierten einen Wagen zum Weitertransport besorgen würden. Kurz darauf kam ein französischer Offizier in die Stube und war sehr ärgerlich, als er gewahr wurde, daß seine Untergebenen ihm in Ausübung privater Requisitionen bereits den Rang abgelaufen hatten. Mißmutig blickte er sich in der Stube nach anderweitigen Gegenständen um, wobei ihm meine Stiefeln in die Augen fielen; er hob sie auf, sah blanke Sporen daran und fragte mich, ob dies Silber wäre. Ärger und Schadenfreude bestimmten mich dazu, dies zu bejahen, und das Mitglied der großen Nation zog mit meinen Stiefeln und ein paar wohl polierten Stahlsporen ab."

Wie eine Räuberbande fielen die siegreichen Söhne der großen Nation über die Städte Jena und Weimar her. Der friedliche Musensitz und die altehrwürdige sächsische Universitätsstadt sahen Plünderungsszenen, wie sie solche noch niemals erlebt hatten. Was irgendwie an Gold- und Silberwert vorhanden war und ebenso, was an Nahrungsmitteln und Wein sich in Kellern und Vorratskammern vorfand, wurde geraubt, was sich nicht fortbringen ließ, in rasender Wut zerschlagen und zerstört. Die Brote spießten die Marodeurs auf die Bajonette, den Wein ließ man in große Eimer laufen und schleppte ihn ins Biwak. Über Jena brach die Nacht vom 13. bis 14. herein, eine furchtbare Nacht, von der sich durch Generationen schreckliche Schilderungen fortpflanzten. Wer nur seines Geldes, seiner Wertsachen, seiner Lebensmittel beraubt wurde, konnte von Glück sagen. Es kamen schon damals abscheuliche Greueltaten vor, wie sie sich später in Lübeck noch gräßlicher wiederholten. — Der Kaiser ritt in der Nacht zum 14. durch Jena und man hoffte, daß seine Anwesenheit den Ausschreitungen Halt gebieten würde; aber er nahm gar kein Quartier, er ritt durch das Erfurter Tor weiter zu seinen Vortruppen und weilte in der Nacht, wie schon erzählt, im Biwak in der Vorpostenlinie.

Dreimal vierundzwanzig Stunden
Plündert man in einem fort,
Alles, alles, was sie funden,
Trugen sie an sichern Ort.
Gingen drei zur Tür heraus,
Traten sechse in das Haus!

So besingt ein Zeitgenosse in einem Bänkelsängerlied von siebenundsiebzig Strophen jene schrecklichen Tage von Jena.

Auf das Plündern verstanden sich diese Kulturträger der „grande nation“ überhaupt sehr gut. In Weimar und Jena übten sie es mit Meisterschaft. Dem alten Professor Griesbach in Jena, der ein großer Theologe war, kamen auch ein paar solche Marodeure ins Haus. „Ich empfing sie vollkommen gelassen und freundlich,“ berichtet Griesbach, „und demonstrierte ihnen, ich sei ein Gelehrter und die große Nation führe nicht mit den Wissenschaften und den Dienern derselben Krieg, sondern schütze beide. Unterdessen holten sie mir und dem alten O. Uhr und Börse aus der Tasche und dem armen W., der gerade bei mir war, seine wenige Barschaft, obgleich ich schrie, er sei ein unglücklicher Blinder, worauf ich nur zur Antwort erhielt, sie selbst könnten aber recht gut sehen. Dann setzten sie mir auseinander, daß es ihr Metier sei, Krieg zu führen und daß man das nicht umsonst tun könnte!“

Nach der Schlacht brach auch das Verhängnis über Weimar herein. Man lebte in Weimar, während der Kanonendonner schon von fern grollte, noch in froher Siegeshoffnung, und die Enttäuschung war um so bitterer. Die Preußen retirierten zum Teil durch Weimar. Es war aber kein Rückzug mehr, es war schon eine Flucht, auf den Fersen saßen ihnen die Reiter Murats. Die Sieger von Jena und Auerstädt benahmen sich nicht eben großmütig. Der Bericht eines Augenzeugen sagt: „Die Türen, Fenster, Schränke wurden von den Soldaten zerschlagen und alles von Wert geraubt, was sie nur vorfanden. Auf der Straße zogen sie den Männern Kleidungsstücke aus und mißhandelten die Frauen. Man sah die Einwohner Weimars jammern und die Hände ringen, französische Soldaten aber geplündertes Vieh und Waren tragen und, wohin man nur blickte, zerschlagene Türen, Läden und Fenster. Die Häuser glichen Räuberhöhlen, manche waren auch öde und leer. Fortwährend erscholl wüstes, wildes Geschrei der Plünderer und das Krachen eingeschlagener



Die französischen Soldaten untersuchen im Tor, ob keine englischen Waren hinausgebracht werden



Die Leipziger Jugend führt die angekommenen Franzosen in die Quartiere

Nach kolorierten Kupferstichen von Ch. G. H. Geißler

Läden und Türen. Beim Reithause und im Parke befanden sich Biwaks, dort wurde das geraubte Vieh geschlachtet und gebraten. Die Kirchen und das Rathaus dienten zu Aufenthaltsorten gefangener Preußen. Selbst die silbernen Kirchengeräte wurden von den Franzosen geraubt." — Auch der alte Goethe wurde von Plünderern heimgesucht, denn Marschall Augereau, der im Goethehause Quartier machen wollte, kam nicht rechtzeitig. Das Haus hatte sich mit Flüchtlingen aus der Stadt gefüllt, auch eine Anzahl französischer Reiter waren eingedrungen, die aber nicht plünderten, sondern nur schliefen. Kaum hatte der Altmeister sich selbst auch zur Ruhe gelegt, als zwei französische Marodeure mit Kolbenstößen gegen das Fenster donnerten und Einlaß begehrten. Der deutsche Dichter fährt in den Schlafrock, steigt die Treppe herab, und die beiden wilden Gesellen lassen sich beruhigen, namentlich, als man ihnen Wein vorsetzt. Aber dann, als sie betrunken sind, kommt die Raublust wieder über sie, sie stolpern die Treppe hinan, dringen in das Schlafzimmer Goethes hinein und bedrohen ihn mit dem Seitengewehr. Da, im kritischen Augenblick wirft sich die beherzte Christiane Vulpius zwischen ihn und die Betrunkenen, schreit fürchterlich nach Hilfe, drängt die beiden Kerle aus der Tür und verriegelt das Zimmer. Ohne ihre Dazwischenkunft hätte es dem großen Manne das Leben kosten können. Diese gefahrvollen Augenblicke, wo die mutige Frau ihn rettete, haben Goethe erkennen lassen, was er ihr schuldig sei, und Christiane hat sich auf diese seltsame Weise ihren Trauring erkämpft.

Die preußische Flucht ging weiter. Wie wütende Jagdhunde waren die französischen Marschälle mit ihren Korps dem fliehenden Heere auf den Hacken. Der Marsch ging geraden Wegs auf Berlin.

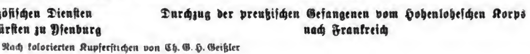
So gänzlich unerwartet war diese Niederlage von Jena und Auerstädt über Preußen hereingebrochen, daß alles den Kopf verlor. Wer Augen hatte, zu sehen und Ohren, zu hören, der mußte jetzt zu der Ansicht kommen, daß nicht nur in dem geschlagenen Heer, sondern daß in dem ganzen Zustande des preußischen Staates eine Vermorschung lag, die dem Sturm nicht standhalten konnte. „Beispiellos wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich, wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demut und zur Treue."

Schon am 15. dekretierte der französische Kaiser noch von Jena aus, daß das Ergebnis der Doppelschlacht die Eroberung der dem König von Preußen gehörigen Länder diesseits der Weichsel sei. Zugleich verfügte er für die verschiedenen Gebiete neunzehn Kriegsschatzungen im Gesamtbetrage von fast 160 Millionen Franks. Berlin mußte zehn Millionen bezahlen. So faßte dieser große Kondottiere den Krieg auf. Als der Intendant Daru bei der Abreise von Paris den Kaiser gefragt hatte, ob er die Schatzkammer mitnehmen solle, verneinte Napoleon: er zog mit ganzen vierundzwanzigtausend Franks in den Krieg, so sicher war er seines Erfolges. —

Auch mit dem Kurfürstentum Sachsen machte der Kaiser schleunigst Freundschaft und Frieden, allerdings nachdem er zunächst eine Kontribution von 25 Millionen Franks eingesäckelt hatte. Die sächsische Armee, die bei Jena löwentapfer gefochten hatte, wurde zurückgezogen, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen wurde am 11. Dezember 1806 zum König gemacht und trat mit den andern sächsischen Fürstentümern dem Rheinbund bei. Friedrich August wurde im Laufe der Jahre der treueste Vasall des Korsen. Als die Kunde der Niederlage nach Dresden kam, wollte der Kurfürst anfangs nach Preußen fliehen, aber der italienische Graf Marcolini, der als Günstling eine Rolle spielte, rief ganz wütend: „Bleibt Sie da, kurfürstliche Durchlaucht, kommt Napoleon, wird Sie nichts







Erstes Königl. Preuß. Infanterie-Regiment in k. französischen Diensten (sog. „Löffelgarde"), organisiert zu Leipzig durch den Fürsten zu Ysenburg

Durchzug der preußischen Gefangenen vom Hohenloheschen Korps nach Frankreich

Nach kolorierten Kupferstichen von Ch. G. H. Geißler



Die ersten Franzosen in Leipzig 1806
Nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen von Ch. G. H. Geißler

tun!" Und er behielt recht. Der Kaiser fügte dem Kurfürsten nichts zu als — den Königstitel und die Verleihung des Großherzogtums Warschau. Für Talleyrand soll bei dieser Gelegenheit ein Trinkgeld von rund einer Million abgefallen sein.

Am 28. Oktober erfolgte ein weiterer schwerer Schlag durch die Kapitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau in der Uckermark. Das war der verhängnisvollste Fehler, den der Fürst begehen konnte; er glaubte der Versicherung Murats, daß er von 100000 Mann umzingelt sei, und sein Schafskopf von Stabschef, der Oberst Massenbach, bestätigte das, nachdem man ihn eingeladen hatte, die französischen Stellungen zu besichtigen. Alles blauer Dunst! Murat hatte 800 Reiter, und Lannes stand mit etlichen tausend Mann Vortruppen in der Nähe. — Das war alles. Hätte Hohenlohe gefochten, so hätte er sich zweifellos durchgeschlagen, aber von seiner Seele hatte augenscheinlich eine verzweifelte Resignation Besitz ergriffen. „Ich meine," sagte er zu seinen Offizieren, „daß mein bisheriges Leben mich von der Notwendigkeit freispricht, durch die unnütze Aufopferung von mehreren tausend Menschenleben meinen persönlichen Ruhm auf eine dennoch zweideutige Weise zu begründen." Das war kein soldatisches Wort mehr: der arme Hohenlohe war zu einem resignierten Philosophen der Humanität geworden, und solcher taugt nicht im Kampf auf Leben und Tod.

Anders verstand Blücher den Krieg. Er war mit 20000 Mann von der Armee abgesprengt und suchte Stralsund zu gewinnen, und als das nicht mehr anging, marschierte er gegen Lübeck, auf seinen Fersen drei französische Marschälle. Mit ihm waren Oberst York und seine Jäger, mit ihm war Gerhard David Scharnhorst, und so befanden sich bei dieser versprengten Truppe jene drei Männer, deren Ruhm wenige Jahre später aufflammen sollte und deren Namen unauslöschlich eingegraben sind in die Tafeln preußischer Geschichte. Die wehrten sich wie die Löwen, bei Altenzaun und jenseits Waren, in der Nossenthiner Heide und endlich im alten Lübeck, dessen alte, enge Gassen nie erlebten

Mord und Gemetzel und Plünderung sehen sollten. Aber die Übermacht war zu groß. Aus Lübeck hinausgeworfen, mußte sich schließlich General Blücher mit dem Rest seiner Truppen bei Ratekau den 60000 Feinden ergeben, die unter Bernadotte, Soult und Murat auf ihn eindrangen. Er rettete wenigstens die preußische Waffenehre. Er bestand darauf, unter die Kapitulation neben seiner Namensunterschrift die denkwürdigen Worte zu setzen: „Ich kapithullire, weill ich kein Brot und keine Muhnitsion nicht mehr Habe." So focht und so fiel ein Mann!

Oberst York und seine Jäger fochten in diesem Lübecker Straßenkampf wie einst die Spartaner des Leonidas. Als auf dem Marktplatze der Oberjäger Meyer durch die Brust geschossen zusammenbricht, ruft er seinem Oberst zu: „Herr Oberst, ich bin blessiert." York wirft einen Blick auf den Verwundeten und sagt dann gerade heraus: „Lieber Meyer, mit Ihnen ist's vorbei, aber Sie sterben wie ein tapferer Mann, Gott befohlen!" „Na, wenn es denn doch gestorben sein muß," stöhnt der Oberjäger, „so will ich wenigstens noch einen Franzosen mitnehmen!" Spricht es, legt an und drüben stürzt ein Franzose tödlich getroffen zusammen. Auch Oberst York erhält einen Schuß in die Schulter. Ein riesiger Chasseur springt auf ihn zu, drückt ihn zu Boden und kniet auf seiner Brust. Ein französischer Offizier sieht es, reißt den Wütenden zurück und läßt den verwundeten York in ein Haus tragen. Scharnhorst wird in der Mühlenstraße gefangen genommen. Blücher, selbst an der Spitze seiner Truppen, schlägt sich bis zum Holstentor durch und marschiert auf Travemünde, um dort noch eine Schlacht zu wagen: aber bei Ratekau erreicht ihn das Verhängnis.

Auch die Festung Kolberg hielt sich, dort leuchtete der Name Gneisenau auf, dem der alte knorrige Joachim Nettelbeck unermüdlich zur Seite stand. In Graudenz wehrte sich der alte General Courbière wie ein Löwe. Als ihm die Belagerer hineinsagen ließen, „es gebe keinen König von Preußen mehr", rief der feurige Mann: „So bin ich König von Graudenz." — und der war auch 74 Jahre alt. Die kleine Feste Kosel in Schlesien unter dem tapferen Oberst Neumann und seinem Nachfolger von Puttkammer hielt sich gegen die bayrischen Hilfstruppen bis zum Friedensschluß; auch Pillau hielt sich. Es gab noch immer Preußen!

Inzwischen fielen die andern preußischen Festungen schmählich in die Gewalt der Franzosen. Die alten Grauköpfe, die hinter den Wällen kommandierten, hatten alle die Fassung verloren. Zwar hatte der alte Kleist in Magdeburg, ein Greis Mitte der Siebenzig, vorher geschworen, „er werde die Festung halten, bis ihm das Taschentuch in der Tasche brenne." Aber als dann der Marschall Ney vor die Stadt rückte, übergab er die Festung mit neun Generalen, 24000 Mann und 600 Geschützen. Und dabei waren so viele Vorräte, Lebensmittel und Munition in dem Festungsmagazin aufgehäuft, daß sich Magdeburg monatelang hätte halten können. Erfurt fiel, Spandau, Küstrin, Hameln, Stettin, sie alle fielen — fielen, wenn nur ein Trompeter mit weißer Flagge an der Spitze von einigen hundert Reitern vor ihnen erschien. Allerdings die französischen Generale haben es bei diesem Festungskriege an Schwindeleien nicht fehlen lassen, aber waren denn diese preußischen Kommandanten verpflichtet, all die Gaskognaden und den blauen Dunst, der ihnen vorgemacht wurde, zu glauben? Der Krieg, der sich nachher da oben in Ostpreußen entspann, hätte eine ganz andere Wendung nehmen können, wenn die Kommandanten der Festungen ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit getan hätten, denn Napoleon wäre alsdann gezwungen gewesen, ganze Armeekorps zu entsenden, um die Belagerungen durchzuführen, und sein Heer, das er gegen die Russen führte, wäre stark geschwächt worden.

Wie die feige Übergabe von Festungen von den Truppen aufgenommen wurde, erzählt Adalbert von Chamisso, der die schmachvolle Kapitulation von Hameln als junger Offizier miterlebte, sehr ergreifend. Er schreibt am Tage der Übergabe an seinen Freund Varnhagen von Ense in Berlin: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht, das Schmachvolle, die Stadt ist über. Sie schossen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenster, sie schossen in Wut und Trunkenheit aufeinander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt wurden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Kompagnie des Kapitäns von Britzka, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. Offiziere und Gemeine hegten nur einen Gedanken: Es galt, bedrängt vom äußeren und inneren Feinde, den alten Ruhm zu behaupten und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O, hätten Männer an unserer Spitze gestanden!"

Alles, was nach den verlorenen Schlachten und Kapitulationen an Preußen noch im Felde stand, betrug 20000 Mann unter dem General Lestocq, die in Westpreußen standen, um sich mit den Russen zu vereinen. Das war alles von einem Heer von über 200000 Mann! Der Zusammenbruch war ungeheuer. Schon in Wittenberg hatte Napoleon den Gesandten Lucchesini empfangen und als Grundlage für den Frieden die Elbe als die Westgrenze der preußischen Monarchie bezeichnet. Die starke Festung Magdeburg sollte bei Preußen bleiben. Diese Bedingungen schienen aber den preußischen Staatsmännern nach einer einzigen Niederlage allzu hart, man versuchte mildere zu erhalten. Aber bei den täglich einlaufenden Nachrichten von neuen Festungskapitulationen und Niederlagen steigerte natürlich der Kaiser seine Bedingungen von Tag zu Tag. Das Verhandeln mit ihm wurde immer schwieriger und dann: von Rußland winkte doch die ersehnte Hilfe. Kaiser Alexander versprach mit 180000 Mann in den Krieg einzugreifen. Diese 180000 Mann standen aber zunächst nur auf dem Papier da. In dieser Hinsicht waren die russischen Zustände genau so, wie sie heute sind.

Am 24. Oktober marschierten die ersten Franzosen in Berlin ein, an ihrer Spitze der Marschall Davoust, der Sieger von Auerstädt. Infolge dieses Sieges ernannte ihn der Kaiser zum Herzog von Auerstädt. Er war der fähigste Marschall des Kaiserreiches, auch in seinen Entschlüssen der selbständigste. Er entstammte einem altadligen Hause, seine Vorfahren hatten an den Kreuzzügen teilgenommen. In seiner Heimat Auxerre pflegte man zu sagen, „wenn ein Davoust geboren wird, so fährt ein Degen aus der Scheide". Davoust war einer der ergebensten Anhänger des Kaisers. Napoleon konnte sich in jedem Falle auf diesen Mann verlassen, obgleich er ihn im Grunde durchaus nicht liebte. Später, als die Schlacht von Waterloo geschlagen war, ist Davoust es gewesen, der als Gouverneur von Paris die bitteren Worte gesprochen hat: „Was, Euer Bonaparte will nicht fort? Er muß uns von sich befreien; wenn er nicht freiwillig geht, verhafte ich ihn mit eigener Hand." So ändern sich die Zeiten!

Der Kaiser selbst traf am 25. Oktober in Potsdam ein. Er besuchte dort das Schloß Sanssouci und, in das Arbeitszimmer Friedrichs des Großen tretend, sprach er die Worte: „Meine Herren, dieser Ort verdient unsere Achtung!" Auch das Grab des großen Preußenkönigs in der Garnisonkirche zu Potsdam suchte er auf. Am Sarge stehend, sagte er ahnungsvoll: „Wenn der gelebt hätte, wäre ich nicht hier." Der Genius in ihm fühlte



Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen
Nach einer Zeichnung von Dähling gestochen von F. Jügel

in seinen tiefsten Tiefen, daß hier der Staub eines jener Männer moderte, in dessen irdischer Hülle einst auch der Genius gewohnt hatte: Eines jener großen Einsamen, der einsam gewesen war, wie er selbst. Wir dürfen diese Worte im Arbeitszimmer und am Sarge Friedrichs des Großen als wirklich empfunden annehmen, denn so gut wie Friedrich II. seine Zeit um ein Gewaltiges überragte, so gut überragte dieser Korse alle die Könige und Fürsten und Marschälle und Staatsmänner, die um ihn waren. Einsamkeit ist das irdische Schicksal des Genies. Solche Empfindungen hielten aber leider Napoleon nicht ab, den Degen des großen Königs, seinen Kordon des schwarzen Adlers, seine Generalsschärpe und die von der Garde im siebenjährigen Kriege geführten Fahnen zu rauben und nach Paris zu schicken, wo sie im Hotel der Invaliden aufbewahrt werden sollten.

Am 27. Oktober hielt der Kaiser seinen Einzug in Berlin durch das Brandenburger Tor. Voran die Grenadiere zu Fuß und die Chasseurs von der kaiserlichen Garde, dann die Veteranen-Bataillone von Marengo und von Austerlitz, in ihrer Mitte der Kaiser. In seinem Gefolge sah man Davoust, Berthier und Augereau; auch Duroc war unter ihnen. Wunderbar, seine Feldzüge bekamen dem Kaiser immer sehr gut. Sein Gesicht hatte nichts mehr von jener Hagerkeit seiner Generals- und Konsulsjahre, es sah rund und wohlgenährt aus. Seine ganze Statur war von behäbiger Fülle: er setzte Fett an. — Er wohnte einige Zeit im Charlottenburger Schloß. Leider hatte man bei der Flucht der königlichen Familie nicht einmal die Vorsicht gebraucht, die Privatpapiere an sich zu nehmen. So ließ Napoleon die Korrespondenz der Königin Luise durchstöbern und erhielt

den Beweis dessen, was er allerdings schon wußte, daß die Königin zum Kriege getrieben hatte. Übrigens hatte man auch schon auf dem Leib des Prinzen Louis Ferdinand blutdurchtränkte Briefe gefunden, die dasselbe bewiesen. Er ließ in Anspielung auf jene Zusammenkunft Kaiser Alexanders mit dem preußischen Königspaar an der Gruft Friedrichs des Großen jene schwere Beschimpfung der Königin in die Welt hinausgehen, die am besten zeigt, wie leicht Zynismus und Gemütsroheit die Politur bei ihm durchbrachen. „Das Ergebnis," hieß es da, „des famosen Schwures über dem Grabe des großen Friedrich am 4. November 1805 ist die Schlacht von Austerlitz und die Räumung Deutschlands von den Russen gewesen. Man fertigte 48 Stunden später einen Kupferstich an, den man in allen Läden sieht und selbst das Gespött der Bauern erregt. Man sieht dort den schönen Kaiser von Rußland und neben ihm die Königin, auf der anderen Seite den König, der die Hand über dem Grabe des großen Friedrich erhebt. Die Königin selbst ist in einen Schal gehüllt, ungefähr wie Londoner Bilder die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den Kaiser von Rußland zu betrachten. Man begreift nicht, wie die Berliner Polizei die Verbreitung einer solch erbärmlichen Satire zulassen konnte. Jedenfalls konnte der Schatten des großen Friedrich nur empört über die Skandalszene sein." Dies abscheuliche Bulletin wurde auf Napoleons Befehl allenthalben verbreitet, in Berlin sogar öffentlich angeschlagen; eine schwerere Kränkung und scheußlichere Beleidigung der Königin konnte überhaupt nicht erdacht werden, denn der hineingelegte Vergleich mit der Lady Hamilton, die als Maitresse von Hand zu Hand gegangen war, die besonders bekannt war durch ihr Verhältnis zu dem Admiral Nelson, ist eine bewußte Gemeinheit sondergleichen. Aber man sieht so recht aus dieser Handlung, zu welchen Mitteln der Mann kaltblütig griff, wenn es galt, seine Feinde zu treffen, und in der schönen Königin von Preußen glaubte er eine rasende Feindin zu besitzen.

Eine rein komische Episode, die sich im Charlottenburger Schloß abspielte, ist übrigens bezeichnend für eine gewisse Furcht vor Attentaten und Überfällen, in welcher der Kaiser sowohl wie seine nächsten Getreuen beständig lebten. Schon Prinz Eugen von Württemberg erzählt uns, daß, als der Kaiser nach Ludwigsburg kam (vor dem Feldzug von 1805, wie hier schon erzählt wurde), einige Kammerdiener und Polizeiagenten ihm vorausreisten und seine ganzen Zimmer, Schränke, Betten, Stühle, Türen genau absuchten, „es blieb zweifelhaft, ob nach Wanzen oder Meuchelmördern!" Als nun der Kaiser im Charlottenburger Schloß schlief, ging plötzlich ein furchtbarer Spektakel los, Trompeten dröhnten durch die Stille der Nacht, alles, die Dienerschaft, die Adjutanten, der Kaiser selbst fuhren aus den Betten und glaubten, daß ein Überfall auf die Person des Kaisers im Anzuge sei. Plötzlich ist alles still. Niemand weiß, wo die Trompeter geblieben sind, die da geblasen haben. Zur Vorsicht bleibt ein Teil der Dienerschaft wach. Und siehe da! Nach Verlauf von einer Stunde geht derselbe Spektakel los, und was war es? Man entdeckte in einem der nächsten Zimmer eine wundervolle Spieluhr, die Trompetenstücke zum Besten gab. So wurde der Kaiser der Franzosen von einer harmlosen Spieluhr genarrt.

In Berlin kommandierte General Hulin. Er wurde wegen seiner großen Ruhe, seiner inneren Festigkeit und seiner unbedingten Ehrenhaftigkeit vom Kaiser gern als Gouverneur der eroberten Hauptstädte verwendet. Damals war er schon Graf; 1805 war er Kommandant von Wien, jetzt 1806 von Berlin. Als Uhrmachergeselle war er einst von der Schweiz eingewandert. Seltsame Laufbahn, die der alte Bastillenkämpfer nun hinter sich hatte! Man hatte in Berlin eine Art Bürgergarde gebildet, die sich ihm zur Verfügung stellte. Die goldene Jugend drängte sich zu den Offizierstellen in dieser Truppe,

der schönen Uniform wegen, und weil es schließlich für eine Ehre galt, so halb und halb unter dem großen Imperator zu dienen. Einer von diesen eitlen Grasaffen glaubte sich nun bei Hulin entschuldigen zu müssen, daß er einer Festlichkeit zum Geburtstag der Königin beigewohnt hatte. „Sie taten recht, Monsieur," sagte Hulin kalt, „ich selbst habe auf das Wohl der schönen Frau getrunken."

Es sah um den guten Geist des preußischen Volkes, wenigstens der „Oberen Zehntausend" schlecht genug aus. Die Napoleon-Schmeichelei nahm widerwärtige Formen an. Der Historiker Johannes Müller, von dem der ernste Niebuhr einst gesagt hatte, „daß in



Qui vive? Jott hab' er sich nich', la vache!
Nach einem kolorierten Kupferstich von Gottfried Schadow

seinen Schriften der Lebensatem der Wahrheit überall fehle", war als preußischer Hofhistoriograph noch vor wenig Wochen ein wütender Gegner Napoleons gewesen. „Nie," so schrieb er kurz vor dem Zusammenbruch, „werde ich vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und Kleinheit schuf, die Kniee beugen." Und er war der erste, der sie beugte! Der charakterlose Mann, ein dickbäuchiger, kleiner Mensch mit häßlichem Kopf, der „immer glühend war vom vielen Fressen und Saufen," war der allererste, der umfiel. Napoleon konnte solche Leute gebrauchen, verstand auch, sie zu gebrauchen. Er empfing den preußischen Hof-Historiographen in einer Audienz, und alsbald schrieb Johannes Müller von dem „verächtlichen Abgott": „Sein gediegener Verstand hat mich mit Bewunderung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllt. Durch sein Genie und seine Güte hat er mich erobert." Als Parallele dazu muß man auch Napoleon hören, der an seinen Bruder Josef schrieb: „Ich stelle die Gelehrten und die Menschen von Geist auf eine Stufe mit den Koketten. Man muß sie sehen, muß mit ihnen plaudern, aber man

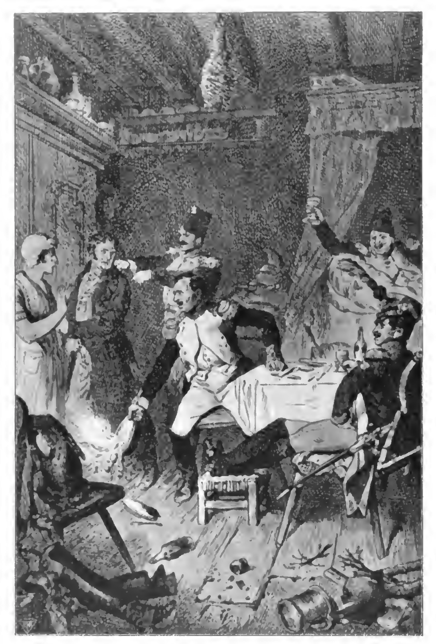
muß diese nicht heiraten und jene nicht zu Ministern machen." Dennoch wurde Johannes Müller Minister des neu zusammengekneteten Königreiches Westfalen und später Generaldirektor der Unterrichtsanstalten dieses Landes. Um gerecht zu sein: er war ein bienenfleißiger Mann. Um eine Weltgeschichte zu schreiben, hatte er in einem Vierteljahrhundert an zweitausend Quellen-Schriften durchstudiert und den Extrakt auf 17000 eng beschriebene Folioseiten zusammengetragen. Friedrich Gentz, früher sein bester Freund und Zechgenosse zusammen mit dem Prinzen Louis Ferdinand, schrieb empört: „Über Ihre frevelhafte Apostasie spreche ich ein unerbittliches Verdammungsurteil."

Anders trat der alte Jean Pierre Erman auf, der ehrwürdige Geistliche an der französischen Kirche in Berlin; der sagte beim Empfang des Kaisers gerade heraus: es würde einem Diener des Evangeliums schlecht anstehen, wenn er die Lüge sprechen würde, daß er sich über den Einzug des Feindes freue!

In Berlin hatte Kaiser Napoleon im Schloß Wohnung genommen. Im Lustgarten hielt er eine Parade über seine Garde ab und die von den preußischen Regimentern erbeuteten Fahnen wurden im Triumph durch die Stadt getragen. Die Stadt blieb beim Einzug des Kaisers und auch während seines Aufenthaltes in Berlin ruhig und empfindungslos. Die berüchtigte Verfügung des Grafen von Schulenburg, die dieser sofort nach dem Eintreffen der Schreckenskunde von Jena erlassen hatte: „Der König hat eine Bataille verloren, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht: Ich fordere alle Bürger Berlins hierzu auf," hatte ihre Schuldigkeit getan. Übrigens waren die Volkskreise mehr als passiv. Als Prinz August von Preußen nach tapferem Widerstand — er hatte versucht, sich mit seinem Regiment durch die Feinde zu schlagen — gefangen wurde und auf seiner Reise nach Frankreich durch ein preußisches Dorf fuhr, mußte er das Empörende erleben, daß eine Krugwirtin, die den Prinzen allerdings nicht kannte, ganz getrost den Wunsch aussprach: „sie wollte, daß erst alle Preußen gefangen seien, damit der Krieg zu Ende käme." Nun, der preußische Bauer und Bürger sollten jeder am eigenen Leibe empfinden lernen, was französische Bedrückung und Einquartierung zu bedeuten hatten.

Vom königlichen Schlosse zu Berlin aus erließ der Kaiser der Franzosen seine Machtsprüche, durch die er drei deutsche Fürsten ihrer Länder enteignete. Der Kurfürst Wilhelm in Hessen, der allerdings eine klägliche Schaukelpolitik zwischen Frankreich und Preußen betrieben hatte, wurde aus seinem Lande gejagt, das Marschall Mortier besetzte. Der Herzog von Nassau, ein Verbündeter Preußens, wurde ebenfalls vertrieben. „Die Dynastien Hessen-Kassel, Nassau und Braunschweig-Lüneburg haben aufgehört zu regieren!" Der alte Herzog von Braunschweig, der bei Jena die tödliche Wunde erhalten hatte, war nach Ottensen bei Hamburg geflüchtet und daselbst am 18. November 1806 gestorben. Auf dem dortigen Kirchhof liegt er auch begraben. Die Thronfolge ging auf seinen Sohn Friedrich Wilhelm über, der mit dem Blücherschen Korps bei Ratekau gefangen war, aber der Machtspruch des Korsen hatte ihm bereits den Weg auf den Thron seiner Väter versperrt. Aus diesem stolzen Welfen wurde ein starker Hasser. Die Geschichte kennt ihn als den „schwarzen Herzog" und er war der tapfersten einer. In diesen Blättern wird noch manches von ihm zu berichten sein.

Der ehrenhafte deutsche Karl August von Sachsen-Weimar entging nur mit genauer Not dem gleichen Schicksal. Seine tapfere Herzogin war es, die ihn rettete. Als Napoleon am Tage nach der Schlacht die Schloßtreppe von Weimar emporstieg, trat ihm die Herzogin entgegen. Ein kurzes, barsches: „Wer sind Sie?" — „Die Herzogin von Weimar." — „Sie tun mir leid, ich werde Ihren Gemahl vernichten! Ich wünsche auf meinen Zimmern



Französische Einquartierung
Nach Ludwig Burger

zu speisen!" Damit drehte der Gewalthaber der entsetzten Frau den Rücken. Aber sie suchte dennoch am nächsten Morgen eine neue Unterredung nach. Zuerst schien der Kaiser noch höchst ungnädig. „Wie konnte Ihr Mann so toll sein, mit mir Krieg zu führen?" Aber die Herzogin verlor die Geistesgegenwart nicht. „Der Herzog, mein Gemahl, steht seit 30 Jahren in preußischen Diensten, er hat nur seine Pflicht als preußischer General getan. Wie würde Eure Majestät über einen Ihrer Verwandten gedacht haben, wenn er Sie beim Ausbruch des Krieges im Stich gelassen hätte? Würden Sie ihn nicht ehrlos genannt haben?" — Der Korse — das muß man ihm lassen — war vernünftigen, klar und fest vorgebrachten Einwendungen eigentlich nie unzugänglich, dazu war er selbst ein viel zu logischer Kopf. Und dann, er zürnte nur so lange, als sich jemand ihm wider-

setzte, hatte er seinen Feind zu Boden geworfen, so war der Zorn schnell verraucht. Man könnte dafür tausend Beispiele aus dem Leben dieses seltsamen Mannes anführen. Der Zweck war ihm alles, der war hier erreicht. Aber es lag auch in seinem Charakter, daß er das letzte Wort behalten mußte: „Madame, Sie sind wahrhaftig eine der achtungswürdigsten Frauen, die ich kennen gelernt habe, Sie haben Ihren Gemahl gerettet, um Ihretwillen verzeihe ich Ihrem Mann, denn was ihn selbst betrifft, so taugt er nichts." Welch letzteres nur so hingerasselt war, denn Karl August taugte sehr viel, und der Kaiser wußte das recht gut. Dann kam noch als eine religiöse Zugabe der Satz: „Croyez-moi, Madame, il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis pas que l'instrument." „Glauben Sie, Madame, es gibt eine Vorsehung, die alles regiert und deren Werkzeug ich nur bin." — Seltsames Werkzeug! Aber wer will bezweifeln, daß in diesem Chaos von einem Menschen plötzlich ein solcher Funke religiöser Empfindung aufglühte? Zu dem hundetreuen General Rapp, der an jenem Tage um ihn war, sagte er gleich nach dieser Unterredung: „Voilà une femme, à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur" „Das ist eine Frau, die selbst vor zweihundert Kanonen keine Furcht hat." Aber Karl August mußte den König von Preußen um seine Entlassung bitten und mußte wohl oder übel hinein in den Rheinbund.

Vom Königsschlosse zu Berlin aus führte Napoleon auch jenen schweren Schlag gegen England und zugleich gegen den ganzen Festlandshandel, der als „Kontinentalsperre" geschichtlich geworden ist. Mit einem Federzug sperrte er dem britischen Inselreich sämtliche Häfen des Festlandes oder wenigstens des Festlandes, das von ihm unterjocht war. „Jeder Handelsverkehr und jeder Briefwechsel," hieß es da, „mit den britischen Inseln ist untersagt, folgenderweise sind die Briefe und Pakete, welche nach England oder an einen Engländer gerichtet sind oder deren Adressen in englischer Sprache geschrieben sind, vom Postverkehr ausgeschlossen, und sie alle werden konfisziert. — Jeder Staatsangehörige Englands, wes Standes und Ranges er auch sei, der sich in den von unseren und den Truppen unserer Verbündeten besetzten Ländern aufhält, wird zum Kriegsgefangenen erklärt. — Jedes Magazin, jede Ware, jedes Eigentum irgend welcher Art, das einem englischen Untertanen gehört, wird als gute Prise erklärt. — Der Handel mit englischen Waren ist verboten, und jede Ware, die England gehört oder aus seinen Fabriken und Kolonieen stammt, wird als gute Prise erklärt." — Und so ging es weiter. Der französische Kaiser, der sich allmählig in einen Allmachtsdusel verrannte, wollte England mit diesem Gewaltstreich um jeden Preis treffen. Eine Unmöglichkeit sollte es für ihn nicht mehr geben. Er war in die Stimmung Mirabeaus gekommen: „Impossible? Sprechen Sie dieses Vieh von einem Wort nicht mehr aus!" Allerdings: was konnte dem noch unmöglich scheinen, der vom kassierten Unterleutnant in zehn Jahren zum Kaiser aufgestiegen war, zum mächtigsten Manne in Europa? Was konnte dem noch unmöglich scheinen, der auf untertänig gebeugte Häupter deutscher Fürsten, deren Geschlechter seit Jahrhunderten erbeingesessen waren, Königkronen stülpte, der seine Verwandten, mochten sie nun Schnittwarenkommis oder Böttchersöhne gewesen sein, zu Königen machte, der seine Vasallen um das zerrissene Gewand des deutschen Reiches würfeln ließ, wie einst die Kriegsknechte um Jesu Kleider gewürfelt haben! Aber er konnte wohl dieses England mit seinem Dekret schwer treffen, vernichten konnte er es nicht. Bis an die Grenzen der Möglichkeit war er gegangen. Doch er täuschte sich in den gewaltigen Hilfsmitteln dieses starken, stolzen Volkes. Es war denn doch nicht nur der Krämergeist, der drüben herrschte. Dies Volk pflegte Schlag um Schlag zu vergelten.

Die königliche Familie war, als das Unheil hereinbrach, gen Osten geflohen. Es war eine furchtbare Flucht, denn es war, wie wir aus Briefen der Königin Luise wissen, eine Flucht in die Hoffnungslosigkeit. In jenen schweren Tagen haben sich in ihrem großen Herzen zwei Pole berührt. Sie suchte in Marienwerder, am Klavier sitzend, Trost in Paul Gerhards wundervollem Lied „Befiehl' du deine Wege", sie suchte Trost in Goethes „Wilhelm Meister" und in Ortelsburg, in einem armen Zimmer sitzend, trug sie in ihr Tagebuch ein:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
An seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

In jenen Stunden der Qual blieben ihr selbst aus nächster Nähe Vorwürfe nicht erspart. Der König sah alles schwarz, war kleinmütig, und Luise hatte viel mit ihm zu tun, seinen Mut wieder aufzurichten. Um jene Zeit schrieb Heinrich von Kleist an seine Schwester: „An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der König vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält."

Als die Königin am 9. Dezember in Königsberg eintraf, wurde sie krank, am Typhus, der damals epidemisch auftrat. „Nie," schrieb der alte Hufeland, ihr Leibarzt, „werde ich die Nacht des 22. Dezember vergessen, wo sie in Todesgefahr lag und ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er den Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß." Trotz ihrer schweren Krankheit entschloß sich die Königin sofort, als die Kunde kam, daß die Franzosen schon nahe an Königsberg heran wären, weiter gen Osten zu fliehen. „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen." Man trug die Kranke in einen Wagen und nun ging während dreier Nächte und dreier Tage die Flucht über die kurische Nehrung nach Memel. „Wir brachten," schreibt Hufeland, „die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils auf dem Eise des Haffs, die Nächte in den elendesten Quartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr aufs Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. — Ich dabei in der ständigen und ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte, und dazu behielt sie ihren Mut und das himmlische Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte uns alle." Bekanntlich ist gerade für den Typhus ein jäher Temperaturwechsel, kalte, frische Luft das beste Heilmittel, und das bewährte sich auch hier. Bei ihrer Ankunft in Memel befand sich die Königin schon viel besser, und sie erholte sich verhältnismäßig schnell.

Aber leider hatte sich gerade in jenen Tagen der schweren Krankheit der Königin der Bruch zwischen dem einzigen Mann, der Preußen erretten konnte, zwischen dem Reichsfreiherrn vom Stein und dem König vollzogen. Längst wußte die Königin, daß Preußens ganze Hoffnung auf diesem einen Mann ruhte, längst hatte sie darauf hingedrängt, dem Manne das Ruder des preußischen Staates anzuvertrauen. Nun wollte der König Stein als Minister der Finanzen und des Innern in einen Konseil, in eine Art Staatsrat

hineinhaben, den Stein aber nicht als voll anerkannte. Der aufrechte, seiner Verantwortung bis in die Fingerspitzen hinein sich bewußte Mann wollte keinen halben Kram, denn — der von Köckeritz war noch immer da. Außerdem hatte man um jene Zeit, ohne Vorwissen Steins, der doch Präsident der Seehandlung war, der Hofhaltung des französischen Kaisers 100000 Taler auszahlen lassen, um sich den Kaiser günstig zu stimmen. Stein war eben der gewesen, der beim Hereinbrechen des Verhängnisses den Kopf oben behalten und die kaiserlichen Staatskassen vor allen Dingen gerettet hatte. Und nun wurde trotz der Geldknappheit und der Zerrüttung der ganzen Verhältnisse so mit dem Gelde umgegangen! Stein war mit Recht ungehalten, dazu war er leidend: „Beispiellos sei es," meinte er, „daß man dem Sieger, der alle Hilfsquellen des Staates in seiner Gewalt hatte, nun auch freiwillig Beiträge aus mühsam geretteten Fonds leiste." Kurz, die Sache spitzte sich zu, und als der Freiherr dem General von Köckeritz rund erklärte, er betrachte überhaupt den Staatsrat als nicht konstituiert, wurde der König sehr heftig, denn er sah sich durch den stolzen Mann in seiner Autorität bedroht und sandte ihm am 3. Januar 1807 einen schlimmen Brief:

„Sie sind," hieß es da, „ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit davon entfernt ist, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur von Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Hasse handelt. Wenn Sie Ihr respektwidriges und unanständiges Betragen nicht zu ändern willens sind, so kann sich der Staat keine Rechnung auf ihre ferneren Dienste machen." Die beleidigte Majestät schoß mit diesen Zeilen weit über das Ziel hinaus. So kanzelt man wohl einen Haugwitz oder Lombard ab, aber keinen Freiherrn vom Stein! Der Freiherr ging auf seine Güter an der Lahn. „Beide," so hat Hardenberg später geurteilt, „beide hatten unrecht. Der König, daß er durchaus den so oft und von vielen Seiten erhobenen Stimmen der Wahrheit kein Gehör geben wollte und in so harten Ausdrücken an einen verdienstvollen Mann schrieb, der Minister, daß er nicht mildere und ehrerbietigere Formen gegen seinen königlichen Herrn wählte." —

Der weitaus schwerere Teil des Feldzuges für den Kaiser Napoleon war der in Ostpreußen. Statt der 180000 Mann Russen, die Kaiser Alexander dem König von Preußen versprochen hatte, zogen allerdings zunächst nur 60000 ins Feld, die General von Bennigsen kommandierte. Es war ein Feldzug in Schnee und Kot. „Das nennt diese polnische Kanaille ein Vaterland!" schrie empört der Marschall Davoust, als er mit seinen Reiterstiefeln im durchweichten Boden stecken blieb. Am 26. Dezember 1806 bei Pultusk stießen die Marschälle Lannes, Augereau, Davoust auf Bennigsen, aber die Russen erkämpften einen geordneten Rückzug. — Bei Preußisch-Eylau kam es am 7. Februar 1807 wiederum zur Schlacht. Zwei Tage lang dauerte das entsetzliche Ringen. Am ersten Tage wurden die Russen zurückgedrängt, am zweiten hielten sie sich stundenlang heldenhaft. „Diese Russen kämpfen wie die Stiere," hieß es da in den Reihen der Franzosen.

Ein eisiger Schneesturm, der ihnen die Schneeschauer ins Gesicht warf, erschwerte den Soldaten des Kaisers das Vorrücken. Das Korps Augereau wurde fast gänzlich aufgerieben. Viertausend russische Grenadiere rückten gegen den Kirchhof von Eylau vor, wo der Kaiser mit seinem Stabe hielt. „Ich bin in meinem Leben nie so erschüttert worden," sagte General Bertrand später, „wie damals, als der Kaiser auf dem Kirchhof von Eylau von der russischen Heersäule beinahe zertreten wurde, aber er wich nicht von der Stelle; er sagte nur kopfschüttelnd wiederholt ‚welche Kühnheit'." Er warf seine Garde gegen die Russen, mit dem Bajonett griff sie an. Die Russen wurden geworfen. Da in diesem



Napoleon reitet über da

Nach einem Gemäl

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!



s Schlachtfeld von Eylau
e von Baron Gros

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

Augenblick führte Scharnhorst 6000 Mann Preußen vor, mit klingendem Spiel zog die kleine Schar heran und gebot dem Vordringen der Franzosen Einhalt. Die Schlacht blieb unentschieden. „Welch ein Gemetzel," rief Marschall Ney, „und ohne jedes Resultat!" Es war die blutigste Schlacht in allen Kriegen des Kaisers, — bedeutungsvoll schon darum, daß hier zum erstenmal der Sieg sich ihm versagte. — Zweimal ließ nach



En avant — Tambour battant!
Nach einer Zeichnung von Bellangé

dieser Schlacht Napoleon dem König von Preußen Frieden bieten, aber Friedrich Wilhelm lehnte ab. Er wollte zum Kaiser Alexander stehen, wie es ihm Pflicht schien und von einem Sonderfrieden nichts wissen. Der Kaiser Napoleon dagegen wünschte den Frieden sehr und hatte wohl allen Grund, ihn zu wünschen. „Generale, Obersten, Offiziere aller Grade," schrieb er am 1. März aus Osterode an seinen Bruder Joseph, „sind seit zwei Monaten nicht aus den Kleidern gekommen und ich selbst habe seit vierzehn Tagen meine Stiefel nicht ausgezogen. Mitten in Schnee und Dreck, ohne Brot, ohne Wein, ohne Branntwein, von Kartoffeln und schlechtem Fleisch lebend, haben wir weite Märsche und Gegenmärsche gemacht, ohne irgendwelche Ruhe und Erholung, uns aufs Bajonett schlagend und sehr oft im Kugelregen." — Am 1. April nahm der Kaiser das Hauptquartier im



Hier sucht ihr den Frieden des Herzens? — Wohlan, sucht ihn im Gliede!
Nach Charlet

Schlosse des Grafen Dohna zu Finckenstein in Ostpreußen. Hier lebte er über 2 Monate, und von hier aus versuchte er seinem geschwächten Heere neuen Ersatz zuzuführen. Schon muß er verfügen, daß bei der Aushebung der notwendigen 80000 Mann, die er gebrauchte, auf die Jahresklasse von 1808 vorgegriffen wird. Die Konskription also wurde um anderthalb Jahre verfrüht angesetzt. Er befahl, das Aushebungsgeschäft so zu beschleunigen, daß die junge Mannschaft bereits im Mai in den Depots verfügbar sei. Die Blutopfer, die Frankreich seinem Kaiser bringen mußte, stiegen von Jahr zu Jahr. — Im Schlosse zu Finckenstein war es auch, wo er am 27. April 1807 die persische Gesandtschaft empfing. Er wollte Persien gegen Rußland ausspielen, seine Orientpläne wurden wieder in ihm lebendig, — oder besser: sie haben nie geschwiegen.

König Friedrich Wilhelm hatte sich nicht in Unterhandlungen mit Napoleon eingelassen, so sehr verlockend und günstig der Abgesandte des Kaisers, General Bertrand, einen Sonderfrieden auch darzustellen versuchte. Der König wußte, daß seine letzte Hoffnung und Stütze in diesem Feldzuge bei Rußland lag, er blieb fest. Am 26. April 1807 wurde zu Bartenstein jener Bündnisvertrag zwischen Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander geschlossen, der bestimmte, daß die Waffen nicht eher niedergelegt werden sollten, bis Napoleon mit seinem Heere über den Rhein zurückgeworfen sei. Alle Großmächte Europas sollten zur Mitwirkung an diesem großen Ziele aufgerufen werden, — ach, es waren große Pläne, die in Bartenstein auf das Papier geschrieben wurden. Sechs Wochen später, am 14. Juni 1807, war das Blatt Papier mit samt dem ganzen Vertrag wertlos — zermalmend hatte bei Friedland der Franzosenkaiser das russische Heer getroffen. Damit brach alles zusammen. Danzig war über. Am 26. Mai nach heldenmütiger Verteidigung hatte Graf Kalckreuth kapituliert. Die tapfere Besatzung zog mit klingendem Spiel ab, aber sie durfte während des nächsten Jahres nicht gegen Frankreich fechten. Königsberg wurde besetzt, und am 19. Juni 1807 standen die Franzosen in Tilsit. Der König war bis an die äußerste Grenze seines Staates zurückgedrängt. Sein Königreich war ganz und gar in den Händen des Eroberers.



Napoleon empfängt im Schlosse Finckenstein

Nach einem Gemä

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!



den Persischen Gesandten (27. April 1807)

:lde von Mulard

Verlag von Georg Wigand, Leipzig



Patrouille der Kosaken
Nach einer Lithographie

Und Kaiser Alexander war mürbe geworden und mürbe gemacht. Sein Bruder, der Großfürst Constantin, trat nachdrücklich für den Frieden ein, denn weshalb sollten sich die Russen für die Preußen schlagen? Die Einflüsse, die auf den es ehrlich meinenden Alexander eindrangen, waren allerdings stark genug: die altrussischen Generale wollten nicht mehr mitmachen und hielten zum Bruder des Zaren. Bennigsen, der immer ein politischer Mann war, tat zwar öffentlich wie ein Berserker, schlug sich aber aus guten Gründen insgeheim auf die Seite der Mehrheit, und dieser Bennigsen war einer der Mörder des kaiserlichen Vaters. Alexander, der gern sein Wort gehalten hätte, stand ziemlich allein. Er mußte mit Palastrevolutionen und Gewalttaten rechnen. So ließ er mit blutendem Herzen den König von Preußen fallen. Schon zwei Tage nach der Schlacht von Friedland schrieb er dem König: „Grausam, schmerzlich ist es für mich, nicht mehr hoffen zu können, daß ich Ihnen nützlich sein könnte, wie mein Herz es gewünscht hätte und wie die Streitkräfte, die ich aufgeboten, es zu verheißen schienen." So sank alle Hoffnung am preußischen Hoflager. Schon dachte die königliche Familie daran, die preußischen Staaten ganz zu verlassen und nach Riga zu fliehen. Alle Hoffnung schien der Königin Luise erloschen, dennoch ließ sie sich in ihrem innersten Herzen nicht brechen. „Zwei Hauptgründe habe ich," schrieb sie ihrem Vater drei Tage nach der Schlacht bei Friedland, „die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand; der zweite, wir gehen mit Ehren unter und werden ewige Freunde haben, weil wir sie verdienen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht

geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen."

Und es war, wie die Königin richtig sagte, „sie ächzten alle nach dem Ölzweig". Der Waffenstillstand zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander war auf Drängen der Generale geschlossen und die Friedensverhandlungen begannen.

Während der Friedensverhandlungen und Zusammenkünfte in Tilsit begab es sich, daß eines Tages der Korse das Glas hob und plötzlich dem König Friedrich Wilhelm die Gesundheit der Königin zutrank. Diesen Vorgang, der ihnen günstig schien, griffen nun etliche auf und vor allem war es der Graf Kalckreuth, der vorschlug, eine Zusammenkunft der Königin mit dem Kaiser zu veranlassen. Selbst Hardenberg war dafür. Der König, der tief gedemütigt und mutlos war, ließ sich die Zustimmung abringen und schrieb in dieser Sache an seine Frau. „Ich komme, ich fliege nach Tilsit, wenn Du es wünschest, wenn Du glaubst, daß ich irgendwie Nutzen stiften kann." So antwortete Luise, — und sie kam. Die königliche Frau brachte durch diesen Schritt ein Opfer, das, wir sagen es getrost, schwerer wog, als alle persönlichen Opfer, die im Laufe dieses traurigen Feldzuges gebracht worden sind, denn man darf nicht vergessen, wie brutal und schamlos der Mann, zu dem sie ging, ihre Ehre getroffen hatte. Es will uns heute unbegreiflich scheinen, daß sich preußische Männer damals dazu verstehen konnten, zu einer solchen Zusammenkunft zu raten, aber damals standen diese Männer am Rande des Abgrundes, das darf man nicht vergessen. Wenn das Gebot Napoleons verfügte, „die Dynastie Hohenzollern hat aufgehört zu regieren", so war niemand da, der hätte helfen können. Allerdings: dies beabsichtigte er um jene Zeit, wo die Zusammenkunft Ereignis wurde, nicht mehr.

Er brauchte zwischen sich und Rußland für die nächsten Jahre einen Wall und den sollte das verstümmelte Preußen bieten. Aber jene Männer, die den König und die Königin bestimmten, mögen sich wohl der Hoffnung hingegeben haben, daß die persönliche bezwingende Erscheinung Luisens dem starren Willen des korsischen Emporkömmlings noch einige für das Land und das Königshaus bedeutende Vorteile abringen konnte.

Königin Luise war die milde, engelgleiche Seele nicht, zu der sie im Laufe eines Jahrhunderts die Überlieferung gemacht hat. Gewiß, sie war gütig und edel und gottergeben, aber sie hatte heißes Blut in ihren Adern, hatte Stolz und Temperament, konnte zu Zeiten zornig und heftig sein, eine starke, aufrechte Frauenseele, und gegen diesen Mann war sie voll heiligen Zorns. Das alles mußte sie niederdämmen und in ihre Brust zurückzwingen, wenn überhaupt eine solche Zusammenkunft mit dem Machthaber einen günstigen Verlauf nehmen sollte. Sie stellte sich den Kaiser Napoleon auch anders vor. Er war ein Naturmensch, der gar nicht anders sein konnte, wie er war, und der sich auch niemals Mühe gegeben hat, anders zu sein, denn gerade in den Atomen, die Leid und Lust in ihm geballt, lag seine Stärke. Selbst seine Verstellungskunst, seine Schauspielerei gehörten zu seinen ursprünglichen Eigenschaften. Sie aber hielt ihn noch, als sie sich zu ihrem Bittgang nach Tilsit entschloß, für das böse Prinzip, und darin wieder unterscheidet sich der große Geist dieser Frau wesentlich von dem der



Das ist er!
Nach Charlet

Männer, die zu diesem Schritt rieten, denn sie selbst hoffte nichts davon. „Je ne me flatte de rien.“

„Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.“

Der treue Hardenberg hatte der Königin ungefähr eine Unterweisung gegeben, was sie dem Kaiser sagen sollte. Am 6. Juli 1807 traf sie in einem kaiserlichen achtspännigen Galawagen, geleitet von französischen Gardedragonern, in Tilsit ein. Sie trug ein helles, faltiges, reich mit Silber gesticktes Kreppkleid. Der Kaiser war von äußerster Höflichkeit. Er gefiel ihr weit besser, als sie geglaubt hatte. Sein Kopf mit den scharf geschnittenen, durchgeistigten Zügen erinnerte sie an das Haupt römischer Cäsaren und dazu seine eigentümlichen, schwermütigen, von schweren Lidern gedeckten Augen. Die königliche Frau mag in diesem Augenblick wohl empfunden haben, daß der Mann da vor ihr mehr war als alle die, die in Tilsit in bestickten Uniformen und goldenen Tressen und Federbüschen auf preußischer und französischer Seite herumliefen.

„Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?“

„Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns überhaupt getäuscht haben.“

Und nun sprach die schwer beleidigte Frau zu dem Überwinder ihres Landes, sprach wie „Gott es mir eingab“: sie solle eigentlich über Politik mit ihm nicht reden, denn er habe ihr ja öffentlich den Vorwurf gemacht, daß sie sich zuviel um die Politik gekümmert habe, aber sie mache seine Bekanntschaft zu einer Zeit, wo das größte Unglück über Preußen und ihr Haus unverschuldeterweise hereingebrochen sei und die schrecklichen Ereignisse dieser Tage lehrten sie, daß sie Ursache habe, über die Existenz des Staates und ihrer Familie besorgt zu sein. Sie könne nur die Hoffnung hegen, daß der Sieger seinen Sieg nicht mißbrauchen werde, und dann bat sie für die Erhaltung der alten Provinzen, für die Lande links der Elbe, bat vor allen Dingen für Magdeburg.

Dem Kaiser war diese Wendung des Gespräches jedenfalls nicht angenehm, rasch, wie er sich ja immer rasch zu helfen wußte, begann er ihr schönes Kleid zu bewundern, fragte, ob es Krepp sei, und fing dann über die Kreppfabrikation zu sprechen an. „Sire," rief da die schöne Königin, „sollen wir in solchem Augenblick von Putz reden?" Der Kaiser war entwaffnet. Aber das ganze unsägliche Opfer war dennoch vergeblich gebracht. Am Tage nach der Unterredung schrieb er an seine Josephine nach Paris: „Die Königin von Preußen ist in der Tat reizend, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich, sie hat gehörig mit mir kokettiert, aber sei darum nicht eifersüchtig, ich bin wie ein Wachstuch, über das alles hinwegläuft; es würde mich auch zu viel kosten, wenn ich galant sein wollte." Und dem neuen Minister Graf Goltz sagte er rund heraus: was er der Königin gesagt, seien unverbindliche Höflichkeitsphrasen!

Den Frieden mit Preußen diktierte der Kaiser, Unterhandlungen gab es da nicht. Er erkannte seine Stellung zu Preußen mit dem ihm eigenen, richtigen Instinkt sehr deutlich. Talleyrand hatte es gegen den Gesandtschaftssekretär Hugo ausgesprochen: „Mit Preußen kann sich der Kaiser nie versöhnen, das Gefühl der Preußen kann nur ein Verlangen nach Rache sein, und daß sie diese nicht ausführen, dafür wird der Kaiser sorgen." — Mit dem Minister Hardenberg zu unterhandeln, weigerte sich Napoleon, indem er einige hinfällige Scheingründe — Beleidigung seines Gesandten durch Hardenberg und dergleichen mehr — als Grund angab. Graf Goltz führte infolgedessen die Verhandlungen mit Talleyrand, die allerdings nur darin bestanden, daß der wandlungsfähige, ehemalige Erzbischof von Autun so nebenbei aus seinem Portefeuille einige beschriebene Blätter herauszog, welche die Bedingungen enthielten und dem Grafen erklärte, geändert würde kein Buchstabe. „Aus Rücksicht auf den Kaiser von Rußland willigte der Kaiser Napoleon ein, dem König von Preußen die folgenden Länderteile zurückzugeben," so begann dieser ungeheuerliche Friedensvertrag mit dem unterworfenen Staat. Preußen verlor die Hälfte seiner Länder. Von 5600 Quadratmeilen blieben ihm nur 2800 Quadratmeilen, von 10 Millionen Einwohnern nur 5 Millionen. Aber die Lesart, daß der Korse gegen die preußische Monarchie, gegen den König persönlich voll Haß erfüllt war und daß daraus seine überharten Bedingungen entsprangen, ist doch zu kindlich. Er tat mit dieser Zertrümmerung Preußens nur das, was ihm zur Befestigung seiner Macht, zur Verfolgung seiner großen politischen Weltmachtpläne nötig erschien und wie er geartet war — von solcher Notwendigkeit ließ er sich nichts abhandeln, keinen I-Punkt. — Das eine wußte dieser Sieger, das eine erkannte er deutlicher als sie alle, die um ihn waren, daß auch der Friedensvertrag mit Rußland nur ein Waffenstillstand sein konnte, mochte er auch jahrelang dauern, — nur ein Waffenstillstand, nichts weiter. Denn was war ihm, — dem großen Wirklichkeitsmenschen, — im Grunde all das Gerede auf dem Zeltfloß mitten im Njemen, demselben Njemen, den er fünf Jahre später, genau auf das Datum, mit sechshunderttausend Mann überschritt, um Rußland zu Boden zu werfen, — was war ihm all das Gerede, durch das er des russischen Schwärmers Herz gewann! „Ich hegte niemals gegen irgend einen Menschen mehr Vorurteile als gegen ihn, aber nach einer dreiviertelstündigen Unterredung sind diese alle wie ein Traum geschwunden. Hätte ich ihn doch früher gesehen! Der Schleier ist fortgerissen und die Zeit des Irrtums ist vorbei." So der Zar aller Reußen! Ach, du armer Zar! Leicht bei einander wohnen die Gedanken, und hart im Raume stoßen sich die Sachen! Nur ein Lustrum bleibt dazwischen und sie werden sich hart stoßen. In furchtbaren Mordschlachten, in sonnversengten Steppen, auf vereisten Beresinabrücken, und wie eine Brandfackel über all das wird Moskau lodern, die heilige Stadt deiner Ahnen!



Der Spion
Nach einer Zeichnung von Bellangé

Das Machtwort des Kaisers Napoleon hatte den Minister Hardenberg aus dem Rat des Königs entfernt, — aber hier scheint's, als ob durch die einzelnen Minuten der Weltgeschichte ein leises, ironisches Kichern ginge. Als der König dem übermütigen Korsen auf dessen Gebot, Hardenberg zu entlassen, antwortete, er wüßte wirklich nicht, durch wen er diesen Mann ersetzen solle, nannte ihm Bonaparte drei Namen, unter diesen dreien den Freiherrn vom Stein. „Eh bien, Stein ist ein geistreicher Mann.“ So empfahl der Unterdrücker dem Unterjochten den Helfer und Wiederaufrichter des preußischen Staates! Bevor Hardenberg abreiste, nahm er noch Gelegenheit, an Stein, der seit seiner Entlassung daheim auf dem Stammschloß seiner Väter an der Lahn zurückgezogen lebte, zu schreiben, und er schrieb: „Sie allein, lieber Freund, können in diesem Augenblick retten, was Preußen bleiben wird. Sie allein können die Leiden lindern, die es zu Boden drückt — Sie werden jeder persönlichen Empfindsamkeit Schweigen gebieten, — um einen Staat zu retten, dem Sie von Jugend auf Ihre Fähigkeiten gewidmet haben, Sie sind wirklich und wahrhaftig der Einzige, auf den alle guten Patrioten ihre Hoffnung setzen. Würden Sie sich weigern, sie zu erfüllen? Ich verwerfe den bloßen Gedanken!“

Wahrlich, es war die höchste Zeit, daß Preußens König einen Mann an die Spitze des zerbrochenen Staates stellte, der das Zeug besaß, das auseinandergeborstene Gefüge

mit starker Hand wieder einzurenken. Im Frieden zu Tilsit war die Hälfte der preußischen Lande von der alten Monarchie abgerissen, aber wenigstens die vier alten, großen Provinzen, der Kern der Monarchie, Preußen, Pommern, Schlesien und die Mark Brandenburg, die blieben dem König. Diese alten deutschen Kolonien auf slawischem Boden, einem Boden, von dem sich das Deutschtum in harten Kämpfen und nimmermüder Arbeit jeden Fuß breit errungen hatte, diese blieben beim Königshaus. Allerdings, auch durch sie zogen sich sieben französische Etappenstraßen. Zu jeder Zeit stand so das geknechtete Land den Legionen des Kaisers offen, und — etwas Unglaubliches war geschehen! Zwei Tage nach dem Friedensvertrag von Tilsit war zu Königsberg ein ergänzendes Abkommen geschlossen worden, sozusagen ein zweiter Vertrag dem ersten Vertrag angeflickt, der bestimmte, daß, so lange nicht die Kontributionen bezahlt seien, die französischen Truppen auf preußischem Boden stehen bleiben sollten, und die preußischen Unterhändler hatten es unverantwortlicherweise versäumt, die Höhe der Kontributionen und die Zahlungsfristen festzulegen. So blieben drei französische Armeekorps in den preußischen Gebieten stehen. Der größte Teil der Steuern wurde den königlichen Kassen vorenthalten, so lange nicht der französische Intendant Daru die ihm gebotene Sicherheit in vollem Umfange anerkannte. Alles lag an dem guten oder schlechten Willen des französischen Intendanten, der wiederum nur ein willenloses Werkzeug des Kaisers Napoleon war. Die Not war aufs höchste gestiegen. Da überwand König Friedrich Wilhelm sich selbst; er rief den in Ungnade entlassenen Reichsfreiherrn vom Stein zurück. „Mein lieber Freiherr vom Stein, die jetzige Lage meines Staates und seine künftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünschenswert; nach der Euch mündlich schon geäußerten Absicht vertraue ich Euch hierdurch die Leitung aller Zivilangelegenheiten meines Staates an." Stein lag, als er damals Hardenbergs Zeilen erhielt, fieberkrank zu Bett. Er stand sofort auf, zwang mit seinem starken Willen das Fieber zurück und reiste nach Memel ab. Am 9. Juli des Jahres 1807 war von den preußischen Unterhändlern der schmachvollste Friede gezeichnet, den jemals der Hohenzollernstaat geschlossen hat. Drei Monate später, am 9. Oktober, trat der Reichsfreiherr vom Stein sein Amt an, und die Erneuerung Preußens begann.

Und hier ist wieder ein großes, unermeßliches Verdienst der Königin Luise zu verzeichnen. Sie war es gewesen, die mit Hardenberg im Bunde den König hauptsächlich zur Berufung des großen Mannes getrieben hatte. Sie war es auch, die jetzt in den ersten Wochen seiner Ministerschaft mit großem Geschick und unter Einsetzung ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zwischen dem König und Stein vermittelte. „Ich beschwöre Sie," schrieb sie an Stein, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten, der König hält gewiß sein Wort, und Beyme kommt fort, aber erst in Berlin, so lange geben Sie noch nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld über den Haufen falle, ich beschwöre Sie um des Königs, des Vaterlandes, meiner Kinder und meiner selbst willen — Geduld!" Es war schwer, mit dem knorrigen, heißblütigen und genialen Manne auszukommen. Hardenberg war in seinem Verkehr mit dem König anders geartet: „Er machte seine Vorstellungen in einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel, denn der König hängt an sanfter und ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin." Aber sie erkannte, daß in dem Freiherrn vom Stein denn doch jene Kraft noch war, die befruchtend auf das ganze Land wirken mußte. „Der große Meister ist ja bei uns, der dies alles beleben kann und wird, da Talent, Willen, Kraft und Energie beisammen sind." Die Königin Luise hat in jenen Monaten eine politische Sendung er-

füllt, die von unwägbarem Werte ist, dadurch, daß sie Stein hielt und für seine Ideen mit ihrer ganzen Persönlichkeit eintrat. Hier fanden sich zwei große Seelen, fanden sich in der Liebe zum preußischen Vaterlande. —

Wie der Kaiser Alexander sich leicht erwärmte, so pflegte er auch ebenso leicht wieder abzukühlen. So viel politische Einsicht besaß er denn doch, um ebenso wie Bonaparte zu erkennen, daß dieser Friede, der in dem romantischen Stelldichein auf den Fluten des Njemen seinen Anfang nahm, nur ein sehr schwacher Friede sein konnte. Er hatte damals selbst einem Vertrauten gesagt, daß er, wenn es sein müsse, den Krieg von neuem aufnehmen und ihn bis in die Wüsten Sibiriens hinein führen werde. Er hat trotz aller Freundschaftsversicherungen und Schmeicheleien Bonapartes diesem niemals über den Weg getraut, und die Läufte der Zeit, die Wege, die der große korsische Kondottiere zu seiner steilen Höhe nahm, konnten den Zaren aller Reußen nicht darüber täuschen, daß die Zeit noch eine gewaltige Abrechnung zwischen der mächtig anwachsenden Westmacht Frankreich und dem großen Ostreiche Rußland in ihrem Schoße trüge. Alles andere, was sich zwischen diesen beiden großen Mächten befand, war zerquetscht und zu Boden geworfen. Die kleinen deutschen Fürsten waren zum Rheinbund zusammengeschweißt, der Österreich und Preußen gleichzeitig halb umklammerte, seitdem auch das Kurfürstentum Sachsen und die sächsischen Kleinstaaten dem Bunde beigetreten waren. Österreich war durch drei große Kriege schwer getroffen und geschwächt, Preußen aus der Reihe der Großmächte gestrichen, so tief gefallen, daß selbst hoffende Männer, daß selbst seine Königin an einem Wiederaufrichten zweifelten. Von allen diesen Staaten war, wenn Napoleon es an der Zeit hielt, von neuem gegen Rußland zu Felde zu ziehen, keine Hilfe zu erwarten: im Gegenteil, eine große Reihe deutscher Kleinstaaten leistete unbedingte Heeresgefolgschaft und dasselbe wenigstens von Preußen zu erzwingen, war dem Kaiser ein Leichtes. Alexander erkannte wohl, daß, wenn von neuem die Schwerter aus der Scheide fuhren und die Verträge und Rosenketten des Friedens, die Bonaparte eifrig flocht, zerhieben und sich gegen einander zückten, daß er dann mutterseelenallein stehen würde. Er war klug genug, um seine Politik danach einzurichten und die große Entscheidung hinauszuschieben, bis die Wunden des Krieges vernarbt waren, und diejenigen in seinem eigenen Lager, die ihm jetzt ihren Willen aufgezwungen hatten, über die Pläne Bonapartes eine andere Ansicht gewonnen hatten.



Kaiserlich russischer Leib-Kosak in Parade
Nach einem kolorierten Kupferstich

Wer übrigens nicht vollständig vom Bonaparte-Enthusiasmus erfaßt war, mußte bald einsehen, wohin sein un-

bändiger Wille zur Macht diesen Mann trieb. Als, aus dem Bündnis von Tilsit erwachsend, die Zweimännerherrschaft, Napoleon und Alexander, ganz Europa bedrohte, ging es dem französischen Kaiser zunächst darum, alle unterworfenen und verbündeten Staaten in die „Kontinentalsperre" hineinzuzwingen. Aber das britische Inselreich war nicht gewillt, irgend eine Seemacht von Bedeutung im Fahrwasser des Franzosenkaisers zu sehen. Es wurde den Engländern bald bekannt, daß zwischen dem bisher neutralen Dänemark und dem Kaiser Napoleon Verhandlungen wegen des Beitritts zur „Kontinentalsperre" schwebten. Die Politik des englischen Ministeriums gab an Gewalttätigkeit der des ersten Konsuls nichts nach. Mit zweiunddreißig Kriegsschiffen und fünfhundert Transportschiffen, mit einem Landungsheer von 25000 Mann erschienen der englische Admiral Gambier und der General Cathcart Anfang September vor Kopenhagen. An Stelle des geisteskranken Königs Christian VII. regierte Kronprinz Friedrich, ein in seiner Art willenskräftiger Fürst. „Entweder Schutz- und Trutzbündnis oder Übergabe und sofortige Auslieferung der gesamten dänischen Kriegsflotte gegen eine entsprechende Entschädigung" lautete das englische Ultimatum. Der Kronprinz lehnte empört ab. Da warfen die Engländer ihre Truppen und Batterien ans Land, schossen Kopenhagen zusammen — vierhundert Häuser wurden eingeäschert, zweitausend Menschen getötet — und führten die dänische Flotte von über sechzig Kriegsschiffen und Kanonenbooten einfach hinweg. Was auf den Werften an Schiffen noch im Bau lag, wurde zerstört und innerhalb drei Tagen Dänemark aus einer ansehnlichen Seemacht in eine wehrlose Landmacht verwandelt. Allerdings trieb diese Gewaltpolitik das Königreich Dänemark in die Reihe der Verbündeten Frankreichs, und als infolgedessen England dem kleinen Staate den Krieg erklärte, traten auch Preußen, Rußland und Österreich mit einer Kriegserklärung gegen England hervor. Die fieberhaft arbeitende Politik Napoleons spielte fortwährend die eine dieser Mächte gegen die andere aus und schuf so ein ungeheures Wirrwarr von Kriegen. Wo sollte das hinausgehen?

Der Prinz-Regent Johann von Portugal, der mit England ein Bündnis unterhielt, ward von dem französischen Kabinett aufgefordert, diesem Bündnis zu entsagen, seine Häfen den englischen Schiffen zu sperren und seine Kriegsflotte mit der französischen zu vereinigen. Johann lehnte kurzer Hand ab und nun wurde alsbald in Fontainebleau zwischen Spanien und Frankreich ein Teilungsvertrag geschlossen, der das Königreich Portugal zwischen beide Mächte aufteilte, wogegen Spanien sich mit Frankreich verbündete. Am 30. November 1807 überschritt General Andoche Junot mit dreißigtausend Franzosen die Grenze Portugals und zog wenige Tage später in Lissabon ein. Aber im letzten Augenblick hatte sich der Prinz-Regent Johann mit seiner geisteskranken Mutter, seinem Kronschatz und seiner Flotte unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe nach Brasilien eingeschifft. Alsbald hallte durch Europa das Dekret Napoleons: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren." Das Land kam sofort in französische Verwaltung: Spanien erhielt kein Erdkrümel davon. — Und nun erfüllte sich auch in schneller Folge die Vergewaltigung Spaniens. Eins ist gewiß, die Bourbonen, die auf Spaniens Thron saßen, waren keinen Schuß Pulver wert. Karl der Vierte war eine traurige Königsfigur. Jagd, Jeu und Tischlerarbeit erfüllten seine Tage. Das Regieren besorgte, soweit überhaupt regiert wurde, Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, dem der König den klangvollen Titel „principe della pace" Friedensfürst, verliehen hat. Dieser Godoy war der Günstling und Liebhaber der spanischen Königin Marie Louise und er lebte in bitterer Feindschaft mit dem Thronfolger Ferdinand, dem Prinzen von Asturien. Die höchst unerquick-

lichen Verhältnisse im spanischen Königshaus, — denn, wie gesagt, wert war die ganze Gesellschaft nichts, — veranlaßten sowohl Godoy, wie auch den Thronfolger Ferdinand, sich an den Kaiser Napoleon als Schiedsrichter dieser Familienstreitigkeiten zu wenden. So setzte man im Sinne des Wortes „den Bock zum Gärtner". Bonaparte zeigte hier so recht, wie sehr er Meister auf allen Gebieten war, von der brutalsten Gewalttat bis zur abscheulichsten Hinterlist. Auf dem Schlosse Marrac bei Bayonne kam es zwischen dem Kaiser Napoleon und dem spanischen Königshaus zur Auseinandersetzung. Immer unter dem Vorwande, es ginge gegen Portugal, hatte er allmählich ganze Armeekorps französischer Truppen nach Spanien hineinbugsiert. Über diese hatte Joachim Murat, der neue Großherzog von Berg, den Oberbefehl. Der persönlich sehr liebenswürdige, alles zusagende, aber nichts haltende Mann war für solche Mission besonders gut zu gebrauchen. Außerdem witterte Murat, daß hier ein neuer Königsthron feil würde, nach welchem ihm natürlich der Mund wässerte. Angesichts der bedrohlichen Heeresmacht, die trotz aller Vorstellungen sich über Spanien ergoß, faßte Minister Godoy endlich den Entschluß, den König, die Königin und den störrischen Thronfolger nach Amerika zu schaffen. Aber Ferdinand, dem dieser Plan verraten wurde, putschte seine Partei und deren Anhänger gegen den königlichen Vater auf und es kam in Madrid zu einer starken Revolte. Godoys Palast wurde zerstört, er selbst schwer mißhandelt. Der alternde König entschloß sich nun, zugunsten seines Sohnes Ferdinand abzudanken, der sofort unter dem Jubel des Volkes zum König ausgerufen wurde. In diesem Augenblicke setzte die Aktion Joachim Murats ein und er rückte mit seinen Truppen in Madrid ein, genau nach der Vorschrift seines kaiserlichen Schwagers. „Fahren Sie fort, eine freundliche Sprache zu führen, beruhigen Sie den König, den „Friedensfürsten", den Prinzen von Asturien und die Königin. Die Hauptsache ist, daß Sie Madrid erreichen, ihre Truppen sich ausruhen lassen und ihren Kriegsvorrat ergänzen." Der Kronprinz, vielmehr jetzige König Ferdinand glaubte sich am besten dadurch halten zu können, daß er, der jüngst Witwer geworden war, eine Prinzessin aus dem Hause Bonaparte zur Frau erbat. Er hatte deswegen bei Napoleon anfragen lassen. Das benutzte nun der Kaiser und schickte seinen gewiegtesten politischen Agenten, den General Savary, der vor keinem Mittel zurückschreckte, nach Madrid, um den Thronfolger nach Bayonne zu locken, wohin der Kaiser eigens zu diesem Zwecke kam. Das spanische Volk wollte seinen jungen König gar nicht aus dem Lande lassen. Es ging so weit, daß man in Vittoria die Stränge des königlichen Reisewagens zerschnitt, denn dieses Volk witterte Verrat. Aber Ferdinand, obwohl gewarnt, traute dem Kaiser und rannte geradeswegs in sein Verderben. Nach Bayonne wurden dann auch der König Karl IV., seine Frau und Godoy gelockt. Napoleon brachte fertig, daß der alte König zu seinen Gunsten entsagte. Der erst ganz tapfer widerstrebende Ferdinand wurde endlich durch die wilde Drohung Napoleons, daß er ihn erschießen lassen würde, weil er seinen alten Vater verfolgt hätte, ebenfalls zur Nachgiebigkeit gezwungen. So wurde die Krone Spaniens frei und der Scheitel eines Bonaparte konnte wiederum mit königlichem Öl gesalbt werden. Die beiden Spanier dagegen wurden mit einigen Millionen und einigen Schlössern in Frankreich abgefunden. Es war ein Schelmenstreich niedrigster Sorte!

Eine Augenzeugin des furchtbaren Aufstandes, der am 2. Mai 1808 in Madrid losbrach, die spätere Gräfin Merlin, eine junge Creolin aus Habana, gibt eine plastische Schilderung der Vorgänge in Spaniens Hauptstadt:

„Der Tumult griff um sich, Verwirrung verbreitete sich überall, und augenblicklich stand Madrid im Feuer. Flintenschüsse, entsetzliches Geschrei, Gebrüll, Geheul, Gefluch



und Gejammer drangen gleichzeitig in unsere Ohren. Unter Trommelgewirbel und Schüssegeknall warf sich das Volk, schnaubend vor Rachewut, blindlings auf die französischen Soldaten, ohne ihre Zahl zu berücksichtigen. Jede Waffe war ihm recht, Messer, Stöcke oder Beile, und mehr als einen Tollkühnen sah ich nur mit einem Dolch bewaffnet mitten in die französischen Kolonnen sich stürzen. Nie werde ich das Schauspiel vergessen, welches die Straße Panaderos darbot. Soldaten drangen mit gefällten Bajonetten auf Männer, Greise und Kinder ein, welche gerächt wurden von den Unseren, die sich auf die Fremdlinge warfen, rechts und links mit blanker Waffe sie durchbohrend. Zwanzig Schritte weiter erstürmten französische Voltigeurs ein Haus, aus welchem Schüsse gefallen, und ließen die sämtlichen Bewohner über die Klinge springen. Furchtbares Geheul, Wutgeschrei, gräßliche Flüche schlugen himmelan. Die beiden sich mischenden Sprachen waren in ihrem Ausdruck so ohr- und herzzerreißend, daß man sie für das Geschrei von Rotwild hätte halten können; sie hatten nichts Menschliches mehr. Plötzlich stürzt sich mir gegenüber ein junges Mädchen, von französischen Soldaten verfolgt, mit der Raschheit und Leichtigkeit einer von der Meute verfolgten Hindin auf den Balkon, schwingt sich über das Geländer, schwebt einen Augenblick in der Luft, fällt dann und zerschellt den schönen Kopf auf dem Straßenpflaster."

Mit der frei gewordenen spanischen Krone belehnte Napoleon seinen Bruder Joseph, der bisher als König von Neapel funktioniert hatte. Joachim Murat, der in Spanien die Geschäfte an der Spitze von hunderttausend Bajonetten besorgt hatte, wurde aus einem Großherzog von Berg zu einem König von Neapel, nicht wenig verstimmt darüber, daß nicht er, der übrigens zehnmal besser am Platze gewesen wäre, sondern Joseph die spanische Krone erhalten sollte. Aber bevor Joseph als König von Spanien noch den Boden seines neuen „Vaterlandes" betreten hatte, loderte allerorten der wildeste Aufstand empor. Kaum über die Grenze gekommen, schrieb er schon von Vittoria aus am 12. Juni 1808 seinem kaiserlichen Bruder: „Niemand hat bis heute Eurer Majestät die Wahrheit gesagt, es ist Tatsache, daß kein einziger Spanier sich für mich interessiert, ausgenommen nur die kleine Anzahl von Personen, die mit mir von Bayonne gekommen sind. Die Übrigen, welche



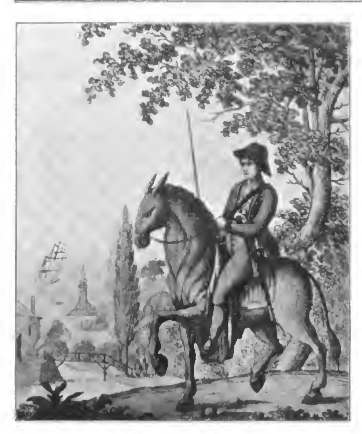
Anmerkung: Die auf Seite 178, 179, 181 wiedergegebenen Skizzen zum spanischen Krieg sind nach Zeichnungen von V. Adam gearbeitet.



sich zu der dortigen Notabelnversammlung eingefunden haben, haben sich, auf spanischem Boden angelangt, sofort verborgen und verloren, erschreckt durch die einmütige Stimmung ihrer Landsleute." Und drohender noch klingt sein Brief vom 22. Juni von Madrid, nachdem er dort eingezogen war: „Der hier herrschende Geist ist so schlecht als möglich. Das ist ein Feuer wie das von 1789 in Frankreich, das in den ersten Jahren seiner Revolution schon eine Million Bewaffneter aufbrachte. Warum sollte Spanien, noch einmütiger in seiner Wut und seinem Haß, nicht eine halbe Million aufbringen? Ich wiederhole Ihnen, Sire, die Leute von der besitzenden Klasse sind für mich nichts mehr als Lumpen, und ich sage Ihnen: Sie sind im Irrtum, Ihr Ruhm wird in Spanien Schiffbruch leiden, die Nation ist einstimmig gegen uns. Sie haben 1789 und 1793 gesehen. Die Begeisterung und die Wut ist hier nicht geringer." — Und in der Tat, bei diesem niederträchtigen Ränkespiel, durch welches der Korse die Krone Spaniens für seinen Bruder Joseph schamlos ergaunerte, hatte er nicht in Betracht gezogen, daß auch das spanische Volk mitzusprechen hatte. Während bestochene und vaterlandsverräterische Notabeln in Bayonne seinen Bruder Joseph zum König wählten, flammte in ganz Spanien ein Volkskrieg gegen die französischen Unterdrücker auf, der in den Bergen und Schluchten der alten Provinz Asturien begann. Es hatten hier einst die letzten Christenscharen der Spanier ihre Zuflucht gesucht, als die Mauren unter dem wilden Tarek das Land überschwemmten, und hier wurde auch der Kreuzzug gegen die Fremdlinge begonnen, von hier hatte das spanische Volk sich selbst schon einmal zurück erobert. In einer Woche erhoben sich die Städte Orviedo, Karthagena, Valenzia, Murcia, Saragossa, Sevilla und Granada. Die ganze innere unverbrauchte Kraft eines starken Volkes, das einst an der Spitze der europäischen Nationen marschiert war, eines Volkes, dessen König einst sagen konnte, „daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe", flammte hier auf, und Spanien war es, das wieder einmal dem anderen Europa voranging in einer Sache, welche im Grunde die Sache aller unterdrückten Völker war. Ein eisiges Schweigen







Ein spanischer Insurgent
Nach einem kolorierten Kupferstich

hatte am 20. Juli den armen Joseph Bonaparte bei seinem Einzug in Madrid empfangen. Er hielt sich nur acht Tage dort auf. „Er verließ,“ wie der Moniteur in Paris log, „die Stadt wegen der übermäßigen Sommerhitze.“ Allerdings: die Hitze war groß genug, der Boden begann den Franzosen unter den Füßen zu brennen. Von allen Seiten brach das Volk los. In der Nähe von Baylen wurde das Korps des Generals Dupont umzingelt und zur Kapitulation genötigt. Die Belagerung von Saragossa mußte aufgegeben werden. Die französische Armee mußte hinter den Ebro zurück. — In Saragossa kommandierte José de Palafox y Melzi, der später zum Herzog von Saragossa ernannt wurde. Er rief in den tosenden Aufstand hinein das Wort, das noch mehr schürte: „Krieg bis aufs Messer“, und die Männer, die um ihn waren und selbst die Frauen verstanden, was er wollte. „Da es die Franzosen insbesondere,“ so berichtet der Geschichtsschreiber Toreno, „auf die Erstürmung des Tores del Portillo abgesehen hatten, so war das Wüten des Kampfes dort so schrecklich, daß zuletzt niemand die Verteidiger der äußeren Batterie, welche allesamt gefallen waren, zu ersetzten wagte. Da fand sich ein Mädchen aus dem Volke, Agostina Zaragoza geheißen, zweiundzwanzigjährig und schön von Antlitz und Gestalt. Sie trug den Verteidigern gerade Mundvorrat zu, als jener Posten verlassen wurde und in Gefahr war, verloren zu werden. Die Mutlosigkeit der Männer bemerkend, stürzt sich das tapfere Mädchen in die Batterie, reißt die noch brennende Lunte dem letzten zu Boden gestreckten Artilleristen aus der Hand, feuert das Geschütz ab und schwört, dasselbe nicht mehr zu verlassen, so lange die Belagerung auch währen möge und sie am Leben bleibe. Solche Kühnheit eines Weibes belebte die Entmutigten aufs neue, sie eilten herbei, die Batterie füllte sich wieder mit Verteidigern und das Feuer hob energischer an als je zuvor.“

Die französische Armee in Spanien bestand zum größten Teil aus sehr jugendlichen Truppen, die eben erst die Rekrutendepots verlassen hatten. Es war der Ersatz, den Napoleon nach der furchtbaren Schlacht von Eylau, von Finckenstein her, ausgeschrieben hatte. „Mein Nationalstolz“, berichtet General Marbot, „fühlte sich verletzt, wenn ich die breitschultrigen und kräftigen Spanier, die uns umgaben, mit unseren schwächlichen Infanteristen verglich und wenn ich auch das Unglück noch nicht ahnte, das die schlechte Meinung, die sich die Spanier über unsere Truppen bildeten, auf uns herabbeschwören

Das Mädchen von Saragossa

Nach einem Gemälde von David Wilkie

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Verlag von Georg Wigand in Leipzig



sollte, so bedauerte ich doch lebhaft, daß uns der Kaiser nicht einige der alten Regimenter von der in Deutschland stehenden Armee nach der Halbinsel geschickt hatte. Der Anblick der Mameluken erregte starkes Erstaunen, da die Spanier nicht begreifen konnten, daß die christlichen Franzosen Türken in ihre Reihen aufgenommen hatten, denn der Haß, den die Kämpfe mit den Mauren in den Völkern Spaniens vor Jahrhunderten erweckt hatte, war auch jetzt noch nicht erloschen." Es war ein grauenhafter Bandenkrieg, der die französischen Heere aufrieb. Die Volksleidenschaften wurden bis zum Wahnsinn gesteigert, der Mönch und der Priester schürten die Flammen der Volkswut. Der ganze Fanatismus eines bigotten Volkes, das durch Jahrhunderte die Inquisition zu seinen Einrichtungen gezählt hatte, durch dessen Geschichte Tausende von Scheiterhaufen lohten, das sich in verzweifelten Kämpfen der heidnischen Mauren erwehrt, das seine Konquistadoren mit Kruzifix und Dolch gen Amerika gesandt hatte, wurde hier von entschlossenen Kuttenträgern aufgestachelt und siehe da: gegen die Soldateska eines übermütigen Eroberers wurde eine Reihe von Siegen erfochten. — Natürlich richteten sich die Augen ganz Europas auf dieses plötzliche Schauspiel, das in seinen Anfängen in Bayonne sich als Tragikomödie gab, aber in wenigen Wochen zur Tragödie werden sollte. In London horchte man auf. In den ersten Tagen des Augustes stiegen an der Mondegomündung 12000 Mann britischer Truppen ans Land. Der sie führte, hieß Sir Arthur Wellesley. Er schlug den Marschall Junot bei Roliça und Vimeiro, und Junot unterzeichnete alsbald bei Cintra die Konvention, nach welcher er Portugal räumen mußte. Der arme Joseph, der so ganz gegen seinen Willen aus dem schönen Neapel, wo das Volk ihn trotz seiner kurzen Regierung aufrichtig liebte, denn er war ein wohlwollender, ehrenhafter Mann, hinweggeholt und zum König von Spanien umgekrempelt war, schrieb um jene Zeit aus Burgos an seinen allmächtigen Bruder Worte, welche die ganze Lage knapp und treffend kennzeichnen: „Dieses Volk," schrieb er, „ist von kräftigerem Gefühl als irgend ein anderes



in ganz Europa, sein Charakter hat eine Mischung von Afrikanischem. Eure Majestät kann sich gar keine Vorstellung machen von dem Haß, der auf Ihrem Namen lastet. Es bedarf zweimalhunderttausend Franzosen, um Spanien zu erobern, und es bedarf hunderttausend Schaffotts, um einen fremden Prinzen, welcher zum spanischen Thron verdammt ist, (armer König Joseph!) auf demselben zu halten. Sie kennen dieses Volk nicht, Sire, jedes Haus ist eine Festung, und ein Spanier steht für alle und alle für einen. Auch nach der Eroberung dieses Landes wird kein einziger Spanier für mich sein."

Was war unter solchen Umständen zu tun? Nur die Macht von einigen hunderttausend Bajonetten konnte den Widerstand eines solchen Volkes brechen. Aber diese Arbeit durfte Napoleon seinen Marschällen nicht anvertrauen. Die Niederlagen Duponts und seines Jugendgenossen Junot hatten den Kaiser tief verstimmt. In Deutschland und besonders in Preußen standen seine erprobtesten Legionen. In dem preußischen Staat zwischen Elbe und Weichsel standen allein 160000 Mann, die von dem verarmten Staat und von den ausgeplünderten Einwohnern nun schon ein volles Jahr nach dem Friedensschluß durchgefüttert wurden. Nach genauer Aufstellung hatte Preußen bisher schon über 200 Millionen Francs aufbringen müssen. Das waren 55 Millionen mehr, als die ausgeschriebenen Kriegsschatzungen überhaupt betrugen. Trotzdem ließ Napoleon noch jetzt weitere 150 Millionen fordern, denn er wußte wohl, daß diese Summe für Preußen einfach unerschwinglich sein würde und er hatte die Absicht, seine große Armee auf diese bequeme Weise im Herzen Deutschlands weiter zu erhalten, um jeden Augenblick nach allen Richtungen hin losschlagen zu können. Da kam das spanische Abenteuer dazwischen und er mußte entweder die bedenkliche Schlappe dort hinnehmen oder seine Politik der Hinterlist durch eine Politik der Bajonette stützen. Immerhin war es auch nicht unbedenklich, die Truppen aus Preußen und Deutschland zurückzuziehen. Daß Preußen sich nur knirschend beugte, das wußte er. Er hatte dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs, der seit Monaten in Paris um eine Ermäßigung der überharten Forderungen unterhandelte, direkt ins Gesicht gesagt: „er werde immer gezwungen sein, gegen Preußen unter den Waffen zu stehen und eine ansehnliche Truppenmacht in der Nähe von Berlin zu halten." Aber jetzt zwangen ihn die Verhältnisse denn doch, möglichst schnell mit dem Widerstande in Spanien aufzuräumen, denn er wußte wohl, daß auch Österreich insgeheim von neuem rüstete und daß unmittelbar nach Spaniens Unterwerfung ihm dort ein neuer Kampf bevorstehen würde. Dennoch sicherte er sich gegen jedes Losbrechen von seiten Preußens. Dem erschöpften Staat wurde die ursprüngliche Restforderung um 20 Millionen ermäßigt, die Räumung der Staaten zugesagt —, aber die drei Oderfestungen Glogau, Küstrin, Stettin sollten eine französische Besatzung behalten. Außerdem wurde in einem geheimen Artikel festgesetzt, daß Preußen während der nächsten zehn Jahre nur 42000 Mann Truppen halten dürfe. Die Unterhändler in Paris, der Prinz Wilhelm von Preußen und der Baron von Brockhausen, hatten zunächst die Bedingungen für unannehmbar erklärt, aber ihre Festigkeit wurde stark erschüttert, als ihnen am 3. September der französische Minister Champagny einen, von den Spähern des Marschall Soult, der in Preußen kommandierte, aufgefangenen Brief des leitenden Staatsmannes in Preußen, des Reichsfreiherrn vom Stein, vorlegte, der allerdings verriet, daß die große Seele dieses Mannes nicht gewillt war, das korsische Joch länger zu tragen, als die harte Notwendigkeit es gebot, daß sich dieser Mann mit Plänen trug, wie er sein Vaterland losreißen könnte aus der Gewalt des französischen Kaisers. Es war ein privater Brief, den der Minister an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein, der sich im Seebade Doberan zur Kur aufhielt, am 15. August



Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington
Nach einem Gemälde von Th. Phillips

geschrieben hatte. „Die Erbitterung in Deutschland nimmt täglich zu und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindung mit Hessen und Westfalen erhalten würde und daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite; auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen, gut gesinnten Männern erhalte, und diese wieder mit andern in Berührung setze. Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten glauben sollen! Es wird nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten. Man sieht hier den Krieg mit Österreich als unvermeidlich an. Dieser Kampf würde über das Schicksal von Europa entscheiden und also auch über unseres." Der Überbringer des Schreibens, der Ministerialassessor Koppe, war den französischen Spionen als Kurier in wichtigen politischen Angelegenheiten inzwischen verraten worden, und Soult ließ den Mann verhaften und seiner Papiere berauben. So kam der Brief nach Paris.

Am 3. September zeigte ihn Champagny dem Prinzen Wilhelm. Am 8. stand er bereits im „Moniteur". Unter dem Druck dieses Briefes, der den Kaiser Napoleon zu den brutalsten Folgerungen verleiten konnte, schlossen die preußischen Unterhändler den Vertrag ab. Sein Entwurf gelangte nach Königsberg. Der klare Blick Steins erkannte sofort die Unannehmbarkeit des Vertrages, und er erklärte, die Wirklichkeit der Dinge richtig einschätzend, daß der König den Vertrag nur unterzeichnen könne, wenn er es tue mit dem Entschluß, ihn zu brechen, sobald Österreich den Krieg erkläre. „Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an der Stelle des Rechts die Willkür, der Wahrheit die Lüge zu setzen? Für den Redlichen ist kein Heil als in der Überzeugung, daß der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist, und daß man nach dieser Überzeugung mit Schnelligkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit handeln muß. Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahrheit sagte, ‚er habe die Hölle im Herzen und das Chaos im Kopf', ist mehr wie Verblendung, ist hoher Grad von Torheit." So dachte um jene Zeit der große Deutsche von dem Korsen und von seinen Verträgen, die er den unterjochten Völkern rücksichtslos aufzwang, aber er fühlte dennoch, daß unter den vorliegenden Verhältnissen seine eigene Stellung erschüttert sei.

Er bat den König um seine Entlassung und erhielt sie auch, allerdings nachdem der König erst lange gezögert hatte. „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich," schrieb der König an seinen scheidenden Minister, „einem Mann Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, sowie das Bewußtsein, den ersten Anstoß, die ersten Impulse zu einer erneuten, besseren und kräftigeren Reorganisation des in Trümmer liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich idealste Genugtuung und Beruhigung gewähren." Das war am 24. November 1807, und es war die höchste Zeit, daß Stein mit seinem König seine freiwillige Entlassung vereinbart hatte, denn schon am 16. Dezember erfolgte aus dem Hauptquartier Madrid das berüchtigte Ächtungsdekret des erzürnten Korsen, der nichts vergaß. Siegreich in Spanien, konnte er jetzt Preußen wieder eine neue Schmach bieten. Sein Bannstrahl lautete: „Le nommé Stein, der namens Stein, welcher Unruhe in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzt, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere und durch unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht."

Nur wenige Wochen über ein Jahr hatte der Reichsfreiherr vom Stein in Preußen wirken können; aber diese Zeit war genügend gewesen, um die großen Ideen in die Staatsverwaltung hineinzuwerfen, die zur Erneuerung führen sollten. Sein erstes, großes Gesetzeswerk war das „Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse aller Landbewohner.“ Fortan konnte jeder Preuße, ob adlig oder bürgerlich, Landbesitz erwerben und ein Geschäft betreiben, wie es seinen Neigungen zusagte. Kein Untertänigkeitsverhältnis bestand vom Tage der Verordnung an mehr; weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch freiwillige Unterwerfung, noch durch einen Vertrag konnte ein solches jemals wieder hergestellt werden, und so sahen die bisher unfreien Menschen im preußischen Staate die Möglichkeit vor Augen, durch Arbeit und Tüchtigkeit fortzukommen und für sich und ihre Kinder und Kindeskinder ein freies Eigentum zu erwerben, das ihnen niemand mehr streitig machen konnte. Es gab in Preußen fortan nur noch freie Leute. Mit einem Federstrich wurden 47000 bäuerliche Familien auf diese Weise selbständig, und die Grundfläche, die ihnen zum Eigentum wurde, betrug an 40 Millionen Morgen Land. So war das Fundament des Staates, der Bauernstand, mit einem Schlage erneuert. Man darf aber nur nicht glauben, daß sich die in Hörigkeit Aufgewachsenen diese neuen Freiheiten so leicht gefallen ließen. Es war nur natürlich, daß der Adel und besonders der märkische Adel dagegen tobte, als plötzlich vom grünen Tisch des Ministeriums her eine „ganz neue Menschenklasse“ geschaffen wurde, die sogenannten „Landbewohner“, aber auch die Bauern selbst rotteten sich in der Priegnitz zusammen und wollten diese neuen Freiheiten, die ihnen verliehen waren, durchaus nicht anerkennen. Der König mußte sogar Militär dorthin senden, um sie zur Raison zu bringen. — Diesem grundlegenden Gesetz folgte die berühmte Städteordnung vom 9. November 1808, die im städtischen Leben den Grundsatz der Selbstverwaltung wach rief und den Bürgersinn und Gemeingeist hob. Es gab fortan keinen Unterschied mehr zwischen den einzelnen Bürgerklassen. Sogenannte Groß- und Kleinbürger sollte es nicht mehr geben, sondern ein Bürgerrecht galt für alle, und dies Bürgerrecht schloß in sich die Befugnis, städtische Gewerbe zu treiben, Grundstücke in der Stadt zu besitzen, schloß in sich das Wahlrecht und das Recht der Wählbarkeit zu städtischen Ämtern. Niemandem, der in der Stadt ansässig und unbescholtenen Wandels war, durfte das Bürgerrecht versagt werden. An die Spitze der Stadt wurde der Bürgermeister gestellt, und die Bürgerschaft wählte den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung. So sollte, nach Steins Absicht, das Bürgertum in der Schule der städtischen Selbstverwaltung zu staatlicher Mitarbeit gebildet, rasch mit Verständnis für das öffentliche Leben erfüllt und zu seinem Träger erhoben werden. — So hatte in zwei Gesetzen der große Staatsmann dem Volke die Selbstverwaltung verliehen und den Keim zur Selbstverantwortung gelegt, und von diesen beiden großen Neuerungen erwartete er die sittliche Neubelebung des preußischen Volkes. — Aber auch die Verfassung der obersten Verwaltung in der preußischen Monarchie reorganisierte Stein. Es sollte fortan kein Generaldirektorium und keinen Kabinettsrat mehr geben, sondern ein Staatsministerium aus fünf, dem König verantwortlichen Fachministern sollte die obersten Geschäfte des preußischen Königreiches leiten. Auch dies trat ins Leben, aber an demselben Tage, an welchem der König das „Edikt“ unterzeichnete, am 24. November 1808, schied der Reichsfreiherr vom Stein für immer aus dem preußischen Staatsdienst. Seinen letzten großen Plan, den dieser Mann bei seiner Tatkraft gewiß durchgeführt hätte, die Schaffung einer Art von Parlament, konnte er nicht mehr verfolgen, und das preußische Volk mußte darauf noch vier Jahr-

zehnte warten. „Niemand," so schreibt Heinrich von Treitschke, „war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden, herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft, des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde, braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb."

Schon war Stein auf der Rückreise von Königsberg nach seinen Gütern an der Lahn begriffen, als er in Berlin von dem Ächtungsdekret seines unerbittlichen Feindes Kunde erhielt. Nun änderte er seine Route und fuhr über Schlesien nach Österreich, wo er von Kaiser Franz in Böhmen eine Zufluchtsstätte erhielt. Als er im Begriffe war, die Grenze zu überschreiten, schrieb der geächtete Mann an die Prinzessin Wilhelm von Preußen die folgenden Worte, die noch heute in jeder deutschen Brust ein heißes Gefühl der Empörung gegen den übermütigen Bonaparte aufflammen lassen, denn hier ging der besten einer des deutschen Volkes, durch den Machtspruch jenes Menschen heimatlos geworden, in das Exil. „In wenigen Stunden," schrieb Stein, „verlasse ich ein Land, dessem Dienste ich dreißig Jahre meines Lebens gewidmet habe, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit sechshundertfünfundsiebenzig Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältnis meines Lebens eingreifen, werden vernichtet, und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt noch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Möchte mein Untergang in dem Sturm der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen."

Bevor der Kaiser Napoleon Preußen und Deutschland von Truppen entblößte, um sie über die Pyrenäen nach Spanien hineinzuführen, mußte er sich den Rücken gegen Österreich und Preußen decken. Der Kluge tat es dadurch, daß er den Kaiser Alexander von Rußland noch fester mit seinen Netzen zu umspannen suchte. Denn längst, wir sagten es schon, war das moskowitische Mißtrauen Alexanders wieder rege geworden. Es schien ihm mehr und mehr, daß bei der großen Verspeisung der Welt, die Napoleon ihm in Tilsit vorzugaukeln gewußt hatte, ihm, dem Kaiser aller Reußen, schließlich nur etliche Bro-

samen vom Tische des korsikanischen Advokatensohnes zugeworfen werden sollten. Die Zusammenkunft mit Alexander von Rußland, die er für durchaus notwendig hielt, kleidete der Kaiser in das Gewand des glänzenden Monarchen-Kongresses von Erfurt ein, und hier in Erfurt trafen am 27. September 1808 die beiden Kaiser zusammen. Der Fürstentag von Erfurt, der über vierzehn Tage währte, ist wohl die Zeit höchsten Glanzes, den die Kaiserzeit des Bonaparte erlebt hat. Er stand auf der Höhe seiner Macht; um ihn her wogte ein Heer von Trabanten, von Rheinbund-Königen, von gefürsteten Marschällen, von adligen, mit Goldtressen behängten Lakaienseelen aller Art. Es waren damals in Erfurt



F. J. Talma
Nach einem Kupferstich

versammelt: zwei Kaiser, vier Könige, vierunddreißig deutsche Fürsten und Prinzen. „Sie spielen vor einem Parterre von Königen!" rief Napoleon dem berühmten Schauspieler Talma zu, der mit der Truppe des théatre français nach Erfurt gekommen war, um dort seine Künste darzubieten. Die engen Gassen der nun französischen Stadt Erfurt, der Stadt, die einst in ihren Mauern den grübelnden Luther, den großen deutschen Reformator geborgen hatte, diese hochgiebeligen Gassen sahen in jenen Tagen einen unerhörten Prunk. Den französischen Reichsmarschällen gegenüber, die mit einem Wort über Provinzen geboten, spielten allerdings diese kleinen deutschen „Zaunkönige" eine traurige und machtlose Rolle. Der Titel „König" galt selbst dem französischen Troupier wenig mehr. „Sie waren," wie ein Spötter jener Tage sagt, „in Erfurt gemein wie die Brombeeren". Der Tambour-Major der kaiserlichen Garde auf der Hauptwache von Erfurt fuhr die Tambours, die für den in vollem Prunk auffahrenden König von Württemberg, den Kaiserwirbel schlagen wollten, wütend an: „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!" „Still, das ist ja nur ein König!"

Um den Glanz dieses Hoflagers von Erfurt zu erhöhen und seine Macht den anwesenden Fürsten, besonders dem Kaiser Alexander recht deutlich vor Augen zu führen, lenkte Bonaparte den Marsch seiner Gewaltkolonnen, die gegen Spanien marschierten, über Erfurt. Bei einer Parade über einige Regimenter, die in der Schlacht von Friedland gegen die Russen gesiegt hatten, sprengte Napoleon die Front entlang und ließ den Zaren mitsamt seinem Bruder Konstantin und den anderen Potentaten nachsprengen, als seien sie seine Adjutanten. Er hatte, trotz der Gesellschafts- und Anstandsschule, die er bei dem Schauspieler Talma durchgemacht hatte — Talma war es bekanntlich auch, der den Kaiser lehren mußte, wie man mit Anstand und Hoheit eine Treppe hinauf und hinunter steigt — also trotz dieses Unterrichts im guten Ton, hatte der Soldat im Kaiser oft Rückfälle in die Gewohnheiten und Späße des Lagerlebens, in welchem er groß geworden war. So ließ bei einem gemeinsamen Ritt Napoleon, der eigentlich kein besonderer Reiter war, sein wohlgeschultes Pferd mit Leichtigkeit einen Graben nehmen. Der Zar wollte das natürlich auch, aber sein Vollblutroß ward unruhig, trotzig und nahm dann unerwartet mit einem Satz das Hindernis. Hierbei entfiel dem Zaren sein Degen mit dem Portepee. Graf Caulaincourt sprang vom Pferde und hob den Degen auf. „Bringen Sie ihn mir," rief Napoleon funkelnden Auges und ließ sich den Degen aushändigen. Der Zar schwieg zu dem Vorfalle, aber am Nachmittag noch ließ Napoleon mit vielen Komplimenten den Degen zurückgeben. — Bei einer der politischen Unterredungen vergaß sich Bonaparte so weit — oder er schauspielerte wieder einmal —, daß er plötzlich seinen Hut zu Boden warf und ihn mit Füßen trat, wie ein eigensinniges Kind. Kaiser Alexander aber blieb auch hier ruhig, er lächelte nur ein wenig und sagte dann: „Sie sind heftig, Sire, und ich bin zähe. Zornige Ausbrüche nun gar vermögen nichts über mich. Lassen Sie uns ruhig reden und vernünftig erwägen, oder ich gehe." Mit diesen Worten wollte der Zar zur Tür schreiten, aber Napoleon faßte ihn beim Arm, zog ihn begütigend zurück und legte seinem Benehmen die notwendigen Zügel an. Solche kleinen Szenen, deren es hinter den Kulissen genug gab, verhinderten es natürlich nicht, daß vor den Kulissen, trotz des théatre français, auch die beiden Monarchen ihre Schauspieler-Künste der fürstlichen Menge darboten. Als an einem Abend Voltaires „Oedipus" gespielt wurde, war Napoleon, der neben dem Zaren saß, über dem langweiligen Stück halb eingeschlafen. Da kam der Vers „l'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux" „die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter." Alsbald faßte der Zar mit warmem Druck die Hand des französischen Kaisers, weckte ihn dadurch aus seinem Schlummer und in Gegenwart der großen Fürstenversammlung umarmten sich an der Logenbrüstung die beiden Kaiser. In jenen Erfurter Tagen schon war es Talleyrand, der die feinste Witterung hatte, daß nach diesen sieben Jahren ständigen Aufstiegs, nach den sieben fetten Jahren notwendigerweise die sieben mageren folgen würden. Er hat, wie das aus Metternichs Memoiren verbürgt wird, er hat den Mut gehabt, den Zaren in seiner nur ihm eigenen Weise vor Napoleon zu warnen. „Wozu kommen Sie eigentlich hierher, Sire? Ihre Sache ist es, Europa zu retten. Dies werden Sie nur erreichen, wenn Sie Napoleon Widerstand leisten. Das französische Volk ist zivilisiert, sein Souverän ist es nicht. Der Souverän von Rußland ist zivilisiert und sein Volk ist es nicht. Folglich ist es am Souverän Rußlands, der Verbündete des französischen Volkes zu sein; — der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen sind die Eroberung Frankreichs, der Rest ist die Eroberung des Kaisers. Frankreich geht das nichts an." Und als der Zar Alexander bei seiner Abreise den Fuß auf den Tritt des Reisewagens setzte, nahm Talleyrand noch die Gelegen-

heit, ihm ins Ohr zu flüstern: „Schade, Sire, daß Sie sich nicht im Wagen geirrt haben." Aber trotz alles Kittens, und obgleich es Napoleon gelang, durch scheinbar große Zugeständnisse in Bezug auf Eroberungen in der Türkei und die Eroberung Finnlands den Zaren zunächst in dem Schutz- und Trutzbündnis mit sich zu erhalten, das er brauchte, um Österreich in Schach zu halten, ging dennoch ein tiefer, geheimer Riß durch den öffentlichen Einklang. „Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig," sagte Alexander zu dem König von Württemberg, seinem Mutterbruder, allerdings einem bedenklichen Vertrauten, denn er war dem Kaiser Napoleon mit Leib und Seele ergeben, „um ihm mit Erfolg den Krieg zu erklären; er muß sich erst schwächen. In dieser Hinsicht wird Spanien gute Dienste leisten — und sein Ehrgeiz, der ihn von einem Krieg in den andern reißen wird, wird das übrige tun; die Zeit wird kommen, wo ich für die Rolle, die ich hier in Erfurt spiele, eine Entschädigung fordern werde." Das Ansinnen, das die französischen Diplomaten in jenen Tagen an Alexander stellten, dem Kaiser Napoleon, der sich wegen der Kinderlosigkeit seiner Frau Josephine mit Scheidungsgedanken trug, eine russische Prinzessin zur Frau zu geben, wurde ziemlich kühl abgelehnt. Indeß eine Antwort, die den stolzen Bonaparte verletzen mußte, erfolgte dennoch: acht Tage nach dem Schluß des Kongresses verlobte sich die einzige, heiratsfähige Schwester des Kaisers Alexander, Katharina, mit dem Erbherzog Peter von Oldenburg. Aber Napoleon stellte seine Rache kalt, so gut, wie Alexander es hier tat. Nach außen hin verlief der Fürstentag von Erfurt in Glanz und Frieden und Freundschaft. Richtig besehen aber pflanzte er die schnell wuchernden Keime zu dem unauslöschlichen Haß, den der fürstlich geborene Alexander gegen den gekrönten Plebejer in sich aufnahm.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß um diese Zeit, während Deutschland blutend am Boden lag, Napoleon auch jene berühmte Begegnung mit Deutschlands erstem und größtem Dichter hatte, mit Johann Wolfgang von Goethe, Herzoglich Weimarischem Geheimen Rat, vom Kaiser aber kurz „Monsieur Goet" genannt. — Die Unterredung mit „Monsieur Goet" dauerte eine volle Stunde. Besonders eingehend sprach der Kaiser über den Roman „Werthers Leiden", von dem er behauptete, daß er ihn siebenmal gelesen habe, daß er aber nach seinem Empfinden wegen der Verquickung der Motive gekränkten Ehrgeizes und unstillbarer Liebesleidenschaft, keine rein poetische Wirkung zulasse. Napoleon, hat Goethe später gesagt, sei ihm vorgekommen, wie ein kunstverständiger Schneider, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sofort die feinversteckte Naht entdeckt habe. Man sprach auch von Goethes Trauerspielen. „Das Trauerspiel," rief der Kaiser, „sollte die Schule der Könige und Völker sein. Das ist das Höchste, was es erreichen könnte, und Sie, Monsieur Goet, Sie sollten den Tod Cäsars schreiben, auf eine würdigere, großartigere Weise als Voltaire es vermochte. Es könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden; Sie müßten dabei der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm die Zeit gelassen hätte, seine hochgesinnten Pläne zu verwirklichen. Kommen Sie nach Paris, dort gibt es eine größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden." — So versuchte dieser große Zweckmensch, dem alles, auch die Unterredung mit einem Dichterfürsten zum Zweck werden mußte und unter den Händen zum Zweck wurde, auch Goethe für seine Ziele zu gewinnen. „Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde," das heißt, aus der Blumensprache in die Wirklichkeitssprache übersetzt: „ich brauche einen Hofpoeten, verehrter Monsieur, der der Welt zeigt, wie ich sie zu beglücken die Absicht habe." — Immerhin, als die Unterredung

zu Ende war, wandte sich der Kaiser an die Diplomaten und Marschälle, die der Unterredung beigewohnt hatten und sagte: „voilà un homme." Goethe aber nahm aus dieser Audienz einen heillosen Respekt vor dem Bonaparte mit, einen Respekt, dem er auch, als es schon in Deutschland gärte und wogte, noch durch das kalte Wort Ausdruck gab: „Rüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß," ein Wort, das er eigentlich erst sühnte, als er um Jahre später seinen Marmorvers hinwarf, der unter dem Blücher-Denkmal in Rostock steht.

Genug davon! Am Abend dieses Tages wurde dem Kaiser auf dem Hofball eine wunderschöne Frau vorgestellt, Frau von der Recke. „Sind Sie Erfurterin?" — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren." — „Also Preußin?" — „Ja, Sire, und Preußin mit Herz und Seele."

Es war aber um dieselbe Zeit, daß auf dem Katheder im Saale der Berliner Akademie ein Mann sprach, dessen Stimme oft von französischen Trommeln, die durch die Straßen dröhnten, übertäubt wurde, ein Mann, der wußte, daß unter seinen Zuhörern französische Späher waren; der Mann aber sprach: „Die Deutschen sind ein ursprüngliches Volk, welches die ursprüngliche Sprache eines germanischen Stammvolkes behalten nnd fortgebildet hat. Die Deutschen sind allein berufen, die Wahrheit innerlich zu erleben und selbsttätig zu gestalten, wie insbesondere ihre letzte große Welttat, die Reformation, gezeigt hat; sie allein sind freier Wissenschaft, wahrhaft schöpferischer Dichtung fähig. Der deutsche Geist ist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starken Flügeln unter sich zwingt, um ihn näher zu heben zur Sonne, deren Anschauung ihn entzückt. — Kein Mensch, kein Gott, keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignisse kann uns helfen, sondern allein wir selbst müssen uns helfen, falls uns geholfen werden soll."



4. Kapitel

Die Völker regen sich

Mit einem Heer von fast 200000 Streitern, darunter natürlich das „Kanonenfutter", die 60000 Mann Rheinbundtruppen, die ihre deutschen Schwarzwalddörfer und bayrischen Alpen, ihre rheinischen Rebenhügel und ihr trauliches Thüringerland verlassen mußten, um da drunten in Spanien am Tajo und Ebro für die Gewaltherrschaft eines Größenwahnsinnigen zu streiten und zu bluten, warf sich jetzt Napoleon über die Pyrenäen und zertrümmerte allen Widerstand. Allerdings, der Krieg, den er hier führen mußte, war denn doch ein ganz anderer als diejenigen, die er in den flachen Ebenen Deutschlands zu führen gewohnt war. Denn es war seine Methode, mit zwei bis drei großen Schlägen die feindliche Streitmacht zu zerschmettern und dann von der Hauptstadt eines eroberten Reiches aus dem Monarchen den Frieden zu diktieren. Aber hier in Spanien hatte er keinen Monarchen vor sich, sondern der von ihm erst geschaffene König, sein Bruder Joseph Bonaparte, war seine Kreatur, die er auf den Thron zurückführen wollte. Gegen ihn aber stand ein empörtes Volk, mit wem wollte er Frieden schließen? Ein Friede war nicht möglich. Wohl konnte er, und das geschah auch, mit dem Bajonett allen Widerstand niederwerfen, konnte eine Anzahl spanischer Granden als Hochverräter bestrafen, aber einen Frieden schließen konnte er nicht. Spanien blieb im Aufstand, Spanien blieb ein, wenn auch nach außen scheinbar erobertes, innerlich dennoch gänzlich unerobertes Land. Am 4. Dezember überlieferte sich Madrid dem Kaiser, und Bruder Joseph konnte nun seinen wackeligen Thron wieder besteigen. Aber schon grollten über den unerwünschten Dienst auf dieser Halbinsel die Marschälle, schon grollten selbst die Truppen, denn die Strapazen waren unerträglich. Es gab ja keine offenen Schlachten, es war ein versteckter, heimtückischer Krieg, den dieses Volk führte. Als die Garden erfuhren, daß der Kaiser abreisen wollte und sie dort in Spanien zurücklassen, hatten sie Unwillen gezeigt; man meldete das dem Kaiser. Da ließ er sie zur Parade antreten, stürzte sich in seiner explosiven Art auf den Flügelmann, packte ihn bei den Schultern, rüttelte ihn hin und her und schlug ihm das Gewehr aus der Hand. Dann sprang er vor die Front zurück und schrie mit wütender Stimme: „Was soll denn Euer Murren, von dem man mir gesprochen hat? Was, Ihr möchtet wohl zu Euern Frauenzimmern nach Paris zurück? Nichts da, das gibt's nicht! Ich werde Euch noch mit achtzig Jahren in Reih' und Glied halten!" Das Wort des Mannes zog, wie seine Worte den Soldaten gegenüber immer, die Garde murrte nicht mehr. — Aber es kam andere schlimme Kunde aus Paris. Die Fouché und die Talleyrand hatten sich gefunden! Diese beiden großen Intriganten, der eine aus dem hohen, der andere aus dem niederen Klerus hervorgegangen,

hatten sich bis dahin stets bekämpft, — Spinnefeindschaft war bislang für ihr Verhältnis ein Wort, das viel zu wenig besagte. — Graf Metternich, der damals die Hofburg in Paris vertrat, sagte von ihnen: „Seit lange habe ich auf das Vorhandensein einer Partei hingewiesen, die der Eroberungspolitik weit entgegen ist. Diese Partei erwog, fand sich und wuchs in der Stille, und wiederum war es Napoleon selbst vorbehalten, ihr Kraft und Zusammenhang zu verleihen. Derart werden stets die Folgen dieses so mißgegriffenen Unternehmens sein, wie es nach Entwurf und Ausführung der Umsturz in Spanien gewesen ist." Und dann führt Metternich weiter aus, daß die Gewalt- und Blutpolitik Napoleons allmählich im Volke einen Widerstand erwachen lasse, der nicht unbedeutend sei und in Talleyrand und Fouché seine Vertreter habe. Nun, die Zwecke und Machenschaften solcher Männer, wie Talleyrand und Fouché es waren, werden wohl stets dunkel bleiben. Aber Napoleon muß doch sehr ähnliche Berichte nach Spanien erhalten haben, ja, man raunte ihm zu, daß Joachim Murat, der ehrgeizige König von Neapel, der Dritte im Bunde sei und daß sogar von Fouché zwischen Neapel und Paris Relaispferde für die Reise Murats nach Paris bereit ständen. Der Kaiser, der sich selbst durch einen Gewaltstreich in den Sattel geworfen hatte, wußte recht gut, was es mit solchen Machenschaften unter Umständen auf sich haben kann und daß der Erfolg alles heiligt und glatt macht. Kein Wunder, daß er raste, kein Wunder, daß er Hals über Kopf nach Paris zurückeilte und sich dort die beiden Ränkeschmiede vornahm. Besonders dem Fürsten von Benevent ging es sehr schlecht. Der Kaiser überschüttete ihn mitten in einem Kreise von Würdenträgern mit Schimpfreden und Vorwürfen. Als der Sturm ausgerast hatte und Napoleon wie gewöhnlich die Tür mit einem Knall hinter sich ins Schloß geworfen, wandte Talleyrand, der kühl bis ans Herz geblieben war und keine Silbe erwidert hatte, sich zu den Umstehenden: „Schade," sagte er kalt, „schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!"

Aber der Kaiser hatte wenig Zeit für die Sorgen um das Innere Frankreichs. Österreich war aufgestanden, und Erzherzog Karl, der die Armee führte, rief in seiner Proklamation: „Die Freiheit Europas hat hinter Euren Bannern Zuflucht gesucht. Soldaten, Eure Siege werden Europas Ketten brechen; Eure deutschen Brüder, welche in den Reihen des Feindes sind, warten auf ihre Befreiung." Und wahrlich, es war eine große, starke, gewaltige Bewegung, diese österreichische Erhebung von 1809.

Die Seele der österreichischen Erhebung war der Graf Philipp von Stadion und neben ihm der geniale Friedrich Gentz. Schon während Napoleon in Erfurt Hof hielt und der Kaiser von Österreich dem Allgewaltigen durch seinen Gesandten Baron Vincent eine Ergebenheitsadresse übermitteln ließ, hatten in Wien geheime Verhandlungen stattgefunden, die ein Bündnis mit der preußischen Kriegspartei anstrebten. Der Freiherr vom Stein, Scharnhorst, Gneisenau drängten damals zum Anschluß an Österreich; sie trugen sich zu einer Zeit, wo noch Massen französischer Truppen auf preußischem Gebiet standen, wo die preußische Armee zu Tausenden noch kriegsgefangen bei Nancy in Frankreich lag, bereits mit Erhebungsgedanken. Wohl stand König Friedrich Wilhelm innerlich diesen Männern nahe; er verkannte nicht den hohen vaterländischen und sittlichen Flug, den ihre Seelen nahmen, aber er sah dennoch ein, daß ein zweiter Mißerfolg gegen Napoleon, ein zweites Jena, Preußens Untergang, das Ende der Monarchie bedeuten würde. Und so hat er jahrelang duldend und schweigend die Verkennung der Besten seines Volkes getragen, hat geduldig auf jene Stunde gewartet, wo es endlich Zeit war. Er vertrat stets die Ansicht, daß ein zweiter Krieg nur möglich sei im Bunde mit Rußland, und so



Die Einsegnung der österreichischen Krieger von 1809
Nach L. Burger

viel traute er dem Zaren, daß dieser nicht bei Bonaparte ausharren würde, sondern daß seine besseren Eigenschaften sich bald mit Abscheu von dem übermütigen Manne, der Europa mit Füßen trat, abwenden würden. Das ganze alte Europa mußte, nach Friedrich Wilhelms Meinung, vereint in die Schranken treten, um den Korsen zu bändigen. So blieb Preußen zum Schmerze vieler Tausende guter Patrioten und deutsch Gesinnter neutral und behielt das Schwert in der Scheide, während Österreich den Verzweiflungskampf mit Napoleon aufnahm.

Das Erzhaus bot seine ganze, in den vier Friedensjahren gesammelte Kraft auf. Alle dienstfähigen Männer von 18 bis zu 25 Jahren, die nicht im Heeresdienst standen

wurden als Landwehr zur Verteidigung des heimischen Bodens aufgerufen. Aus Spanien kamen ermutigende Nachrichten. Selbst als Napoleon mit Gewaltschlägen das spanische Heer zertrümmerte, erlosch doch jenseits der Pyrenäen der Krieg und der Aufstand nicht. Leider waren die Rheinbundstaaten zu fest in den Banden des Kaisers der Franzosen. Alle Versuche Stadions, Bayern auf die deutsche Seite hinüberzuziehen, führten zu keinem Ergebnis. Da stand das Land Tirol, das 1805 im Frieden von Preßburg, wie wir wissen, an Bayern gekommen war, auf wie ein Mann. Der General von Chasteler rückte mit einem österreichischen Heer in Tirol ein. Auf allen Bergen flammten die Feuer empor. Die Flammenzeichen verkündeten, daß es an der Zeit sei, loszuschlagen. Und da es Zeit war, stand aus dem Volke Tirols sein Held auf: Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, wegen seines langen dunklen Bartes auch „Barbone“ genannt. Sein Bart hatte seine Geschichte; man trug in jenen Tagen sonst das Gesicht rasiert. Da kam eines Tages ein fremder Viehhändler ins Wirtshaus „zum Sand“ und Hofer freute sich über den schönen langen Bart, den dieser Mann hatte. „Na, du läßt dir ja doch keinen stehen,“ rief ein Zechgenosse über den Tisch, „das würde deine Frau auch nimmer erlauben.“ „Meine Frau hat nichts zu sagen. Wetten?“ Und die beiden wetteten um zwei Stück Vieh. Seitdem ließ Hofer den Bart stehen. — Der wohlorganisierte Aufstand der Tiroler hatte umgehende und glänzende Erfolge. Wohl stellte sich die bayrische Besatzung auf dem Sterzinger Moos den Tiroler Schützen entgegen und bewarf die Andringenden mit Kartätschenhagel, aber die Tiroler wendeten ein sehr eigenartiges und zugleich sehr wirksames Mittel an. Sie ließen beladene Heuwagen gegen die Stellung der Bayern vorfahren, und einzig in der Kriegsgeschichte ist es wohl, daß zwei junge mutige Mädchen die Gespanne führten. Hinter den Heuwagen versteckten sich die besten Schützen und schossen nacheinander die Kanoniere ab. Innsbruck wurde genommen, und schon vier Tage nach dem Ausbruch des Aufstandes waren die Generale Kinkel und Bisson, über hundert Offiziere und über fünftausend Soldaten, Bayern und Franzosen, von den Tirolern abgeschnitten und gefangen.

„Dort,“ sagt ein Augenzeuge und Mitkämpfer jener Tiroler Tage, „stand nun Hofer in eigener Person, umgeben von seinem ‚lodenen‘ Generalstab, und wies jede der vorübergehenden Heeresabteilungen entweder die eine oder andere Straße zu ziehen und ob sie zum linken oder rechten Flügel unserer Aufstellung zu gehören habe; beide Hände in seine Gürteltaschen versenkt, bald den einen, bald den andern Fuß hebend, bezeichnete er mit dieser Gebärde jeden seiner Befehle. „Des geht da 'nauf,“ sagte er zu mir, als ich mit meiner Kompagnie vorübergezogen kam und wies mir mit seinem emporgehobenen Stiefel die Ellbögenerstraße an. „Also werde ich die Avantgarde bilden?“ fragte ich. — „Des seid halt die Ersten!“ — „Und was habe ich zu tun, worauf ist eigentlich unser Operationsplan begründet?“ fragte ich weiter. — „Wenn oes die Bayern trefft, so schlagt halt drauf los und werft sie über den Berg hinab!“ lautete kurz und inhaltsschwer der Bescheid, der alle weiteren Bedenken zu Boden schlug. Ein Mann ohne Umschweife und ohne Umstände, der General „Barbone“. „Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken,“ sagte einst der fromme Cromwell auf Worcester zu seinen Eisenseiten. „Vertraut's auf Gott und wöhrt's enk standhaft!“ sagte ein frommer Hofer auf dem Berge Isel zu seinen Tirolern.“

Aber leider gingen in Deutschland selbst die Sachen viel schlechter. Der Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl, war an die Spitze des österreichischen Heeres gestellt worden. Wir hatten schon bei anderer Gelegenheit das militärische Urteil über den Mann aus



Karl Ludwig, Erzherzog von Österreich
Nach einem Gemälde von M. Kellerhoven

der Feder des Generals von Clausewitz angeführt. Deutschland erhoffte alles von ihm, und damit erhoffte es zu viel. Er war beileibe kein flinker Mann. Er war der Mann des „strategischen Punktes“, dem auch die Braunschweig und Hohenlohe, die Massenbach und andere im preußischen Hauptquartier anno 1806 gehuldigt hatten, des sogenannten strategischen Punktes, auf den Napoleon Bonaparte sein Leben lang gepfiffen hat. Bei dem galt mehr als der strategische Punkt ein blitzschnelles Handeln von Fall zu Fall und dann die Verwendung einer gehörigen Menge Artillerie, gewaltiger Sturmkolonnen und des Kavallerieangriffs en masse.

Am 12. April erfuhr Napoleon den österreichischen Vorstoß gegen Bayern. Am 16. war er in Ludwigsburg. „Activité!“ „Activité!“ „Vitesse!“ Das waren die Zauberworte, mit denen er seine Marschälle anfeuerte. Er selbst nahm sein Quartier mitten unter den



Sächsischer Kürassiervorposten 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

bayrischen Truppen, wie sonst unter seiner Kaisergarde. Das ehrte die Bayern, das trieb sie an, dem großen Kriegsmeister zu zeigen, was sie konnten. Innerhalb fünf Tagen hatte bei Abensberg, bei Landshut, Eggmühl und Regensburg der österreichische Oberfeldherr fünf Gefechte und Treffen verloren und von den 150000 Mann, mit denen er ausgezogen, ein Drittel eingebüßt. Der Mann, der mit einem starken, kriegstüchtigen Heer auszog, in welchem jeder einzelne Soldat löwentapfer war, in welchem eine Begeisterung herrschte, die in Österreich bis dahin noch niemals vorhanden war und seither nie wieder vorhanden gewesen ist, der Mann, auf den Deutschland hoffte, wie auf seinen Befreier, schrieb nach diesen Niederlagen einen höchst jämmerlichen Brief an den Kaiser Napoleon, so daß man eigentlich nicht recht weiß, was man davon denken soll. „Er fühle," schrieb er, „sich geschmeichelt mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen, er wäre glücklich, wenn das Schicksal ihn erlesen hätte, seinem Vaterlande einen dauerhaften Frieden zu sichern und er würde sich gleichmäßig geehrt fühlen, mit dem Degen oder mit dem Ölzweig in der Hand, Napoleon entgegen zu treten." Mit solchen Briefen richtete man aber einem Napoleon gegenüber nichts aus. Am 13. Mai stand der Kaiser in Wien, während der Erzherzog mit seinem Heer am linken Donau-Ufer auf dem weit hingedehnten Marchfelde seine Aufstellung nahm. Am 21. und 22. Mai des Jahres 1809 wurde hier die Gewaltschlacht von Aspern geschlagen. Nicht der Erzherzog gewann sie, sondern



Österreichische Reiterpatrouille auf der Elbbrücke von Dresden 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

die unglaubliche Bravour der österreichischen Truppen. Hier auf dem Marchfelde war es, wo einst vor Jahrhunderten der erste Habsburger den König Ottokar von Böhmen schlug, hier sollte auch der erste Sieg österreichischer Waffen über den großen Meister der Kriegskunst stattfinden. Von der Donauinsel Lobau aus hatte der Kaiser Napoleon sein Heer auf das jenseitige Ufer geworfen und die Dörfer Aspern und Eßling als zwei starke Flügelstellungen besetzen lassen. Am 21. Mai um die Mittagszeit im hellen Sonnenschein ging das österreichische Heer mit fliegenden Fahnen und rauschender Feldmusik gegen die französischen Stellungen vor, am Abend war Aspern erobert. Eßling dagegen war von den Franzosen gehalten worden. Nun warf Napoleon die ganzen Reserven in der Nacht von der Lobau auf das Schlachtfeld hinüber. Am 22. Mai griff er mit erneuter Wut an, fünfmal wurde Aspern zurückerobert, fünfmal von den Österreichern wiedergenommen. Vergebens ballte der Kaiser seine zwölf Kürassier-Regimenter zu einem eisernen Rammblock zusammen und stieß sie gegen das österreichische Zentrum. Das Zentrum stand. Der Angriff wurde glänzend abgeschlagen. Dem Marschall Lannes, dem alten Waffengefährten des Kaisers vom Anfang seiner Laufbahn an, wurden bei der Verteidigung von Eßling von einer Kanonenkugel beide Beine fortgerissen. Der Marschall starb wenige Tage später. Als man dem Kaiser die Nachricht vom Tode Lannes brachte, rief er düster aus: „Voilà donc, comme tout finit!" „So endigt also alles einmal!"



Patrouillengefecht zwischen Österreichern und Sachsen 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

Er verlor in diesem Marschall seinen ersten Avantgardenführer, einen Anbeißer und zähen Festhalter, wie es wohl keinen zweiten unter seinen Marschällen gab.

Der Erzherzog Karl war über diesen eigenen Sieg gegen Napoleon so erstaunt, daß er selbst gar nicht daran glauben wollte, ja als die Österreicher bereits solche Vorteile errungen hatten, daß der Rückzug der Franzosen unausbleiblich war, beabsichtigte der Erzherzog gerade selbst den Befehl zum Rückzug zu geben. Da trat der Fürst von Lichtenstein vor und rief: „Was, zurückziehen? Warum nicht gar, die Schlacht ist ja schon gewonnen! Die Franzosen räumen das Schlachtfeld und gehen nach der Lobau hinüber!“ So mußte sich der Erzherzog Karl wohl schließlich überzeugen, daß er gesiegt habe.

Napoleon, der während der beiden Tage stets an den bedrohtesten Punkten gegenwärtig gewesen, hat später selbst zu Murat gesagt, als dieser über den gelinden Frieden räsonnierte, den der Kaiser Österreich zugebilligt hatte: „Was willst Du? Du hast die Österreicher von Aspern nicht gesehen, — Du hast nichts gesehen!“ Am Abend nach der Schlacht ließ sich der Kaiser in einem Kahn auf das rechte Donau-Ufer übersetzen, nahm im Schlosse Ebersdorf Nachtquartier und fiel alsbald in einen totenähnlichen Schlaf, der sechsunddreißig Stunden lang dauerte. Seine Marschälle standen bestürzt, — was sollte werden, wenn dieser Mann, auf dessen zwei Augen die ganze Armee ruhte, nicht wieder erwachte? —



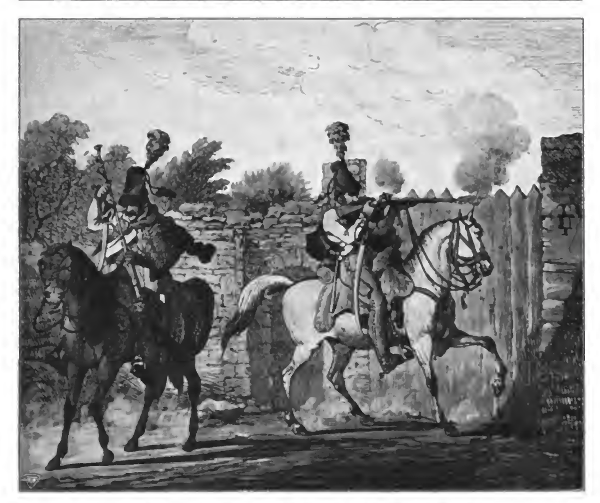
Sächsische Vorposten am Großen Garten in Dresden 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

Der Erzherzog Karl verfolgte seinen unerwarteten Sieg gar nicht, verfolgte ihn nicht, obgleich die Lage des geschlagenen französischen Heeres auf der Insel Lobau einfach verzweifelt war. Der zähe Andreas Massena hatte den Rückzug geleitet und hatte, während der Kaiser im Schloß Ebersdorf schlief, den Oberbefehl über die Truppen. „Man denke sich," schreibt Marschall Marmont in seinen Memoiren, „die furchtbare Lage der französischen Armee: sie war durch die Donau entzweigeschnitten, die vor Wien sehr breit ist; zwischen beiden Teilen war eine nur seltene und unsichere Verbindung zu Schiff; der Teil, der sich auf dem linken Stromufer befunden hatte, und durch den hitzigsten und mörderischsten Kampf zerschmettert war, hatte auf der Insel Lobau weder Schießbedarf, um sich zu schlagen, noch Raum, um sich zu bewegen. Vor sich jenseits eines Flußarms, der die Breite eines Baches hatte, sah er die feindlichen Streitkräfte, die siegreich und mit allem wohl versehen waren. Hätte die österreichische Armee den Übergang auf die Insel mit blanker Waffe erstürmt, und zweifellos war ihr das möglich, hätte überdies ein Korps von 12000 bis 15000 Mann bei Krems die Donau überschritten und wäre die Bevölkerung von Wien aufgestanden, wozu sie ganz geneigt schien, so wäre alles, was auf der so berühmt gewordenen Insel versammelt war, das Korps Massenas, das von Lannes, die Gardereiterei, alle Truppen unfehlbar gefangen genommen oder vernichtet worden."



Lagerszene bei Blasewitz 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

Erzherzog Karl heimste den Lorbeer ein, den seine Truppen ihm mit ihrem Blute erfochten hatten. Durch ganz Deutschland ging die Kunde von Aspern. Ganz Deutschland atmete auf, als es vernahm, daß Bonaparte zum ersten Mal von deutschen Waffen überwunden sei. „Wo duftet, auf welchem Gipfel unverwelklich der Lorbeer, Dich, o Karl zu krönen, Überwinder des Unüberwindlichen!“ so rief Heinrich von Kleist in einer Ode dem Erzherzog Karl zu. „Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken, wo nur deutsch die Lippe lallen kann!“, sang Theodor Körner. In Preußen brauste die Kriegsstimmung von neuem auf. Der Oberst von Steigentesch, aus dem Hauptquartier des Siegers von Aspern, ging in besonderer Sendung nach Königsberg. Man hoffte allenthalben, daß dieser glänzende Erfolg gegen Napoleon den preußischen Hof mit fortreißen würde. Der Erzherzog hatte seinem Gesandten die Weisung mit auf den Weg gegeben: „Gehen Sie nur dem König keck zu Leibe (brusquez le roi) und wenn er sich nicht entschließen will, so kompromittieren Sie ihn.“ In voller Uniform traf der Baron Steigentesch in Königsberg ein und trat dort so selbstsicher auf, als bestände bereits ein Bündnis zwischen Österreich und Preußen. Wenngleich der arglose Friedrich Wilhelm der Dritte die geheime Order, die dieser Vertrauensmann des Erzherzogs Karl erhalten hatte, auch nicht kannte und nicht ahnte, so ersah er doch aus dem Säbelgerassel des österreichischen Herrn, daß man ihn in den Krieg drängen wollte. Das war aber Friedrich Wilhelm gegenüber das allerfalscheste Mittel, das man anwenden konnte. Aber damals hat der König die schwer-



Sächsische Husarenpatrouille am blinden Schlag bei Plauen 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

sten, innersten Kämpfe durchmachen müssen. Schon hatte er sich, noch vor dem Tag von Aspern, dem Kaiser Alexander vertraulich offenbart, als er ihm schrieb: „Ich bin taub geblieben und habe lange Zeit allen Schritten widerstanden, die teils von seiten Österreichs, teils von fast der Gesamtheit meines Volkes getan worden sind, um mich für den Anschluß an Österreich zu bestimmen. Die Geister sind so erregt und der Aufruhr und die Gärung ist so groß, daß ich alles aufs Spiel setze, wenn ich den Entschluß nicht fasse, den die ganze Nation verlangt." Wenige Tage nach der Schlacht von Aspern, noch bevor Steigentesch in Berlin eintraf, ging die Antwort des Kaisers Alexander ein. Sie hat den König bestimmt, alle Zumutungen einer Erhebung abzulehnen. Der russische Zar erklärte dem König, daß er selbst gewiß nicht entfernt an einer Vernichtung Preußens mitwirken werde, aber die Vernichtung würde sich vollziehen, ohne daß er es zu hindern vermöge, denn Österreich sei ohne Rettung verloren, weil es keinen Feldherrn habe, der Napoleon die Spitze bieten könnte und mit Österreich sei Preußen verloren, wenn es sein Schicksal mit der Habsburgischen Monarchie verknüpfe. Preußen werde zu spät kommen, um Österreich zu retten, rechtzeitig genug aber, um mit ihm unterzugehen.

Wenn der König in seinem Brief an Alexander schrieb, daß allenthalben in seinem Preußenlande die Gärung und Aufregung gewaltig sei, so hatte er damit recht. Er



Sächsische Artillerie bei Löbtau 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

mußte sich gegen seine eigene Königin, gegen seine ersten Ratgeber und Generale seiner Haut wehren, um nicht zum Kriege gedrängt zu werden. Scharnhorst überreichte eine Denkschrift und sagte darin: „Ich will nicht entehrt ins Grab steigen, so aber würde ich es, wenn ich nicht Eurer Majestät riete, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, um gegen Napoleon loszuschlagen." Und der alte Feuerkopf Gebhard Leberecht von Blücher, der hoffte von Tag zu Tag, daß es losgehen würde. Er kommandierte damals in Stargard. Er hatte alles bis auf den letzten Hosenknopf vorbereitet, um sofort ins Feld rücken zu können. Als die Nachricht von Aspern eintraf, da konnte der General sich nicht enthalten, einen Kurier mit einem Brief an den König zu schicken, in dem es hieß: „Welchen Dank wird Ihnen, Sire, die ganze Nation zollen, wenn sie einsieht, daß Sie entschlossen sind, sie von ihrem unerträglichen Joche zu befreien. Findet aber mein Vorschlag nicht den allerhöchsten Beifall Eurer Majestät, so habe ich mein Herz erleichtert, und meinen Abscheu, fremde Fesseln zu tragen, dargetan: ich bin frei geboren und muß auch frei sterben." So schrieb der freimütige Mann, dessen tägliches Stoßgebet lautete: „Herunter muß der Bonaparte," an seinen König. Aber offener noch trat er gegen Gneisenau auf, dem er um jene Zeit einen Brief schrieb, in dem es also hieß: „Ich will meine Zeit nicht in Untätigkeit verträumen, während andere brave, deutsche Männer für die Befreiung ihres deutschen Vaterlandes kämpfen. Nimmt der König keine Partei, tun wir keinen Schritt



Sächsische Dragoner in einem Marketenderzelt 1809
Nach einem farbigen Stich von Alexander Sauerweid

zur Zerbrechung unserer Fesseln, nun, so trage sie, wer da will — ich nicht — — ich habe dem Staat alles geopfert und verlasse ihn, wie man aus der Welt scheidet, das heißt arm, nackend und bloß, aber mein Mut ist unbegrenzt. Wohin ich gehe, wird ein beruhigendes Bewußtsein und eine Menge Redlicher mich begleiten. Grüßen Sie Scharnhorst und treiben Sie vor mit der guten Sache." Und damals war es auch, als Heinrich von Kleist mit seiner glühenden Feder eingriff in die Bewegung seiner Zeit. Er schrieb seinen „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen zum Gebrauch für Kinder und Alte." Aus seinen Worten loderte jener Haß auf, der Hunderttausende beseelte, jener Haß, der in den meisten Gemütern allerdings nur in unklarer Empfindung herrschte, — hier aber fand er, da er aus eines großen, deutschen Dichters Feder floß, das klar geprägte Wort eines Entweder — Oder, das durch die Luft fuhr, wie eine haarscharf geschliffene, blitzende Klinge. So schrieb Kleist:

Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?
Antwort: In den Himmel.
Frage: Und der, welcher haßt?
Antwort: In die Hölle.
Frage: Aber derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt der?
Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?
Frage: Ja! — Hast du die schöne Fabel vergessen?

Antwort: Nein, mein Vater.

Frage: Nun? Wohin kommt er?

Antwort: Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle!

Frage: Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmtesten Kaiser der Franzosen?

Antwort: Mein Vater, vergib, das hast du mich schon gefragt.

Frage: Das hab' ich dich schon gefragt? — Sage es noch einmal mit den Worten, die ich dich gelehrt habe.

Antwort: Für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln, einst am jüngsten Tage, der Odem vergehen wird.

Frage: Sahst du ihn je?

Antwort: Niemals, mein Vater.

Frage: Wie sollst du ihn dir vorstellen?

Antwort: Als einen der Hölle entstiegenen Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.

Frage: Wann hast du dies im stillen für dich wiederholt?

Antwort: Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.

Frage: Und wann wirst du es wieder wiederholen?

Antwort: Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wenn ich aufstehe.

Frage: Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehen, und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein.

Antwort: Ja, mein Vater, so sagt man.

Frage: Man sagt es nicht bloß; er ist es!

Antwort: Auch gut; er ist es.

Frage: Meinst du nicht, daß er, um dieser Eigenschaften willen, Bewunderung und Verehrung verdient?

Antwort: Du scherzest, mein Vater.

Frage: Warum nicht?

Antwort: Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Kot wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt!

Frage: Wer also, unter den Deutschen, mag ihn bewundern?

Antwort: Die obersten Feldherrn etwa und die Kenner der Kunst.

Frage: Und auch diese, wann mögen sie es erst tun?

Antwort: Wenn er vernichtet ist!

Aber auch Schwerter fuhren in Norddeutschland aus der Scheide. Der Freiherr von Dörnberg, ein ehemaliger preußischer Offizier und bei Lübeck 1806 in französische Gefangenschaft geraten, war dann in westfälische Dienste getreten und Oberst der westfälischen Garde in Kassel. Dieser tapfere und im Herzen deutsch gesinnte Mann zettelte einen Aufstand gegen seinen neugebackenen Landesherrn, den gekrönten Handlungskommis Jérôme Bonaparte, an. Er setzte sich an die Spitze von achttausend Bauern, um den König „Morgen wieder lustik" — das waren die einzigen deutschen Worte, die der König des urgermanischen Westfalen sprechen konnte — zu fangen und das Fürstenhaus Hessen wieder in seine Rechte einzusetzen. Aber die Sache mißlang vollständig. Als er seine Bauern gegen Kassel führte, stoben sie beim ersten Kartätschenhagel der französischen und westfälischen Truppen auseinander. Der Freiherr selbst mußte sich als Bauer verkleiden und nach Böhmen fliehen, wo er seinen Landesherrn aufsuchte. Es ist charakteristisch für seinen ehemaligen Kurfürsten von Hessen, daß er dem Freiherrn, der Kopf und Kragen für ihn eingesetzt hatte, als Lohn einen Tausendguldenschein anbot! — Dörnberg nahm Dienste beim Herzog von Braunschweig, „dem schwarzen Herzog". Dieser, wie wir wissen, der Sohn und Thronerbe des bei Auerstädt tödlich getroffenen alten Herzogs, der als



Freiherr Wilhelm Kaspar Ferdinand von Dörnberg
Nach einem Stich von L. E. Grimm

preußischer General ebenfalls bei Lübeck mitgefochten hatte, war inzwischen durch ein Machtdekret des französischen Kaisers aus seinem Lande vertrieben, das, wie bekannt, zum Königreich Westfalen geschlagen war. Tödlicher Haß gärte in dem Herzen des Braunschweigers. Er verpfändete seine Besitzung Oels an Preußen und warb in Österreichisch-Schlesien eine Freischar, mit der er unter österreichischen Fahnen gegen Bonaparte einen Kampf auf Leben und Tod unternehmen wollte. Seine Soldaten trugen einen schwarzen Waffenrock mit schwarzen Schnüren, einen schwarzen Tschako mit Roßbusch und einen



Die Einschiffung des Herzogs von Braunschweig-Oels
Nach einem kolorierten Stich von Jean Meno Haas

Totenkopf, zum Zeichen dessen, daß sie weder „pardon" gaben, noch auch nahmen. Der Volksmund nannte sie „die schwarze Schar", „die Legion der Rache". Gemeinsam mit österreichischen Truppen durchstreifte der Herzog während des Krieges Sachsen und die fränkischen Lande und schlug wiederholt die westfälischen Truppen, die ihm entgegentraten, aufs Haupt. Als dann später der Erzherzog Karl leider den Waffenstillstand von Znaim schloß, führte der schwarze Herzog den Krieg auf eigene Faust fort. Er durchquerte mit seiner mutigen Schar das Königreich Sachsen, erschien plötzlich an den Toren Leipzigs, erstürmte Halberstadt und stand bereits am 31. Juli vor den Mauern seiner Vaterstadt und Landeshauptstadt Braunschweig. Aber die Volkserhebung, die er durch seinen kühnen Zug zu wecken glaubte, die blieb vollständig aus. Ein westfälisches Korps von 5000 Mann unter General Reubell durchbrach er bei Oelper mit kühnem Stoß und warf sich mit seiner Schar an die Weser. In vierzehn Tagen war diese Legion der Rache von Böhmen



Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von Krafft



Dringend bitte ich das Corps der Offi-ziere, den Geist der Einigkeit zu befördern, der die Seele im Kriege ist.

Schill.

quer durch Deutschland, quer durch feindliches Gebiet marschiert, hatte 62 Meilen zurückgelegt und elf Gefechte bestanden. Am 7. August 1809 schiffte sich der Herzog bei Elsfleth an der Wesermündung mit seinen Tapferen nach England ein. Als der Kaiser Napoleon von diesen Taten hörte, rief er bewundernd aus: „Fürwahr, ein tapferer Soldat!"

Zu diesen Kühnen, die da hofften, nur auf sich selbst und ihr Schwert gestellt, den Volkskrieg zu entzünden, gehörte auch der preußische Major Ferdinand von Schill. Schill war schon 1807 bei der Verteidigung von Kolberg als kühner Freischarenführer hervorgetreten. Mit den tausend Mann, die er damals zusammengerafft hatte, hielt er wochenlang mit Zähigkeit die Maikuhle westlich der Persante, und tat dem französischen Belagerungsheer vielen Schaden. Sein Kolberger Ruf hatte seine schnelle Beförderung zur Folge und als der Krieg von 1809 ausbrach, war er bereits Major des zweiten Husarenregiments in Berlin. Am 28. August 1809 führte er sein Regiment und eine Kompagnie Fußjäger, als ginge es zu einem Feldmanöver, zum Hallischen Tore hinaus. Auf dem Exerzierplatz angekommen, teilte er seinem Regiment seine Absicht mit, gegen die Franzosen loszubrechen und den Volkskrieg zu entflammen. Alles jubelte ihm zu, keiner verließ ihn, kein Offizier, kein Mann. Er marschierte auf Dessau zu und erließ von dort einen Aufruf an das deutsche Volk. Am 5. Mai warf er in scharfem Gefecht bei Dodendorf eine westfälische Truppenabteilung zurück. Er wollte Magdeburg überrumpeln. Aber Schill hatte denn doch sich selbst und die ganzen Verhältnisse in Deutschland überschätzt. Das Schlimmste dabei war, daß Schill seinen Waffengenossen halb und halb gesagt hatte, er handle im Auftrage der Krone. Der König aber, der über die „unglaubliche Tat" aufs tiefste entrüstet war, der durch das Benehmen dieses Mannes kompromittiert schien, konnte nicht anders, als die ganze Strenge der militärischen Gesetze anwenden. Er mußte sich öffentlich von Schill lossagen und die Worte, die Schill seiner Schar zugerufen hatte, „lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende", gingen in Erfüllung. Napoleon



Ferdinand von Schill

setzte einen Preis auf den Kopf des „Briganten“ Schill. So blieb ihm nichts übrig, als sich mit seiner tapferen Schar kreuz und quer durch die Mark und Mecklenburg bis nach Stralsund zu schlagen. Dort, von vierfacher Übermacht angegriffen, fiel der verwegene Mann nach hartnäckigem Kampfe von mehreren Flintenschüssen durchbohrt. Er hatte gefochten wie ein Eber. Bereits schwer verwundet und blutüberströmt hieb er noch den holländischen General Cateret vom Pferde. Einige Hundert Reiter und Fußjäger schlugen sich durch, elf Offiziere und über fünfhundert Mann wurden gefangen genommen. Dem Leichnam Schills schnitten die Sieger den Kopf ab, auf den ja ein Preis gesetzt war. Er wurde später im Museum zu Leyden in Spiritus aufbewahrt. Im Jahre 1837 ist er dann in Braunschweig in einem besonderen Mausoleum beigesetzt worden. Glühende Vaterlandsliebe, das ist gewiß, trieb den Mann hinaus in den Kampf, aber die Tat, wie er sie vollbrachte, war militärisch durchaus nicht zu rechtfertigen, war, wie der König ganz richtig sagte, „eine unglaubliche Tat“. „Denn was,“ so fragt Heinrich von Treitschke, „was stand noch fest in dem unglücklichen Staate, wenn der Gehorsam des Heeres ins Wanken kam?“ Schill selbst hat seine Schuld mit dem Tode gesühnt. Schwerer noch büßten die Offiziere, die er mit sich gerissen hatte. Sie wurden nach dem Buchstaben des Völkerrechts als Straßenräuber prozessiert. Elf von ihnen endeten auf den Wällen von



Schill im Tode

Wesel unter französischem Blei. Als der letzte, ein Wedell, nach der Salve noch aufrecht stand, bot ihm der französische Kommandant Pardon. „Ich will keinen Pardon, ich will sterben wie meine Kameraden," war seine Antwort, und von neuem mußte das Kommando das Gewehr an die Wange heben, um den Jüngling in den Tod zu senden.

Der Kaiser Napoleon hatte längst erkannt, daß dies kein Krieg war, wie der von 1805 und der von 1806. Hofer, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger in Tirol, Dörnberg, Schill, der Braunschweiger im nördlichen Deutschland, überall loderten „die kleinen Vendéen" auf, wie er zu seinem Minister Champagny bezeichnend sagte. Noch ein Tag, wie der von Aspern, und er konnte erwarten, daß auch Preußen losbräche. Rußland, das verbündete, das sah er wohl ein, führte diesen Krieg unwillig und nur zum Schein. — Seit dem Tage von Aspern stand er mit seinem Heer auf der Insel Lobau. Seine Tätigkeit, die bei Aspern schartig gewordene Waffe wieder in Stand zu setzen und zu schleifen, war rastlos. Er zog den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, mit seiner ganzen Armee an sich, er errichtete einen Geschützpark von 600 Geschützen, kurz, die sechs Wochen Zeit, die ihm der Erzherzog Karl unbegreiflicherweise ließ, um alles, was er zu einer Gewaltschlacht brauchte, heranzuholen, verstand er meisterhaft auszunutzen.

Erzherzog Karl stand indes wie unbeweglich, wie angenagelt auf dem Marchfelde, auf dem behaupteten Schlachtfelde von Aspern und Eßling. Friedrich Gentz erzählt, daß ihm einer der intelligentesten österreichischen Generale kopfschüttelnd gesagt habe: „Unser Generalissimus ist ganz und gar wie ein Hahn, welchen man auf einen Tisch legt und von dessen Schnabel aus man mit Kreide eine Linie zieht. Der Hahn wähnt sich an diese Linie angebunden, er glaubt den Schnabel nicht regen und bewegen zu können. So ein fataler Kreidestrich ist für den Erzherzog die Lobau!" In der Tat war alles, was Karl tat, daß er sich in seiner Stellung auf dem Marchfelde in den Verteidigungszustand setzte und im übrigen die Dinge an sich herankommen ließ. Er hatte im ganzen ungefähr 150000 Mann und 450 Geschütze, denen Napoleon 180000 Mann und 600 Geschütze entgegenstellen konnte. — Der Herzog von Wellington hat einmal gesagt, daß die Anwesenheit Napoleons beim Heer allein 40000 Mann bedeute. Er hat aber denn doch, selbst ein Wäger und kühler Rechner, den Kaiser damit zu niedrig eingeschätzt. Gegenüber dem Erzherzog bedeutete Napoleon 100000 Mann!

Ende Juni ließ der Kaiser die Vorbewegung seiner Massen gegen das Marchfeld beginnen. Er sammelte alles, was er zur Verfügung hatte, auf der Lobau, die zu einer von Geschützen starrenden Festung umgewandelt wurde. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni ging bei Donner und Blitz während eines furchtbaren Unwetters und unterstützt durch ein starkes Geschützfeuer auf sechs Brücken die Armee des Kaisers auf das linke Donauufer über. Die österreichischen Truppen wurden gegen Wagram und Markgraf-Neusiedel zurückgedrängt. Der Übergang währte fast den ganzen Tag. Bei der französischen Armee befand sich ein Deutsch-Russe, der uns ein Momentbild des Kaisers übermittelt hat.



Etienne Jacques Joseph Alexander Macdonald
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Tarent

„Wir waren," berichtet er, „glücklich hinübergekommen und mein Auge forschte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, ernst, schweigend, aber heiter. Die Ergebnisse, die er um sich sah, mußten ihn zufriedenstellen: der Übergang war glücklich bewerkstelligt, in dem ungeheuren Gewühl die größte Ordnung, zahllose Massen wie an einem Faden von seinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dieses stille Gesicht inmitten der vielen bewegten zu schauen: ein inkarnierter, fester Gedanke. Als er zu reden begann und gestikulierte und dabei sein Antlitz fast dasselbe unbewegte blieb, erschien er mir als ein entschlossener, von der Lust des Spiels unwiderstehlich ergriffener Spieler, der sich zur Zeit im Besitz unerschöpflicher Geldmittel sieht und meint: Der allerletzte Satz ist doch mein und damit der Gewinn."

Mit dem Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, war zugleich der General Macdonald an der Donau eingetroffen, seiner Herkunft ein Schotte. Seine Familie war mit dem letzten Stuart nach Frankreich geflüchtet. Seit fünf Jahren stand dieser Macdonald, ein aufrechter, ehrenhafter Mann, bei dem Kaiser in Ungnade. Als der Prozeß gegen den General Moreau sich abspielte, von dem hier erzählt wurde, war Macdonald entschieden für Moreau eingetreten. Das hatte Bonaparte sehr verdrossen, und kurzer Hand stellte er den General kalt und ließ ihn jahrelang ohne jede Beschäftigung. Hier bei Wagram sollte dem tüchtigen Manne die Gnadensonne wieder aufgehen. Schon ging der Tag zur Rüste, größere Erfolge waren gegen die Österreicher nicht erzielt worden. Macdonald hielt mit dem Vizekönig auf dem Schlachtfelde und besprach die derzeitige Gefechtslage, als der Kaiser plötzlich heransprengte. „Er beachtete mich wiederum in keiner Weise," erzählt der General, „ich hörte aber, wie er ziemlich kurz angebunden zum Prinzen sagte: ‚Lassen Sie den General Macdonald sogleich angreifen; er soll die Hochebene nehmen. Der Feind zieht ab, das ist eine gute Gelegenheit, Gefangene zu machen.‘ Damit ritt er weiter und der Prinz kam zu mir. ‚Haben Sie gehört, was er gesagt hat?‘ — ‚Ja, jedes Wort.‘ — ‚Was meinen Sie dazu?‘ — ‚Ich meine, daß sich der Kaiser im Irrtum befindet, wenn er denkt, der Feind zöge ab; derselbe hat sich nur in seine Hauptstellung zurückgezogen und wird nunmehr den Kampf energisch fortsetzen. Er scheint sich auf den Höhen ziemlich stark verschanzt zu haben. Wenn man solch eine Stellung noch kurz vor Einbruch der Dunkelheit mit Aussicht auf Erfolg angreifen will, dann ist es nicht zu viel, die ganze Armee dazu einzusetzen. Hoheit sollten das dem Kaiser vorstellen.‘ Doch damit hatte ich eine wunde Seite des Prinzen berührt. Er war seinem Stiefvater gegenüber von einer sonderbaren Ängstlichkeit, und meine Zumutung, demselben eine Vorstellung machen zu sollen, erschreckte ihn förmlich. ‚Wo denken Sie hin!‘ wies er mich deshalb ab, ‚er hat befohlen, und es wird deshalb angegriffen!‘ — ‚Nun gut, ich werde es tun, fürchte aber, es wird sehr schlecht ablaufen.‘ Und es kam, wie es kommen mußte."

In der Tat wurde der Angriff Macdonalds von den Österreichern glänzend abgeschlagen; auch die sächsischen Bataillone, die Marschall Bernadotte führte, wurden zersprengt, und selbst der Angriff des harten Davoust auf den linken österreichischen Flügel mißlang. Als die Nacht zum 6. Juli hereinbrach, sah die Sache für die Franzosen keineswegs hoffnungsvoll aus. — Durch die Erfolge des ersten Tages ermutigt, ging am Morgen des 6. Juli der Erzherzog Karl selbst zum Angriff über, trotz der Übermacht, die Napoleon an diesem Tage ins Treffen führen konnte. Aber der Erzherzog rechnete mit dem rechtzeitigen Eintreffen seines Bruders Johann, der von Preßburg her mit 35000 Mann im Anmarsch war. Und wirklich, die österreichische Armee, die mit wütender Tapferkeit focht,



Der Kaiser bei Wagram
Nach Charlet

errang bedeutende Vorteile. Der Feldmarschalleutnant Graf Klenau, der die Rechte führte, nahm Aspern und Eßling im Sturm. Das Zentrum unter dem Feldmarschall Bellegarde nahm Aderklaa, den Schlüsselpunkt der Stellung, und hielt es zähe fest. Der Kaiser selbst griff hier in die Schlacht ein. Zwei Gewaltstöße wurden von den Österreichern abgeschlagen. Da warf Napoleon den General Macdonald mit einem Gewalthaufen gegen Süßenbrunn, eine Batterie von 100 Geschützen unterstützte den Angriff; die Karrees des Macdonaldschen Korps schlugen die Attacken der österreichischen Kavallerie ab, und

schon hatte auch Marschall Davoust den linken Flügel der Österreicher bei Neusiedel zurückgedrängt. Erzherzog Karl, der vergeblich auf das Eintreffen seines Bruders Johann gewartet hatte, mußte befürchten, vom linken Flügel her aufgerollt zu werden, und so befahl er den Rückzug. Zur selben Stunde, als die Rückzugsbewegung eingeleitet wurde, erschien Erzherzog Johann mit seinen Vortruppen in Obersiebenbrunn, eine Stunde vom Schlachtfelde. Aber es war zu spät. Marschall Marmont berichtet von dem Schrecken, den die Patrouillen der erzherzoglichen Avantgarde den Franzosen einjagten. Der Markgraf Wilhelm von Baden, der als Adjutant bei Massena war, wurde von dem hart bedrängten Massena, der am linken Flügel verzweifelt gegen Klenau focht, zum Kaiser Napoleon geschickt, um Unterstützung zu erbitten. „Nichts vermochte," schrieb der Markgraf in seinen Denkwürdigkeiten, „die Fortschritte des rechten österreichischen Flügels aufzuhalten. Gezwungen, den Österreichern Aspern zu überlassen, wurde die Division Boudet, zuletzt mit Verlust von 8 Geschützen, über Eßling bis an den Brückenkopf der Lobau zurückgeworfen. In diesem Augenblick schickte mich der Marschall zum Kaiser, um ihm von der kritischen Lage des vierten Korps Meldung zu machen. Ich traf ihn mitten im heftigsten Kanonenfeuer bei der Division Lamarque vom Korps Macdonald. Nachdem ich meine Meldung erstattet hatte, fragte der Kaiser Berthier, wieviel Uhr es sei. ‚Zwölf Uhr, Sire.' — Worauf der Kaiser an mich die Worte richtete: ‚Allez dire au maréchal, que la bataille est gagnée, parceque l'archiduc Jean n'a pas encore paru.' ‚Eilen Sie dem Marschall zu sagen, daß die Schlacht gewonnen ist, weil der Erzherzog Johann noch nicht erschienen ist.'" — Das war das Urteil des Kaisers, der gewiß die Sachlage übersah. — Von österreichischer Seite besitzt die Geschichte einen wertvollen Ausspruch, den der General Graf von Bubna zu Gentz getan hat. „Wenn der Erzherzog," sagte Bubna, „Alles an Alles hätte setzen wollen, so hätte er den Sieg gewinnen können und sogar einen vollständigen und entscheidenden Sieg. Aber falls es schief gegangen wäre, so wäre die Armee vernichtet und die Monarchie zum Teufel. Einmal entschlossen, kein so verwegenes Spiel zu spielen, mußte er den Kampf gerade in dem Augenblicke unterbrechen, in dem er es tat."

Gegen drei Uhr nachmittags begann in fester, stolzer Ordnung der von den Franzosen wenig beunruhigte Rückzug der Österreicher. Der Kaiser Napoleon hielt in einem Karree seiner Garde und fertigte Kuriere mit der Siegesbotschaft ab. Dann stieg er vom Pferde, ließ von seinem Leibmamelucken Rustan einen Teppich auf dem Boden ausbreiten, warf sich darauf nieder und schlief sofort ein. Wie über alles, so hatte dieser Mensch auch eine eigentümliche Gewalt über den Schlaf. Er konnte schlafen, wann er wollte und wo es auch sein mochte. Um den schlafenden Kaiser vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, baute man eine Pyramide aus Trommeln auf, und seine Garde-Grenadiere drängten sich dicht um den Kaiser, damit er vor dem Zertreten geschützt sei, wenn plötzlich noch ein österreichischer Rückstoß erfolgt sein würde. Bald darauf kam Marschall Davoust mit der Nachricht, daß die Österreicher in vollem Rückzug begriffen seien, die Schlacht war für den Kaiser der Franzosen gewonnen. — Der General Macdonald wurde auf dem Schlachtfelde zum Reichsmarschall ernannt, wenige Tage später auch die Generale Oudinot und Marmont.

Im Grunde war diese Schlacht dennoch unentschieden. Erzherzog Karl war eben nicht der Charakter, alles auf eine Karte zu setzen. Während die Österreicher zwölf französische Adler erobert hatten, hatten sie selbst nur eine Fahne eingebüßt; jede Armee hatte der anderen ungefähr 7000 Gefangene abgenommen. Übrigens muß man zugestehen,


Österreichischer Grenadier

daß der Erzherzog hier bei Wagram sich als ein besserer Feldherr zeigte, als damals bei Aspern, wo er siegte, aber den Sieg nicht ausnutzte. Es ist gar keine Frage, daß, wenn Erzherzog Johann rechtzeitig zur Stelle gewesen, die Schlacht von Wagram gewonnen worden wäre und es ist alsdann nicht abzusehen, welch eine Wendung die ganze Geschichte genommen hätte. Jedenfalls hatten sich die österreichischen Truppen bei Aspern sowohl wie bei Wagram löwenmutig geschlagen. Das Heeresmaterial des Kaisers der Franzosen war dagegen lange nicht mehr so gut, als einst bei Austerlitz und bei Jena und Auerstädt. Es war bereits zu viel junger Ersatz unter seinen Truppen.

Besonders seltsam hatte sich mal wieder Bernadotte während der Schlacht benommen. Er befehligte ein Korps, das aus Rheinbundtruppen, hauptsächlich aus Sachsen, bestand. Seine Truppen waren es, die schon am Abend des ersten Schlachttages und am 6. Juni wiederum geworfen wurden — in ihrer Zersprengung auch das Korps Massena in Gefahr brachten. Das Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Prinzen von Pontecorvo war trotz aller Ehrenbeweise, die Napoleon Bernadotte immer gegeben hatte, eigentlich niemals gut. Bernadotte war ein politischer General, der noch außerhalb des Schlachtfeldes Ehrgeiz hatte, wie es Napoleon als General Bonaparte selbst gewesen war, und solche Leute konnte der Kaiser nicht leiden. Aus guten Gründen, wie man sich denken kann! Am ersten Tage gleich nach diesem Mißerfolg gegen Wagram hatte Bernadotte sich über die Gesamtführung der Armee bitter beklagt. Das war dem Kaiser zu Ohren gekommen. Er grollte. Als nun am 6. Juni seine Sachsen wiederum auf das Korps Massena zurückgeworfen wurden, traf ihn der Kaiser gerade in einem Augenblick, wo er vergeblich bemüht war, die Flüchtigen zu sammeln und in das zurückflutende Getümmel geraten war. Der Kaiser, der sich die Gelegenheit zu einem Hieb nicht entgehen lassen wollte, sprengte auf den Marschall zu: „Sie haben ja eine besondere Art, eine Schlacht zu gewinnen. Ist das Ihre vielgerühmte Führung? Ich enthebe Sie des Befehls über das Armeekorps, das Sie so miserabel führen. Machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen und verlassen Sie binnen 24 Stunden die Armee. Ich kann solche Dummköpfe nicht gebrauchen!" Bernadotte war wütend. Dennoch erließ er am nächsten Tage einen Tagesbefehl, der die Tapferkeit der Sachsen lobte. Das schlug dem Faß den Boden aus. Der Kaiser tobte, und Bernadotte reiste, in Ungnade gefallen, nach Paris ab. Bernadotte erwies sich doch im Laufe der Zeit als der Klügere. Er war der einzige,


Tiroler Jäger



Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo
Nach einer Zeichnung von Ramberg gestochen von Geißler

der aus dem großen Würfelspiel um die Welt ein Dauerndes davontrug, denn seine Enkel tragen noch heute die schwedische Königskrone. Er haßte den Kaiser stets, — seit jener Stunde unversöhnlich!

Der Sieg von Wagram war also im Grunde kein entscheidender Sieg. Noch stand eine achtunggebietende Waffenmacht gegen Napoleon im Felde. Der mit dem französischen Kaiser verbündete Zar, wir sagten es schon, führte den Krieg in Galizien nur zum Schein, aber Erzherzog Karl schien waffenmüde. Nachdem bei Znaim in Mähren nochmals unentschieden zwei Tage lang gekämpft worden war, schloß der Erzherzog am 12. Juni 1809, sehr gegen den Willen seines kaiserlichen Bruders, den Waffenstillstand von Znaim, der ein ganzes Drittel der österreichischen Monarchie in die Hände Napoleons lieferte. So blieb dem Kaiser Franz, der sich in diesen Wochen als sehr zäh und der Fortsetzung des Krieges geneigt zeigte, schließlich nichts übrig, als in Friedensverhandlungen einzutreten. Dem Kaiser der Franzosen waren diese Verhandlungen außerordentlich willkommen, denn um jene Zeit kamen aus Spanien bedenkliche Nachrichten. Wohl hatte, sozusagen als Nachwirkung des vom Kaiser selbst geführten Gewaltfeldzuges gegen Spanien, der mit seines Bruders Joseph Rückkehr nach Madrid endete, der Marschall Lannes, der jetzt bereits wohl einbalsamiert in Straßburg von seinem wilden Kriegerleben ausruhte, am 21. Februar 1809 Saragossa erstürmt und Leichen auf Leichen gehäuft, wohl hatte Marschall Soult am 21. März 1809 Oporto gewonnen, seitdem aber das Auge des obersten Kriegsherrn in Spanien fehlte, ging die ganze Sache allmählich rückwärts. Die französischen Marschälle fanden ihren Meister in Sir Arthur Wellesley. Wellesley näherte sich in klug ersonnenen Schachzügen der Hauptstadt Madrid. Im Mai schon hatte er Soult aus Oporto hinausgedrängt und ihn gezwungen, ganz Portugal zu räumen. Am 27. und 28. Juli 1809 kam es zu Talavera am Tajo zu einer scharfen Schlacht, in welcher 17000 Engländer gegen 30000 Franzosen unter den Marschällen Victor und Jourdan standen. Mit einem Verlust von 17 Kanonen und 7000 Mann Toter, Verwundeter und Gefangener mußten die Franzosen das Schlachtfeld räumen. Leider ließ die spanische Armee den kühnen englischen Feldherrn im Stich. Er mußte zurück, aber er verschanzte sich in Torres Vedras und hielt sich dort gegen jede Übermacht der französischen Marschälle.

Die Dinge in Spanien waren sehr geeignet, Napoleon zu beunruhigen. Er drängte auf den Frieden, ohne sich das natürlich sehr merken zu lassen. Dazu kam ein Vorfall, der das Gemüt des Kaisers tief erregte. Während er in Schönbrunn residierte, näherte sich dem Kaiser gelegentlich einer Parade am 12. Oktober ein 18jähriger Jüngling, namens Staps, der Sohn eines Geistlichen aus Thüringen, ein zarter, flaumbärtiger Bursch. Er



Feldwebel Heyland mit selbstgesammelten sächsischen Truppen in der Schlacht bei Wagram vor dem französischen Marschall Prinz von Pontecorvo
Nach einem kolorierten Kupferstich von Ch. J. H. Geißler

gab vor, ein Bittgesuch überreichen zu wollen. „Ich hatte," erzählt General Rapp, „an diesem Tage Dienst. Napoleon stand zwischen dem Fürsten von Neuchâtel und mir. Der junge Mensch ging auf den Kaiser zu. Berthier glaubte, derselbe wolle eine Bittschrift überreichen und sagte ihm, er möge dieselbe doch an mich abgeben. Der junge Mensch antwortete, er wünsche Napoleon persönlich zu sprechen: es wurde ihm wiederholt, daß, wenn er irgend eine Mitteilung zu machen habe, er sich an den diensthabenden Adjutanten wenden müsse. Er hatte die rechte Hand in einer Seitentasche seines Rockes und sah mich mit Blicken an, die mir auffielen, sein Wesen erweckte bei mir Verdacht. Ich rief nun einen Gendarmerieoffizier herbei, ließ ihn arretieren und in das Schloß führen. Bald darauf erhielt ich die Meldung, daß man bei ihm ein langes, scharfes Küchenmesser gefunden habe. Ich benachrichtigte Duroc, und wir beide verfügten uns an den Ort, wohin man den jungen Staps geführt hatte. Er saß auf einem Bett, auf welches er das Porträt eines jungen Mädchens, sein Notizbuch und eine Börse gelegt hatte, welche einige Louisdor enthielt. Ich fragte ihn nach seinem Namen. — ‚Ich kann ihn niemandem sagen als Napoleon.' — ‚Was für einen Gebrauch wollten Sie von dem Messer machen?' — ‚Ich kann es niemandem sagen als Napoleon.' — ‚Wollten Sie das Messer verwenden,

um ihn zu töten?' — ‚Ja.' — ‚Weshalb?' — ‚Ich kann es nur ihm sagen.' — Ich benachrichtigte den Kaiser von dem sonderbaren Vorfall. Er ließ den jungen Mann in sein Kabinett bringen. Zwei Gendarmen führten den Staps herein; die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden; er war durchaus ruhig; es machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, daß er dem Kaiser gegenüberstand, vor dem er sich übrigens respektvoll verneigte. Napoleon fragte ihn, ob er französisch spräche. Er antwortete: ‚Sehr wenig.' In Napoleons Auftrage hatte ich folgende Fragen an ihn zu stellen: ‚Woher sind Sie?' — ‚Aus Naumburg.' — ‚Was ist Ihr Vater?' — ‚Protestantischer Geistlicher.' — ‚Wie alt sind Sie?' — ‚Achtzehn Jahre.' — ‚Was hatten Sie mit Ihrem Messer vor?' — ‚Ich wollte Sie töten!' — ‚Sie sind von Sinnen, junger Mann; Sie sind ein Illuminat?' — ‚Ich bin nicht von Sinnen. Ich weiß nicht, was ein Illuminat ist.' — ‚Sie sind also krank?' — ‚Ich bin nicht krank, ich bin gesund.' — ‚Weshalb wollten Sie mich umbringen?' — ‚Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes verschulden.' — ‚Habe ich Ihnen Schlechtes zugefügt?' — ‚Mir, wie allen anderen Deutschen.' — ‚Von wem sind Sie hierher geschickt? Wer hat Sie zu dem Verbrechen angestiftet?' — ‚Niemand. Es ist die innere, feste Überzeugung, daß ich, indem ich Sie tötete, meinem Vaterlande und Europa einen großen Dienst erweisen würde, welche mir die Waffe in die Hand drückte.' — ‚Sehen Sie mich zum erstenmal?' — ‚Ich habe Sie schon in Erfurt gesehen.' — ‚Hatten Sie damals schon die Absicht, mich zu töten?' — ‚Nein; ich glaubte, Sie würden keinen Krieg mehr gegen Deutschland führen: Ich war einer Ihrer größten Bewunderer.' — ‚Seit wann sind Sie in Wien?' — ‚Seit zehn Tagen.' — ‚Warum haben Sie so lange gewartet, ehe Sie Ihr Vorhaben ausführten?' — ‚Ich kam nach Schönbrunn, es sind 8 Tage her, mit der Absicht, Sie zu töten, aber die Parade war schon vorüber, und ich verschob mein Vorhaben deshalb bis heute.' — ‚Sie sind von Sinnen, wie ich Ihnen sagte, oder Sie sind krank.' — ‚Weder das eine, noch das andere.' — ‚Man schaffe Corvisart herbei.' — ‚Was ist Corvisart?' — ‚Das ist ein Arzt,' antwortete ich. — ‚Ich bedarf keines Arztes.' — Als Corvisart nach einiger Zeit, während der wir schweigend dastanden und der junge Mann in seiner Gleichgültigkeit verharrte, erschien, sagte ihm Napoleon, er möge dem Verhafteten den Puls fühlen. Während Corvisart es tat, fragte Staps: ‚Nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank?' — ‚Dieser junge Mann,' erklärte Corvisart, sich an den Kaiser wendend, ‚befindet sich wohl.' — ‚Ich habe es Ihnen ja gesagt,' bemerkte voller Genugtuung Staps. Napoleon, ganz erstaunt über diese Ruhe und Sicherheit, nahm seine Fragen wieder auf: ‚Sie sind überspannt; Sie werden Ihre Familie ins Unglück stürzen. Ich werde Ihnen das Leben schenken, wenn Sie des Verbrechens wegen, welches Sie im Begriff waren, zu begehen, Reue empfinden und um Verzeihung bitten.' — ‚Ich will keine Verzeihung. Es tut mir leid, daß ein Erfolg ausblieb.' — ‚Den Teufel auch! Gilt denn in Ihren Augen ein Verbrechen nichts?' — ‚Sie zu töten, ist kein Verbrechen, es ist Pflicht.' — ‚Wen stellt das Porträt vor, welches bei Ihnen gefunden wurde?' — ‚Ein junges Mädchen, das ich liebe.' — ‚Sie wird sich über Ihr Beginnen grämen.' — ‚Sie wird sich grämen, weil es mir mißlungen ist, was ich wollte. Sie verabscheut Sie ebenso wie ich.' — ‚Nun, und wenn ich Sie begnadigte, würden Sie mir nicht dankbar sein?' — ‚Ich würde Sie trotzdem töten.' — Napoleon wußte nicht mehr, was er sagen sollte und gab Befehl, den Staps fortzuführen. Am Abend ließ er mich rufen und sagte: ‚Wissen Sie wohl, daß das Ereignis von heute ein ganz außerordentliches ist? Ich sehe in alledem Anschläge, die von Berlin und Weimar ausgehen.' Ich suchte ihm diesen Verdacht zu nehmen. ‚Die Frauen sind zu allem fähig,' rief er. — ‚An keinem dieser beiden Höfe



Heldentat eines jungen Trommlers bei Znaim

In dem Treffen bei Znaim am 11. Juli wurden von dem vierten Bataillon des 17. Infanterie-Regiments Reuß-Plauen einige Tirailleurs gegen den Feind beordert. Diese begleitete der 14jährige Tambour Joseph Wied, und als ihm im Verfolg des Gefechtes seine Trommel zerschossen wurde, fiel er über einen feindlichen Tambour her, nahm ihm, seiner persönlichen Überlegenheit ungeachtet, sein Spiel ab und trug durch dieses bei seiner Jugend überraschende Beispiel von seinem Mute nicht wenig dazu bei, die Truppe zu einem neuen Angriff aufzumuntern, wobei der Feind zurückgeworfen wurde

sind Männer oder Frauen, die eine so blutdürstige Absicht haben könnten.' — ‚Da sehen Sie doch die Vorgänge mit Schill.' — ‚Das ist etwas anderes; sie haben mit einem Verbrechen wie dieses nichts zu tun.' — ‚Mögen Sie sagen, was Sie wollen, Herr General, man liebt mich weder in Berlin, noch in Weimar.' — ‚Das allerdings steht fest. Aber können Sie denn erwarten, daß Sie von diesen beiden Höfen geliebt werden? Weil man Sie nicht liebt, darum braucht man Sie doch nicht töten zu wollen.' — Napoleon gab mir Befehl, an den General Lauer zu schreiben, er möchte ein Verhör mit Staps anstellen, um weiterer Eröffnungen willen. Staps aber blieb dabei, daß er aus eigener Entschließung handle und daß ihn zu seinem Vorhaben niemand verleitet hätte. —

Die Abreise von Schönbrunn war auf den 16. Oktober festgesetzt. Um 5 Uhr morgens ließ mich Napoleon rufen, wir gingen zu Fuß nach der großen Straße, um die Kaisergarde, welche nach Frankreich abrückte, defilieren zu lassen. Wir waren allein. Napoleon begann wieder von Staps zu sprechen: ‚Es gibt wohl kein Beispiel, daß ein junger Mann in seinem Alter, ein Deutscher, ein Protestant und wohlerzogen, ein solches Verbrechen hat begehen wollen. Suchen Sie zu erfahren, wie er gestorben ist'."

Während der inzwischen zum Nachfolger des Grafen Philipp Stadion berufene Graf Clemens Metternich mit dem Minister Champagny in Altenburg über den Frieden unterhandelte, sandte Kaiser Franz seinen Generaladjutanten, den Grafen Bubna, nach Schönbrunn zum Kaiser der Franzosen, um die harten Bedingungen, die Napoleon gestellt hatte, möglichst herunterzuhandeln. Der Kaiser ging diesem Unterhändler gegenüber sehr aus sich heraus. Er gestand dem Grafen, daß er sich den Krieg gegen das alleinstehende Österreich so schwer und hart nicht gedacht habe. „Ihr seid teufelsmäßig stark. Im Bündnis mit Rußland habe ich nicht geglaubt, einen ähnlichen Kontinentalkrieg noch bestehen zu müssen und gar einen solchen Krieg! Frankreich ist heute, was es längst gewesen sein würde, wenn die Bourbonen zu regieren verstanden hätten; aber es wird nicht immer so sein, wie es jetzt ist. Noch zehn oder fünfzehn Jahre und ich werde krepieren, und dann könnt Ihr von neuem machen, was Euch beliebt. Was mir meine Überlegenheit über Euch gab, war, daß ich unausgesetzt in angreifender Bewegung blieb, wodurch ich Eure Bewegungen von den meinigen abhängig machte. Ich entwerfe nie einen Schlachtplan im voraus, nicht einmal am Vorabend einer Schlacht, sondern immer erst in dem Augenblick, wo ich die Lage des Feindes sehe und seine Absicht errate. Vielleicht werde ich einen Zug nach Indien unternehmen, ich nenne Indien, um etwas zu nennen. (Der Mensch wurde seine Orientgedanken niemals aus dem Kopfe los!) Aber ich sehe es schon vorher, nachdem wir Frieden geschlossen haben werden, wird es nicht lange dauern, bis Ihr meine Pläne wieder durchkreuzt. Ich will annehmen, daß dieser Friede etwa sechs Jahre dauern wird, und dann werdet Ihr von neuem Händel mit mir suchen. Warum schlagt Ihr über den Verlust einiger Länderfetzen einen solchen Jammer auf? Ihr erhaltet sie ja doch eines Tages wieder zurück. So, wie es jetzt ist, kann es vielleicht bleiben so lange, wie ich lebe. Frankreich kann diesseits des Rheines keinen Krieg führen. Ich habe es gekonnt, aber mit mir wird das und alles aus und vorbei sein."

So dieser große Ruhelose, in dessen Brust der ungestüm rastlose Wille gesenkt war, zu wagen, zu unterjochen, Reiche zu zertrümmern und Reiche zu schaffen, Hunderttausende zu den äußersten Anstrengungen zu begeistern und Hunderttausende auf seinen Schlachtfeldern verbluten zu lassen, und dem zugleich der nackte Wirklichkeitssinn gegeben war, mit

ein paar knappen Sätzen, wie es hier geschah, die ganze Nichtigkeit und Nutzlosigkeit des jahrzehntelangen Ringens um Kronen und Länder grell zu beleuchten.

Am 14. Oktober 1809 wurde der Friede geschlossen. Napoleon wollte den Frieden und gab um vieles nach. Dennoch mußte Österreich 2000 Quadratmeilen und mehr als 3 Millionen Bewohner daran geben, den Frieden zu erkaufen, der aber nicht einmal, wie Napoleon es eingeschätzt hatte, sechs Jahre dauern sollte, sondern knapp vier.

In Tirol loderte der Aufstand trotz des Waffenstillstandes von Znaim in hellen Flammen weiter. Das treue Bergvolk wollte einfach an den Waffenstillstand und später an den Frieden nicht glauben, denn hatte nicht der Kaiser Franz feierlich und vor Gott versprochen, daß er nie einen Frieden eingehen werde, als einen solchen, der dieses Land unauflöslich an seine Monarchie knüpfe? Nun war dennoch Waffenruhe geworden, und der Friede sollte kommen, und Tirol wurde den Bayern und Franzosen ausgeliefert! Von neuem drang der Marschall Lefèbvre mit 50000 Mann Bayern, Rheinbundstruppen, Franzosen und Italienern in das Land, und nun geschah das Unerhörte: das Bergvolk stand in diesem Jahr zum drittenmal auf, wie ein Mann, ohne jede Hilfe von Österreich, nur auf sich selbst angewiesen. Andreas Hofer rief seine Passeier und Meraner, rief das ganze Etschland bis Bozen hinunter zu den Waffen. Am 1. August 1809 brach der Herzog von Danzig aus Innsbruck auf. Sein Vortrupp bildete die Division Rouyer und die Spitze das Regiment der Herzöge von Sachsen.

Auf Andreas Hofers Kopf war ein Preis gesetzt. Er mußte sich verborgen halten, so lange die Gefahr für ihn bestand, gefangen zu werden. Aber sein Aufruf an die „herzallerliebsten“ Tiroler, der mit den klassischen Worten schloß: „Euer treues Herz, Andere Hofer, Oberkommandant von Passeier, dermal wo ich bin“, wirkte Wunder. Das ganze Land war in Aufruhr. Alles eilte herbei, um sich der Fremdherrschaft zu erwehren. Der tollkühne Kapuziner Haspinger, der aufrechte Peter Mayr, Wirt von der Mahr, und Josef Speckbacher, der alte Wildschütz und Kenner jeder Schliche im Gebirg, führten ihre Scharen gegen Sterzing und dann weiter in die Gegend von Mauls. Speckbacher und Mayr überwachten eine gewaltige Anlage von Steinlawinen und Verhauen. Es ist der vierte August 1809. Die Vorhut der Truppen unter dem General Rouyer rückt jetzt an. Die Tiroler Schützen verteidigen ein Verhau nach dem andern, aber die tapferen Sachsen drängen mutig vor. Zwei Verhaue sind schon erobert, die Tiroler Schützen weichen an die Felswand zurück und verschwinden vor den Augen der Truppen. An der hohen, steilen Felswand läuft die Straße dahin, die gen Brixen führt, rechts die Felswand, links der tosende, von Regengüssen stark angeschwollene Eisack. Als die Spitze der Kolonne unter der Felswand ist, hören einige Soldaten plötzlich seltsame Worte von oben. — „Steffel, soll i nun abhacken?“ — Alles lauscht und macht unwillkürlich Halt. Ein Offizier sprengt zurück und überbringt dem General Rouyer die Meldung über die geheimnisvollen Worte. Rouyer zuckt die Achsel, sieht nichts Bedenkliches darin und befiehlt weiterzumarschieren. Es wird wieder angetreten und — oben ist alles bereit. Gewaltige, schwarze Lärchenbäume sind gefällt, durch Stricke an einander gefesselt, bepackt mit Erde, Baumstämmen, Felsblöcken und schweren Steinen. Einige straffe Seile verbinden die über der Straße schwebende Masse mit den noch festwurzelnden Bäumen, die man zu dem Zweck hat stehen lassen. Jetzt ist die ganze Avantgarde unter dem grausigen Dach. Plötzlich ertönt von oben eine fürchterliche Stimme: „Hiesel, nu hau ab!“ Hiesel haut und schwingt seine scharfe Axt mit den Worten: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ Die Seile reißen, und mit furchtbarem Krachen wirft sich die ganze Masse von Baumstämmen, Erd-

schutt, Felsblöcken und Steinen hinab auf die Straße. Ein Schrei des Entsetzens, so grell und schrecklich, daß er selbst das Tosen der Erdlawine und das Brausen der Eisack übertönt, gellt durch die Luft, dann tiefe Totenstille! Hunderte waren zerschmettert, Hunderte über die schmale Landstraße hinweg in die Abgründe und in die Eisack geschleudert.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging wie ein rollend Weltgericht
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
Darauf stieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
Wir aber schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei sein Grab!
Wie nun der Staub vergangen war, so stiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da sahen wir nichts, als Stein getürmt auf Stein,
Gebrochene Augen, rauchendes Gebein,
Die Brücke lag in Trümmern, und der Eisack,
Von wild verschränkten Totengliedern starrend,
Sprang wie ein rasend Untier übers — Schlachtfeld!

General Rouyer, der seine Verbindung rückwärts mit Sterzing durch neu andringende Scharen gefährdet sieht, tritt den Rückzug an. Das Regiment der Herzöge von Sachsen ist abgeschnitten. Bevor er abzieht, schickt Rouyer noch drei Bataillone zur Hilfe. Als diese neue Verstärkung eintrifft, scheint es, daß die Tiroler vor der Übermacht ins Wanken kommen. Um sie ganz mürbe zu machen, läßt der Regimentskommandeur Oberst von Egloffstein vier gefangene Tiroler vor den Augen ihrer Landsleute an die Felswand stellen und erschießen. Aber diese brutale Mord erreicht nur das Gegenteil. Vor Wut heulend, stürzen sich die Tiroler Schützen von neuem in den Kampf, und bis in die Nacht hinein wogt das Gefecht. Das eingeschlossene Regiment lagert während der Nacht auf der Straße zwischen den Weilern Unterau und Oberau. Der Himmel sendet in all diese Schrecken noch ein furchtbares Gewitter hinein, der Sturmwind braust, die Blitze grellen und der Regen gießt in Strömen, ringsum die steilen, von Tirolern besetzten Bergwände und zur Seite der wütende, dahintobende Eisack. Am nächsten Morgen greifen die Tiroler von neuem an. Wohl glückt es dem Kommandeur, sich mit zwei Geschützen und einigen Kompagnien nach Sterzing durchzuschlagen. Wäre er in die Hand der Wütenden gefallen, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Während des ganzen 5. August wird noch gekämpft. Die Bauern haben den Sachsen die Wasserleitung nach dem Weiler abgeschnitten, weder die Kämpfenden noch die Verwundeten können ihren quälenden Durst löschen. Da findet sich ein Faß mit Landwein. Im Knäuel drängen die vor Durst fast wahnsinnigen Soldaten an das Faß heran: ein gutes Ziel für die Schützen auf der Felswand! Ihre Kugeln schlagen in den Haufen der Durstigen hinein, und der rote Wein mischt sich mit rotem Blut. Dennoch halten sich die Sachsen bis zum Abend, bis die letzte Patrone verschossen ist. Als dann aber die Schützen heranstürmen und mit hochgehobenen Kolben ein Ende machen wollen, ergibt sich die verzweifelte Schar. Jener furchtbare Kampfplatz hat seitdem der Volksmund Tirols die „Sachsenklemme" genannt. Es war ein Verhängnis, daß gerade diese tapferen Männer, diese kerndeutschen Sachsen, die sich im ganzen Inntal durch ihre musterhafte Führung beliebt gemacht hatten, die ersten Opfer des Verzweiflungskampfes eines seine Freiheit über alles liebenden Volkes werden mußten.



Kämpfende Tiroler
Nach einer Lithographie von A. Northen

Als der Marschall Lefèbvre von diesem schweren Verlust hörte, packte ihn die Wut, er selbst wollte jetzt die Verbindung zwischen sich und den von Italien her vorrückenden französischen Truppen herstellen. Er wollte den Durchbruch, den die Tapferkeit der Sachsen nicht hatte erkämpfen können, jetzt auf Tod und Leben erzwingen. Mit einem starken Truppenaufgebot marschierte er über den Brenner und drang bis Sterzing vor. Seine Vorhut erfocht gegen die Scharen des Kapuziner Haspinger einige Vorteile, und Lefèbvre glaubte jetzt, mit seiner Kavallerie den letzten Widerstand brechen zu können. Er fuhr in einem Wagen inmitten seiner Schwadronen gegen Mittenwald voraus. Aber schon hatten sich die Tiroler von neuem gesammelt. Mit dem Mut der Verzweiflung warfen sie sich den Reitern des Herzogs entgegen, der Pater Haspinger mit erhobenem Kruzifix voran. Ihre Stutzenkugeln saßen, ihre Steinlawinen rollten von den Felswänden und warfen Reiter und Pferde zu Boden. Es gab eine furchtbare Panik, und in dieser verworrenen Flucht sah man den Herzog von Danzig zu Fuß den Rückzug antreten. Die Kugeln prasselten um ihn her. Mit dem Degen in der Hand mußte er sich durch seine eigenen Leute den Weg bahnen und erst in Sterzing wurde wieder Halt gemacht. Ein Detachement, das er den Tirolern in den Rücken hatte senden wollen, war inzwischen vollständig vernichtet und zersprengt. Schon drängten von allen Seiten wieder die Bauernscharen an Innsbruck heran; der Herzog mußte sehen, wie er noch den Rückzug gewann. Im schützenden Dunkel der Nacht zum 11. August eilte er über den Brenner zurück. Aber als der Morgen graute, stießen seine Vortruppen bei Matrei auf Widerstand. Die flinken Tiroler hatten ihm den Weg verlegt. Von allen Felswänden sausten die Kugeln in die Reihen der Flüchtenden. Der Herzog, der fürchtete, daß seine reiche Marschallsuniform ihn besonders zur Zielscheibe der Kugeln machen würde, warf den Mantel eines Dragoners um, zwischen zwei Pferden suchte er sich zu decken. Er war ein tapferer, philiströser Mann, dieser Lefèbvre, eines Polizisten Sohn aus dem Elsaß, trotz seines stolzen Titels eines Herzogs von Danzig sein Leben lang eine kleine, subalterne Polizeiseele. Vor einem Jahr hatte er sich noch in Spanien bei Durango und auf den Berghöhen von Gueñes herumgestritten, mit mehr Glück als jetzt, denn so etwas hatte er in Spanien nicht erlebt. Es drängte ihn aus diesem „verdammten Lande, ce pays maudit," fortzukommen. — Innsbruck war nicht mehr zu halten. Am 14. August räumte Lefèbvre die Stadt. Die Bauern ließen den Abziehenden ruhig gewähren, sie waren froh, daß sie ihn los waren. Als er in Schönbrunn vor dem Kaiser stand und diesem Bericht erstatten wollte, sagte Napoleon sarkastisch: „Nun, Herr Herzog, Sie haben wohl von den Tirolern die Taktik gelernt?"

Als die aufsteigende Sonne dem Sandwirt und seinen Kriegsgenossen den Abzug der bayrischen und französischen Kolonnen aus Innsbruck zeigte, sanken sie auf ihren Bergen in die Knie, und das ganze Volk betete laut und pries die Hilfe Gottes. Dann zogen sie in Innsbruck ein, still und feierlich, wie einst vor Jahrhunderten die Kreuzfahrer in die eroberten Städte. Als ihnen die Studenten mit Fahnen und Musik entgegenzogen, erhob Andreas Hofer abwehrend seine Hand: „Jetzt beten, nit schreien und nit musizieren, i nit, oes a nit. Der da droben hat's getan." — Nun stand der einfache Bauernwirt und Viehhändler aus dem Passeiertal an der Spitze der Landesverwaltung von Tirol und nannte sich „Andere Hofer, Oberkommendant von Diroll". Man drängte ihn, in der Innsbrucker Hofburg sein Quartier zu nehmen, und er tat es. Er ließ aber ein großes Kruzifix in seinem Zimmer aufhängen, denn so meinte er: „A biss'l a christlichs Zeichen kann hier a nit schaden!" Seinen Wein ließ er sich von Hause schicken, und es lag ein Fäßchen Etschtaler allweil in seinem Zimmer. Das Mittagessen lieferte das

nächste Gasthaus. Der Oberkommandant von Tirol kostete seinem Vaterlande täglich 45 Kreuzer! Im Äußern gemahnt sein Wesen in manchem Zug an Oliver Cromwell, wenngleich sonst der lebenslustige und von Herzen fröhliche Tiroler Wirt mit dem finsteren, schottischen Genie natürlich nicht zu vergleichen ist. Aber er sang wie jener, bevor er ins Bett ging, mit seinen Adjutanten geistliche Lieder. Sein Haupt entblößte er vor niemandem, nur vor dem Ewigen und vor den geistlichen Herren. Als ihm etliche den Titel „Exzellenz", der ihm seinem Rang nach schließlich zukam, geben wollten, sagte er

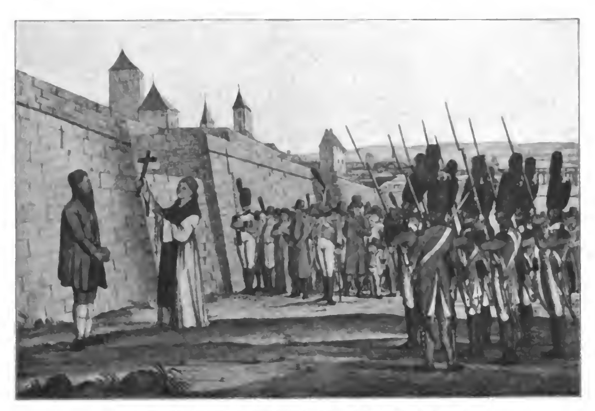


Andreas Hofers Gefangennahme
Nach einer Lithographie von Campe, Nürnberg, aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

einfach: „Ich heiße Andere, ich bin nicht besser wie die andern, denn wir alle sind Bauern und keine Herren."

Dann aber kam der Friede, und Kaiser Franz mußte sein Wort gegen Tirol brechen und brach es auch ruhig, da seine Interessen es erheischten. Hofer und viele seiner Genossen wollten an diesen für Tirol unglücklichen Frieden nicht glauben. „Wie könnte der Kaiser einen solchen Frieden eingehen und Tirol ins Unglück stürzen!" rief Hofer aus und raufte seinen Bart, und sein Benehmen war das eines Verzweifelten. Neue Truppenmassen drangen in Bayern ein. Der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, erhielt vom Kaiser den strengen Befehl, jetzt mit dem Aufstand ein Ende zu machen. Es war dem Sandwirt jetzt nicht mehr möglich, seine Streitkräfte gesammelt zu halten, alles drängte in die heimatlichen Täler und Dörfer zurück, um mit dem guten Stutzen den eigenen Kirchturm zu schützen. Hofer schwankte hin und her. Er war in die Gewalt einer Schar tollkühner Burschen gefallen, die ihn förmlich zwangen, den Aufruhr fort-

zusetzen. Man riet ihm dringend, nach Österreich zu fliehen, aber er wäre vor Heimweh gestorben, er konnte nicht fort von seinem Vaterland. Da ließ der Obergeneral der französischen Streitkräfte, Louis Baraguay d'Hilliers, ein vornehmer Mann edlen Charakters aus altem adligen Geschlecht, dem Andreas Hofer durch einen Vertrauensmann sein Wort verpfänden, daß ihm, wenn er sich freiwillig stelle, kein Haar gekrümmt werden solle und daß er, der General Baraguay d'Hilliers, ihn, selbst auf die Ungnade des französischen Kaisers hin, retten würde. Aber es war umsonst. Weder stellte sich Hofer dem General,



Andreas Hofer wird auf der Bastei von Mantua erschossen
Nach einer Lithographie von Campe, Nürnberg, aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

noch ging er außer Landes. Er hatte sich in einer alten Hütte oben im Hochland versteckt. Eigentlich war das kein Versteck, denn es wußten viele Landsleute um seinen Aufenthalt, und selbst die bayrische Obrigkeit, der Landrichter von Sankt Leonhardt, wußte ganz gut, wo Hofer steckte. Aber wer wäre der Schuft gewesen, die letzte Zuflucht des treuen Mannes zu verraten? Bis der Zufall einen armseligen Menschen namens Joseph Raffel das Versteck Hofers entdecken ließ, der dann um den Judaslohn einiger tausend Gulden zum Verräter wurde. Aber selbst das Kriegsgericht in Mantua konnte nicht einig werden, erst auf eine Anfrage beim Vizekönig in Mailand kam der Befehl, den Rebellen innerhalb 24 Stunden zu erschießen. Es soll Napoleons eigenster Befehl gewesen sein. Hofers letzter Brief an seinen Freund Pichler schloß: „Ade, du schnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden.“ Am 20. Februar 1810 starb Andreas Hofer auf den Wällen von Mantua, stehend und die Augen unverhüllt. Unter den Kugeln von zwölf italienischen Grenadieren zerriß das kindlichste und treuste

Herz, das in Tirol geschlagen. Und am selben Tage fiel sein Kampfgenosse Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, in Bozen. Dem kostete es ein Wort, am Leben zu bleiben. General Baraguay d'Hilliers wollte auch ihn retten. Er brauchte nur vor seinen Richtern zu sagen, daß er das Dekret des Vizekönigs von Italien vom 12. November 1809, das allen Tirolern, die von dem Tage an die Waffen niederlegten, die Amnestie versprach, nicht gekannt hätte. Seine Frau, seine Kinder, seine Freunde flehten ihn an, die Kenntnis abzuleugnen, aber Peter Mayr sagte: „Ich habe es gelesen, mit einer Lüge will ich mein Leben nicht retten.“ Und so starb er.

Noch rollte dumpf der Widerhall der Schüsse von Mantua und Bozen durch eine empörte Welt, als am 12. März 1810 die Glocken aller Kirchen der alten Kaiserstadt Wien feierlich läuteten, denn dort in der Hofburg fand die Vermählung der Kaisertochter Maria Louise mit dem französischen Kaiser statt. Die Stelle Napoleons vertrat bei der Trauung auf besonderen Wunsch des Kaisers der Erzherzog Karl von Österreich, der Held von Aspern und Wagram. Am 13. März verließ die jugendliche Kaisertochter, damals neunzehnjährig, ihre Vaterstadt, um in Begleitung des Fürsten von Neuchâtel, des Marschalls Berthier, nach Paris zu reisen. Wenige Wochen später wurden es vierzig Jahre, daß auch eine österreichische Prinzessin, Marie Antoinette, ihre Reise nach Frankreich antrat, die dann zwei Jahrzehnte später als entkrönte Königin, als verblühte „Witwe Capet“ ihr Haupt auf den Block legen mußte. Viel Glück haben diese österreichischen Prinzessinnen in Frankreich nicht erlebt. Aber Bonaparte gebrauchte einen legitimen Thronerben, in dessen Adern das Blut eines alten Monarchengeschlechtes floß. Dem Kaiser ist der Wechsel nicht leicht geworden. „Wenn ich mich von meiner Frau trenne,“ sagte er zu einem Vertrauten, „so verzichte ich auf vielerlei. Ich muß mich in den Geschmack und die Gewohnheiten einer jungen Frau zu finden suchen. Josephine paßt sich mir in jeder Beziehung an, sie versteht mich vollständig.“ Bevor die Verhandlungen in Österreich zum Erfolg führten, hatte, wie wir wissen, Napoleon schon in Rußland beim Zaren angeklopft. Aber die damals heiratsfähige Schwester Katharina wurde wenige Wochen später dem Erbherzog August von Oldenburg verlobt. Dennoch war auch jetzt der Versuch in Rußland wiederholt worden. Es war noch eine junge Prinzessin in Petersburg, die Großfürstin Anna, allerdings erst fünfzehnjährig. Von Petersburg aus hatte man indes wiederum weder „ja“ noch „nein“ gesagt, aber man wich aus: „die Prinzessin sei noch zu zart im Alter“ und dergleichen mehr. Die Ablehnung sah einem Korbe verteufelt ähnlich.

Indes, bevor jene Absage aus Petersburg kam, hatte sich Napoleon bereits für die österreichische Prinzessin entschieden. Kaiser Franz von Österreich, der zukünftige Schwiegervater des Kaisers der Franzosen, faßte die Sache rein geschäftlich auf. „Meine Zustimmung zur Heirat,“ sagte er zum Grafen Metternich, „wird der Monarchie einige Jahre politischen Friedens sichern, die ich zur Heilung ihrer Wunden werde anwenden können. Der Wohlfahrt meiner Völker sind alle meine Kräfte geweiht, ich kann daher in meiner Entscheidung nicht schwanken.“ Unter den Ratgebern des Kaisers Napoleon, die besonders zu dieser österreichischen Ehe rieten, befand sich auch ein gewisser Pellenc, einst Sekretär des großen Mirabeau und später des Ministers Thugut in Wien. Er gibt eine Charakteristik und zugleich Personalbeschreibung der jungen Erzherzogin, in welcher auch ein Vergleich mit Marie Antoinette von Frankreich liegt. „Die Erzherzogin,“ sagt er, „war vor 8 Monaten noch sehr klein und kaum von einem mehr als mittleren Wuchs. Man erinnerte sich aber an die letzte Königin von Frankreich (also Marie Antoinette), die nach

ihrer Heirat noch sehr stark wuchs und zunahm. Sie hat im hohen Maße das, was man bei den Deutschen Teint nennt. Ihre Züge sind regelmäßig, das Gesicht oval. Die Farbe der Haare steht in der Mitte zwischen hellerem kastanienbraun und blond. Die blauen Augen sind sehr schön, und der Blick der Augen ist noch schöner, als diese selbst. Auf dem Teint spiegeln sich sehr lebhafte Farben, aber zu viel von ein wenig zu tiefem Rot, ein Fehler, den in ihrer Jugend auch die erste Königin von Frankreich hatte. Sie geht sehr gut, jedoch mit mehr Würde als Grazie und kleidet sich ohne Geschmack. Man sagt von ihrem Geist weder Gutes noch Schlechtes. Einer ihrer Vorzüge aber ist der, daß sie einer Familie entstammt, in welcher die Fruchtbarkeit so gut wie gewiß ist.*)" Hierauf kam es dem Machthaber in Paris vor allen Dingen an, und er hatte Glück. Am 20. März des Jahres 1811 wurde der Prinz geboren, der unter dem Namen „König von Rom" und später Herzog von Reichsstadt nur ein kurzes Leben gelebt hat und schon als Jüngling im selben Zimmer zu Schönbrunn sterben sollte, wo einst sein mächtiger Vater den Frieden von Wien diktiert hatte. Der Archivdirektor Hormayr erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß damals, als die Kunde von der Geburt des Königs von Rom nach Wien kam, in einem Salon der Wiener Gesellschaft jemand ausrief: „Ist das nicht Gottes Finger? Sogar der Sohn, den er gewünscht hat, er hat ihn nun aufs erste Mal, der außerordentliche Mann. Worauf werden die Tollhäusler und Unruhstifter nun noch ihre Hoffnungen gründen?" Darauf sagte ein anderer trocken: „Warten Sie es ab! In zehn Jahren haben wir diesen König von Rom doch hier als — Bettelstudenten!" Welche Prophezeiung, wenn sie wirklich gesprochen wurde, in gewissem Sinne zur Wahrheit werden sollte. So schien, menschlichem Ermessen nach, die Dynastie der Bonaparte auf dem Kaiserthron von Frankreich gesichert. Auch das Bündnis mit der habsburgischen Monarchie schien jetzt, wo ein Enkel Franz des Ersten die Anwartschaft auf den Thron Frankreichs hatte, schon durch die engen, verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Kaiser so gut wie hergestellt. Jedenfalls setzte Napoleon selbst auf diese Großvaterschaft des Kaisers Franz die allergrößten Hoffnungen.

Der Graf Clemens Metternich wußte sich in der Beurteilung des politischen Wertes dieser Heirat mit seinem Kaiser Franz eins, — Metternich, der während seiner Gesandtenjahre in Paris diesen Napoleon Bonaparte „studierte, wie der Naturforscher eine Pflanze oder ein Insekt studiert". Er kannte ihn ganz und gar und konnte aus seinem Charakter auf seine politischen Ziele treffsicher schließen. „Die Zerstückelung Europas in Mächte, deren stärkste nur 3—4 Millionen zählte, war seit lange der Plan Napoleons geworden. All seine Unternehmungen, all seine kriegerischen Anstrengungen hatten einzig und allein dies Ziel im Auge, zumal seit ihm der unglückliche Krieg Österreichs im Jahre 1805 die Erreichung desselben erleichterte. Ein Riesenreich zu schaffen, Gebieter und Beschützer von 20—30 Kleinstaaten zu werden, war das Ziel, das Napoleon seitdem ins Auge faßte. Er scheute nicht die gräßlichsten Kämpfe, welche Europa erleiden mußte, bevor das gelang; er ward nicht zurückgehalten durch irgend ein moralisches Prinzip, nichts konnte also seinen maßlosen Ehrgeiz dämmen, noch die Wirkungen der niedrigen Schmeicheleien seiner nächsten Umgebungen aufwiegen. Diese Staatenzerstückelung (morcellement) bis an die Ufer des Njemen, des Borysthenes und bis an die Grenzen Ungarns und der Türkei ausdehnen, die Unbesonnenheit des Kabinetts von Petersburg benutzen zur Zerstörung der ottomanischen Pforte, alsdann mit der ganzen Masse des alten Europa auf Rußland fallen und seine Macht in die Steppen der Tartarei und hinter die Wolga zurückschleudern, das ist der

*) Ein Bild Marie Louisens findet der Leser auf Seite 37 dieses Werkes.



Napoleon
Nach einer Zeichnung von Steph. Tofanelli gestochen von Raph. Morghen

Plan der Weltherrschaft, den Napoleon verfolgt und in dem ihn ein Teil seiner Vertrauten bestärkt. — Wir setzen die Fürsten auf die Throne, die wir geschaffen — sagt sich die napoleonische Liga — sie sind gewissermaßen unsere Lehensleute; keiner wird mächtig genug sein, um sich an die Spitze eines Bündnisses gegen die Häupter des Bundes zu stellen! Die Eifersucht der Mitbrüder, die Kriegs- und Polizeimacht, die Frankreich über die Fläche des großen Bundesreiches ausgebreitet hat, wird die Minen bloßlegen und zerstören, bevor sie springen können. Wäre auch der Kaiser der Franzosen selbst ein Schwächling und ohne alle persönliche Kraft, so wird er doch die Ordnung aufrecht halten allein durch seine Stellung und durch das Bedürfnis, das die ganze Bundesgenossenschaft nach ihm und seiner Gewalt empfindet."

Wie sah nun die Welt zu der Zeit aus, als der Erbe der Weltmacht geboren wurde und ihm schon in der Wiege der stolze Titel eines „Königs von Rom" von Frankreichs Senat, dem gefügigen Werkzeug des Kaisers, beigelegt wurde? Auf der pyrenäischen Halbinsel tobte der Krieg weiter; es war ein Marschallskrieg gegen den Herzog von Wellington. Andreas Massena stand in Portugal mit einem Heer erlesener Veteranen. Am Mondego und Tajo ließ Napoleon jetzt die alten, unter den Waffen grau gewordenen Männer fechten, die einst mit ihm unter den Pyramiden Ägyptens gestritten hatten. Soult und Michael Ney waren auch da. Aber diese Marschälle des Kaiserreichs waren unter sich uneinig und auf einander neidisch wie ein Schoßhund auf den andern. Sie kannten ihren Herrn und Gebieter und wußten, daß nur der nackte Erfolg bei ihm galt und ihnen Titel und Reichtümer in den Schoß warf. Wir haben schon einmal, als er in Italien war, gesehen, wie dieser Bonaparte seine Menschen und Helden eigentlich einschätzte. Seit den italienischen Tagen waren ein Dutzend Jahre dahingegangen, seine Schätzung hatte sich nicht geändert. Als Marschall Lannes bei Aspern schwer verwundet wurde und die Amputation seiner zerschossenen Glieder stattfinden sollte, ging Bonaparte mit dem General Grafen Mathieu Dumas am grünen Ufergelände der Donau auf und ab. Dieser Dumas war immer noch eine Art Idealist. Er hatte unter dem Marschall Rochambeau anno 1780 für die Freiheit der Staaten in Nordamerika gefochten, war 1791 als Abgeordneter des nationalen Konvents für die konstitutionelle Monarchie eingetreten, hatte dem Königsmord männlich widersprochen und war während der Wandlungen der Republik wiederholt aus Frankreich verbannt. Napoleon schätzte ihn, denn Dumas war ein Mann, der seine Meinung sagte, so weit es irgend anging. Während des Auf- und Abschreitens blieb der Kaiser plötzlich vor dem General stehen, legte die Hände auf den Rücken und sagte: „General Dumas, Sie gehörten einst zu jenen Dummköpfen, welche an die Freiheit glaubten." — „Ja, Sire, ich gehörte und gehöre noch zu denselben." — „Und Sie haben wie die andern aus Ehrgeiz an der Revolution mitgearbeitet?" — „Nein, Sire, ich hätte auch sehr schlecht gerechnet, denn ich stehe heute noch gerade auf demselben Punkt, wo ich im Jahre 1790 stand" (nämlich auf dem Standpunkt der konstitutionellen Monarchie). — „Nun, Sie haben sich Ihre Beweggründe nicht gehörig klar gemacht, sie können von denen der andern nicht verschieden sein. Da sehen Sie einmal den Massena, der hat genug Ruhm und Ehrenstellen erobert und ist doch nicht zufrieden. Er möchte Prinz werden wie Murat und Bernadotte. Der ist imstande, sich morgen töten zu lassen, nur um Prinz zu werden. Das ist die Triebfeder der Franzosen, die Nation ist im Grunde furchtbar ehrsüchtig und eroberungsgierig."

In der Tat, die meisten dieser Marschälle waren so. Sie gönnten einander nicht das Weiße im Auge. Das erleichterte auch dem Herzog von Wellington seinen Feldzug

in Portugal und Spanien. Im März 1811 räumte Andreas Massena nach mehreren unglücklichen Gefechten und Schlachten Portugal mit einem Verlust von über 35000 Mann. König Joseph Bonaparte war des Treibens herzlich müde. Er war ja in diesem Lande nichts als ein Scheinkönig, und im Mai 1811 hatte er die Sache so satt, daß er nach Paris fuhr und seinem Bruder erklärte, er wolle die Krone Spaniens jetzt niederlegen. Napoleon hatte Mühe genug, ihn davon abzuhalten, aber schließlich ließ Joseph sich breit-



Andreas Massena
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling
Nach einem Stich von Lambert

schlagen, denn wer konnte diesem Bruder auf die Dauer widerstehen, und spielte den König von Spanien noch eine Weile fort.

Dagegen war es Napoleon nicht gelungen, seinen Bruder Ludwig in Holland zu halten. Ludwig hatte sich redlich bemüht, seinen Pflichten als König nachzukommen. Er sah, daß die Stärke seines Reiches in einem blühenden Handel lag, und er weigerte sich, die Kontinentalsperre so schroff aufrecht zu erhalten und durchzuführen, wie sein Bruder es befahl. Er stellte sich auf die Seite der Kaufleute seines Landes, und das gab natürlich allmählich zwischen den Brüdern sehr böses Blut, denn der Kaiser hoffte von der Kontinentalsperre die endliche Niederwerfung und finanzielle Erschöpfung des britischen Inselreichs. Schließlich schickte er einfach ein Armeekorps von 20000 Franzosen nach Amsterdam.

Da raffte der König von Holland sich auf, nahm Extrapost und fuhr außer Landes. Das war am 1. Juli 1810. Er entsagte dem Thron zugunsten seines Sohnes und setzte seine Frau, die geborene Hortense Beauharnais, als Regentin ein. Später auf Sankt Helena hat der Kaiser selbst gesagt, als er über seine Brüder sprach: „Wenn ich einen von ihnen zum König gemacht hatte, so bildete er sich sofort ein, er sei ein König von Gottes Gnaden. Er hörte auf, mein Statthalter zu sein, er vermehrte die Zahl meiner Feinde und zwang mich, vor ihm auf der Hut zu sein." Nachdem König Ludwig außer Landes gegangen war, machte Napoleon kurzen Prozeß und vereinigte am 9. Juli 1810 das Königreich Holland mit dem französischen Kaiserreich. Ludwigs Königin, die schöne Hortense, blieb, während ihr Mann seinen Aufenthalt in Graz in Steiermark nahm und dort als Graf von Saint-Leu bis Ende 1813 lebte, in Paris und führte sich dort in jener leichtsinnigen Weise auf, die nun einmal im Blute der Taschers lag. Mit seiner Frau war der arme Ludwig Bonaparte ebenso schlimm daran wie mit seinem Königreich. Die Welt klagte Hortense nicht kalter Strenge an. Der dritte Sohn Ludwigs, der später als Napoleon der Dritte 1852 den Kaiserthron Frankreichs bestieg, sollte den Admiral Verhuel zum Vater haben. In Paris lebte die Königin ganz öffentlich mit ihrem Stallmeister, dem schönen Grafen Flahault. Ihm schenkte sie den Grafen Morny, der später als Halbbruder des dritten Napoleon den Staatsstreich von 1852 hauptsächlich ausführte, ein verwegener, zu allem fähiger Mann.

Bruder Jérôme in Westfalen war gefügiger als die beiden anderen. Bruder Jérôme tat alles, was der große Bruder in Paris verlangte, und amüsierte sich in Kassel dafür nach Kräften. „Morgen wieder lustik" waren, wie wir sagten, die einzigen drei Worte Deutsch, die er sprechen konnte. Aber wir wollen hier ruhig den Schleier über die Liederlichkeit decken, die am Hofe in Kassel ihre Orgien feierte. Sie hat mit der Geschichte nichts zu tun. Dieser Jérôme, dieser „zierliche, olivenfarbene und etwas wattierte" König war im letzten Grunde ein ganz gutmütiger Mensch. „Laissez faire, laissez vivre," war sein Wahlspruch. Die Gewaltbefehle seines Bruders hat er, so weit er es vermochte, gemildert und oft genug nicht ausgeführt. Einst hatte ein Förster aus dem westfälischen Dorf Dörnberg auf den König geschossen. Aus Paris kam der strenge Befehl, das Dorf niederzubrennen. Jérôme begnügte sich damit, den Attentäter einzusperren — er ließ ihn nach kurzer Haft wieder laufen — und die Kate des Mannes anzuzünden. Als sie brannte, schickte er einen Kurier mit der Meldung nach Paris: „Dorf Dörnberg brennt." Durch die ganze Regierung ging überhaupt ein Zug des Wohlwollens, der manchmal allerdings seltsame Blüten trieb. Es wurde zum Beispiel verfügt, daß der Gebrauch des Wortes „Kotsasse" verboten wurde, weil er menschenunwürdig sei, da er bedeute, daß „ein Mensch im Kot sitze". Die guten Franzosen verstanden nicht den wirklichen Sinn des Wortes und wußten nicht, daß ein Kotsasse dasselbe sei wie ein Kateninsasse, der Inhaber eines kleinen bäuerlichen Anwesens. Bei seinen Soldaten war Jérôme sogar außerordentlich beliebt. Die Mannschaft wurde gut behandelt, und der König kümmerte sich, so weit seine Maitressenwirtschaft ihm Zeit dazu ließ, gern um den einzelnen Mann. Aber auch von dem Königreich Jérômes, von dem eben erst zusammengestückten Königreich Westfalen, wurde zu geeigneter Stunde ein gehöriger Fetzen abgerissen. Im Dezember 1810 verfügte der Kaiser Napoleon, um die Kontinentalsperre gegen England noch schärfer handhaben zu können, die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheines, der Weser und der Elbe mit dem Königreich. Seine Senatsmaschine arbeitete natürlich wie immer prompt, und am 13. Dezember wurde, nachdem Holland schon französisch war, nun auch

von Nordwestdeutschland ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit über einer Million Einwohnern dem Kaiserreich Frankreich einverleibt. Die alten deutschen See- und Handelsstädte Hamburg, Bremen, Lübeck samt ihren Gebieten, das Herzogtum Lauenburg, das Küstenland zwischen Elbe und Ems, die nördlichen Teile von Westfalen und Hannover kamen an Frankreich. Auch das Herzogtum Oldenburg, das doch seinen rechtmäßigen Fürsten hatte, wurde kurzerhand annektiert, nachdem der Regent einen „Umtausch" gegen

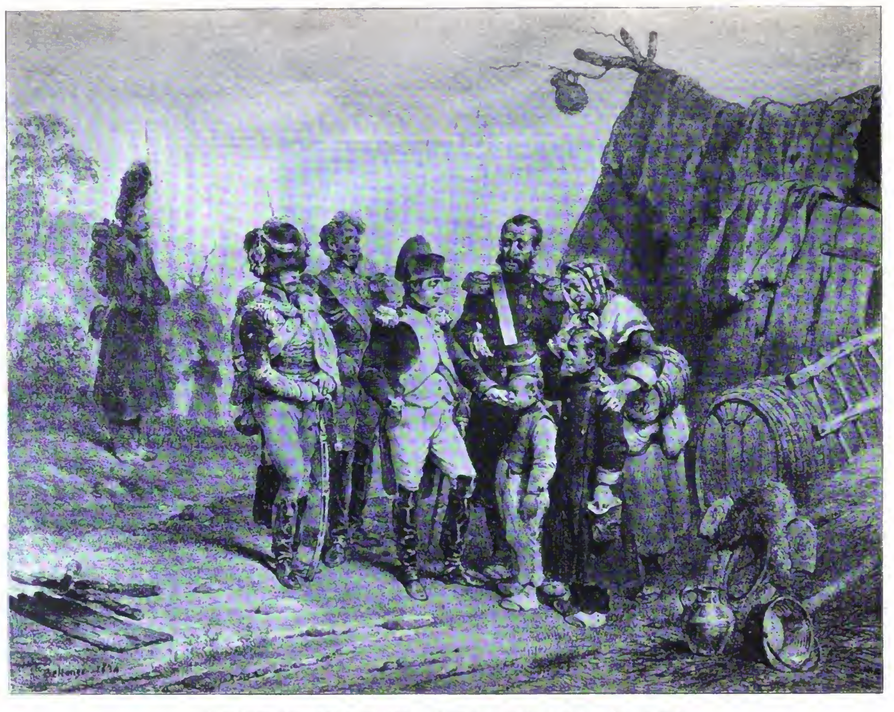


Jérôme Napoleon, König von Westfalen
Nach einem Gemälde von Madame Kinson gestochen von J. G. Müller

Erfurt entschieden abgelehnt hatte. Das war wieder einmal ein Rechtsbruch sondergleichen und ein Schlag ins Gesicht des mit den Oldenburgern nahe verwandten Kaisers von Rußland. Aber was fragte der Kaiser Napoleon jetzt überhaupt noch nach Recht und Völkergesetz! Er spielte mit den Ländern und Gebieten, wie die Hand des Kindes mit einem Mosaikspiel spielt, das es je nach seinem Belieben und Befinden willkürlich zusammensetzt.

Frankreichs Grenzen zogen sich nunmehr von der Travemündung am linken Ufer der Elbe entlang bis hinab zu den Pyrenäen zum Golf von Biscaya. Für alle Häfen des Kaiserreichs Frankreich und der Staaten, die durch Vertrag mit ihm verbunden waren, galt jetzt die Kontinentalsperre und der Tarif von Trianon, den Napoleon am 5. August 1810 neu erlassen hatte. Der Tarif setzte auf alle wichtigen Kolonialwaren gewaltige Eingangs-

zölle, Zölle, die gewöhnlich die Hälfte des Wertes des Eingangsgutes erreichten, wenn nicht überstiegen. Der neue Tarif zwang die Kaufleute, alle in ihrem Besitz befindlichen Kolonialwaren zu deklarieren und zu verzollen. Wer das nicht tat, konnte riskieren, daß ihm seine Waren einfach konfisziert wurden. Alle Kolonialprodukte sah Bonaparte eben als englische Produkte an, und da er durch die Kontinentalsperre die Einfuhr nicht zu Boden schlagen konnte, denn der Handel fand notgedrungen seine Schliche, so sollte jetzt dieses Dekret von Trianon das übrige tun. Scharen von Douaniers bewachten von Travemünde bis Biarritz die Küsten des Kaiserreichs. Die Preise stiegen in den betroffenen Ländern bis zur Unerschwinglichkeit. Das Pfund Zucker kostete 7 Franken, das Pfund Kaffee 8 Franken, während man in England nur den zehnten Teil zahlte. Natürlich nahm der Schmuggel in demselben Maße zu. Alle möglichen Schliche und Ränke wurden ausgesonnen, um den Douaniers und Zöllnern ein Schnippchen zu schlagen. Selbst die Mode richtete sich eine Zeitlang darnach ein. Die Frauen verbargen unter ihren Kleidern, was sie irgend an Schmuggelwaren bergen konnten, ja, als schließlich die Beamten die nächstliegenden Schliche des Schmuggels alle entdeckt hatten und sich darauf einrichteten, geschah es, daß in einer Vorstadt Hamburgs, obgleich dort keine Epidemie herrschte, die Leute massenhaft starben und begraben wurden. Scheinbar wenigstens, denn Leichenwagen mit Leidtragenden dahinter sah man täglich in großer Anzahl, aber sie waren in Wirklichkeit bis oben mit englischen Waren vollgestopft. Die Sandwagen, die von der Küste den Kies in die Gärten fuhren, waren ebenfalls ein beliebtes Mittel, Kaffee und Zucker zu verbergen. Selbst über die Türkei wurde der Zucker nach Deutschland eingeführt. Der Kostenaufwand, den die Einschmuggelung des Zentners Zucker verursachte, betrug nach unserem Gelde ungefähr 400 Mark. Natürlich fand auch diese allzu strenge Handhabung der Kontinentalsperre ihre Ventile. Diese bestanden in Freibriefen. Kaufleute, die sich darum bemühten und es sich etwas kosten ließen, erhielten insgeheim Freibriefe für die Einfuhr verbotener Güter. Die korrumpierten Beamten des Kaiserreichs machten aus diesen Freibriefen natürlich ein einträgliches Geschäft, ja, es soll vorgekommen sein, daß für einen einzigen Freibrief eine Summe von fast einer Million in unserem Gelde gezahlt wurde. Besonders schwer litt gerade Deutschland unter diesen Maßnahmen der kaiserlichen Willkür. „Von den 442 Zuckersiedereien," berichtete damals der Buchhändler Perthes aus Hamburg, „waren nur noch wenige in Betrieb. Die Kattundrucker hatten ihren Betrieb ganz eingestellt. Die Tabakfabrikanten wurden von der Regierung ausgewiesen. Der Druck zahlloser Steuern, wie die Tür-, Fenster-, Kopf- und Grundsteuer, trieben die Einwohner fast zur Verzweiflung." Unter dem Schutz englischer Kriegsschiffe wurde besonders von der Insel Helgoland aus der Schmuggel betrieben; mehr als 300 Kauffahrteischiffe liefen dort täglich aus und ein. Mit 20000 Zollbeamten, so hatte man ausgerechnet, kämpften in jenen Jahren der schärfsten Durchführung der Kontinentalsperre über 100000 Schmuggler. Der Schmuggel, in so großem Maßstabe betrieben, vergiftete schließlich weite Kreise des Volkslebens. Männer, die hieran teilnahmen, waren in späteren Jahren vielfach für die bürgerliche solide Arbeit verloren. Die Bankrotte mehrten sich allenthalben. Der Volkswohlstand sank sichtbar und man darf wohl sagen, daß die Kontinentalsperre viel dazu beitrug, den Haß der Völker gegen die napoleonische Bedrückung zu schüren. Denn hier wurde das Volk selbst täglich in seinen Lebensbedürfnissen getroffen. Der Reichsfreiherr vom Stein hatte auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, als er schrieb: „Das Ganze (das napoleonische Weltreich) beruht auf roher Kraft und dem Druck jeder Art. Napoleon bemühte sich nicht, das Kaisertum den Nationen ‚einzuzaubern', wie



Meine Söhne, Sire, und meine Frau — sie hat die Pyramiden und den Tajo gesehen!
Nach einer Zeichnung von Bellangé



Die Rückkehr mit dem Kreuz der Ehrenlegion
Nach einem Gemälde von L. Boilly

es das fünfzigjährige Streben eines Augustus war, nein, er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Übermut und rauhe Formen, durch Kränkung jeden edlen Gefühls und Störung jeden Zwecks des Eigentums, den Druck des durch ihn herbeigeführten Zustandes unerträglich zu machen. Diese Handlungsweise wirkt wohltätig: sie erhält in den Menschen einen leisen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Fesseln und verhindert das Versinken in Todesschlaf." — So schrieb Stein. In Frankreich aber und den unterjochten Ländern, die dem Kaiserreich einverleibt waren, gab es einen Katechismus, in welchem unter dem vierten Gebot die Pflichten gegen den Kaiser behandelt wurden, und da hieß es denn: „Warum haben wir alle die Pflichten gegen den Kaiser?" — „Weil Gott, welcher die Reiche schafft und nach seinem Wohlgefallen verteilt (!!), unsern Kaiser in Krieg und Frieden mit seinen Gaben überschüttet hat und zum Herrscher



Die Besichtigung
Nach einer Zeichnung von Raffet

über uns gesetzt und zum Diener seiner Macht und zu seinem Abbild auf Erden gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt soviel, als Gott selber ehren und ihm dienen."

Man sieht aus dieser Gegenüberstellung, daß der Kaiser der Franzosen über sich und sein Wirken als „Gottes Abbild auf Erden" etwas anderer Ansicht war als der deutsche Reichsfreiherr, le nommé Stein, den sein Machtspruch von Haus und Hof hinaus in das Exil getrieben hatte.

Preußen hatte, so weit es dies unter den Augen der französischen Späher und unter dem Druck der Maßregel Napoleons, daß der Staat nur ein stehendes Heer von 42000 Mann halten durfte, tun konnte, seine Waffen geschärft. Zu seinem Waffenmeister hatte der König Friedrich Wilhelm der Dritte Gerhard David Scharnhorst berufen und ihn an die Spitze der Heeresreorganisation gestellt.*) Scharnhorst war eines Bauern Sohn aus dem Hannoverschen. Sein Vater hatte ein kleines Vorwerk gepachtet, und der Junge erhielt seine ersten Schulkenntnisse in einer Dorfschule geringsten Grades; dabei war er in der Landwirtschaft seines Vaters tätig, hat auch wohl die Schafe gehütet, die Kühe getränkt und im Weiher eine Mittagsmahlzeit Fische geangelt. Aus diesem Landleben holte ihn sein Gönner Graf Wilhelm von Schaumburg auf seine Militärschule nach Wilhelmsthal, wo der junge Mensch eine artilleristische Ausbildung empfing. In diesem deutschen Ländchen gab es damals schon eine allgemeine Waffenpflicht, und so gewann diese große Idee in Scharnhorsts Kopf ihren Boden. Den Feldzug des Jahres 1794

*) Ein Porträt Scharnhorsts findet der Leser auf Seite 139 dieses Werkes.

machte er in der hannoverschen Armee mit, nachdem er bereits als Lehrer der Kriegswissenschaft an der Artillerieschule in Hannover gewirkt und durch sein „Militärisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde“ die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise auf sich gelenkt hatte. Der Herzog von Braunschweig, der Generalissimus des preußischen Heeres, zog ihn in preußische Dienste. Im Jahre 1801 trat Scharnhorst als Oberstleutnant in das Feldartilleriekorps der Königlich preußischen Armee ein und wurde bald Direktor der Lehranstalt für jüngere Infanterie- und Kavallerieoffiziere. Er begründete die „Militärische Gesellschaft“ und gab durch seine rege Tätigkeit dem ganzen militärischen Bildungswesen in Preußen einen neuen Schwung. Er verstand in großartiger Weise die Theorie mit der Praxis zu vereinigen. Allerdings schätzte man den Mann seinem Äußern nach mehr als einen „gelehrten Militär“ ein, gegen welche Art von Soldaten die alten Haudegen und Rein-Praktiker stets eine starke Abneigung zeigten. Die Äußerlichkeiten, auf welche man damals am meisten bei den Soldaten zu sehen pflegte, die forsche Haltung, das kurze, energische Sprechen, das ganze Drum und Dran eines sogenannten „schneidigen Offiziers“ besaß er nicht. Seine Haltung war lässig, er trug seinen Kopf gern vorn herüber gesenkt. Seine Sprechweise war schwierig, er war nicht Meister des Ausdrucks, aber wer seinen Ausführungen zu folgen verstand, der gelangte alsbald zu klaren Vorstellungen, zu einem reifen Kern. Es lag seinem ganzen Auftreten das Anmaßende völlig fern; obgleich er ein Genie ersten Ranges war, vermied er es doch ganz, sich als solches zu geben. Gerade seine ausgeprägte Bescheidenheit mag mit dazu beigetragen haben, daß er sich bald mit dem schwer zugänglichen König Friedrich Wilhelm ausgezeichnet stand. Ja, man kann sagen, daß er unter all den Genies, welche jene Zeit der Erneuerung gebar, der einzige war, der dem König wirklich nahe stand. „Dem Könige,“ sagt Heinrich von Treitschke in seiner wundervollen Charakteristik Scharnhorsts, „war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irre wurden. Ein echt Niederdeutscher, war er schamhaften Gemüts, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch. In Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier,

so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in der großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage."

Neben Scharnhorst stand Neidhardt von Gneisenau, der große Verteidiger von Kolberg, der, aus den Kolberger Tagen mit Ruhm bedeckt, nun auch in Memel eintraf. Ernst Moritz Arndt hat uns Gneisenaus Persönlichkeit in knappen Worten geschildert: „Gneisenau war sowohl in Charakter und Denkungsart wie in Haltung, Schritt und Gebärde eine durchaus ritterliche Erscheinung. Er war ein schöner Mann von stattlichem Bau, seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit. Er stand und schritt wie ein geborener Held. Es krönte diesen Leib ein prächtiger Kopf mit offener, breiter Stirn, vollem, dunklem Haupthaar und schönen großen, blauen Augen, die ebenso freundlich blicken, als trotzig blitzen konnten. Er war eine leidenschaftliche und feurige Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten in ihm hin und her und ließen auch nur selten seine Gesichtszüge stille stehen."

Scharnhorst und Gneisenau zur Seite stand der Major von Grolmann, ein Feuerkopf, ein Mann der Tat, für das Schlachtgewühl so gut geschaffen wie für den Rat des Königs. Auch der Ostpreuße Major von Boyen fand als Abteilungschef seinen Platz, ein wortkarger, gediegener Mann, der zu den Füßen Emanuel Kants gesessen hatte. Und endlich war es Karl von Clausewitz, der, als er mit dem Prinzen August aus der französischen Gefangenschaft zurückkam, hier ein neues Feld für seine bedeutenden Gaben fand. In wissenschaftlicher Bildung stand Clausewitz wohl Scharnhorst am nächsten, denn ein intimer Verkehr mit Preußens großem Waffenschmied hatte ihn in dessen neue kriegswissenschaftliche Theorien tief eingeführt.

Der alte Blücher, der in Treptow kommandierte, war mit der ganzen Seele bei der Sache dieser Männer, die er so hoch schätzte. Als Gneisenau den Ruf seines Königs erhielt, schrieb ihm der alte General einen prächtigen Brief:

„Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind und freue mich darüber; grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm ans Herz legte, vor eine Nationalarmee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt: vom Zollmaß muß man abgehen, niemand in der Welt muß eximirt sein und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen hindern. Die einmal wohl dressirten Soldaten müssen zwei Jahre zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch nur Einbildung, daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so alles vergessen soll, daß er nicht in acht Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anderst bewiesen, unsere unnützen Pedantereien mag der Soldat ganz vergessen. Die Armee muß in Divisions geteilt werden, die Division von allen Sorten Truppen componirt seyn und im Herbst mit einander manövriren. Die

alljährlichen müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mich beide Ihre Meinung. Wenn Sie General von York sehen, so grüßen Sie ihn und übrigens bleiben Sie Freund Ihres Freundes Blücher."

Solche Männer gingen nun an die Arbeit, das Heer neu zu schaffen, den Bau neu aufzurichten, auf welchem seit einem Jahrhundert die Größe Preußens geruht hatte, bis die Zeit und der gewaltige Überwinder der Völker, Kaiser Napoleon, ihn zertrümmerte. In Blüchers Brief finden wir das scharf umrissen, was jeder Einsichtige von dem Neubau der Armee fordern mußte. Vor allen Dingen gingen diese Vertrauensleute des Königs mit den Offizieren, die im Feldzuge von 1806 und 1807 vor dem Feinde feige gewesen waren und ehrlos kapituliert hatten, erbarmungslos ins Gericht. Sieben von diesen alten Generalen und Obersten wurden zum Tode verurteilt, wenn auch des Königs Güte und Einsicht die Urteile in Festungshaft umwandelte. Alle, die untauglich erschienen, wurden entlassen. Offizier sollte fortan nur der junge Mann werden, der die notwendigen Kenntnisse in einer besonderen Prüfung nachwies. Der König, der durch die Arbeit seiner Vertrauenspersonen lang gehegte Wünsche nun erfüllt sah, konnte sich selbst in der Mitarbeit nicht genug tun. Der Zopf, die Fuchtel, die unwürdigen Strafen wurden ein für allemal beseitigt. — Gneisenau war es, der in der Zeitschrift „Der Volksfreund" für die Freiheit der Rücken eintrat. „Die Proklamation der Freiheit der Rücken schien also der Verallgemeinerung der Waffenpflicht vorangehen zu müssen. Dünkt uns dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf alle unsere Ansprüche an Kultur, und die Beweggründe zum Wohlverhalten noch ferner im Holz aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."

Der erste Paragraph, den Scharnhorst in seinen Entwurf zur Bildung einer Reservearmee hineinstellte, hieß: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben." Das war der erste Grundsatz, das war das Schöpfungswort, mit dem die Landwehr ins Leben gerufen wurde. Ausländer sollte es fortan im Heer nicht mehr geben. Aber um in dem Augenblick, wo die Stunde der Vergeltung schlug, eine ansehnliche Truppenmacht ins Feld stellen zu können, erfand Scharnhorst das berühmt gewordene „Krümper-System". Allmonatlich wurden neue Rekruten eingestellt und nach kurzer Einübung zunächst als Reservisten entlassen. Auf diese Art und Weise wurde das Machtgebot Napoleons, nur eine Armee von 42000 Mann zu halten, klug umgangen. Das dauerte jahrelang, bis der französische Gesandte und die Späher dahinterkamen. Erst im August des Jahres 1811 schrieb der Gesandtschaftssekretär Lefèbvre nach Paris: „Auf dem Papier hat diese Armee ihren vorgeschriebenen Mannschaftsstand nie verändert, das ist wahr! Aber das ist nur leerer Schein: wenn ihre Cadres immer die Anzahl Leute vorstellen, so sind es doch niemals dieselben Leute. — Die Cadres leeren sich und füllen sich immer wieder mit anderen neuen Rekruten, die man im Gebrauch der Waffen unterrichtet und wieder zur Heimat entläßt, sobald man sie für genügend ausgebildet hält."

Am 23. Dezember 1809 zogen der König und die Königin von Preußen wieder in Berlin ein, nachdem sie über drei Jahre in Königsberg ihren Hof gehalten. Der jetzigen Übersiedlung des königlichen Hofes nach Berlin waren lange Erwägungen vorangegangen. Der Kaiser Napoleon selbst hatte dem König sagen lassen, daß er es für ein Zeichen persönlichen Vertrauens betrachten würde, wenn die Majestät Preußens wieder in Berlin residierte. Auch der Kaiser Alexander hatte zugeraten. In gewisser Hinsicht war diese Unternehmung ein Wagnis. So lange der König in Königsberg blieb, war er ohne Frage weit unabhängiger vom französischen Einfluß und von französischen Übergriffen.

War er aber einmal in Berlin mit seinem ganzen Hofstaat, so saß er zwischen den Festungen Magdeburg, Stettin und Küstrin wie im Netz einer Spinne; denn alle diese Festungen hatten französische kriegsbereite Garnisonen. Niemand konnte ahnen, wie der Wind in Paris plötzlich wehen würde. Der Kaiser Napoleon hatte schon zuviel starke Proben seiner unerhörten Entschlüsse gegeben. Entthronungen waren in jener Zeit nichts neues. Wenn also der preußische Hof seine Residenz in Berlin nahm, so überlieferte er sich, bei der damaligen Lage der Dinge, im Grunde mit gebundenen Händen der Willkür Napoleons. „Jeden Augenblick," schreibt Boyen in seinen Erinnerungen, „konnte den König aus Paris das Urteil über seine Thronentsetzung ohne Anwendung von einer außerordentlichen Kriegsrüstung erreichen. Bei einer derartig schnell eintretenden Krisis hätte man allerdings, wenn der König einwilligte, es versuchen können, ihn für seine Person zu retten. Aber die gesamte königliche Familie mit allen lamentierenden Kammerzofen und dem Regierungspersonal durchzubringen, wäre in einer solchen Lage unmöglich."

Die Königin Luise hatte jahrelang Sehnsucht nach ihrem Berlin gehabt. Als die Rückkehr beschlossen war, jubelte sie innerlich auf, sie zählte die Tage. „Es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht dran denkt. Jetzt brülle ich, indem ich das schreibe. Gott! Allmächtiger! Stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glücks und des Unglücks nicht erliege." Dennoch wogten in ihr die Empfindungen stark auf und ab. „Kannst Du Dir denken, Georg, daß mich inmitten dieser unaussprechlichen Freude, bald wieder in meinem lieben Berlin zu sein, mich vereint zu wissen mit einem großen Teil meiner Familie, ein Herzkrampf packt, eine Herzbeklemmung, die mich Unglücksschläge vor oder nach diesem heiß ersehnten Augenblick befürchten läßt?" Ihr Herz wurde oft von dunklen Ahnungen gepeinigt. Die Niederwerfung Österreichs im verflossenen Jahre hatte sie tief hoffnungslos gemacht. Denn sie war es selbst gewesen, die nach der Schlacht von Aspern, als der Oberst von Steigentesch in Königsberg erschien, diesem Hoffnungen auf ein Eingreifen Preußens gemacht hatte. „Man muß dem Könige," sagte sie damals zu Steigentesch, „einen Entschluß nur nach und nach abgewinnen, auf dem er dann aber unabänderlich besteht. Vertrauen Sie mir, wenn Sie auch sonst kein großes Vertrauen in unsere festen und schnellen Entschlüsse haben sollten, denn es ist ja unser aller Sache, und bedenken Sie, daß ich Mutter von Kindern bin, denen der König suchen muß, ihr Eigentum und das Erbe ihrer Väter zu erhalten." Dabei war die Königin so tief bewegt, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten, ihre Stimme versagte und sie den Oberst von Steigentesch nur mit einem stummen Wink der Hand entlassen konnte.

Als die Königin am 23. Dezember in Berlin hineinfuhr, waren es gerade sechzehn Jahre auf denselben Tag, seitdem sie hier als Braut ihren Einzug gehalten hatte. Welch einen ungeheuren Umsturz hatte doch die Welt seitdem durch einen einzigen Mann erfahren! In dieser schwer beleidigten, nachher durch glatte Worte getäuschten und gedemütigten Frau lebte ein tief wurzelnder Haß gegen den Kaiser Napoleon. In die ersten Monate des Jahres 1810 fiel, wie wir gehört, seine Brautsuche bei den europäischen Höfen: in Rußland, wo er einen Korb erhielt, in Österreich, wo er Glück hatte. Kaiser Franz gab ihm seine Tochter, weil er, wie er sagte, den Frieden, den er damit dauernd zu erkaufen glaubte, für seine Völker dringend gebrauchte. In ihrer durch das Unglück zu allerlei Nachdenken aufgescheuchten Phantasie malte sich damals die Königin den entsetzlichen Gedanken aus, daß sie, wenn es das Geschick gefügt, eine Tochter haben könnte, nach welcher der Korse die Hand ausstreckte. Sie malte sich die Seelenqualen aus, die ihr das Herz zerfleischen würden, wenn ihre erstgeborene Tochter, die tot zur Welt kam, am Leben geblieben

wäre. „Denken Sie sich nur recht lebhaft, teuerster Vater," schreibt sie damals, „wenn wir in diese Versuchung gekommen wären! Auf einer Seite alle Empfindungen, die dem mütterlichen Herzen so natürlich sind, und diese hätten unaufhörlich geschrien: — nein, tue diese Untat nicht, mache dein Kind nicht zeitlich, vielleicht auf ewig unglücklich, und wieder auf der anderen Seite sechs Millionen Untertanen, die mit einem Ja aus Jammer, Elend, Tränen statt Brot in eine glückliche Lage gekommen wären durch ein einziges Geschöpf, das leidend sich opfert. Danken Sie Gott mit mir, daß er diesen Kelch vor dem guten König und mir hat vorübergehen lassen." Gewiß waren das Betrachtungen, die in der Wirklichkeit der Dinge nicht mehr mit sprechen konnten, aber man sieht doch hier so recht, wie geängstigt das Gemüt der Königin unter dem ständigen Druck des korsischen Machthabers litt.

Nicht ohne Grund, denn die Hand des Imperators lag schwer auf Preußen, schwerer als je. Das Land war völlig erschöpft. Napoleon hat später selbst einmal gesagt, daß er eine Milliarde aus Preußen gezogen habe. Die Bezahlung der noch rückständigen Kriegskosten von 140 Millionen Franken erschien eine Unmöglichkeit. Die Minister, die nach dem großen Freiherrn vom Stein gekommen waren, kämpften mit einem Defizit, das sich nicht fortbringen ließ. Der Freiherr Karl von Altenstein, der die Finanzen verwaltete, vermochte in den großen Bahnen Steins nicht fortzuwirken. Die ganze Reformarbeit, die der Neuschöpfer des preußischen Staates mit starker Hand begonnen, fing an, träge zu werden und geriet allenthalben ins Stocken. Von Paris aber drohte der Korse fortwährend. Man mußte fürchten, daß er entweder die Entlassung der ganzen Armee fordern oder daß er auf weiteren Gebietsabtretungen bestehen würde. Schließlich glaubte der Finanzminister von Altenstein doch, dem König die Abtretung Schlesiens an den Kaiser anraten zu müssen, um aus der drückenden Finanzlage herauszukommen. Da aber bäumte sich in Friedrich Wilhelm wieder der Hohenzoller auf. Wenn er auch sonst zu überlegen pflegte, lange zu überlegen, — hier war er auf der Stelle entschlossen. Und die ihn im Entschluß stärkte, das war die Königin Luise. Es mußte ein neuer Mann heran, der, weniger kleinmütig als Altenstein, das Finanzwesen in andere Bahnen lenkte und Rat schaffte, dem französischen Kaiser zu genügen, ohne daß von Truppenentlassungen und Gebietsabtretungen fürder mit einem Wort die Rede war. In ihrer Not schrieb die Königin an Hardenberg. Sie bat ihn, doch seine Besitzungen in der Mark bald einmal zu besuchen, und schloß: „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich will das als ein neues Zeichen Ihrer Freundschaft für mich betrachten. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich davon sprechen. Großer Gott, in welchem Zustande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, welche es ehrlich meinen! Das will sagen: ich bete für Sie!"

Wir wissen aus dem Verlauf der Dinge, daß Hardenberg nicht etwa gut beim Kaiser Napoleon angeschrieben stand. Hatte ihm doch der Imperator zu gelegener Stunde durch seine Enthüllungen im Moniteur ein Bein gestellt und dem König seine Entlassung abgezwungen. Dennoch mußte alles versucht werden. Hardenberg hatte am 2. Mai 1810 mit dem königlichen Paare auf der Pfaueninsel bei Potsdam eine geheime Unterredung. Er sagte, daß er weder an Gebietsabtretungen noch an sonstige Demütigungen vor dem Kaiser Napoleon dächte, und daß er bestimmt hoffe, auf Grund eines neuen Finanzplanes die Forderung Frankreichs glatt abwickeln zu können. Aber wie die Sachen lagen, konnte ohne eine Einwilligung des Kaisers der Franzosen an eine Wiederberufung Hardenbergs gar nicht gedacht werden. Die ganze Situation stand so auf der Kippe, daß jede erneute



Carl Freiherr von Stein zum Altenstein
Nach einer Lithographie von E. Krafft

Neigung des Gewalthabers an der Seine ängstlich vermieden werden mußte. Und da war es der französische Gesandte in Berlin, der Graf Saint Marsan, der hier dem Königreich Preußen den ersten wichtigen Dienst leistete. Graf Saint Marsan war früher sardinischer Minister gewesen, war ein hochgebildeter, liebenswürdiger und dem Kaiser Napoleon durchaus nicht besonders günstig gesinnter Mann. Er hatte sogar wiederholt den Eintritt in den französischen Staatsdienst abgelehnt und war schließlich nur gezwungen in denselben eingetreten. Warum Napoleon gerade diesen Mann auf den außerordentlich wichtigen Berliner Posten stellte, ist unerklärlich. Der Graf war vielleicht im letzten Grunde einer Schilderhebung des preußischen Staates gegen den Kaiser persönlich gar nicht so abgeneigt, hatte er doch eine Zeitlang die Absicht, sich in Schlesien einen größeren Gutsbezirk zu erwerben. Allerdings wußte er, und danach mußte er stets seine Schritte einrichten, daß in der Person seines Regierungssekretärs Lefèbvre ihm eine Art Spion beigegeben war.

Jedenfalls erwies er sich bei dieser Berufung Hardenbergs als sehr nützlich. Hardenberg richtete einen Brief an den Grafen, in welchem er diesen seiner unbedingten Hingebung an ein aufrichtiges Zusammengehen mit Frankreich versicherte, denn ein solches sei „das einfachste Gebot des gesunden Menschenverstandes". Und der Graf Saint Marsan zögerte nicht, an seinen Kaiser nach Paris die vollständige Aufrichtigkeit des Königs, der Königin und Hardenbergs zu berichten, so daß Napoleon endlich verfügte: er habe gegen die Wiederberufung Hardenbergs ins Ministerium nichts einzuwenden. Am 4. Juni wurde Hardenberg zum Staatskanzler des Königreichs Preußen ernannt, und er säumte denn auch nicht, an den Kaiser nach Paris einen sehr unterwürfigen Dankbrief zu senden, in welchem er erklärte, daß „die Wiedergeburt Preußens wie die Sicherung seines Bestandes und seiner Ehre in Zukunft nur gedeihen könne bei gewissenhafter Befolgung des französischen Systems." Mit diesem Brief begann der große Feldzug der Heuchelei, den Hardenberg gegen den französischen Kaiser eröffnete und mit unsagbarem Geschick Jahre hindurch führte und solange aufrecht erhielt und nährte, bis überall in Deutschlands Gauen die Waffen klirrten und nichts mehr zu verbergen war. Jetzt wurde der Kaiser Napoleon mit den Waffen der List bekämpft, mit denen er selbst so erfolgreich zu kämpfen verstand. Es ist dennoch wohl kaum anzunehmen, daß Kaiser Napoleon diesen Versicherungen Hardenbergs so ohne weiteres traute und sie für bare Münze nahm, aber es paßte ihm, sich so zu stellen. Einen Krieg mit Preußen wollte und konnte er jetzt nicht führen, wenn es sich vermeiden ließ, denn das hätte einen vorzeitigen Bruch mit Rußland herbeigeführt, zu dem er sich noch nicht gerüstet hatte. Da konnte es ihm schließlich lieb sein, wenn Preußen unter Hardenbergs Leitung seine Kriegsabzahlungen machte. Wie die Sachen lagen, war es dem Kaiser der Franzosen ja ein Leichtes, sobald Hardenberg ihm nicht mehr paßte, den Mann wieder von seinem Posten fortzustoßen. — Zweimal hatte die Hand der Königin Luise nach dem großen Zusammenbruch von 1806 helfend, ja rettend in die Politik eingegriffen, das erstemal, als sie den König mit dem Freiherrn vom Stein wieder versöhnte und den Neugewonnenen gegen alle Intriguen kräftig verteidigte; das zweitemal jetzt, wo sie Hardenberg herbeirief, ihm die Wege ebnete und damit die Abtretung Schlesiens verhinderte. Ihre Freude über diese letzte Tat war unaussprechlich. Sie hatte schon längst einen Besuch bei ihrem Vater in Neustrelitz geplant, aber sie hatte ihn aufgegeben, als diese Krisis plötzlich eintrat. „Ich kann und darf den König nicht verlassen," schrieb sie an ihren Vater, „denn er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann. Nur in der strengsten Befolgung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig sein. Es steht schlecht, das ist wahr. Opfer und Aufopferung ist mein Leben."

Aber über alles unaussprechlich war ihre Freude, als nach der glücklichen Überwindung der Staatskrisis der König ihr die Erlaubnis erteilte, ihren Vater zu besuchen. „Ich bin so glücklich," schrieb sie an ihre Geschwister, „wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde, so glücklich, daß ich ordentlich Krampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt. Hussassa tralala! Bald bin ich bei Euch. In meinem Kopfe sieht es aus wie in einem illuminierten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa, Teufelchen! Wir bringen keinen Arzt mit. Wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi wieder an." Der Doktor Hieronymi war nämlich Leibarzt der mecklenburgischen Fürstenfamilie, und dieser arme Hieronymi sollte bald schwere Stunden haben! Am Abend vor Luisens Abreise

am 24. Juni versammelte das Königspaar im Schlosse zu Charlottenburg eine große Gesellschaft um sich. Die Königin war durch die bevorstehende Reise sehr freudig erregt und unterhielt sich lebhaft mit vielen der Besucher. Der Abend war kühl. Luise ging ohne Schal auf der Terrasse auf und ab, saß auch wohl eine Zeitlang. Dabei erkältete sie sich. Wenige Tage später kam der König nach Neustrelitz nachgereist. Die Freude der Königin war grenzenlos. Am Schreibtische des Vaters warf sie auf ein Blatt Papier die rührenden Worte: „Mein lieber Vater, ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als Gattin des besten der Männer. Neustrelitz, am 28. Juni 1810. Luise." Sie weilte mit dem Könige noch einige Tage in Hohen-Zieritz, erkrankte dort aber am 30. Juni an einer Lungenentzündung. Zunächst erschien die Sache ungefährlich, aber dann steigerte sich die Krankheit. Der Leibarzt Hieronymi ließ den berühmten Doktor Heim aus Berlin holen, aber die Kunst der Ärzte war vergeblich. Heim sah ein, daß es zu Ende gehen würde. Der König wurde durch einen Kurier herbeigerufen. Er kam mit seinen beiden ältesten Söhnen. „Den Zustand, in dem ich mich befand, zu beschreiben," hat später der König gesagt, „ist unmöglich. Ich war wie wahnsinnig und wollte mir doch äußerlich nichts merken lassen." Er fand seine Frau im höchsten Fieber. Ihr Aussehen war furchtbar verändert. Sie griff mit glücklichem Lächeln nach seiner Hand, als er eintraf. „Es ist doch besser, bei einander zu sein; es ist doch mehr Trost." Die beiden Söhne warfen sich weinend ans Bett. Als der König einen Augenblick das Zimmer verließ, sagte er draußen zu einem Vertrauten: „Wenn sie nicht mein wäre, so würde sie gewiß leben bleiben, aber da sie meine Frau ist, so stirbt sie ebenso gewiß." Er sah sein Lebenlang immer alles im finstersten Licht, der arme König. „Heim, bin ich nicht ein sehr unglücklicher Mann?" fragte er mit zitternder Stimme den großen Arzt. Am Bett seiner Frau sank er auf die Knie und schluchzte: „Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe," und da sprach Luise noch das Wort: „Und Hardenberg." Das ist dem König ein heiliges Vermächtnis geworden. Er hat sich von seinem Minister niemals mehr getrennt. Die schweren Brustkrämpfe, die schon im Jahre 1802 und später im Jahre 1805 die Königin wiederholt heimgesucht hatten und deren Ursache man nicht kannte, erneuerten sich. Noch sagte sie dem König die tröstenden Worte: „Fürchte dich nur nicht; ich sterbe ja nicht," aber kurze Zeit danach war es dennoch vorbei. Die Todesursache war, wie die Obduktion ergab, die fortgeschrittene, der ärztlichen Kunst überlegene, Lungenentzündung; auch ein Gewächs am Herzen wurde gefunden. Die Volksstimmung jener Tage gab dem Kaiser Napoleon auch den Tod der Königin Luise schuld. Gewiß hatte die edle Königin unter der Brutalität des Korsen unsäglich gelitten. Wenn man aber bedenkt, daß die Königin in bester Gesundheit aus Berlin abreiste und daß dann eine akute Krankheit sie hinraffte, kann man der Auffassung kaum beistimmen, daß die seelischen Leiden ihren Tod herbeigeführt haben.

Am 27. Juli 1810 fand die feierliche Beisetzung der Königin in Berlin statt. Schleiermacher hielt die Trauerrede. Der Schmerz um den Verlust der Königin wogte weit über Preußens Grenzen hinaus durch ganz Deutschland. Professor Heinrich Steffens, der damals in Halle lehrte und später bei der Aufrüttelung des Volkes in Breslau so Hervorragendes leisten sollte, schrieb: „Es war eine Bewegung in der Stadt Halle, die nur mit derjenigen zu vergleichen war, die in den ersten Tagen der Überwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. — Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet."

Friedrich Gentz aber schrieb aus Teplitz: „Der Tod der Königin Luise ist der härteste Schlag, der den Staat Preußen jetzt noch treffen konnte. Mit ihr verschwindet nicht allein das einzige wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine noch beseelte, sondern auch die einzige große Dekoration, die ihr ein gewisses äußeres Ansehen noch erhielt.“ Der alte Blücher aber, der in Stargard kommandierte, der war ganz außer sich. „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der Stolz der Weiber ist nun also von der Erde geschieden! Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sind! Schreiben Sie mich ja gleich wieder, alter Freund; ich bedarf Uffmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel aufeinanderfolgendes Unglück treffen kann, als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Ecken und Enden.“ — Die Königin Luise wurde zunächst im Dom beigesetzt, bis das Mausoleum im Charlottenburger Park fertig war, das der König der teuren Toten errichten ließ. Am 23. Dezember 1810, ein Jahr nach dem Einzuge in Berlin, wurde dann der Sarg in das Mausoleum übergeführt. Der Bildhauer Christian Rauch hat später das wundervolle Grabdenkmal geschaffen, das jetzt noch der Wallfahrtsort für viele Tausende ist, die Berlin besuchen. Als er vor der Marmorbüste von Rauchs Meisterhand stand, sang Theodor Körner, die Gestorbene als Schutzgöttin des deutschen Volkes anrufend, seine begeisternden Verse:

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder.
So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache.

Der Minister von Hardenberg, der noch mit Hilfe Luisens in den Sattel gesetzt war, führte jetzt des Staates Zügel. Im Staatsrat hatte er den Vorsitz, er unterstand nur des Königs Befehl, und hatte „die Oberaufsicht und Kontrolle jeder Verwaltung ohne Ausnahme“, hatte als sein eigenstes Gebiet die Oberleitung der auswärtigen Geschäfte, die Ministerien des Innern und der Finanzen und die Angelegenheiten des königlichen Hauses.

„Hardenberg*) mochte,“ so schreibt sein Zeitgenosse Boyen, „als er diese bedeutende Laufbahn antrat, nahe an 60 Jahre alt sein, doch war sein Körper, mit Ausnahme, daß er seit geraumer Zeit sehr schwer hörte, noch recht frisch und trug vollständige Spuren des früher schönen Mannes. Sein äußeres Benehmen war eine seltene Vereinigung von liebenswürdiger Sitte und nötiger Würde. Er hatte einen gutmütigen, wohlwollenden Charakter und war viel mehr geneigt, edelmütig zu verzeihen als sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen, doch war er gegen alles, was seine Stellung gefährden konnte, durch manche bittere Erfahrung gewitzigt, in der letzteren Zeit ziemlich mißtrauisch. Von der Natur mit einem leichten Sinne begabt, half ihm dieser durch eine Menge Schwierigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch zum Verschwender; das Geld hatte nur dann einen Wert für ihn, wenn es ihm fehlte. Hardenberg hatte einen schnellen und hellen Blick, doch blieb dieser mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen, als daß er in ihre Tiefe drang; er begnügte sich mehr damit, schnell und

*) Ein Bildnis Hardenbergs findet der Leser auf Seite 133 dieses Werkes.

gewandt aufzufassen, als über die Gegenstände anhaltend nachzudenken, und aus diesem Grunde wußte er auch die Personen recht geschickt zu behandeln, während seine eigentliche Menschenkenntnis ihn oft täuschte. Er war ein sehr unterrichteter, in den Staatswissenschaften und den neueren Verhältnissen wohl bewanderter Mann, der die Lage Europas genau kannte; die Notwendigkeit, den neueren Zeitbedürfnissen nachzugeben, hatte er klug erkannt. Obgleich dem Lebensgenuß ergeben, besaß er doch, was ihm unter diesen Ver-



Wilhelm von Humboldt
Nach F. Krügers Porträt

hältnissen hoch anzurechnen ist, große Pflichttreue und arbeitete, der darauf verwendeten Zeit nach, sehr viel, jedoch mehr dem Detail als größeren Arbeiten zugewendet; er korrigierte sehr viel die ihm vorgelegten Konzepte und schrieb täglich eine große Zahl kleiner Billette, durch die er sich immer in Verbindung besonders mit den Personen von einigem Einfluß zu halten strebte, worauf er, nach meiner Ansicht, sowie auf das geheime Nachrichtenwesen einen etwas zu großen Wert legte. Dem König und dem preußischen Staate war er wahrhaft ergeben, ihn belebte der edle Ehrgeiz, zur Erhebung des letzteren so viel als möglich beizutragen. Man wird aus dieser Charakterzeichnung sehen, daß Hardenberg unbestritten zu den bedeutenden Erscheinungen seiner Zeit gehörte. Mehrere seiner Fehler machten es ihm vielleicht nur allein möglich, die ihm zugefallene schwierige Aufgabe zu

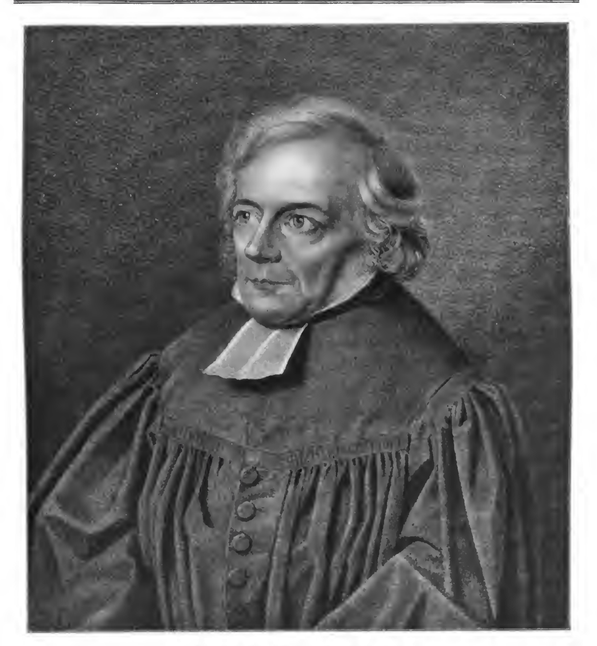
lösen, er stürzte sich wohlgemut in den vor ihm brausenden Strudel und erreichte an der Hand des Glückes, wenigstens in der Hauptsache, das gegenseitige Ufer, wo ein etwas ängstlich-gewissenhafter Mann unentschlossen stehen geblieben wäre."

Schon im Juli des Jahres 1809 hatte Wilhelm von Humboldt noch in Königsberg den Antrag an Friedrich Wilhelm III. gestellt, in Berlin eine Universität zu gründen.



Barthold Georg Niebuhr
Nach einer Zeichnung von J. Schnorr von Carolsfeld

„Weit entfernt," schrieb er dem König, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einfluß Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hatte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, — so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neueren Staatseinrichtungen Euerer Königlichen Majestät herrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höheren Institute können ihren Einfluß auch über die Grenze des Staates hinaus erstrecken.



Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher
Nach der Natur gezeichnet von Fr. Krüger, lithographiert von Gentili

Wenn Ew. Majestät Macht nunmehr diese Anstalt förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würde sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkte, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen."
„Es war," so schreibt Heinrich von Treitschke, „die erste königlich preußische Universität, und doch eine Stiftung für das gesamte Vaterland, das Werk einer freien und großen nationalen Gesinnung, welche die alten, durch römisch-kaiserliche Privilegien gestifteten Universitäten so nicht kannten. Als die neue Hochschule in ihr stattliches Prinzenschloß,

dem Palaste des Königs gegenüber, einzog, da bekannte der preußische Staat, daß er fortan die deutsche Wissenschaft in sein Herz schließen und sich nicht mehr von ihr trennen wolle. Edler, würdiger konnte er seine geistige Überlegenheit dem prahlerischen Sieger nicht zeigen. Wo war in der großen Wüstenei des Imperatorenreichs ein Verein von Denkern, wie er sich hier um die Wiege der neuen Stiftung scharte: die Theologen Schleier-



Johann Gottlieb Fichte
Nach einem Gemälde von Dähling

macher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirt Thaer, in der philosophischen Fakultät Fichte, Boeckh, Buttmann und vor allen anderen doch Niebuhr, der mit seinen Vorlesungen über römische Geschichte dem Berliner akademischen Leben ein für allemal das Gepräge sittlichen Ernstes und wissenschaftlicher Strenge gab."

Trotz der Geldnot, die in Preußen herrschte, bewilligte König Friedrich Wilhelm für den Unterhalt dieser neuen Hochschule einen Jahresbeitrag von 150000 Talern. Diese Gründung der Universität Berlin kann dem viel verkannten Könige gar nicht hoch genug angerechnet werden, denn sie zeigt deutlich, daß seine Kenntnis der Dinge um ihn her und sein Blick für die Notwendigkeiten des Staatslebens viel tiefer ging als seine Wortkargheit,

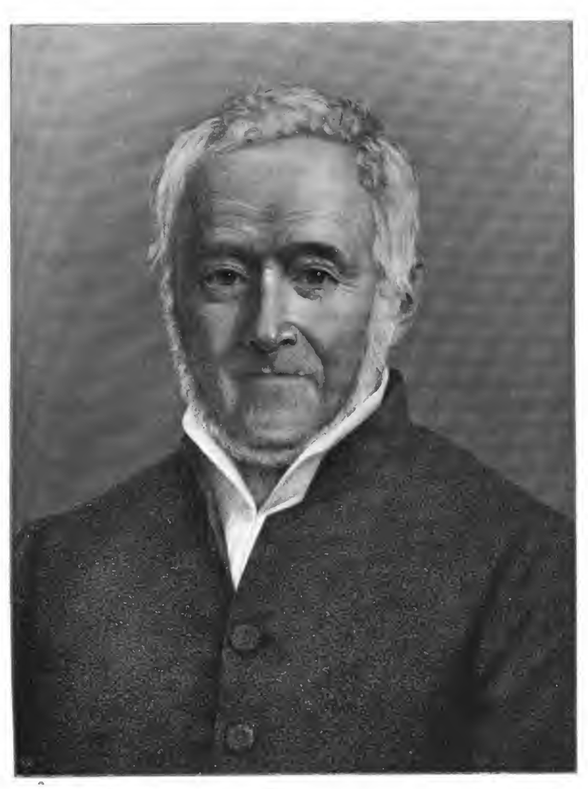


Jean Paul Friedrich Richter

Nach einer Zeichnung von C. Vogel gestochen von E. Bendixen

sein abgebrochener Infinitiv es seine Zeitgenossen ahnen ließ. Von dieser Hochschule aus flossen in das politische Leben Preußens und ganz Deutschlands neue Ideen hinein. Mutige Männer erhoben ihre Stimme; Johann Gottlieb Fichte, Daniel Schleiermacher, Barthold Niebuhr, der von der schleswig-holsteinischen Halbinsel herübergekommen war in den preußischen Dienst, und der sich seinem neuen Vaterlande mit edler Wärme anschloß, sie alle erhoben ihre Stimme und sie fanden ein Echo bei den Besten der Nation.

Wir haben gehört, wie schon im Winter des Jahres 1808 Fichtes Reden an die deutsche Nation in Berlin eine atemlos lauschende Zuhörerschaft sammelten. Französische Späher saßen im Saale, französische Trommeln dröhnten draußen, und dennoch sprach er, wie es sein Herz und sein feuriger Geist ihm eingab. „Ich weiß wohl, was ich wage," schrieb er an den Kabinettsrat Beyme, „ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei auch mich treffen kann, aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich auch gern sterben." Dies zertrümmerte, von der Faust der Gewalt auseinander gerissene Volk, dessen Vaterland ein heimatloser italischer Kondottiere zu Staaten zusammenflickte, wie es seinen Zwecken paßte, hatte nichts mehr gemeinsam als seine Sprache. Aus einer tausendjährigen Geschichte war ihm nichts geblieben als diese ganz allein. Von ihr, als von dem letzten und unverlierbarsten Eigentum des Volkes erwartete Fichte die Wiedergeburt. „Der Volksgeist," so rief er, „der in dieser Sprache redet, hat trotz aller Verbildung und Verzerrung sich bewahrt das Vermögen des Schaffens und den Trieb des Entdeckens. Der ausländische Genius wird die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen bestreuen und der Lebensklugheit, die ihm leicht für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben. Dagegen wird der deutsche Geist neue Schachte eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die zukünftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen!" — Und Daniel Schleiermacher stand auf seiner Kanzel der Dreifaltigkeitskirche, vor sich eng besetzte Bänke und eine dicht gedrängte Gemeinde. Seine Reden klangen biblisch, schlicht und einfach, jedem verständlich, aber jede dieser Predigten war ein Aufruf an das deutsche Volk. „Der ganze Wert des Menschen liege allein in der Kraft und Reinheit seines Wollens und in der freien Hingabe an das große Ganze." Er mahnte an die Worte des Apostels, „daß Leben und Besitz nur anvertraute Güter seien, die der Mensch hingeben müsse für höhere Zwecke, und daß der Feind nicht zu fürchten sei, der doch nur den Leib töten könnte". Die Predigten des aufrechten Mannes erregten öfter den Argwohn der französischen Späher, aber er trat getrost vor den Gouverneur von Berlin hin und legte ihm seine Manuskripte vor und wies ihm nach, daß alles das doch nur biblisch sei. So mußte man ihn in Frieden lassen. — In Bayreuth aber hatte schon Jean Paul Friedrich Richter in seinen „Dämmerungen" für Deutschland offene Worte gesprochen, obgleich damals alldort der strenge Marschall Davoust gebot. „Ich teile," schrieb Jean Paul an seinen Freund, den Buchhändler Perthes, „ich teile alle Ihre patriotische Glut und knirsche so oft mit den Zähnen, als irgend ein Deutscher. Alle meine Werke sind wie mein Leben Freigeborene, keine Sklavenkinder irgend einer knechtischen Habsucht." Und als der Philosoph Schelling in jener Zeit von den „fast göttlichen Rechten des Eroberers" gesprochen hatte, mit einem schielenden Blick auf den Beifall des Kaisers, da meinte Jean Paul, daß sich jeder Straßenräuber auf das göttliche Recht eines Eroberers berufen könnte. Mit Varnhagen von Ense zusammen hat der Dichter der „Flegeljahre" gehofft, daß sich einst die Deutschen gegen die Franzosen erheben würden, wie es die Spanier getan, und daß Preußen die ihm angetane Schmach rächen und Deutschland



In deutscher Treue Euer EMArndt

Ernst Moritz Arndt
Nach einer Lithographie von C. Engelbach

frei machen würde. Der Jahrestag der Schlacht von Jena, so sagte er, müßte fortan als Bußtag begangen werden, um am Schmerze des Verlustes den Mut zu entzünden, damit das ganze Volk in der Trauer sich aufrichte, seine Wunde gemeinsam zu heilen und sich zu neuem Kampfe zu rüsten.

In London erschien im Jahre 1809 das vom feurigsten, patriotischen Schwunge belebte Buch Ernst Moritz Arndts, der zweite Teil des Werkes vom „Geist der Zeit", dessen erster bereits 1806 erschienen war und das hereinbrechende Verhängnis prophetisch verkündet hatte. Arndt wies dem deutschen Volk die Wege, wie es sich aus der Knechtschaft und Erniedrigung erlösen könnte, und er geißelte schonungslos die zärtliche Bildung, „die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Männlichkeit zu trotzig, daß Festigkeit zu beschwerlich sei". Auch gegen ihn schleuderte Bonaparte die Acht. Aber das focht den kühnen Mann nicht an. Er war unermüdlich, gegen die Fremdherrschaft zu wirken und zu schüren. So regte sich's überall in deutschen Landen, und die besten Männer waren bereit, ihre kühnen Worte zu Taten werden zu lassen, wenn das Vaterland sie rief.

Wir haben schon einmal gesprochen von dem gewaltigen Haß gegen Napoleon, der in Heinrich von Kleists Gedichten und Schriften lodert. Als Österreich den Verzweiflungskampf aufnahm, hatte dieser Dichter zu den Waffen gerufen.

Der Groll gegen die Fremdherrschaft entlud sich in dem wundervollen Drama: Die Hermannsschlacht. Sein ganzer Haß gegen Napoleon und seine Kohorten spiegelt sich in diesem Drama wider. Keine Literatur kennt ein Werk dieser Art, in welchem sich die politische Absicht in ein so hohes künstlerisches Gewand hüllt. Zwischen den Römern und den alten Germanen spielt sich die Handlung ab, aber jeder Leser weiß genau, daß hinter den „apenninischen Hunden" sich die übermütigen französischen Eroberer verstecken und daß unter dem Varus einer der französischen Marschälle, unter den römischen Zenturionen welsche Divisionäre oder Brigadiers zu verstehen sind. Die Deutschen aber will der Dichter aufrütteln, indem er ihnen die genial gezeichnete Figur des Cheruskerfürsten Hermann vor Augen stellt, damit sie wie dieser Cheruskerfürst mit Gewalt und List, mit einer Gesinnung, die nichts kennt als das Wohl des großen heiligen Vaterlandes, die nicht nach kleinen selbstischen Vorteilen schielt, die nicht von der Gnade eines frechen Fremdlings für sich einen fetten Bissen erschnappen möchte, sondern die das eigene Ich dem großen Ganzen unterordnet, dazu helfen, mit eisernem Besen den Fremdling hinauszukehren aus den Gauen Alldeutschlands. Dies Hermannsdrama ist ein rauschendes hohes Lied der Vaterlandsliebe, das uns entgegenquillt aus dem unendlich reichen Born eines dichterischen Gemüts, wie wir ihrer nur wenige haben in unserer deutschen Literatur. Es ist das gewaltige Epos, das abgestimmt ist auf den knappen Vers:

„Schlagt sie tot, das Weltgericht
Fragt nach euern Gründen nicht!"

„Einen glühenderen Freund des deutschen Vaterlandes hat es nie gegeben als ihn," schrieb der große Historiker Dahlmann, der Kleist genau kannte, „für sein bestes Werk halte ich die am meisten besprochene Hermannsschlacht. Es hat zugleich historischen Wert; treffender kann der hündische Rheinbundsgeist, wie er damals herrschte, gar nicht geschildert werden. Damals verstand jeder die Beziehungen, wer der Fürst Aristan sei, der zuletzt zum Tode geführt wird; wer die wären, die durch Wichtigtun und Botenschicken das Vaterland zu retten meinten — an den Druck des Werkes war 1809 gar nicht zu denken."

In den letzten Monaten seines Lebens hatte Heinrich von Kleist auch mit Gneisenau in Verkehr gestanden. War es dem Dichter vielleicht während der Stunde solchen Verkehrs, als ob ein Hermann vor ihm aufstünde? „Gneisenau," schrieb der Dichter in einem Brief, „ist ein herrlicher Mann. Ich fand ihn abends, da er sich zur Reise bereits



Heinrich von Kleist
Nach einem Stiche von Sagert

anschickte, und in einer ganz freien Entfaltung des Gespräches nach allen Richtungen hin blieb ich wohl bis um zehn Uhr bei ihm; es ist gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies, in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben! Es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Mann zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihren Orten sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutz wieder zu einem freudigen Leben auf. Doch daran ist nach allem, was man hier hört, kaum zu denken." So sollte dem Dichter auf Erden

ein Erfolg nicht blühen. Von Krankheit und Schulden bedrückt (mit dem frühen Tode seiner edlen Gönnerin, der Königin Luise von Preußen, erlosch auch seine kleine Pension), durch das Verbot seiner „Berliner Abendblätter", die er seit dem 1. Oktober 1810 herausgab, schwer getroffen, wollte er es noch einmal mit dem Militärdienst versuchen. Aber die dauernden Rüstungen Napoleons gegen Rußland ließen ihn befürchten, daß er bald als preußischer Offizier unter französisches Kommando gestellt werden möchte, und das erschien dem feurigen Hasser als etwas unerträgliches. Am frühen Morgen des 21. November 1811 fand man die Leiche Heinrich von Kleists und seiner Todesgefährtin. Sie sind dort begraben, wo man sie fand, am kleinen Wannsee bei Berlin. Heinrich von Kleist war einer der größten Dichter, die unser deutsches Vaterland geboren hat. Einer, der ihn sicher tief verstanden hat, Friedrich Hebbel, schrieb über Kleist die erschütternden Verse:

Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Seit der Umarmung an der Logenbrüstung des Erfurter Theaters war zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Zaren Alexander eine stets wachsende Entfremdung eingetreten; geliebt hatten sie sich sicherlich beide niemals, aber so lange die Politik sie verband, ging das alles. Zunächst war die Haltung Alexanders gegenüber der Kontinentalsperre sehr verschieden von der, welche Napoleon wünschte. Dem Dekret von Trianon, das alle Kolonialwaren mit immensen Zöllen belegte — wir hörten davon —, hatte der Zar sogar direkten Widerstand entgegengesetzt. Einen schlimmen Riß hatte ferner die Vergewaltigung des Herzogs von Oldenburg, der ein Oheim des Zaren war, zur Folge gehabt. Der Zar ließ die französischen Produkte, besonders die Weine, mit starken Einfuhrzöllen belegen, dagegen ermäßigte er den Zoll auf Kolonialwaren, die gerade durch den englischen Handel nach Rußland gelangten, außerordentlich. „Der letzte Ukas Ew. Majestät," hieß es in einem Beschwerdebrief, den der Kaiser an den Zaren sandte, „ist in der Sache, aber namentlich in der Form, besonders gegen Frankreich gerichtet. Zu anderer Zeit würden Ew. Majestät, bevor Sie eine solche Maßregelung gegen den Außenhandel ergreifen wollten, es mich haben wissen lassen, und ich hätte Ihnen vielleicht Mittel angeben können, die den Hauptzweck erfüllt und dennoch verhütet hätten, daß das in den Augen Frankreichs als ein Wechsel des Systems erschiene. So aber hat es ganz Europa angesehen und in der Meinung Englands und Europas besteht unser Bündnis nicht mehr."

Die Schatten, die diese wachsenden Zwistigkeiten zwischen dem französischen Kaiser und dem russischen Zaren vorauswarfen, senkten sich zunächst über das unglückliche Preußen, das zwischen den beiden Kolossen eingekeilt lag. Denn ein Bruch des Bündnisses von Tilsit brachte auch den Friedensvertrag von Tilsit in Gefahr, und in diesem Friedensvertrag hieß es ausdrücklich, daß Napoleon nur in Rücksicht auf seinen neuen Freund Alexander dem König von Preußen die Hälfte seiner Länder „zurückgegeben" habe. Schon gleich nach dem österreichischen Feldzug hatte der Kaiser den neu ernannten Gesandten Preußens, Friedrich Wilhelm von Krusemarck, als er dem Kaiser des Königs von Preußen Glückwünsche zum Friedensschluß mit Österreich überbrachte, angefahren: „Welch wunderlicher Einfall Eurer Regierung, inmitten der allgemeinen Gärung Übungslager zu bilden! Ein besseres Mittel, sie zu steigern, gab es gar nicht. Ihr habt Eure Zahlungen in sehr ungeschickter Weise eingestellt, ich weiß, Ihr wolltet mir den Krieg machen. Für das Übel, das Ihr mir nicht zugefügt habt, bin ich Euch keinen Dank schuldig. Euer



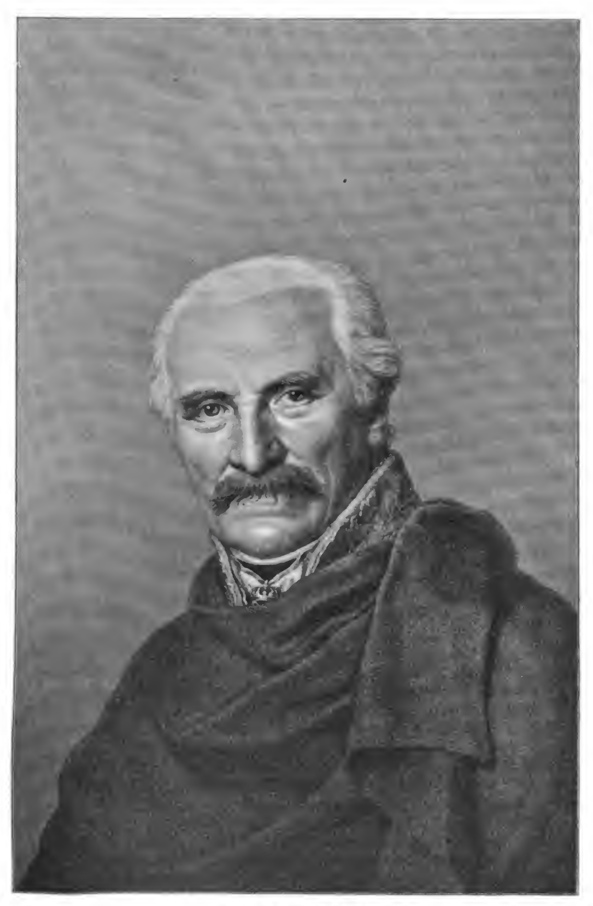
August Wilhelm Antonius Graf Neidhart von Gneisenau
Nach einem Gemälde von A. W. Devis gestochen von B. Smith

Verdienst ist es nicht. Der Gipfel des Wahnsinnes wäre es gewesen, die Russen im Rücken, mir den Krieg zu machen!"

Es konnte dem Einsichtigen gar kein Zweifel mehr sein, daß Napoleon nur auf eine gute Gelegenheit wartete, dem preußischen Staat den Rest zu geben. Die ganzen Verhältnisse drängten immer mehr dem großen Weltreich zu, dessen Idee sich im Hirn des unbegreiflichen Mannes eingewurzelt hatte. Schon standen ganze spanische Provinzen unter der Verwaltung französischer Marschälle; König Joseph beklagte sich bitter darüber, aber was half's, er mußte schweigen. Die Einverleibung von Spanien und Italien war nur eine Frage der Zeit, und was die Rheinbundstaaten anging, so war man über ihr künftiges Schicksal in Paris durchaus nicht mehr im unklaren. Die Westfalen, die nach Paris kamen, wurden dort in den Salons scherzend als „français futurs" Zukunftsfranzosen bezeichnet. Einer der Grundsätze napoleonischer Politik war der, es dahin zu bringen, daß durch das Beispiel der an Preußen herangeschobenen Rheinbundstaaten, besonders des Königreichs Westfalen, die Sehnsucht der Preußen nach napoleonischer Herrschaft wachgerufen werden möchte. „In der Tat," schreibt Heinrich von Treitschke, „galt das Staatsrecht des Königreichs Westfalen nicht bloß im Rheinbunde, sondern auch bei einem Teile der preußischen Patrioten als eine Musterverfassung. Wie stattlich erhob sich hier die Krone mit ihrem Scheinparlamente hoch über der eingeebneten, von allen Standesvorrechten völlig befreiten Gesellschaft; und zudem die Schlagfertigkeit der Präfekten, die raschere Rechtspflege, die ungewohnte Höflichkeit der meisten Beamten, die Beseitigung der Binnenmauten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Patrimonialgerichte und der gutsherrlichen Gewalt. Wer auf dem Lande wohnte, war paysan. Der vielgeplagte „Rustikalstand" befand sich in mancher Hinsicht wohler als vormals unter dem Regiment der hannoverschen Junker und der hessischen Soldatenverkäufer. Noch heute hat sich unter den kleinen Leuten des Göttinger Landes der Name ‚Pisanger' erhalten. Die Bauern fühlten sich geehrt, wenn ihre Repräsentanten im Schlosse zu Kassel unter den vornehmen Herren erschienen und von der Wache mit präsentiertem Gewehr begrüßt wurden. Nach Jahren noch gestanden die Pächter im Magdeburgischen dem preußischen Minister Klewitz treuherzig, eine solche Verfassung möchten sie wohl wieder haben." — Selbst Minister von Hardenberg konnte der Verfassung des Königreichs Westfalen seine Bewunderung nicht versagen.

Am 15. August 1811, dem Napoleonstage, brach in Paris das Gewitter los. Der Kaiser pflegte seine Kriege ja stets durch ein barsches Anlassen des jeweiligen Gesandten der gegnerischen Macht einzuleiten. „Ich bin nicht so töricht," herrschte er in öffentlicher Audienz den Fürsten Kurakin in seiner kollernden Weise an, „ich bin nicht so töricht, zu glauben, daß die Verstimmung des Zaren aus der Oldenburger Angelegenheit entspringt; ich sehe wohl ein, daß es sich um Polen handelt. Sie schieben mir Absichten zugunsten Polens zu, ich fange aber an, zu glauben, daß Sie selbst sich seiner bemächtigen wollen. Und wenn Ihre Armee auf dem Montmartre läge, ich würde nicht einen Zoll breit, nicht ein Dorf, nicht eine Windmühle von dem Warschauer Gebiet hergeben." Das war das Signal! Das war aber auch für Preußen ein Schreckschuß, denn was nun? Es schien tatsächlich so, als ob Preußen jetzt plötzlich vor ein unabwendbares Entweder — Oder gestellt sei. Entweder sofortige Erhebung oder Zertrümmerung. Von Kaiser Alexander war eine unmittelbare Hilfe nicht zu erwarten. Alexander hatte beschlossen, den Krieg in seinem eigenen Lande zu führen. So kam es, daß in Preußen die feurige Kriegspartei ihr Haupt erhob und, bevor Napoleon die Schlinge zusammenzog, um jeden Preis losschlagen wollte.

Gneisenau war die Seele dieser Bewegung. Er wurde in den Staatsrat berufen, um die Rüstungen zu leiten. Scharnhorst und er standen Schulter an Schulter. Spandau sollte zu einem spanischen Torres-Vedras werden. Die Regimenter zogen von allen Seiten her in das feste Lager von Kolberg, wo Blücher befehligte. Schon waren in aller Stille die „Krümper" einberufen, es standen an 75000 Mann gegen Ende August unter den Waffen. Die kommandierenden Generale in den Provinzen erhielten außerordentliche Vollmacht, um sofort losschlagen zu können, wenn das Zeichen gegeben würde. Die Pfarrer sollten in den Dörfern den Landsturm aufbieten. Der ganze große gewaltige Erhebungsplan ward von Gneisenau in einer Denkschrift dem Könige vorgelegt, und Friedrich Wilhelm hat sie mit seinen charakteristischen Randbemerkungen versehen, die wiederum scharfe Schlaglichter auf den so klaren und kritischen Geist des Königs werfen. „Der seyn sollende Kampf der Verzweiflung ist allerdings besser und ehrenvoller als freiwillige Unterjochung." Mit diesen Worten leitete der König seine Randbemerkungen ein. „Was könnten," meinte er, „Landwehr und Milizen ohne Intelligenz und Gewitztheit wohl verrichten, einige Flinten- oder Kanonenschüsse würden sie auseinander werfen und die Franzosen würden der Sache schnell den Garaus machen." Gneisenaus Ausführung, daß die Prediger allerorten den Kreuzzug gegen Frankreich predigen und sich an die Spitze der Landstürmer stellen sollten, daß sie in ihren Reden all die Unterdrückungen der letzten Jahre aufzählen und an die Helden der Bibel, die Makkabäer, erinnern sollten, hatte der König mit einem trockenen „als Poesie gut, wenn aber ein Prediger erschossen sein wird, hat die Sache ein Ende" abgetan! Hatte der König so unrecht? Er kannte doch seine Märker! Der König hatte es in jenen Tagen nicht leicht. Alle die Feuerköpfe, die ihre Ketten zerbrechen wollten, stürmten auf ihn ein. Auch Gneisenau war mit dieser Abweisung noch keineswegs zufrieden. „Gewiß," meinte er, „wäre es, daß die Franzosen strenge und gewaltsame Mittel anwenden würden, um die große Bewegung im Keime zu ersticken; gewiß wäre es, daß sie Blut nicht sparen würden. Aber dies vergossene Blut würde nicht unnütz fließen, sondern zur Rache reizen und statt Furcht zu verbreiten, die Erbitterung steigern." Er lebte ganz in den Anschauungen, daß aus diesem Preußen ein Spanien, ein Tirol zu machen sei, wenn die rechten Männer die Führung übernehmen würden. Und der alte Blücher aus seinem Kolberger Lager, der schob gehörig nach. „Machen Sie doch," schrieb er an seinen Gneisenau, „daß der König all die Sicherheitskommissare und Faultiere von sich entfernt; das Achselzucken und Seufzen verrät fast allemal einen Schuft." Noch einmal schrieb Gneisenau an seinen König, und dieser Brief des begeisterten Mannes wird stellenweise für alle Zeiten das Dokument seiner hohen Gesinnung bleiben. Nachdem er in diesem Briefe dem König klar gelegt hatte, was Napoleons Ziele im Grunde wären und was von diesem zu erwarten stünde, zeigte er in seinen Darstellungen alle die großen Kräfte, die in dem zerrissenen preußischen Staate schlummerten, zeigte, wie diese Wehrmittel zu nutzen wären. Es wohnte, das ist keine Frage, in diesem Gneisenau ein Dichter. Er wußte ans Herz zu greifen. „Die Fürsten der Erde," so schließt sein Brief an den König, „die Fürsten der Erde kennen nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. Majestät sich der unwiderstehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie Ihren Zügen zu geben vermögen, wenn Allerhöchstdieselben diesen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutze des Volkes zu empfehlen, Ew. Majestät würden Wunder tun und schlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erstaunen sollte. Es sind nicht immer die stehenden Heere



Gebhard Leberecht von Blücher
Gemalt und auf Stein gezeichnet von F. T. Gröger

gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben. Häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen.

Ew. Majestät werden mir, indem ich dies schreibe, abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; dessen Unglück kettet ihn noch mehr an selbigen; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebenlang."

Auch der König ward von diesem Brief augenscheinlich tief bewegt. Er sandte das Schreiben an den Staatskanzler von Hardenberg und fügte handschriftlich an: „Meinen Gruß Ihrem Gaste." In diesen vier Worten liegt schon eine beträchtliche Gefühlswallung des wortkargen Königs verborgen.

Jedenfalls hatte das Schreiben, namentlich da am gleichen Tage beunruhigende Nachrichten aus Paris eintrafen, zur Folge, daß der König die Beschleunigung der Rüstungen befahl. Es wurde die Errichtung von 51 neuen Krümperbataillonen befohlen. Und da die Rüstungen nun doch einmal vor den französischen Spähern und Agenten nicht geheim zu halten waren, so hielt Hardenberg es für klug, dem französischen Gesandten Grafen Saint Marsan mitzuteilen, daß Preußen auf alle Fälle entschlossen sei, was da auch kommen möge, „mit den Waffen in der Hand zu fallen". — Da Napoleon seine Politik so betrieb wie seine Kriege und sich in ihr ebenso wie in seinen Schlachten einrichtete wie ein gewandter Fechter, der den Vorteil des Gegners so gut beachtet wie seine Blöße, ist es durchaus nicht unmöglich, daß die Rüstungen Preußens auf ihn Eindruck machten. Er hatte längst mit argwöhnischem Blick auf das Anwachsen der nationalen Bewegung in Preußen hingesehen. Die tiefen Quellen, welche diese Bewegung speisten, die allerdings blieben ihm verborgen. Der heimatlose Mann konnte ein nationales Gefühl nicht verstehen. Aber er hatte doch in Österreich bei Aspern und Wagram die Aufopferung und Bravour der Soldaten kennen gelernt. Gleiche Zähigkeit und Aufopferung konnte ihm jetzt in Preußen begegnen. Das wäre ihm unbequem gewesen, denn er sammelte seine ganze Kraft, um zuerst Rußland zu Boden zu werfen. Da er es aber gewohnt war, für alle Fälle vorzusorgen, so ließ er am 14. September 1811 dem Marschall Davoust, der in Hamburg kommandierte, seine genauen Befehle zukommen, was geschehen solle, wenn Preußen seine Rüstungen nicht einstelle. „Mein Vetter," so schrieb der Kaiser, „ich habe heute einen Kurier nach Berlin abgefertigt. Ich habe dem Grafen Saint Marsan befohlen, daß, wenn Preußen nicht aufhört, die Festungen Spandau, Kolberg zu befestigen und zu versorgen und nicht alle seine Waffenrüstungen einstellt, er Berlin verlassen soll. Meine Absicht ist, daß, wenn der Graf Saint Marsan Berlin verlassen hat, wovon er Sie zu unterrichten nicht säumen wird, Sie sich mit Ihrer Armee



Marschbereit
Nach einer Zeichnung von Charlet

in Person nach jener Hauptstadt begeben. Sie würden Sorge tragen, die Division des Generals Desaix zu Stettin mit mehreren Brigaden Reiterei und einer Division Fußvolk zu verstärken, damit sie stark genug sei, um die Brücke zu zerstören, welche die Preußen über die Oder haben, und den Verkehr auf diesem Fluß zu unterbrechen. Sie würden in diesem Fall den König von Westfalen unterrichten, welcher seine Truppen in Magdeburg vereinigen würde. Sie würden nach Sachsen schreiben, damit die sächsischen Truppen sich bei Glogau zusammenzögen. Sie würden nach Dresden und nach Warschau (mit Bezug auf die Armee des Großherzogtums) schreiben, damit auf der Weichsel aller Verkehr mit Truppen, Wagen, Schießbedarf unterbrochen, alle Truppen, die man fände, entwaffnet und gefangen genommen, alle Kanonen und alle Wagen weggenommen würden. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie in Stettin, Glogau, Küstrin, Danzig Wachsamkeit anzubefehlen haben. Nehmen Sie Ihre Maßregeln im voraus so, daß ich auf der Etappenlinie nicht einzelne Leute, Wagen, Züge und dergleichen habe, die geopfert wären. Wenn ich einen Mann oder ein Fuhrwerk verliere, so werde ich Anlaß haben, Ihnen meine Unzufriedenheit darüber auszusprechen. Alles muß in den festen Plätzen vereinigt und in Massen bereit stehen. Mein Entschluß ist so bestimmt ausgesprochen, daß ich hoffe, Preußen wird seine Ohnmacht und die Torheit seiner Ansprüche einsehen und der Graf Saint Marsan nicht nötig haben, abzureisen. Meine Absicht ist im übrigen nicht, daß Sie irgend eine Anstalt treffen, welche drohend wäre. Ihre Truppen müssen auf dem Sprunge sein und unter dem Vorwand einer Heerschau ihren viertägigen Bedarf an Lebensmitteln haben. Wenn Sie in Preußen eindringen, müssen Sie keinen Aufruf erlassen, nichts sagen, aber alles wegnehmen und entwaffnen und namentlich eine gute Mannszucht beobachten. Man müßte in diesem Fall Spandau überrumpeln."

Scharnhorst war nach Petersburg gereist, um den Kaiser Alexander zu bewegen, daß er gleichzeitig mit Preußen den Krieg an Frankreich erkläre und schleunigst ein starkes Heer in Preußen einrücken lasse, das dann Schulter an Schulter mit den Preußen fechten solle, aber Alexander wollte nicht. Der Zar war fest entschlossen, einen Krieg mit Napoleon nur innerhalb seiner Landesgrenzen auszufechten und nur dann, wenn der französische Kaiser ihn angreifen würde. Die paar Bataillone und Schwadronen, die er Scharnhorst zusagte für den Fall, daß die Franzosen an der Weichsel vordrängen und gegen Königsberg marschierten, waren überhaupt von keiner Bedeutung. Der Zar war fest überzeugt, daß Preußen im Falle eines Krieges sofort überrannt werden würde und daß er seine Truppen besser im eigenen Lande gebrauchen könnte. Scharnhorst ging nach Wien. Aber die Hofburg war ebenso wenig bereit, sich an die Seite Preußens zu stellen. — Da erklärte der französische Gesandte Graf Saint Marsan nun Ende Oktober in einer Zusammenkunft mit dem Staatskanzler von Hardenberg, daß sein Kaiser zunächst für den Krieg mit Rußland einer militärischen Unterstützung Preußens nicht bedürfe, daß er aber Wert auf die Mittel lege, welche ihm die preußische Verwaltung geben könne, um seine Armee „wie einen reißenden Strom an den Njemen zu werfen". Daraus erfahen der König und Hardenberg, daß der Korse zunächst noch nicht die Absicht hatte, Preußen den Hals abzuschneiden. Er wollte es vorerst noch gehörig ausnutzen. Und nun ging Friedrich Wilhelm mit sich zu Rate. Die Verhandlungen Scharnhorsts in Petersburg und Wien hatten keinen Erfolg gezeitigt, wenn es zum Schlagen kam, so stand Preußen ganz auf sich allein. In Potsdam war es, wo nach langen Erwägungen der König dann den Entschluß faßte, sich für Frankreich zu erklären. „Wenn ich auf die Stimme meines Herzens höre oder meiner Neigung oder meinen Gefühlen folgen wollte," schrieb er in



L'homme du peuple
Nach Raffet

seinem Memorandum, „so würde die Frage bald entschieden sein; wenn ich aber die Vernunft und meine innerste Überzeugung zu Rate ziehe, so glaube ich der Erhaltung meines Staates und meines Hauses alles übrige opfern zu müssen, und demnach muß ich mich, nach der jetzigen Lage des Staates und meines Hauses, für ersteres (für Frankreich) ent-entscheiden." „Es schiene ihm," so fuhr er fort, „zu allen Zeiten jeder Krieg gegen das Genie und die Übermacht Napoleons sehr bedenklich und ein solcher böte wenig frohe Aussichten dar. Es wäre jedoch ein solches Hasardspiel noch einmal zu wagen, wenn Rußland mit Österreich darüber einverstanden seien, daß beide mit Anstrengung aller Kräfte zu Werke gehen wollten, daß alsdann auch Preußen sich füglich an sie anschließe und sein Heil im Kriege zum letztenmale wagen dürfte; daß aber, so lange diese beiden Hauptmächte nicht gemeinsame Sache machen wollten, jeder Krieg mit Frankreich, wenn Preußen auf die Seite Rußlands träte, den unausbleiblichen Untergang Preußens, wenn nicht mathematisch gewiß, so doch gewiß höchst wahrscheinlich herbeiführen würde."

Es ist sicher, daß die Chancen eines Volkskrieges, einer stürmischen Erhebung, niemals zu ermessen sind. Aber man muß sich heute dennoch sagen, daß Friedrich Wilhelms Beständigkeit damals den Staat vor seinem Untergang bewahrt hat. Er traute allerdings dem französischen Kaiser gar nicht mehr. Er wußte nach den Gewalttaten, die Napoleon gegen eine Anzahl Dynastien Europas verübt hatte, daß auch er ein schnelles Opfer sein könnte und daß er wahrscheinlich das nächste Opfer sein würde. Aber wenn er



Königlich bayrische Chevaulegers vor einem Wirtshaus
Gemalt und auf Stein gezeichnet von C. Heinzmann

jetzt in Bündnisverhandlungen mit dem Kaiser eintrat, so gewann Preußen zunächst Zeit. Die Vernichtung des preußischen Staates und der Fall der Dynastie erfolgte dann nicht sofort und, Zeit zu gewinnen, schien hier alles. In der Hofburg zu Wien sowohl wie im Winterpalast zu St. Petersburg erwartete man jeden Augenblick, daß die französischen Heersäulen Preußen überschwemmen würden und daß die Aufteilung dieses unglücklichen Staates nahe bevorstände. Der österreichische Minister Metternich erwog sogar schon, ob es für Österreich nicht geraten sei, sich durch ein kluges Verhalten gegenüber Napoleon das Anrecht auf die Provinz Schlesien zu sichern.

Unter solchen Verhältnissen gingen die Dinge ihren Gang. Die Verhandlungen zwischen Berlin und Paris wurden fortgesetzt; wenn man überhaupt von Verhandlungen sprechen kann, wo an 400000 Mann bereitstanden, um auf den geringsten Wink des Imperators über Preußen herzufallen. Er schloß denn auch diesen Bündnisvertrag mit Preußen so, wie er seine Verträge zu schließen pflegte. Am 22. Februar 1812 legte er dem preußischen Gesandten von Krusemarck den fertigen Vertrag vor und wünschte die sofortige Unterzeichnung. Krusemarck erbat sich eine Frist von einem Tage, um doch wenigstens den französischen Entwurf mit dem preußischen zu vergleichen. Der französische



Königlich bayrisches Reiter-Pikett
Gemalt und auf Stein gezeichnet von C. Heinzmann

Minister Maret, Herzog von Bassano, hatte ihm gesagt, daß er noch einige leichte Abänderungen vorgenommen hätte. Über diese „leichten Abänderungen" sollten dem armen Krusemarck allerdings die Augen aufgehen. Das Papier, das da vor ihm lag, war ein Vertrag, wie Napoleon ihn selbst diktiert hatte. Der Kaiser erklärte dem Gesandten ganz kurz, daß von der Annahme des Vertrages es abhängen werde, ob der Einmarsch der französischen Truppen in Preußen ein feindlicher oder friedlicher sein würde. So hatte Krusemarck ein Ultimatum vor sich. Er mußte unterzeichnen, mochte er wollen oder nicht. Schon während der Kurier mit dem Vertrag nach Berlin unterwegs war, rückten die Franzosen in Preußen ein und man wußte überhaupt nicht, woran man war. Scharnhorst und Gneisenau glaubten nichts anderes, als daß es darauf abgesehen sei, sich der Person des Königs von Preußen mit Waffengewalt zu bemächtigen. Schon traf man Vorbereitungen, sich mit den vorhandenen Truppen durchzuschlagen und die königliche Familie zu retten. Erst das Eintreffen des Kuriers mit dem Vertrag zeigte an, daß es sich um einen „friedlichen" Einmarsch handelte.

Das Bündnis mit Frankreich verpflichtete den König von Preußen, ein Hilfsheer von 20000 Mann gegen Rußland zu stellen, das als 27. Division der großen Armee unter

den Oberbefehl des Marschalls Macdonald, Herzogs von Tarent, trat. Es war die Hälfte des preußischen Heeres, denn in diesem neuen Vertrag war es wieder ausdrücklich ausbedungen, daß Preußen nicht mehr als 42000 Mann halten dürfe. Das ganze Land war überhaupt nur noch eine Etappenstraße für den Durchmarsch der großen Armee, die sich gegen die Grenze Rußlands wälzte. Die Naturalienlieferung, die Preußen aufgezwungen wurde, war ungeheuer. Das durch jahrelange Bedrückung schon ausgesogene Land sollte liefern: 200000 Zentner Roggen, 400000 Zentner Weizen (denn diese verwöhnte französische Soldateska aß lieber Weißbrot als Schwarzbrot), 650000 Zentner Heu, 6 Millionen Scheffel Hafer, 44000 Ochsen, 15000 Pferde, 2 Millionen Flaschen Bier, 600000 Pfund Pulver und 300000 Pfund Blei und so weiter. Dazu 3600 bespannte Wagen für die Fuhren der Armee von Magdeburg bis an die russische Grenze. Das war zahlenmäßig festgelegt, aber was nicht zahlenmäßig festgelegt war, war viel schlimmer. Jeder französische Befehlshaber konnte, ohne sich an jene Ziffern zu kehren, Lebensmittel, Wagen, Pferde, Pulver, Patronen, Heu, Stroh, Hafer beitreiben, je nach seinem Belieben und ohne Widerspruch seitens der Behörden und der Bevölkerung. Der ganze Vertrag sorgte somit für die allergründlichste Ausplünderung und Wehrlosmachung des preußischen Staates. Die Festungen Spandau — Spandau war just so tüchtig befestigt und armiert worden, es sollte ja für Gneisenau ein Stützpunkt des Volkskrieges werden — und Pillau wurden von den Franzosen besetzt. Glogau und die übrigen Festungen, die noch französische Besatzungen hatten, blieben in französischen Händen. Napoleon fürchtete, daß der Berliner Pöbel aufstehen könnte, — der große Mann hat die Furcht vor Volksaufständen niemals verloren. Potsdam blieb frei. Dort residierte der König Friedrich Wilhelm, umgeben von wenigen hundert Mann seiner Garde. Er war jetzt ein Gefangener in seinem eigenen Lande. Es sah im Grunde schlimmer aus als seinerzeit nach dem Frieden von Tilsit. Napoleon hatte es klug verstanden, Preußen diesmal friedlich zu erobern, friedlich, aber dafür um so viel gründlicher. „Es kommt für uns jetzt darauf an,“ hatte Friedrich Wilhelm in seiner Denkschrift vom November 1811 gesagt, als er sich für Frankreich erklärte, „es kommt für uns jetzt nur darauf an, unsere politische Existenz zu fristen.“ — Und nun war es wirklich so weit gekommen, daß Preußen „seine politische Existenz fristete“, so lange, wie es dem Kaiser Napoleon gefiel. Ein glücklicher Krieg für Rußland könnte das Elend wenden, ein unglücklicher dagegen, ein solcher, den Napoleon gewann, hatte die unausbleibliche Fortsetzung Preußens von der Karte Europas zur Folge. Das war beim Kaiser beschlossene Sache.



5. Kapitel

Der Aufmarsch



Schon im Frühjahr des Jahres 1811 als sich die Dinge immer mehr zuspitzten, hatten die Rheinbundsfürsten die geheime Order vom Kaiser Napoleon erhalten, für die Rüstung ihrer Kontingente zu sorgen. Der Kaiser selbst aber machte in ganz Frankreich mobil, in ganz Frankreich, das will sagen: Frankreich selbst, Nordspanien, Italien, ein Teil der Schweiz, Holland und das ganze an die Nordsee grenzende nordwestliche Deutschland bis hinauf an die Travemündung. Bereits im Sommer des Jahres standen annähernd eine Viertelmillion Streiter ausgerüstet und marschfähig da, um in das heilige Rußland einzufallen, wenn es der Befehl des Kaisers Napoleon gebot. Am 12. Januar des Jahres 1812 konnte Fürst Kurakin aus Paris melden: „Der Krieg ist jetzt unzweifelhaft beschlossen. Die Rüstungen sind beendigt, die Märsche heben an. Der Kriegsminister hat zu einem Vertrauten gesagt, man sei noch nie auf einen Krieg so gut vorbereitet gewesen, wie gerade auf diesen." In der Tat ist der Aufmarsch zum russischen Feldzuge von 1812 in militärischer Hinsicht ein allererstes Meisterstück des großen Schlachtenkaisers. In allen Ecken und Enden seines gewaltigen Reiches und der mit ihm verbündeten Staaten wurde gerüstet, und als die Rüstungen vollendet waren, marschiert. Wie ein über den ganzen Horizont ausgebreitetes dunkles Wolkenmeer sich schließlich zu einem Gewitter zusammenballt, ballten sich diese Heeresmassen an der Westgrenze Rußlands zusammen, um ihre Blitze gegen den Zarenstaat zu senden. Man hat die Gesamtzahl aller Truppen, die im Laufe des Feldzugs die russische Grenze überschritten haben, auf 612000 Mann eingeschätzt, die mit fast 1400 Feld- und Belagerungsgeschützen versehen waren. Die Armee, Kavallerie, Artillerie und Fuhrpark eingerechnet, zählte über 180000 Pferde. Es war in der gewaltigen Masse wie ein babylonisches Sprachgewirr. Französischer Nationalität, eingeschlossen die zwangsweise naturalisierten Deutschen, Holländer, Belgier und Italiener,



Polnischer Lancier
Nach einer Studie von H. Vernet gestochen

waren in dieser Armee ungefähr dreimalhunderttausend Soldaten, dazu kamen an zweimalhunderttausend deutsche Hilfstruppen, neunzigtausend Polen und Littauer und dreißigtausend Italiener, Illyrier, Spanier und Portugiesen.

Der junge Graf Karl Anton Wilhelm von Wedel, der von der Hörbank in die französische Armee eintrat und bei dem neunten polnischen Lancier-Regiment Offizier wurde, schildert den Zustand seiner Kompagnie, der in kurzen Zügen ein Bild gibt, wie selbst in einzelnen Kompagnien Offiziere aus aller Herren Länder zusammenkamen. Sein Rittmeister hieß Marquis Spinola, ein Genueser, etwa 24 Jahre alt. Er hatte nichts von einem Italiener, war lang, hager, blaß, hatte dünnes schlichtes blondes Haar, wenig Bart, schlaff, schwach und träge an Körper und Geist, dabei aber gutmütig und weich, das ganze Wesen das „Gepräge einer mühsam erhaltenen Treibhauspflanze". Vom Dienst verstand er nichts und war überdies ein furchtsamer Reiter. Dann kam Graf Wedel, ein Braunschweiger von Geburt. Nach ihm der Leutnant Thiele, etwa 40 Jahre alt, groß, breitschultrig, früher Leutnant in einem hannöverschen Dragonerregiment. Er sprach ein kauderwelsches Französisch, verstand selten den Sinn einer französischen Phrase richtig und hatte keine Idee von der Art des Dienstes bei der leichten französischen Kavallerie, auch



Königlich bayrische Infanterie
Nach einer Radierung von J. A. Klein

durchaus keine Lust und Fähigkeit, ihn zu erlernen. Dann war ein ehemaliger Unteroffizier von den französischen Gardejägern da, namens Le Magnan, gebürtig aus Orleans, ein gefälliger gutmütiger Mensch, ein guter Reiter, verstand was vom Dienst, hatte aber bei seinen Leuten gar keinen Respekt. „Fast alle Nationen," schreibt Wedel, „waren in diesem Regiment vertreten; im ganzen waren es tapfere, verwegene, kriegserfahrene Soldaten, jeden Augenblick bereit, ihr Leben für nichts zu achten und es an irgend ein Wagnis zu setzen, dabei aber rohe, wüste Leute: Diebe, Räuber, Mörder, wenn sie hoffen konnten, unbestraft zu bleiben, gegen Bürger und Bauer grob und hart, gegen ihre Vorgesetzten nicht selten widerspenstig, kurz Soldaten, wie sie sich nur in langen Kriegen, besonders bei solchen Guerillakriegen wie in Spanien, bei laxer Disziplin bilden, und wie sie von Schiller in ‚Wallensteins Lager' beschrieben werden." — Zu diesen Leuten traten dann noch westfälische Kavalleristen, hamburgische Dragoner und ein Ersatz aus dem Herzogtum Bremen und Lüneburg, — ein buntes Menschenwirrsal, das in allen Idiomen sprach und fluchte, vom derben Plattdeutsch bis zum melodiösen Spanisch, vom nasalen Französisch bis zum schmiegsamen Italienisch. Dazu kam nachher noch eine Abteilung polnischer Lanciers, die das neugebildete Regiment im Lanzenfechten ausbilden sollte. So sah dieses Regiment aus und man kann daran abmessen, wie so viele Regimenter in dieser großen

militärischen Völkerwanderung, die sich gegen Rußlands Grenze fortwälzte, aussahen. — Natürlich waren auch die Armeekorps in ihren einzelnen Bestandteilen bunt gemischt. Beim I. Korps standen Franzosen, Hessen, Mecklenburger, Polen und Spanier, beim II. Schweizer, Italiener, Kroaten, Polen, beim III. Illyrier, Portugiesen und Württemberger, beim IV. waren die Hälfte Franzosen, die Hälfte Italiener. Das Kavalleriekorps, das Napoleon zu einer großen Kavalleriemasse zusammenzog, hatte hauptsächlich nur Franzosen, das heißt Franzosen, Holländer, Italiener und Spanier, sowie Regimenter aus dem nord-



„Kürassier beim 4. Regiment gewesen, Sire!"
Nach Charlet

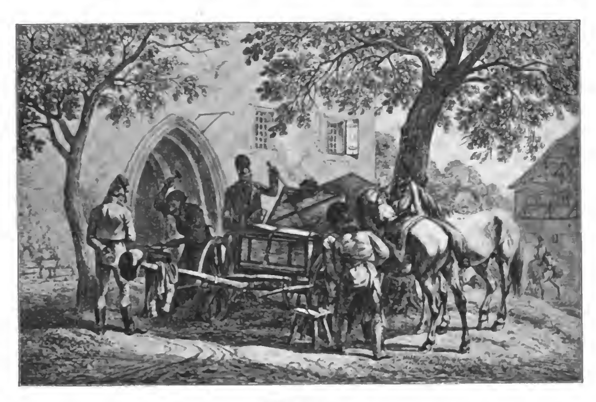
westlichen französierten Deutschland in seinen Reihen. Aber es waren auch polnische, bayrische, preußische, sächsische, westfälische und ein württembergisches Regiment darunter.

Beim Anblick dieser ungeheuren Armee, einer Armee, wie sie seit den Anfängen der Geschichte die Welt noch nicht gesehen hatte, durfte der Imperator, der über dieses alles gebot, wohl mit Recht ausrufen: „Avec de tels moyens nous dévorerons tous les obstacles!" „Mit solchen Hilfsmitteln werden wir alle Hindernisse ‚verschlingen'." Allerdings das größte Hindernis, das trug diese Armee zunächst in sich selbst und in ihren eigenen Reihen. Das wußte der Kaiser auch. „Das Ergebnis aller meiner Bewegungen," schrieb Berthier in seinem Auftrage an den Marschall Davoust, „wird 400000 Mann an einem einzigen Punkte vereinigen und da ist dann von dem Lande nichts mehr zu hoffen. Man muß alles bei sich haben." Der Kaiser hatte befohlen, daß jeder Mann eine für vier Tage reichende eiserne Ration mit sich führen solle und daß außerdem den



Im Hauptquartier Willenberg in Ostpreußen am 10. Juni
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Truppen für den Marsch bis zum Njemen ein viertägiger Bedarf nachgeführt werden sollte, zu welchem Zwecke Tausende von Wagen der Armee folgten. Hatte man den Njemen überschritten, so sollten die französischen Trainbataillone mit ihren 6000 Fahrzeugen der Armee den Proviant für sechs Wochen nachführen. Zur Ergänzung der Proviantmassen sollten in geeigneten Städten Magazine angelegt werden, das Hauptmagazin in Wilna, das durch eine Wasserstraße mit Danzig verbunden war und von dort stets Proviantnachschub erhalten konnte. In Danzig und den Weichselfestungen waren bereits gewaltige Vorräte aufgehäuft. Sie sollten allmählich so vermehrt werden, daß sie für eine halbe



Feldschmiede
Nach einer Radierung von J. A. Klein

Million Menschen und für ein ganzes Jahr ausreichten. Weil eine Unzahl von Pferden mit der Armee war, so hatte der Kaiser den Ausbruch der Feindseligkeiten so lange hingezögert, bis eine Grasfütterung für die Pferde möglich war. — In kluger Einsicht, aber zugleich auch notgedrungen, denn es war vorauszusehen, daß der Heuschreckenschwarm sehr bald das Land, durch das er zog, leer gefressen haben würde, hatte Napoleon zu diesem Magazinsystem gegriffen. Ein solches System war aber für die französische Armee etwas ganz neues. In den bisherigen napoleonischen Kriegen, die ja mit solchen Gewaltmassen nicht geführt wurden, hatte der Krieg stets den Krieg ernährt. Die Einwohner der eroberten Länder und die Staaten selbst hatten die Kosten der Zeche bezahlen müssen. Hier war vorauszusehen, daß das nicht möglich war, und so verfiel Napoleon auf die in großem Maßstabe vorbereitete Magazinverpflegung. Aber ein Umstand machte sich sehr bald bemerkbar. Die Verwaltung war für eine solche Verpflegungsart nicht geschult. Um sich in Rußland außerdem den notwendig werdenden freihändigen Einkauf von



Biwak der italienischen Gardedragoner nahe Willenberg in Ostpreußen am 10. Juni 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Bataillonstambour
der jungen Garde, Jägerfüsilier

Lebensmitteln zu erleichtern, hatte der Kaiser große Summen gefälschten russischen Papiergeldes anfertigen lassen. Auch das half aber nicht viel, denn wo nichts mehr zu kaufen ist, da nützen natürlich auch nicht noch so glänzend gefälschte Rubelscheine.

Sehr bald war daher die vormarschierende Armee infolge der Verwaltungsmängel wieder auf das Requirieren angewiesen. Da nun aber der Soldat der großen Armee es bisher gewohnt war, in reichen Ländern zu siegen und zu hausen, so artete natürlich das Requirieren in das längst zur Gewohnheit gewordene Plündern aus. An Nachsicht hatte seit dem italienischen Kriege des Jahres 1796 der Kaiser es nie fehlen lassen. Er ließ seine Generäle und Marschälle so gut plündern und stehlen, wie er es dem gemeinen Soldaten nicht verwehrte. Die scharfen Erlasse, die ja zuweilen gegen das Plündern erschienen, waren nicht gar zu ernst gemeint; das war eitel Spiegelfechterei, und es ist lächerlich, wenn mancher gutgläubige Deutsche aus jenen Tagen behauptet hat, der Kaiser und seine Generäle hätten aus Menschenfreundlichkeit nach Kräften gesucht, die Mannszucht aufrecht zu erhalten. Der große Eroberer dachte aber ganz anders. Daß die Völker unter den Ausschreitungen seiner Soldateska bluteten und zugrunde gingen, war ihm höchst gleichgültig. Wenn er schon gegen das Plündern einschritt, so geschah es nur in seinem eigenen Interesse, denn er wußte, daß zu viel Duldung in dieser Hinsicht die Mannszucht lockere. Und das wollte er nicht und durfte er natürlich auch nicht leiden.

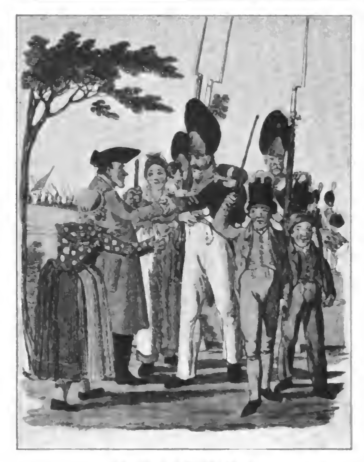
Als damals die Flut über die ostpreußischen und polnischen Provinzen gegen den Njemen vorbrach, sah es in den Länderstrecken, über die sie sich hinwälzte, bald sehr böse aus. „Das Herzogtum Warschau,“ schreibt der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Württemberg, der als Führer der württembergischen Hilfstruppen unter dem Marschall Ney kommandierte, „sowie ganz Ostpreußen gleicht von der Weichsel an einer einzigen, mit Truppen, Geschütz, Fuhrwerken aller Art bedeckten Straße. Wie die unglücklichen Bewohner dieser Länder durch die allgemeine und gleichzeitige Bewegung, zu der so ganz und gar keine Anstalten vorausgetroffen waren, durch die Hinwegnahme ihrer Pferde und ihres ganzen Viehstandes, der Fourage, des Mehls und



Neapolitanischer Leibgardist König Murats



Hauptquartier des Vizekönigs von Italien in Rastenburg in Ostpreußen am 14. Juni 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Königlich Sächsische Garde
Nach einem kolorierten Kupferstich von Ch. G. H. Geißler

aller Lebensmittel gelitten haben und noch infolgedessen leiden werden, davon ist es schwer, einen vollständigen Begriff zu geben. Auch die zukünftige Ernte ist bereits in Beschlag genommen, indem nach einem Tagesbefehl des Kaisers vom 6. Juni die sämtliche Kavallerie der großen Armee bereits auf grüne Fourage gesetzt worden ist und forthin keine Fouragewagen mehr bei den Kavallerieregimentern geduldet werden."

Am 9. Mai hatte der Kaiser Paris verlassen und sich in Begleitung seiner Kaiserin mit einem glänzenden Hofstaat nach Dresden begeben, wo sich alles das, was König hieß und was sonst noch als Fürst unter dem Gebot des allmächtigen Mannes stand und ihm Heeresfolge leistete, einzufinden hatte. Es war ein überaus prunkvolles Hoflager, das sich während jener Maitage im alten Königsschloß zu Dresden auftat. Als der Graf Ségur bei Gelegenheit einer Sitzung etliche Minuten zu spät kam, traf ihn aus den Augen seines Gebieters der bekannte unwillige Blitz; aber Graf Ségur parierte schnell und glücklich: „Sire," sagte er, „es war in Ihren Vorzimmern ein solches Gedränge von Königen, daß ich nicht durchkonnte." — Der Schwiegervater aus Wien war auch gekommen. Napoleon hatte im Frühjahr mit Österreich bereits ein Bündnis abgeschlossen und auch Österreich war zur Heeresfolge mit 40000 Mann verpflichtet. Der Kaiser Napoleon wünschte wohl, daß sein Gegner von Aspern und Wagram, der Erzherzog Karl, die Führung der österreichischen Truppen übernähme, aber Karl weigerte sich. Der Fürst von Schwarzenberg, der den Bündnisvertrag mit Frankreich geschlossen hatte und der etliche Jahre zuvor Gesandter in Paris gewesen, erhielt das Oberkommando über das österreichische Hilfskorps. — Der gute Kaiser Franz erzählte nach diesem Dresdner Aufenthalt seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, daß er mit Napoleon sehr gut ausgekommen sei und murmelte wiederholt, wie Erzherzog Johann berichtet, zwischen den Zähnen: „Das ist ein ganzer Kerl!" Im übrigen glaubte er auch, sich überzeugt zu haben, daß der Kaiser Napoleon im Grunde ein gutes Herz habe, denn er habe Tränen in seinen Augen gesehen, als er ihm, dem Schwiegervater, versicherte, daß er mit seiner Frau Maria Luise sehr glücklich lebe; worauf Kaiser Franz natürlich sofort Gelegenheit nahm, wieder ein bißchen für die Vergrößerung seiner Hausmacht zu wirken. Er hatte alsbald dem Kaiser Napoleon gesagt: es sei doch sein eigenes Interesse, wenn er Österreich



Österreichische Feldwache
Nach J. A. Klein

wieder mächtig mache, weil er dann, wenn nach Napoleons eigener Meinung nach seinem Tode das große Franzosenreich auseinanderfalle, doch besser den Enkel schützen könne! Diese Unterredung muß sich der schlaue Korse sehr fest eingeprägt haben, denn als ihm ein Jahr später das Messer an der Kehle saß, hat er wiederholt an die Familiengefühle des Schwiegervaters und Großvaters appelliert. Aber da war Kaiser Franz anderer Ansicht geworden! Geschäfte waren in jener Zeit mit diesem Napoleon nicht mehr zu machen, und der kühle Rechner lehnte den häufigen Appell an seine Großvatergefühle mit den trockenen Worten ab: „Rödt's mier nit alleweil von dem Kind (König von Rom); bei mier z'Haus hab' I gar viel Kinder, an die I z'erst denken muß.“

Auch König Friedrich Wilhelm III. mußte sich, gezwungen allerdings und höchst widerwillig, nach Dresden begeben; das brachte das fatale Bündnis nun einmal so mit sich. Als der arme König dem Kaiser gegenübertrat, richtete der Rohe die kalte Frage an ihn: „Sie sind Witwer?“ und wühlte damit den ganzen tiefen Schmerz, den Friedrich Wilhelm um seine treue schöne Königin empfand, von neuem auf. Der Kaiser von Österreich wurde von seinem Schwiegersohn täglich zu Tisch gebeten; der König von Preußen und der König von Sachsen dagegen nur alle zwei Tage, weil sie Fürsten niederen Ranges waren. Schlimmer erging es natürlich den Herzögen und Fürsten, die keine Königskrone

trugen, die konnten, während da drinnen im Speisesaal Kaiser und Könige tafelten, im Vorzimmer bleiben, auf den Wink des mächtigen Gebieters harrend. Friedrich Wilhelm hat von dieser Dresdner Begegnung einen gesteigerten Haß gegen Napoleon mit hinweggenommen, wenn sein Groll gegen den übermütigen Korsen sich überhaupt noch steigern ließ.

Aus den Dresdner Tagen ist uns noch eine interessante Notiz überliefert, die der Erzherzog Johann von Österreich in sein Tagebuch eintrug. „Die Kaiserin," heißt es



Österreichische Artillerie
Nach J. A. Klein

da —, gemeint ist die stolze Maria Ludovika von Österreich, Kaiser Franzens dritte Frau, eine Prinzessin aus dem Hause Modena —, „die Kaiserin, scheint mir, hat sich in Dresden unklug benommen. Napoleon weiß sehr wohl, daß sie ihn haßt; er mag sie nicht. Es ist gut, daß sie nicht kroch, doch dieses zu sehr zu zeigen und in das andere Extrem zu verfallen, ist auch nicht gut. Ruhiges, ernstes Benehmen ist das Wahre hier jetzt." In demselben Tagebuch finden wir auch einige Notizen über die Kaiserin von Frankreich, Maria Luise, die, wie wir sagten, ihren Gemahl in das Hoflager von Dresden begleitete. Diese Nichte des Erzherzogs, wie er sie in seinem Tagebuch nennt: „nièce", hatte Johann in sein Herz geschlossen. „Ihre Gesundheit," so schreibt er, „ist meines Erachtens zerrüttet; das Gemüt wirkt auf den Körper, und dieser hat gelitten. Sie weiß den Kaiser im Feldzug und daß er fußleidend ist; sie weiß ihren Knaben krank, weil er Zähne macht

und eine schlechte Amme hat; von beiden Seiten hat sie lange keine Briefe erhalten. Die Menschen gefallen ihr auch nicht; sie denkt ihnen Gutes zu tun und sie zu lieben, aber auf Dank glaubt sie nicht zählen zu können. Sie sagte, sie habe es sich zum Gesetze gemacht, bloß in Gegenwart ihres Gemahls, des Kaisers, mit Leuten zu reden. Ich belobte das und riet, sich bloß an ihn zu halten, an ihr Kind und an irgend eine Beschäftigung; mehr bedürfe sie nicht." Und dann noch eine andere Notiz. „Neipperg kam zu mir und sprach über Schweden, über den Geist der Nation, wie der Kronprinz (der frühere Marschall



Lagerszene
Nach einer Radierung von J. A. Klein

Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, von welchem Klugen wir bald näheres hören werden) ein Mann von Charakter sei und wie ihn die Nation liebe und schätze. Er erzählte mir auch von dem Kriechen der Fürsten. Mir fallen dabei die Königlein aus dem Evangelium ein und wie Napoleon sie verachtet. Im Grunde hat er recht, denn wer sich selbst herabwürdigt, verdient es nicht besser." Dieser Graf Neipperg hat später Maria Luise über die Verbannung und den Verlust ihres kaiserlichen Gemahls getröstet. Wir werden davon in diesen Blättern noch hören. Und wiederum einige Seiten später: „Ma nièce hat Nachrichten von Napoleon vom 6. aus Thorn (wo wir ihn gleich sehen werden), wo noch nichts geschehen war; ich glaube aber, daß wir demnächst etwas hören werden. Einer oder der andere wird anfangen müssen (allerdings, kaiserliche Hoheit, dies ist zu erraten!); zu groß sind die Streitkräfte, zu gering die Hilfsquellen des Landes, um



Baschkir
Nach Gottfried Schadow gestochen von Buchhorn

sie zu ernähren. Der Hunger wird zwingen, und ich denke an einen kurzen Krieg, ausgenommen die Russen zögen sich zurück und ließen sich auf nichts ein. Allein an eine kluge Leitung der Operation bei dieser Macht kann ich gar nicht glauben. Dieser Kaiser ist bei dem Heere, und da Alexander kein Feldherr ist, so ist dies eher für sie schädlich als nützlich zu erachten." So der Erzherzog Johann, der sich keiner großen Geistesgaben rühmen konnte, wohl aber, wie aus diesen Bruchstücken seines Tagebuchs hervorgeht, einen ganz gesunden Menschenverstand sein nannte.

Am 29. Mai 1812 verließ Napoleon Dresden. Sein Weg führte ihn über Thorn. Wir haben ein Momentbild seines Einzuges in Thorn aus den Papieren eines württembergischen Artillerie-Leutnants vom Korps des Marschalls Ney, der den Kaiser persönlich am 2. Juni in Thorn einziehen sah und dessen Bericht allerlei zu denken gibt.

„Den 2. Juni gingen wir bei Thorn über die Weichselbrücke. Thorn, diese ehedem unter der preußischen Regierung so wohlhabende und gewerbsame Stadt, ist durch den Krieg sehr heruntergekommen. Die Lage von Thorn ist äußerst romantisch, besonders ist auf der Weichsel, unterhalb der Stadt, eine reizende Insel. Ich sah in dieser Stadt den Einzug des Kaisers. Wer diesen Mann nach dem Ausdrucke beurteilen wollte, den er seinem Gesichte gab, als er zur Stadt hereinritt, könnte nicht anders sagen, als daß diese sorgenlos lächelnde Miene und diese wohlbehagliche Haltung des wohlgenährten Körpers das Gepräge eines Mannes ist, der sich in seinem Leben um nichts anderes bekümmert hat, als um Essen und Trinken und andere sinnliche Genüsse. Übrigens schien mir die Art des Einzuges eines so großen Mannes höchst unwürdig. Ehe er kam, jagten die polnischen Lanciers von der Garde unaufhörlich die Straßen auf und ab und jagten die Leute aus dem Wege. Endlich ritt er, von einem nicht sehr zahlreichen Gefolge begleitet, über die Brücke. Vor ihm her ging mit dem Anstande eines Fleischerhundes, keuchend und schwitzend, mit bloßem Degen ein dicker Obrist von der Gendarmerie d'élite, dicht hinter dem Pferde ein Kapitän von derselben Truppe mit 6 oder 8, wahrscheinlich gedungenen, Gassenbuben. Diesen Jungen rief von Zeit zu Zeit der Gendarmenkapitän



Napoleon im Jahre 1812

Nach einer Originalzeichnung von Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



General Rapp
Nach einem Stich von Forestier

zu und zwar so laut, daß der Kaiser es notwendig hören mußte: ‚Allons donc criez!‘ Wenn nun die armen Teufel dies nicht sogleich verstanden, so gab er dem nächsten ein paar derbe Püffe unter die Rippen, worauf sie dann in ein klägliches und schnell verhallendes Geschrei: ‚Vive l'empereur!‘ ausbrachen. Und alles dies, um in die Zeitungen setzen zu können: ‚l'air retentissait des plus vives acclamations et des cris: vive l'empereur!‘“ „Die Luft widerhallte von den begeisterten Zurufen: es lebe der Kaiser!“

Dann ging es nach Danzig. In Danzig traf Napoleon mit dem König Joachim Murat und dem General Rapp, der in Danzig kommandierte, zusammen. Rapp schreibt über die Anwesenheit des Kaisers in Danzig sehr interessante Seiten in seinen Denkwürdigkeiten. Wir wollen sie hören.

„Wir waren beide die ersten, die der Kaiser bei seiner Ankunft empfing, er wandte sich zunächst an mich mit der scherzhaften Frage: ‚Was machen die Danziger mit ihrem Gelde? Mit dem, welches sie verdienen und mit dem, welches ich bei ihnen ausgebe?‘ Ich bemerkte ihm, die Lage der Bevölkerung wäre durchaus keine günstige, im Gegenteil, die Leute hätten mit allerhand Elend zu kämpfen und wären so gut wie ruiniert. ‚Das wird sich ändern,‘ erhielt ich zur Antwort. ‚Das ist eine abgekartete Geschichte; ich behalte die Gelder jetzt für mich.‘ Er war ermüdet, und wir zogen uns zurück. Gleich darauf wurde ich jedoch wieder zurückgerufen; ich allein war zugegen, als er Toilette machte. Er richtete verschiedene Fragen an mich. Nachdem er sich angekleidet und der Kammerdiener sich entfernt hatte, sagte er: ‚Nun, Herr General Rapp, jetzt haben wir die



Biwak der Leibgarden des Vizekönigs Eugen Beauharnais

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Preußen zu Verbündeten; die Österreicher werden bald folgen.' — ,Unglücklicherweise, Sire, tun wir unseren Verbündeten viel Schaden; es laufen von überall her Klagen über unsere Truppen ein!' — ,Das ist ein augenblicklicher Zustand. Ich werde zusehen, ob Alexander wirklich Krieg will; wenn ich kann, werde ich den Krieg vermeiden.' Plötzlich begann er von Murat zu sprechen. ,Haben Sie bemerkt, wie schlecht Murat aussieht? Er muß krank sein.' — ,Krank wohl nicht, Sire, aber er hat Kummer.' — ,Kummer? Worüber? Ist es ihm nicht recht, daß er König ist?' — ,Er sagt, er fühle sich nicht zufrieden.' — ,Warum begeht er als König so viele Dummheiten. Er soll Franzose sein und nicht Neapolitaner.'

Am Abend hatte ich die Ehre, beim Kaiser zu soupieren und zwar zusammen mit dem Könige von Neapel und dem Fürsten von Neuchâtel. Ehe wir uns zu Tisch setzten, wurde über den bevorstehenden Krieg mit Rußland geplaudert. Plötzlich wurde der Kaiser eine Marmorbüste gewahr, die auf einer Konsole stand. ,Wer ist diese Frau?' fragte er. — ,Es ist die Königin von Preußen, Sire.' — ,Ah! Herr General Rapp, Sie haben eine Büste der schönen Königin? Diese Frau war mir nicht gerade zugetan!' — ,Sire, es ist doch erlaubt, die Büste einer hübschen Frau zu besitzen, außerdem ist die Dargestellte die Gemahlin eines Königs, der heute Ihr Verbündeter ist.'

Am andern Tage ritten wir aus. Napoleon sah sich Stadt und Befestigungen an; er schien, zufrieden mit den Arbeiten, plötzlich aber etwas zu bemerken, was ihm mißfiel. Er wurde ärgerlich und wandte sich in Gegenwart einer Menge Leute an mich mit der Bemerkung, er liebe es nicht, daß seine Gouverneure die Souveräne spielten: ,Ich verlange, daß Bestimmungen strikte innegehalten werden!'

Es lag allerdings ein Verstoß vor, allein er war eigentlich nicht der Rede wert. ,Ärgern Sie sich nicht über diese Vorwürfe,' sagte mir halblaut der König von Neapel; ,der Kaiser ist übelgelaunt, er hat heute morgen unangenehme Briefe bekommen.' Wir kehrten bald darauf zurück. Napoleon empfing die Generale und Offiziere, die meinen Befehlen unterstanden, ebenso die Behörden der Stadt. An letztere richtete er verschiedene Fragen über Handels- und Finanzangelegenheiten und erwiderte auf die Klagen, es würde bald besser werden.

Am Abend hatte ich wiederum die Ehre, zum Souper hinzugezogen zu werden; wieder waren der König von Neapel und Berthier zugegen. Napoleon verhielt sich lange Zeit schweigend, plötzlich richtete er die Frage an mich: ,Wie weit ist es von Danzig nach Cadix?' — ,Jedenfalls sehr weit, Sire.' — ,Ah, ich verstehe Sie, Herr General; in einigen Monaten werden wir noch viel weiter entfernt sein.' — ,Um so schlimmer!' — Der König von Neapel und Fürst von Neuchâtel sagten kein Wort. ,Ich sehe, meine Herren,' begann Napoleon wieder, ,daß Sie zum Kriegführen keine Lust mehr haben: der König von Neapel will sein schönes Königreich nicht mehr verlassen, Berthier möchte in Grosbois jagen, Rapp in seinem prachtvollen Palais in Paris wohnen.' — ,Sie haben recht, Sire. Euer Majestät aber haben mich nicht verwöhnt. Ich kenne die Vergnügungen der Residenz nur wenig.'

Murat und Berthier verharrten in ihrem Stillschweigen; sie schienen sich verletzt zu fühlen. Nach Tisch sagten sie mir, ich hätte recht daran getan, dem Kaiser so zu dienen.

,Ja, meine Herren,' erwiderte ich ihnen, ,dann hätten Sie mich doch nicht sollen allein reden lassen.'"

Am 21. Juni 1812 traf der Kaiser in Wilkowiczki ein. Von hier aus ging das erste Bulletin des Feldzuges in die Welt, das den Krieg aussprach:

„Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen! Der erste endete zu Friedland und Tilsit. In Tilsit schwur Rußland ewiges Bündnis mit Frankreich und Krieg mit England, heut bricht es seine Eide! Es will sich über sein sonderbares Betragen nicht früher erklären, als bis die französischen Adler über den Rhein zurück und unsere Bundesgenossen daher in seiner Willkür sein werden. Ein unvermeidliches Geschick reißt Rußland mit sich fort, es kann seinem Schicksal nicht entrinnen. Sollte es wohl glauben, wir wären ausgeartet? Sollten wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns zwischen Entehrung und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also! Vorwärts über den Njemen, tragen wir den Krieg auf sein Gebiet! Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen ruhmreich wie der erste sein; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft mit sich führen und dem hochmütigen Einfluß, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die europäischen Angelegenheiten ausübte, ein Ziel setzen."

Der Übergang über den Njemen stand jetzt unmittelbar bevor. Die lange Gewohnheit seiner Kriegsjahre hatte diesen großen Mann erkennen lassen, daß ein richtiger Feldherr, wenn er nicht eben jemanden unter seinen Generalen hat, dem er vertrauen kann, wie sich selbst, doch alles am besten persönlich macht. Hierin stimmte seine Meinung mit der des großen Preußenkönigs Friedrich II. überein. In polnischer Verkleidung ritt der Kaiser bei Kowno die Ufer des Njemen ab und ordnete selbst an, wie die Brücken zu schlagen seien. Im Morgengrauen stieg er zu Pferde und nur der General Haxo begleitete ihn. Einige Kilometer unterhalb des Dorfes Alexioten fand er die richtige Stelle für den Übergang und befahl, daß hier drei Brücken geschlagen würden. Bevor die Truppen den Übergang begannen, erließ der Kaiser noch einen zweiten Aufruf an seine Armee: „Soldaten! Schon macht man Euch den Tagesbefehl bekannt, den ich zu Wilkowiczki an Euch erlassen habe. Rußland will uns entehren; es will uns einen schmählichen Rückzug an die Ufer des Rheins diktieren, aber Weh' ihm! Ihr, meine Tapfern, habt zwischen dem Sieg und der Schande zu wählen. In wenig Tagen sind wir in Wilna, der großen Hauptstadt Littauens, im Lande Eurer treuesten Anhänger und Freunde. Gedenkt der Menge von Tagen, die uns zu glorreichen Siegen führten."

Wir haben unsere Leser durch anderthalb Jahrzehnte geführt und müssen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß im Jahre 1796, als der General der Republik, Napoleon Bonaparte, in Italien eintraf und dort jenen Aufruf an seine Truppen erließ, der, wie wir erwähnten, dem starren Republikaner Carnot gar seltsam in die Ohren klang, — dieser Aufruf sehr ähnlich lautete wie der, welcher jetzt in der Flachebene Polens erlassen wurde. Damals hieß es: „Ich werde Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen, blühende Städte, reiche Provinzen werden in Eurer Gewalt sein. Dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden." Ist es nicht wie ein Echo? Wie ein Echo, das herüberklingt über eine ununterbrochene Reihe glorreicher, aber blutiger Kriege? Es ist seltsam, wie dieser Mann immer wieder seine Soldaten zu begeistern wußte. Wie damals dem hageren, langhaarigen, dämonisch aussehenden General Bonaparte hunderttausend Bajonettträger zujubelten, so klang es jetzt aus einer halben Million Soldatenkehlen brausend durch die Luft: „Vive l'empereur!"

In derselben Nacht ließ der Kaiser den Übergang beginnen. Der Graf Karl Anton Wilhelm von Wedel, eben jener Offizier bei den polnischen Lanzenreitern, von dem wir schon einmal hörten, gibt uns einen lebhaften Bericht über den Tag und den Einbruch des gewaltigen Volksheeres in die Gefilde des heiligen Rußland, gibt uns einen Blick hinein in die Stimmung des einzelnen Soldaten.

„Am 23. Juli hatte sich zwischen Schirwindt und Kowno eine unzählige Masse von Truppen aller Art zusammengefunden. Die Dörfer konnten die Menge nicht fassen; soweit das Auge reichte, sah man das unermeßliche Heer, welches, wie die Rede damals unter den Truppen ging, Rußland zum Bunde mit Frankreich zwingen und dann, vereinigt mit den Russen, die Engländer in Ostindien angreifen sollte. Der französische Soldat, der keinen Begriff von Geographie hat, glaubte ganz im Ernst an diesen abenteuerlichen Zug.

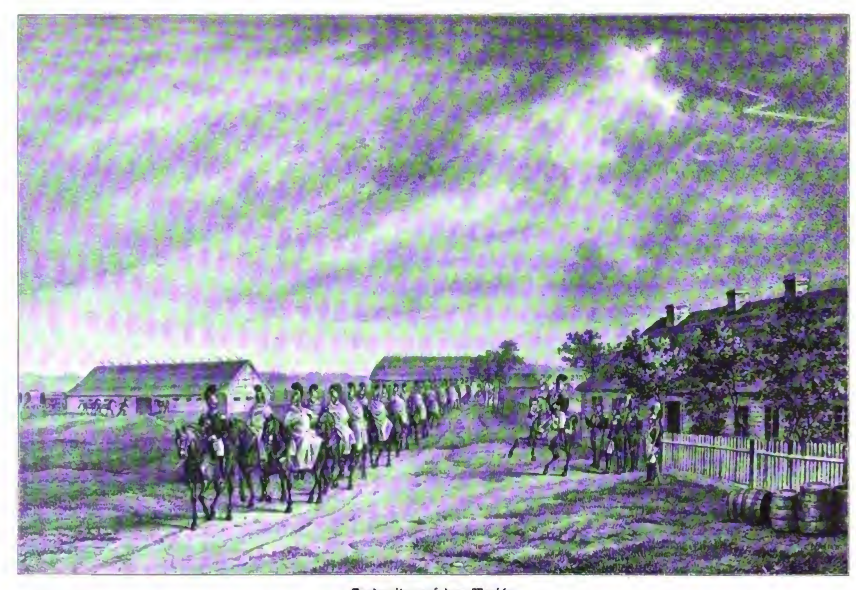
In diesem weiten Feldlager hörte man fast alle Sprachen reden, fast alle Staaten des europäischen Kontinents hatten Truppen gesandt. Der Däne stand neben dem Kroaten, der Preuße folgte mit verbissenem Ingrimm dem französischen Adler, der Holländer, der Bayer, der Württemberger, der Westfale, der Polak, der Italiener, alle folgten dem Befehl desselben Führers. Ein zahlreicheres und schöneres Heer, eine solche Artillerie, so viele berühmte, tapfere Generale hatte die Welt noch nie beisammen gesehen.

Drei Viertel des Heeres bestanden aus Nationen, deren wahren Interessen der beginnende Krieg schnurstracks entgegen war. Viele waren sich dessen bewußt und wünschten in der Tiefe der Brust mehr den Russen als sich selbst den Sieg, und dennoch war jede Truppe brav und focht am Tage der Schlacht, als gelte es ihre eigenen höchsten Interessen. Wer kein höheres Ziel vor Augen hatte, wer nicht, wie der Pole, fürs Vaterland kämpfte oder richtiger, Napoleons Versprechen trauend, fürs Vaterland zu kämpfen glaubte, wollte wenigstens seine eigene Mannesehre und die Ehre seiner Nation hochhalten, indem er keinem anderen den Vorzug einräumte. So entstand gerade aus dieser bunten Zusammensetzung des Heeres ein edler Wettstreit des Mutes und der Tapferkeit, und wie auch der einzelne über Napoleon sonst denken mochte, ob er ihn liebte oder haßte, so war doch wohl im ganzen Heere keiner, der ihn nicht für den größten und erfahrensten Feldherrn hielt und unbedingtes Vertrauen auf sein Talent und seine Kombinationen setzte. Wo sich der Kaiser zeigte, glaubte sich der Soldat des Sieges gewiß; wo er erschien, ertönte ein tausendstimmiges ‚Vive l'empereur!' Der blendende Schein seiner Größe überwältigte auch mich und riß mich hin zu Bewunderung und Enthusiasmus, daß ich aus vollem Herzen mit aller Kraft meiner Stimme einstimmte in das ‚Vive l'empereur!'

Welch imposanter Anblick, dieses ungeheure prachtvolle, wohldisziplinierte Heer! Der Untergang Rußlands schien so gewiß wie Napoleons prophetischer Aufruf an die Armee ihn ankündigte.

Am Abend des 23. Juli (es war eine schöne warme Sommernacht) biwakierte das Regiment zum erstenmale zwischen Schirwindt und Kowno, unweit von einem mit allem, was ein Biwak bequem machen kann, versehenen Dorfe. Die Kampierpfähle wurden in die Erde gerammt, durch Querlatten und Stricke verbunden und die Pferde in langen Linien darangebunden. Einige Schritte hinter den Pferden bauten die Soldaten leichte Hütten aus Latten, die das Dorf lieferte, gegen die Windseite geschützt mit Stroh und Baumzweigen. Darunter fand man ein bequemes Lager auf Stroh oder Heu, in seinen neuen guten Mantel gewickelt; bald brannten überall lustige Lagerfeuer, und jeder hatte außer der gelieferten Portion noch etwas in seinem Kochtopfe, um seinen Hunger zu stillen: ein Huhn, Schinken, Speck, Butter, einige Eier. Kurz, es fehlte dem Soldaten an nichts. Alle waren froh und lustig, und wer es nicht war, schien es wenigstens zu sein.

Die Tausende der die ganze Gegend erhellenden Lagerfeuer machten in der dunklen Nacht einen fast noch mächtigeren Eindruck als der Anblick des Heeres bei Tage. Man sieht am Tage alles, während die Nacht nur einzelne Punkte zeigt und der Phantasie



Gardereiter auf dem Marsche

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

einen weiten Spielraum läßt. Dazu kam die lärmende Geschäftigkeit des Lagers, die Fröhlichkeit der bis dahin gut verpflegten Soldaten, das Stampfen und Wiehern mutiger Rosse, die Hoffnung auf Sieg, Ehre und Lohn im nahen Kampfe.

Alles dies ergriff mich und regte mich so auf, daß ich keine Ruhe auf meinem Lager fand; ich bestieg eine nahe Anhöhe, von der ich eine weite Aussicht ringsum hatte, und hoffte von da auch jenseits des Njemens die russischen Feuer zu sehen.

Aber ostwärts war nur finstere Nacht, von keinem Lichte erhellt. Erst als es im Lager stiller und stiller ward, suchte ich meine Hütte. Im warmen Heu, zwischen den wollenen Decken und dem Mantel ward es mir fast zu warm. Ich schlief bald ruhig und fest. Aber in der Frühe des St. Johannismorgens erwachte ich bebend vor Kälte. Die Sonne war aufgegangen, aber ein frostiger Morgenwind trieb einen kalten Nebel vor sich her; mich fror so sehr, daß ich eine Viertelstunde umherlaufen mußte, um das Blut in die erstarrenden Glieder zu treiben. So erging es mir beim ersten Biwak in einer warmen Sommernacht. Später litt mein abgehärteter Körper beim Rauhfrost der Herbstnächte nicht so viel.

Um 8 Uhr morgens ertönte das Signal zum Satteln, und bald stand das Regiment in Reih' und Glied in Paradeuniform. Langsam bewegte sich der Zug nach Kowno, je näher dem kleinen Orte, desto dichter die Scharen, desto öfter Stocken in den Kolonnen. Endlich waren wir durch die schmalen Gassen des Städtchens und aus einem Hohlwege auf ein Plateau debouchiert, welches dicht mit Truppen besetzt war. Von hier überblickten wir den nahen Njemen, über welchen drei Schiffbrücken geschlagen waren. Links von uns, an der anderen Seite des Hohlweges, stand ein großes Zelt, es war das des Kaisers; ihn selbst konnten wir in der Menge der das Zelt umstehenden Offiziere nicht erkennen. Von dem Plateau zog ein Regiment nach dem anderen in die Ebene hinab, über die Brücken. Bald standen auch wir auf russischem Boden, das Vaterland weit hinter uns."

Wir ersehen aus diesem Bericht, daß der Soldat, gleichgültig ob kühles norddeutsches Blut in seinen Adern floß oder ob seine Wiege am Tajo gestanden, ob er seine Jugend als Pariser Gamin verlebt, ob die Sonne Neapels sein Antlitz gebräunt, mit einem begeisterten „Vive l'empereur" den Fahnen dieses großen Eroberers folgte. Winkten ihm nicht Erfolg und Ruhm? Trug er, wie es von jenen Tagen heißt, nicht den Stab eines Reichsmarschalls in seinem Tornister? Anders allerdings dachte das Volk, das von dem Ruhm des Krieges wenig, von den Nöten des Krieges viel wußte. Im Sommer des heißen Jahres 1811, dessen glühende Sonne edlen Wein reifen ließ, stand ein gewaltiger Komet mit weithin sichtbarem Flammenschweif allnächtlich am Himmel. Und so schien es dem Volk, als ob ein gewaltiges Gottesgericht heraufsteige über diesen Kaiser und die Hunderttausende, die er in die Steppen Rußlands hineinführte.

Wenngleich der eiserne Wille eines einzigen über die sechsmalhunderttausend Gewappneten gebot, so ist es doch wertvoll, daß wir jetzt die Männer kennen lernen, die unter dem Kaiser seine Heere führten. — Das Korps der Kaiserlichen Garde war in drei Abteilungen geteilt: in die alte Garde, die junge Garde und die Gardereiterei. — Die alte Garde, diese Elitetruppe, die in allen Feldzügen des Imperators um ihn selbst war und die Ehrenwache für die kaiserliche Person stellte, stand unter dem Kommando des Marschalls Franz Josef Lefèbvre, des Herzogs von Danzig. Das war derselbe Mann, der in Tirol, wie sein Kaiser ihn ironisch fragte: „Die Taktik gelernt hatte". Wir haben ihn eine subalterne Polizeiseele genannt und wissen, daß er eines Polizisten Sohn aus dem Elsaß war, aber er war ein verläßlicher Mann, ein Mann, auf den der Kaiser bauen

konnte, wie auf einen Felsen; beileibe kein Feldherr, nicht einmal ein Divisionsgeneral. Und da die Garde des Kaisers eigenstem Befehl unterstand und nur von ihm selbst im äußersten Notfall eingesetzt wurde, so war der zuverlässige Mann hier als Kommandeur durchaus am Platze. Er war aus dem Regiment der gardes françaises hervorgegangen. Nach zehn Jahren, nach strenger Dienstzeit war er Sergeant geworden. Vor der Revolution konnten nur die Söhne des Adels, die acht Generationen nachwiesen, Offizier werden. Dann, als die Revolution ausbrach und la carrière aux talents öffnete, wurde



Franz Joseph Lefèbvre
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Danzig

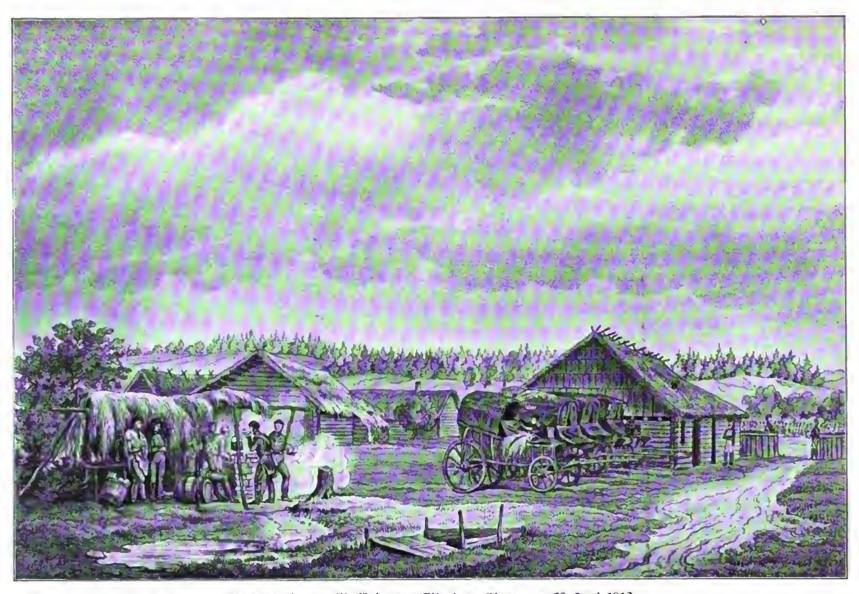
er im Jahre 1792 Kapitän im 13. Bataillon der leichten Infanterie. Dann kam ein schneller Aufstieg. Zwanzig Jahre gebrauchte Lefèbvre, um Kapitän zu werden, zwei Jahre nur, um es bis zum Divisionsgeneral zu bringen! Wir erinnern uns des Staatsstreiches vom 18. brumaire des Jahres 1799. Damals kommandierte der Marschall die siebzehnte Militärdivision in Paris, und seine Hand war es, die den General Bonaparte zurückriß, als die Flut der empörten Deputierten ihn zu Boden zu werfen und mit Füßen zu treten drohte. Seit jener Stunde stieg sein Stern um so rascher. Der General Bonaparte war ein dankbarer Mann, wenn vielleicht, an seinem ganzen Charakter gemessen, auch nur dankbar aus Eigennutz. So stieg denn auch Lefèbvre und wurde bei dem großen Marschallschub des Jahres 1805 Reichsmarschall des Kaiserreiches, wurde, als der Graf Kalckreuth ihm nach tapferer Verteidigung anno 1807 die Stadt Danzig überliefern mußte, Herzog von Danzig. Seine Herzogin war einst Wäscherin gewesen, die schöne Cathérine Hübscher, — so wechseln die Schicksale der Menschen!

Die drei Divisionen der jungen Garde, die zu zwei Dritteln aus Franzosen, zu einem Drittel aus Polen bestanden, befehligte der Marschall Mortier, der Herzog von Treviso. Dieser Mortier war auch kein Genie. Wir haben gehört, wie er im Jahre 1803 Hannover besetzte und ausplünderte. Der Kaiser verwendete den Mann hauptsächlich für solche Besetzungsgeschäfte, bei denen zwar wenig Ehren zu holen waren, aber auch keine Niederlagen. Militärisch läßt sich von diesem Mortier wenig sagen, als das, was einst der General Kleber — derselbe, welcher in Ägypten zurückblieb und durch den Dolch eines fanatischen Muselmannes starb — von ihm sagte, „er bewies im Handgemenge Proben



Eduard Adolph Casimir Joseph Mortier
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Treviso

großer Kaltblütigkeit". Nun, dasselbe war vielleicht von Tausenden von Sergeanten in dieser großen Armee zu berichten. Bei Leoben im Jahre 1805 hatte ihn der alte, schlaue Kutusoff im Netz, nur die Tüchtigkeit und Geistesgegenwart des Majors Henriot half ihm aus der Patsche. Napoleon kannte ihn. „Wie ein Hanswurst ist General Mortier in Hannover eingerückt," sagte der erste Konsul zu dem Gesandten des Königs von Preußen, dem Kabinettssekretär Lombard, als dieser wegen Hannover Beschwerde erhob. Als es mit Napoleon zu Ende war, wurde Mortier unter den zurückgekehrten Bourbonen Pair von Frankreich. Das war er jahrelang und — dazu eignete er sich. Als am 29. Juli 1835 der König Louis Philippe, der letzte Orléans, eine Truppenbesichtigung abhalten wollte, war auch Marschall Mortier, ein Siebenziger fast, unter dem Gefolge des Königs. Er wurde von einem Unwohlsein befallen und man riet ihm, zurückzubleiben. „Mein Platz," sagte darauf Mortier, „ist an der Seite des Königs," — und ritt direkt hinein in die



Hauptquartier des Vizekönigs vor Piloni am Njemen am 30. Juni 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Höllenmaschine des Joseph Fieschi. Er starb noch am selben Tage, starb so wenigstens mit einem Nachruhm, der etliche Tage durch die Pariser Zeitungen hallte. Dieser Fieschi war ein Korse und hatte auch den Feldzug in Rußland mitgemacht. So seltsam kreuzen sich menschliche Pfade! Übrigens war die Frau des Marschalls Mortier ein Gastwirtstöchterlein vom deutschen Rhein. Bevor sie Frau Marschallin und Herzogin von Treviso wurde, hatte sie den Gästen des „wilden Manns" in Koblenz Heurigen geschenkt.

Die Reiterei der kaiserlichen Garde stand unter dem Befehl des Marschalls Johann Baptiste Bessières, Herzog von Istrien. Dieser Mann stammte aus armseliger Hütte. Was er mit auf die Welt brachte, was ihn in der Folge zum Herzog machte, war ein unglaublicher Mut, eine Tollkühnheit, die keine Grenzen kennt. Bei Roveredo am 14. September 1796 nahm er mit sechs Jägern den Österreichern vier Geschütze weg. Drei Tage später, vor Primolano, stürzte er sich, nur von einem Jäger begleitet, auf eine Batterie. Als sein Pferd getroffen war, sprang er aus dem Sattel und ging zu Fuß gegen die Batterie vor. Infolge dieses Bravourstückes wählte ihn der General Bonaparte zum Anführer seiner Leibwache. Er war und blieb dann einer von den Prätorianern des Kaisers, die immer um seine Person waren. Feldherrngaben waren auch bei diesem Bessières nicht vorhanden, ein tüchtiger Haudegen, ein Draufgänger, der mit der Schärfe seines Schwertes sein Glück gemacht, das war alles. Feldherrngaben waren auch nicht nötig, denn er unterstand wie seine Kameraden Lefèbvre und Mortier den unmittelbaren Befehlen des Kaisers.

Das I. Korps der großen Armee, aus fünf Infanteriedivisionen bestehend, mit Ausnahme von vier fremden Regimentern lauter Franzosen, im ganzen 70000 Mann, kommandierte der Marschall Ludwig Nikolaus Davoust, seit der Schlacht von Auerstädt Herzog von Auerstädt und seit dem österreichischen Feldzuge von 1809 Fürst von Eckmühl.*) Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht des Herzogtums Burgund. Seine Vorfahren hatten sich schon als Kreuzritter hervorgetan. Der Stand des Soldaten war in seinem Geschlechte üblich, und von seinem Hause, wir erzählten es schon, ging das Wort: „Wenn ein Davoust geboren wird, so fährt ein Degen aus der Scheide." Er kam zur selben Zeit, als der junge Bonaparte die Militärschule in Paris verließ, dorthin. Dann wurde er Kavallerist. In eine der Soldatenmeutereien verwickelt, die im Jahre 1789 am Vorabend der Revolution in der französischen Armee epidemisch waren, entließ ihn der Kriegsminister aus dem Dienst, obgleich Davoust schuldlos war. Aber die Erklärung Dantons, „das Vaterland ist in Gefahr", die gewaltige Werbung um streitbare Kräfte, die laut hallend durch ganz Frankreich ging, rief den jungen Soldaten in die Front zurück. Bereits im Jahre 1793 war er Oberst, wenige Monate später Brigadegeneral und General in der Moselarmee. Mit dem General Bonaparte kam Davoust erst durch Vermittlung seines Kameraden Desaix, der bei Marengo fiel, zusammen. Er war mit in Ägypten und an einer Reihe von Gefechten, die im heißen Wüstensand des Orients stattfanden, nahm General Davoust hervorragenden Anteil. Auch in der Schlacht von Abukir am 25. Juli 1799 focht er erfolgreich mit. Er war es, der die Übergabe des Forts Abukir und die Gefangennahme der 2000 Mann Besatzung dort erzielte. Nun ging sein Aufstieg rasch vor sich; bei Austerlitz focht er mit Auszeichnung; die Schlacht von Auerstädt gewann er, allerdings mehr dem Zufall dankend, als den tatsächlichen Verhältnissen. Im Feldzuge von 1809 gegen den Erzherzog Karl bei Eckmühl erfocht er neue Lorbeeren; bei Wagram entschied er die Riesenschlacht. Neben seiner persönlichen Tapferkeit besaß er eine ungemeine Zähig-

*) Ein Porträt von Davoust findet der Leser auf Seite 151 dieses Werkes.



Der Führer
Nach einer Lithographie von Raffet

keit und Ausdauer, war bei aller Vorsicht dennoch kühn, war hart gegen sich selbst und verlangte von seinen Untergebenen dementsprechend viel. Man hat diesen Davoust geschichtlich immer als einen grausamen Mann hingestellt, besonders nachdem er Hamburg bis zum äußersten verteidigt hatte und dabei kein Mittel gescheut. Er war es im Grunde nicht. Ein adliger Sinn verleugnete sich nicht in diesem Mann. Auch war er keiner von denen, die sich durch Erpressungen bereicherten. Er führte eine einfache Lebensweise und starb ohne Vermögen. Wie die napoleonischen Schlachten zeigen, wurde dieser Marschall Davoust von dem Kaiser stets vor schwierige Aufgaben gestellt. Er hatte meistens das Kommando an demjenigen Flügel, der exponiert wurde. Er war in den Schlachten derjenige, der die Umgehungen der feindlichen Stellungen leiten mußte. Dennoch stand er dem Kaiser niemals persönlich und innerlich nahe, wie die Lannes, Junot, Marmont. Aber der Kaiser hielt große Stücke auf diesen Davoust und er konnte es getrost, denn er wußte, daß die Befehle, die er ihm gab, in guten Händen lagen.

Marschall Oudinot, der Herzog von Reggio, war es, der das II. Korps kommandierte. Das II. Korps umfaßte 37000 Mann und bestand zum größten Teil aus Franzosen und Schweizern. Der Marschall Oudinot stammte von der Tonbank her, aus einem Kaufmannsladen des kleinen Ortes Bar-sur-Ornain. Mit siebzehn Jahren trat er in das Regiment Médoc ein und diente seine ersten Soldatenjahre noch unter dem Lilienbanner der Bourbons. Er war ein Haudegen sans phrase; er packte an, sobald es ihm geheißen wurde, einer der brauchbarsten Korpskommandeure, die das Kaiserreich hatte. Allerdings brauchbar nur unter dem Auge seines Herrn und Meisters. Ein Stratege war er nicht, er wurde zaghaft, sobald persönliche Entschlüsse von ihm verlangt wurden. Bei Wagram war er Marschall und Herzog von Reggio geworden. Als er in diesen russischen Feldzug hineinzog, trug sein Körper neunzehn Narben.

Das III. Korps, bei welchem auch die Württemberger standen, führte Marschall Michael Ney, ein Elsässer, aus Saarlouis gebürtig, der Sohn eines Böttchers. Er war über den Schemel eines Advokatenschreibers als blutjunger Mensch auf den Husarensattel gekommen, wo es ihm besser behagte. Die Revolution brachte auch ihn weiter. Schon im Jahre 1796 war der Siebenundzwanzigjährige Brigadegeneral. Sein Obergeneral Kleber hatte ihn auf dem Schlachtfelde dazu ernannt. Man sagt, daß ihm schon vor diesem Tage das Patent des Brigadiers zugestellt war, aber Ney fühlte sich noch zu unsicher, um die Führung eines größeren Truppenkörpers zu übernehmen. Seine ersten Lorbeeren hatte er in den Kriegen am Rhein und in Süddeutschland erworben. Auf den italienischen Schlachtfeldern begegnen wir ihm nicht. Er kommandierte anno 1800 noch unter dem General Moreau. Der erste Konsul sah alle Leute Moreaus etwas mißtrauisch an. Aber nach dem Frieden von Luneville holte er sich den General Ney doch heran. Er köderte ihn mit einem Ehrensäbel, der einem ägyptischen Pascha gehört hatte, welcher auf der Wahlstatt von Abukir gefallen war; dazu verschaffte er ihm eine Frau, die den Beauharnais' eng befreundet war. Michael Ney ist dann einer der tapfersten Degen des Kaiserreiches geworden. Von eigentlicher Treue zum Kaiser kann man allerdings nicht sprechen, wenn man sein späteres Verhalten bei der Rückkehr Napoleons von Elba ansieht. Ney war eben ein Stimmungsmensch. „Niemals," sagt der Marschall Marmont in seinen Memoiren, „wurden seine Handlungen durch Berechnungen geleitet, sie waren stets die Folge eines augenblicklichen Gefühls und gleichsam eine Wirkung des jedesmaligen Zustandes seines Blutes. Er konnte sich ebenso gut mit 50000 Mann vor 30000 Mann zurückziehen als 50000 Mann mit nur 20000 angreifen." Aber sein außerordentlicher Mut



Charles Oudinot
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Reggio
Nach einem Stich von Az. Hubert

und eine ihm in hohem Maße eigene Besonnenheit im Momente der Gefahr, von welcher Besonnenheit Wunderdinge erzählt wurden, machten ihn zum Liebling der Soldaten. Wer unter Michael Ney focht, fühlte sich sicher und ruhig, denn hier war ein Führer, der es jedem Grenadier an Tapferkeit gleichtat, der sich nicht scheute, selbst zur Flinte zu greifen, wenn es sein mußte. Feldherrngaben? Fraglich, ob er sie besaß. Der Kaiser Napoleon überragte seine ganzen Marschälle und Generale so hoch und griff auch in jedes Detail wiederum so sehr hinein, daß die wenigsten von ihnen Gelegenheit hatten, sich als Feldherrn zu entwickeln und zu beweisen; er hatte sie immer alle am Zügel, wie ein feuriges Gespann. „Je ne suis qu'un fusil chargé, l'empereur commande — et le coup part." „Ich bin nichts wie ein geladenes Gewehr, der Kaiser befiehlt und — der Schuß geht los." So soll Ney in Erfurt zum Kanzler von Müller gesagt haben und so ähnlich wird es gewesen sein. Im Jahre 1805 bei Elchingen hatte der Sohn des Böttchers sich den Herzogshut geholt, „Herzog von Elchingen" hieß er seitdem. In dem Feldzug, der nun vor ihm lag, sollte er die größten Lorbeeren seines Lebens pflücken; als Fürst von der Moskwa sollte er als letzter den Boden Rußlands verlassen und hat, wie es wenigstens berichtet wird, den letzten Schuß aus einer französischen Flinte gen Osten getan. Seit jenem Feldzug trug er auch den Namen „le plus brave des braves," — „der Tapferen Tapferster."

Der Vizekönig von Italien, Eugène Beauharnais, befehligte das IV. Korps: Franzosen, Italiener, Spanier, Kroaten, bayrische Reiterei, im ganzen 44000 Mann. Diesem Beauharnais sind wir auf den ersten Blättern unserer Geschichte begegnet, als er, ein Knabe noch, vom General Bonaparte, der damals gleich nach der Niederwerfung des royalistischen Aufstandes die Kommandogewalt in Paris hatte, den Degen seines Vaters zurückforderte, seines Vaters, des Vicomte Alexander de Beauharnais, der kaum 34 Jahre alt, als Revolutionsgeneral unter dem Fallbeil fiel, weil er beschuldigt wurde, mit General Custine zusammen Mainz verraten zu haben. Dann hatte, wir hörten es, seine Mutter Josefine Tascher, die schöne Kreolin, in zweiter Ehe den General Bonaparte geheiratet, und Eugène brachte es unter seinem Stiefvater in jungen Jahren schon zum kaiserlichen Prinzen und zum Vizekönig von Italien. Nach dem glücklichen Feldzug von 1805 „verlangte" der Kaiser von König Maximilian Joseph von Bayern eine Prinzessin für seinen Stiefsohn. Maximilian Joseph gab darauf seine Tochter Amalie Auguste her, die gerade achtzehn Jahre alt geworden war. In jenen bunten Zeiten waren die heiratsfähigen Töchter der angestammten Monarchen vor einem Napoleoniden nie sicher. Die Ehe war übrigens glücklich, denn dieser Beauharnais war ein höchst anständiger Mensch. Wer sich auf Physiognomik nur ein wenig versteht, wird das in den offenen Zügen des Bildes (Seite 27 dieses Werkes) bestätigt finden. Ein aufrichtiger, tapferer, humaner Mann, der auch als Soldat und Truppenführer alle Achtung verdient, wenngleich auch er kein Feldherr war. Es steckte doch aus dem alten Geschlecht der Beauharnais etwas Vornehmes in ihm, das laute Auftreten der Marschallparvenüs hatte er nicht. Er war in Benehmen und Sprache einfach und schlicht. Vor seinem Stiefvater aber — wir erinnern an die Szene in der Schlacht von Wagram zwischen dem General Macdonald und ihm — vor seinem Stiefvater hatte er einen heillosen Respekt. Für seine Truppen sorgte er, soviel es in seiner Macht stand. Bei den Bayern war er besonders beliebt; er ist es auch nach dem großen Zusammenbruch geblieben, als er vom Vizekönig zum Herzog von Leuchtenberg hinabstieg und im Vaterlande seiner Frau den Rest seiner Tage beschloß.

Das V. Korps bestand aus reinen Polen, ungefähr 36000 Mann an Zahl. Der Fürst Joseph Poniatowski führte sie. Der Fürst war damals kein Jüngling mehr. Er war



Michael Ney
Marschall des Kaiserreichs, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa

fast 50 Jahre alt und hatte sich anno 1794 unter Kosciusky schon tapfer mit den Russen und Preußen herumgeschlagen. Er war der Neffe jenes Stanislaus Poniatowski, der als letzter die Krone Polens trug. So winkte diesem Fürsten als hohes Ziel eine polnische Königskrone, und er hoffte von dem mächtigen Kaiser von Frankreich eine Wiederherstellung des Reiches des weißen Adlers. Seine Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Napoleon liebte diese heißblütigen Völker nicht, die allzu leicht entflammten und Revolution machten; er, der mit eiserner Faust selbst eine Revolution niedergeworfen hatte, war im Grunde zu sehr ein Mann der Staatsräson, als daß er Experimente zu machen geneigt war. Der preußische Teil von Polen blieb unter dem Regiment des Königs Friedrich August von Sachsen ein Herzogtum Warschau, eine sächsische Provinz. Aber natürlich war Bonaparte viel zu klug, um nicht die Kräfte, die in Polen ruhten, für sich auszunutzen. Er machte diesen Poniatowski zum Kriegsminister, und Poniatowski schuf ein Heer, das fortan unter den Adlern des Kaisers Schulter an Schulter mit den Franzosen focht, tapfer und verzweifelt focht — für ein Nichts.

Die bayrischen Truppen bildeten das V. Armeekorps, 28 Bataillone und 16 Schwadronen, im ganzen ungefähr 25000 Mann. Die bayrischen Divisionsgenerale Graf Deroy und von Wrede kommandierten hier im Auftrage ihres Königs. Das Oberkommando aber hatte der französische General Gouvion Saint-Cyr, von Haus aus ein Maler, eine Künstlernatur, ein Mann, der die Musik liebte. Nach dem Toben einer Schlacht konnte er sich in sein Quartier zurückziehen und stundenlang die Geige spielen. In seiner Jugend hatte er etliche Jahre in Rom zugebracht. Dann fügte es sich, daß er just nach Paris zurückkam, als dort der große Danton zu den Waffen rief: „Das Vaterland ist in Gefahr." Auch Saint-Cyr warf Pinsel und Zeichenstift beiseite und trat in das Bataillon der „Jäger von Paris". Er diente der Reihe nach unter Custine, Moreau und Lazare Hoche. Er blieb im Innersten Republikaner. In selbständigem Kommando hatte er anno 1805 in Italien, 1808 in Spanien gefochten. Er war einer der fähigsten Generale, die Napoleon hatte, ein Mann von guter, wenn auch autodidaktischer Bildung, der sich seiner Fähigkeiten wohl bewußt war und dies andere Kameraden, welche ihre Karriere lediglich persönlicher Bravour verdankten, gern empfinden ließ. Zwischen dem Kaiser und ihm gab es nie ein rechtes Verhältnis. Napoleon war dem Manne den Marschallstitel eigentlich längst schuldig, aber erst hier auf den russischen Schlachtfeldern sollte Gouvion Saint-Cyr den Kommandostab eines Marschalls erwerben.

Achtzehn sächsische Bataillone und sechzehn Schwadronen bildeten das VII. Armeekorps. Hier kommandierte der General Graf Reynier, ein fähiger Mann, von Haus aus Ingenieur, aus Lausanne gebürtig. Er war mit dem General Bonaparte in Ägypten gewesen und war dort mit dem General Kleber zurückgeblieben. Die Entscheidung, die Kleber am 20. März 1800 bei Heliopolis erfocht, kommt auf Rechnung dieses Reynier. Der General nahm erfolgreich an der Schlacht von Wagram teil, kommandierte später in Portugal und war jetzt vom Kaiser an die Spitze des sächsischen Korps gestellt.

Die westfälischen Regimenter bildeten das VIII. Korps. Hier befehligte zunächst der General Vandamme, Graf von Hüningen. Er war einer der tüchtigsten Generale des Kaiserreichs, aber ein brutaler Mann, einer von denen (ach, es waren ihrer leider so viele!), die das Shakespearesche Wort: „Tu Geld in deinen Beutel" als den Hauptzweck dieser napoleonischen Kriege ansahen. „Hätte ich zwei Vandammes", sagte Napoleon, „so würde ich einen erschießen lassen!" Er wurde bald durch General Andoche Junot ersetzt, den alten Kriegskameraden des Artilleriehauptmanns Bonaparte vor Toulon. Wir haben ihn dort

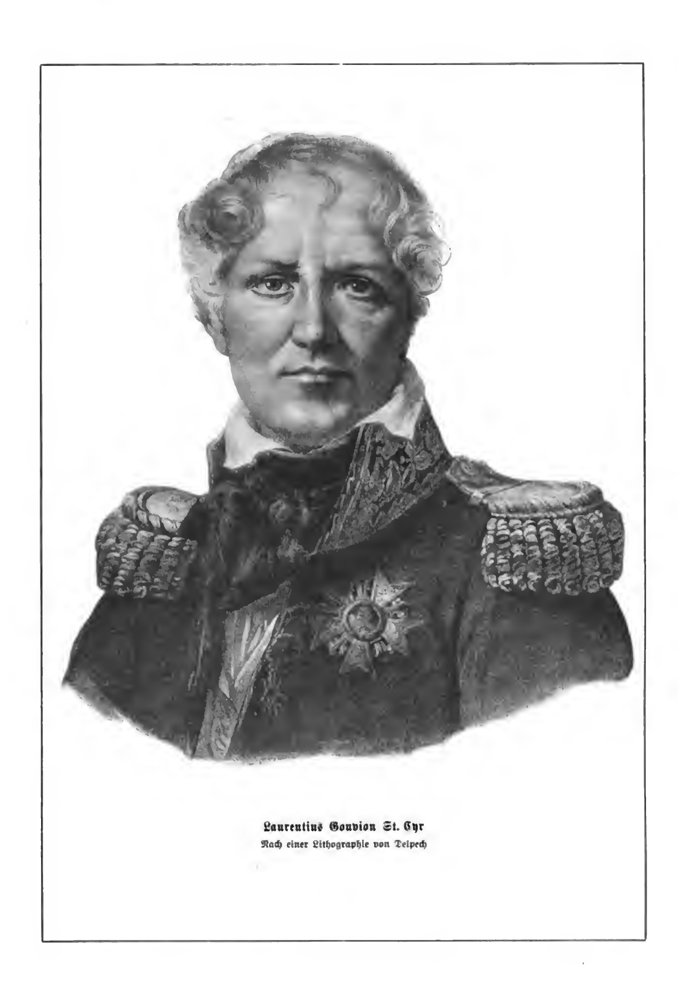


Fürst Joseph Poniatowski

Nach einem 1810 gemalten Pastell von Schmidt aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

flüchtig gesehen. Er benutzte kaltblütig den Sand, den eine Kanonenkugel emporwarf, um ein Schriftstück zu trocknen. „So sparen wir den Streusand!" Dieser Junot war es. Militärisch ein Dummkopf, der Mann einer Frau, die dem Hause Bonaparte entfernt verwandt war, sittlich nicht mehr wert als Vandamme: auch ein Erpresser. Seine Ernennung zum Generalgouverneur von Portugal, die ihm zugleich den Titel eines Herzogs von Abrantes einbrachte, benutzte er in schamloser Weise zur Bereicherung. In den illyrischen Provinzen, wo er später Generalgouverneur wurde, machte er es nicht besser. Aber er war einer der Genossen des Glücks des ehemaligen Artillerieoffiziers Bonaparte; von denen ließ der Kaiser nicht, denen sah er alles durch die Finger, wenngleich er die militärischen Fähigkeiten Junots richtig einschätzte und derb genug beurteilte.

Auch die preußischen Hilfstruppen waren französischem Oberbefehl unterstellt. Kaiser Napoleon war klug genug, das zehnte Korps, das aus 20 Bataillonen und 16 Schwadronen preußischer Hilfstruppen und nur 16 Bataillonen Franzosen und Rheinbundtruppen unter dem Divisionskommandeur Grandjean bestand, dem Befehl eines Mannes zu unterstellen, der seinem ganzen Charakter nach dazu geeignet war. Denn die preußischen Offiziere und auch die Soldaten fochten doch nur gezwungen Schulter an Schulter mit den Franzosen. Besonders bei den Offizieren herrschte viel Zähneknirschen und Ingrimm, daß in diesem Feldzug preußisches Blut für die Ziele des Mannes vergossen werden sollte, der den Staat Friedrichs des Großen zu Boden geworfen hatte und ihn so brutal knechtete. Der Obergeneral, der diese widersprechenden Elemente befehligen sollte, mußte ein Mann von Takt sein. Das war dieser Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, unbedingt. Er wußte sich durch richtiges Auftreten bei den preußischen Offizieren als Vorgesetzter beliebt zu machen. „Sein ganzes Wesen," heißt es in den Aufzeichnungen eines der Offiziere, die damals unter ihm dienten, „verkündigt den Mann von Ehre, von Verstand und von Wohlwollen; sein Anstand hat etwas Vornehmes, seine militärische Haltung erweckt Vertrauen." Ein anderer meint, „daß der Umgang in der feinen Welt ihm tiefe Menschenkenntnis und eine schöne Ruhe gegeben habe, so daß der Marschall jederzeit und überall im Vorteil stehe; er sei gegen jeden preußischen Offizier äußerst artig und zuvorkommend." „Oft haben französische Obersten warten müssen, weil er mir oder einem andern Preußen eine Anekdote erzählte. Das mag auch wohl etwas Politik sein." Gewiß war das Politik. Der Marschall war von seinem Kaiser in diese heikle Stellung berufen, zu zwei Drittel Preußen zu kommandieren, in deren Gemütern es gegen den Unterdrücker gärte und wogte, und er mußte alle Künste spielen lassen, um sich von vornherein in die richtige Stellung zu bringen. Es ist dennoch die Frage, ob Napoleon den richtigen Griff hier getan hat. Der äußerste linke Flügel seiner Armee hatte strategisch eine zu starke Bedeutung, und mochte Macdonald noch so gut verstehen, sich durch persönliche Liebenswürdigkeit und eine politische Haltung die Zuneigung der preußischen Offiziere zu gewinnen, — ein Feldherr war er nicht. Wir haben in diesen Blättern gelesen, daß es ihm anno 1799, als der große Russe, als Marschall Suworoff in Italien an der Trebbia gegen ihn heranzog, herzlich schlecht erging. Bei Wagram allerdings focht er mit Glück, focht aber, man darf das nicht vergessen, unter den Augen seines Kaisers, und wenn der sie dirigierte, wenn der als treibende Kraft hinter ihnen stand, dann hatten alle diese Marschälle gewöhnlich Glück. Als er aber 1810 nach Katalonien geschickt wurde, bei Figueras und anderswo, ging ihm manches verkehrt. Allerdings er litt damals an Gicht und Fieber, mußte an zwei Krücken gehen und konnte sich derselben, wie er schreibt, erst in Berlin, als er das Kommando des zehnten Korps antrat, entäußern. Sein Amt war das denkbar schwerste.



Laurentius Gouvion St. Cyr
Nach einer Lithographie von Delpech

Er hat es gewiß getreu erfüllt, denn wenngleich, wie bei Saint-Cyr, auch zwischen Macdonald und dem Kaiser kein innerliches Verhältnis bestand, so war doch der Marschall ein ehrenhafter Mann, der seine Soldatenpflicht kannte.*)

Auf besonderen Wunsch Kaiser Napoleons hatte König Friedrich Wilhelm sein Hilfskorps unter den Befehl des Generals von Grawert gestellt, desselben Grawert, der unter des Fürsten Hohenlohe Kommando bei Jena so unglücklich gefochten hatte. Der General galt als franzosenfreundlich und war nebenbei ein schwacher Mann, der sich von Macdonald und den französischen Divisionsgeneralen alles gefallen ließ. Das wußte König Friedrich Wilhelm, aber er konnte ja den Wünschen des Kaisers, die im Grunde doch nichts anderes waren als Befehle, keinen Widerstand entgegensetzen. Aber, — und wieder dies kennzeichnet deutlich, wie gut der König die ganze Lage überschaute —, er konnte aus eigener Macht dem General Grawert einen zweiten Befehlshaber beigeben, der mehr Rückgrat hatte und auf dessen preußische Gesinnung der König bauen konnte wie auf einen Felsen. Und diesen Mann fand er in dem General von York. Seinem Berufungsschreiben fügte der König die folgenden, seine Absicht klar erkennenlassenden Worte hinzu: „Es ist mir äußerst viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen bestimmte Stelle annehmen, da mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt ist und ein solcher zuverlässiger Mann bei diesem Korps und unter solchen Umständen unumgänglich notwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweisen!" — Wer war dieser General von York, den wir schon in Lübeck so tapfer fechten sahen? (Lieber Meyer, mit Ihnen ist's vorbei, aber Sie sterben wie ein tapferer Mann, Gott befohlen!" In Lübeck damals.) Die Überlieferung sagt, daß sein Geschlecht, wie das des Generals Macdonald, dem er jetzt unterstellt war, von den britischen Inseln aufs Festland hinübergekommen sei. Yorks Großvater war der Prediger Johannes Yarcken in Rowe bei Stolpe. Jedenfalls war der Adel der Herkunft verbürgt. Yorks Vater stand als Offizier im Heere Friedrichs des Großen. Damals, als ihm seine Frau, eine Potsdamerin, Marie Pflug, eines Handwerkers Tochter, diesen Sohn Hans David Ludwig schenkte, war der Vater Hauptmann und weilte im Feldlager des großen Königs in Sachsen. Das alte Adelswappen, ein blaues Kreuz im silbernen Schilde, das die Yorks führten, trägt den Wappenspruch: „nec cupias, nec metuas," „Begehre nichts und fürchte nichts." Das war wohl ein guter Spruch für den Armeedienst unter dem Soldatenkönig und unter seinem Sohn, dem großen König. Zu begehren gab es wahrhaftig für die Offiziere der damaligen Zeit nichts. Und zu fürchten? Beide Könige hätten einen Offizier, der auch nur eine Sekunde Furcht zeigte, infam kassiert. Dieser York nun kam schon im 12. Jahre als Junker in den königlichen Dienst, ein Knabe noch, aber schon war der eiserne Wille in diesem jungen Kopf, der eiserne Wille und das Wagen, das in einem der schwersten Augenblicke der preußischen Geschichte dieser eine ungeahnte Wendung geben sollte. — Was lernten solche Junker? Reiten, Fechten auf Hieb und Stoß, Voltigieren, Tanzen; alles das lernte auch York. Weniger kam's auf die Wissenschaften an. Es war ein Feldprediger da, der den Junkern den notwendigen Unterricht gab. Viel war's nicht. Und um jene Zeit herrschte in der Armee ein sonderbarer Dünkel: Es galt als forsch, unrichtig zu sprechen. York war zu eigen angelegt, als daß er solchen Dünkel jemals geteilt hätte. Daß er seine Muttersprache nicht richtig zu gebrauchen verstand — es hat ihn später oft gewurmt. Er war darin anders geartet wie Blücher. „Die verdammten Mir und Michs," sagte er wohl, „beim

*) Ein Porträt des Marschalls Macdonald findet der Leser auf Seite 211 dieses Werkes.



Andoche Junot, Herzog von Abrantes
Nach einem Gemälde von Raverat

Schreiben da geht es noch; da macht man einen Zug und jeder kann es lesen, wie er will; aber beim Sprechen, da muß man damit heraus." Im 18. Jahre war York Leutnant, zehn Taler monatlich, keinen Zuschuß von Hause. „Wenn ein Subalternoffizier," so pflegte der General später zu sagen, „hungern muß, so muß er in seinem Patent lesen und sich an der Phrase ergötzen, daß er alle Vorrechte seines Standes genieße." Das Scharfe, Entschiedene, Bittere, das diesem Mann zeitlebens so eigen war, das mit den zunehmenden Jahren den Umgang mit ihm immer schwieriger machte, zeigte sich schon damals. Das Regiment, bei bei welchem er als Leutnant stand, war aus dem bayrischen Erbfolgekrieg, dem sogenannten Kartoffelkrieg, zurückgekehrt und es entstanden eines Tages auf der Parade zwischen den Offizieren allerlei Neckereien, denn man hatte sich mit Requirieren und Plündern durchhelfen müssen. Da hieß es denn von einem Stabskapitän, daß er eine Altardecke „mitgebracht" habe. „Das ist ja gestohlen!" rief der heißblütige York. Der Stabskapitän beschwerte sich, aber das Ehrengericht nahm für York Partei. König Friedrich aber, dem jedes Blatt aus seiner Zivilverwaltung und seiner militärischen Verwaltung vorgelegt wurde, durchstrich das Urteil und schrieb an den Rand: „Geplündert ist nicht gestohlen; der Leutnant von York mag sich zum Teufel scheren." Aber der Junkertrotz war nicht leicht gebrochen. Als an einem der nächsten Tage jener Stabskapitän die Wache revidierte, stieß York sein Sponton, statt es zu präsentieren, zur Erde. Das wurde streng geahndet. Ein Jahr Festungshaft und Kassation. So endete zunächst die Laufbahn Yorks im preußischen Heere. Auf der Zitadelle von Königsberg hat er seine Strafe verbüßt. Als er sein Gefängnis verließ, sprach er fertig Französisch, hatte gründlich Kriegsgeschichte studiert und sein allgemeines Wissen außerordentlich gefördert. So wurde dem echt und ernst angelegten jungen Menschen seine Haft zum Gewinn. Der Versuch seines Vaters, den Sohn wieder anzubringen, glitt an dem eisernen Willen des alten Königs ab, — „Kann Eurem Sohn nicht helfen," hieß es da, „ist wegen Insubordination kassiert; Wiederanstellung würde nicht von guten Folgen sein." Was nun? Im Mai 1781 verließ York sein Vaterland, segelte von Pillau nach Amsterdam und trat in den Dienst der holländischen Armee. Später ging er mit einem Regiment der ostindischen Kompagnie an das Kap der guten Hoffnung. Von dort ging's nach Ceylon, und hier lernte York den großen Admiral Suffren kennen.

„So kam York," schreibt Droysen, „in die Nähe eines der größesten Seehelden aller Zeit, des größten, den Frankreich gehabt hat. Noch in späten Jahren gedachte er mit Stolz und Bewunderung des unvergleichlichen Suffren. Er hatte als Maltheserritter im steten Kampfe gegen die Ungläubigen seine Schule gemacht; vierzig Jahre hatte er fast immer auf den Meeren zugebracht. Dann endlich 1781 war ihm die nach Indien bestimmte kleine Eskadre anvertraut worden, und von der Zeit an herrschte die Lilienflagge in den indischen Gewässern. Den Teufelsadmiral nannten ihn die Engländer. Bewunderungswürdig, wie er alles größte und kleinste umfaßte. Mit derselben Sicherheit ordnete er die kleinsten Ausbesserungen an Segel- und Tauwerk und die größten strategischen Entwürfe an. Und so vollkommen war er mit der Leistungsfähigkeit seiner Schiffe vertraut, seiner Leute gewiß, Meister seines Materials, daß er das Kühnste mit Zuversicht wagen durfte. Es war die Stärke des Charakters, die ihn unüberwindlich, unwiderstehlich machte. Wenn er ohne allen Prunk, über den langen Matrosenhosen das bloße Hemd, das Haar mit einem Segelgarn zurückgebunden, auf dem Deck umherging, strengsten Ernst im Blick, das glühende Auge überall, selten ein Wort sprechend und dann nur ein strenges, dann fühlte jeder die Gewalt des höheren, des zum Gebieten geborenen Geistes. Und



Hans David Ludwig von York
Nach einem Gemälde von Gebauer

im Sturm in der Schlacht wuchs diese Gewalt mit der Gefahr, sie hätte Alle zu Allem entflammt."

Als der junge Yorck diesen Suffren kennen lernte, befand er sich noch im eindruckfähigsten Alter, war eben 24 Jahre alt. Es ist, als ob sich viele Linien dieses Charakters in dem späteren General Yorck wiederfinden. Wir wollen seiner Gefechte auf dem Rückzug des Preußischen Korps nach Lübeck gedenken, seines Verhältnisses zu seinem Jägerbataillon, das er in nimmermüder Arbeit in Mittenwalde ausgebildet hat. Dieser Yorck konnte auch von seinen Jägern alles verlangen, konnte auch „Alle zu Allem" entflammen. Der gebietende furchtbare Ernst, der diesem Suffren eigen war, hat auch den General Yorck sein lebelang ausgezeichnet. Ein Mann, hart wie Granit, von sich selbst den letzten Rest verlangend, von jedem Andern aber, der unter seinem Kommando focht, desgleichen. So war der Mann beschaffen, den König Friedrich Wilhelm mit kluger Ahnung dem franzosenfreundlichen General Grawert beigab. — Grawert hatte als Kommandeur in Schlesien viel mit Davoust zu tun gehabt, und hatte in seiner dortigen Stellung fast täglich mit ihm verkehrt. Er bildete sich infolgedessen ein, durch den Marschall Davoust Einfluß auf Kaiser Napoleon zu haben und dergleichen mehr. Leere Hoffnungen, die sich in jener Zeit der harten Wirklichkeit niemals erfüllten! Noch war aber Grawert nicht bei seinem Preußischen Korps, als Davoust es schon für angemessen hielt, sich in das Kommando einzumischen. Er machte brieflich Yorck auf die Stimmung in dessen Offizierkorps aufmerksam, worüber die französischen Generäle stets durch Spione und Späher sich unterrichten ließen. Mit verbindlichster Höflichkeit, aber zugleich in eiskalter Form, lehnte Yorck solche Einmischung des französischen Marschalls in seine Kommandobefugnis ab und gab sich damit gleich die richtige Stellung gegenüber französischen Übergriffen. Denn ein größerer Franzosenhaß, als er in der Brust dieses Yorck wohnte, der durch seines Königs Befehl gezwungen war, als Verbündeter der Gehaßten zu kämpfen, wohnte sicherlich in keiner andern Brust. „Mit Resignation", schrieb er in der Antwort an seinen König, „folge ich in eine neue, weit untergeordnetere Bestimmung (denn Yorck war bisher Generalgouverneur von Ostpreußen gewesen), obgleich mich dieselbe nach langen Dienstjahren der Kränkung aussetzt, hinter jeden französischen Brigadegeneral oder hinter jeden rheinbündischen Divisionsgeneral zu treten, wovon mancher der letzteren vielleicht früher als subaltern unter mir gestanden hat. Nach der Lage der Provinz hoffte ich, auch hier Gelegenheit zu haben, gegen die Feinde Ew. Majestät fechten und meine Treue mit Blut und Leben besiegeln zu können. Eure Majestät haben aber anders beschlossen und ich folge als treuer Untertan ohne jede Weigerung, weil eine Weigerung in dem gegenwärtigen Augenblicke ein noch größeres Verbrechen als zu jeder anderen Zeit sein würde." So faßte Yorck die Disziplin auf, die ein Heer beseelen soll.

Anders hatten andere Preußische Offiziere gehandelt, anders handeln müssen. Der alte Blücher hatte entrüstet geschrieben, als der Bundesvertrag Preußens mit dem französischen Kaiser bekannt wurde: „Nach einer unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich II.: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Jetzt aber schreibt man: Alles ist verloren und die Ehre auch." Der alte General hatte sein heißes Blut nie zu zügeln vermocht und über seine Lippen war im Laufe der letzten Jahre so manches gekommen, das sich nicht vereinigen ließ mit einer Bundesgenossenschaft zwischen Napoleon und Preußen. Man drängte von seiten der französischen Gesandtschaft erst sanft und dann immer etwas schärfer, und Blücher mußte notgedrungen seinen Abschied nehmen. Er hätte es allerdings auch nimmer vermocht, unter französischem Kommando zu stehen. Eine solche Stellung wie Yorck sie

auf den Befehl seines Königs einnahm, eine Stellung, die kalte Besonnenheit und zugleich kein geringes diplomatisches Geschick erforderte, wäre für den weißhaarigen Alten eine Unmöglichkeit gewesen. Er ging nach Schlesien, wo ihm der König das Gut Kunzendorf geschenkt hatte. — Auch Gerhardt David Scharnhorst begab sich nach Schlesien. Auch er war auf das Drängen des französischen Machthabers erst aus dem Kriegsministerium und dann aus dem Rate des Königs entfernt worden. Man überwachte diesen Scharnhorst seit langem. Boyen erzählt, daß der Fürst von Neuchâtel, Marschall Berthier, eine Art Bewachung Scharnhorsts eingeführt hatte. Wochenlang hatte ein französischer Offizier, ein Späher Berthiers, unter dem Vorwande, irgendwelche Heereseinrichtungen kennen zu lernen, bei Scharnhorst verkehrt und auch an seinem Tisch gesessen. Aber eher hätte jener Spion von einem Birnbaum Äpfel pflücken können, als daß es ihm gelungen wäre, dem Gehege der Lippen dieses Scharnhorst auch nur ein unbedachtes Wort zu entlocken. Also auch Scharnhorst ging nach Schlesien, blieb aber im geheimen in Königlichem Dienst, denn der König wußte, daß er diesen Mann für die Stunde des Losbrechens notwendiger gebrauchte, als jeden andern. — Neithardt von Gneisenau hatte seine Entlassung genommen und erhalten. „Nicht willens, mich als Werkzeug dieses Unterwerfungsvertrages gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert." In diesem Kopfe schwiegen die Ideen eines Befreiungskrieges nicht. Unablässig rüttelten seine Gedanken an den schweren Ketten, die der Kaiser dem Staate Preußen angelegt hatte. Nun, wo Bonaparte seine ganze Heeresmacht über den Njemen werfen wollte und in Rußland den letzten Strauß um die Weltherrschaft ausfechten, nun hoffte Gneisenau von neuem, daß sich im Rücken dieser Armee die unterdrückten Staaten erheben könnten. Er gedachte England aufzurufen, er gedachte sich an Schweden zu wenden, wo jetzt der frühere französische Marschall Bernadotte als Kronprinz ein Wort mitzusprechen hatte. Diese beiden Staaten sollten nach Gneisenaus Plan geschulte Armeen in Deutschland landen lassen und im Anschluß an diese geschulten Armeen sollte der Volkskrieg entzündet werden, der dem Korsen und seinem Gewaltheer die Hilfsquellen abschneiden und das, was an Besatzungstruppen noch in Deutschland stand, vernichten sollte. Zunächst allerdings machte sich Gneisenau auf den Weg nach Rußland. Er wollte sehen, ob es nicht dort im russischen Heere für ihn zu tun gäbe, und ob nicht dort sein Rat willkommen sei. — Mit ihm verließen eine Anzahl Preußischer Offiziere den Dienst und unter ihnen die besten, glühendsten Preußenherzen: das waren Karl von Clausewitz und Herrmann von Boyen, das war Scharnhorsts Schwiegersohn Graf Friedrich von Dohna. Diese drei gingen ins russische Hauptquartier. Der feurige Grolmann war schon 1811 nach Spanien gereist und gebrauchte dort den Degen gegen die französischen Unterdrücker. Nur ungern hatte König Friedrich Wilhelm die Abschiede bewilligt. Sein schlichtes Herz hatte für den Begriff der Disziplin nur eine Deutung. Er konnte und wollte einen Unterschied zwischen der Königlichen Person und dem Vaterlande Preußen nicht machen. Das Wort Gneisenaus: „Die Welt scheidet sich in Feinde und Freunde Bonapartes, auf das Gebiet der Länder kommt es dabei weniger an, als auf das der Grundsätze," blieb dem König innerlich fremd.

Aber wenn man heute, wo das Für und Wider viel eher zu übersehen ist, als damals wo die Menschen mitten darinstanden, und das Genie des Korsen jeden Augenblick neue Wendungen erwarten ließ, — wenn man heute alles erwägt, hatte der König mit seinem Standpunkt unrecht? Heinrich von Treitschke gibt hierauf eine bemerkenswerte Antwort: „Die ungeheure Mehrzahl des Offizierskorps aber gab ihrem Kriegsherrn einen Beweis deutscher Treue, der schwerer wog, als manche glänzende Tat des Kriegsmutes. Kein

Mann in diesen Reihen, der den Krieg für Napoleon nicht verwünschte und doch sind nur 21 aktive Offiziere, darunter nur 3 Stabsoffiziere, infolge der französischen Allianz freiwillig ausgeschieden; um zumeist in die deutsch-russische Legion einzutreten. Die Anderen bezwangen ihren heißen Haß und sie sollten dereinst noch Größeres vollbringen als diese Ungeduldigen. Es stand doch anders, als Gneisenau in seinem heiligen Eifer meinte. Der Krieg für das Recht der Nation verlangte nationale Heere; die Bastardbildung der deutsch-russischen Legion blieb ein Gemisch der edlen und der gemeinen Elemente, sie hat weder im russischen noch im deutschen Kriege eine bedeutende Rolle gespielt. Der König nahm die Abschiedsgesuche sehr unwillig auf. Clausewitz und noch mehrere andere der Ausgeschiedenen konnten nachher nur mit Mühe den Wiedereintritt in die Armee erlangen; wie oft haben noch in späteren Jahren die Gegner der Reformpartei den Monarchen daran erinnert, daß einige der Freunde Scharnhorsts und Gneisenaus nicht bei der Fahne geblieben waren."

So fochten denn, der Not der Zeit gehorchend, die preußischen Hilfstruppen unter französischem Befehl und für den Unterdrücker des eigenen Landes. Es ist bekannt, daß Marschall Davoust, von dem wir schon sagten, daß er dies preußische Korps zu überwachen für seine Pflicht hielt, den Kaiser wiederholt vor dem Geist, der unter diesen preußischen Truppen herrschte, gewarnt hat; aber der Kaiser war anderer Meinung. „Was sollte wohl," sagte er, „zu befürchten sein von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, dem jede Ausschreitung fern liegt, so daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Krieges gemordet wurde?" Es ist auch nur aus dieser Anschauung des Kaisers zu verstehen, daß er an seinen äußersten linken Flügel ein Armeekorps stellte, welches zu zwei Dritteln aus Preußen bestand, denn es wäre ihm doch wahrlich ein Leichtes gewesen, diese preußischen Regimenter auf seine anderen Armeekorps zu verteilen. Wer wollte ihn daran hindern? Der Vertrag? Was galten ihm Verträge! Der Einspruch des Königs, der Regierung? Hardenberg mußte froh sein, wenn man ihn am Ruder ließ, wider den Stachel zu löcken, war höchst gefährlich: Ebenso gut, wie der Kaiser gegen den Vertrag die Festungen Spandau und Pillau besetzen ließ, die erstere, um Berlin zu beherrschen, die zweite, um Königsberg in der Gewalt zu haben, ebenso gut konnte er mit den preußischen Regimentern nach Willkür umspringen und sie in die zuverlässigen Verbände seiner großen Armee einzeln hineinstecken. Er tat es nicht, und beging damit, wie wir sehen werden, einen Fehler, der sich für ihn bitter rächen sollte.

Während am äußersten linken Flügel der großen Armee, mit der Direktion gegen Riga, die Preußen und eine französische Division unter Macdonald bei Tilsit standen, hatten die österreichischen Hilfstruppen unter dem General der Kavallerie Fürsten von Schwarzenberg ungefähr 35000 Mann stark, den äußersten rechten Flügel mit dem Hauptquartier Lublin. So erstreckte sich in der Luftlinie die Front der großen Armee, welche zum Einbruch in Rußland bereit stand, über 400 Kilometer oder 53 Meilen.

Bevor Kaiser Napoleon den Njemen überschritt und damit den Angriffskrieg auf Rußland eröffnete, sandte er den Grafen Louis de Narbonne in das Hauptquartier des Zaren nach Wilna. Es war seitens des Kaisers Napoleon ein letzter Versuch, den Zaren, ohne daß ein Kanonen- oder Flintenschuß fiel, zur Nachgiebigkeit und unter seinen Willen zu zwingen. Louis de Narbonne hatte in seinem Leben schon manche schwierige Aufgabe gelöst oder — verspielt. Er war ein brauchbarer Mann; hatte er nicht, als es anno 1791 die höchste Zeit war, die alten Tanten des Königs Ludwig XVI., die verblühten französischen Prinzessinnen, Fetzen, Wisch und Ferkelchen, wie ihr hochseliger Vater, der fünfzehnte Ludwig,



Carl von Clausewitz
Nach einem Gemälde von W. Wach

sie zu nennen pflegte, wenn er gütig war und seinen selbstgebrauten Kaffee bei ihnen schlürfte, durch sein Geschick rechtzeitig über die Grenze gebracht? Hatte er nicht mit dem großen Verschwörer, dem General Dumouriez, so halb und halb unter einer Decke gesteckt? Hatte nicht Neckers geistreiche Tochter, Frau von Staël, ihn zur rechten Zeit verborgen,



Madame de Staël-Holstein
geborene Necker
Nach einem Gemälde von Hesse lithographiert von Delpech

als die Jakobiner ihm an den Kragen wollten? In Bedientenkleidern war er damals mit Hilfe der Staël über den Kanal nach England geschmuggelt worden.

Nun saß er sicher in des Kaisers Gunst, der Vielgewandte, und seine arme Madame Staël irrte heimatlos umher. Was mußte sie auch, die schon im Backfischalter politische Denkschriften verfaßte, in ihrem Pariser Salon über eine freiheitliche Konstitution und andere ungehörige Dinge reden! Der Machtspruch des ersten Konsuls vergönnte ihr die Zeit, 40 Meilen fern von Paris darüber nachzudenken. Überhaupt hatte Bonaparte für diese Neckers nicht viel übrig. Den Vater Necker, den großen Mann, der einst als der Retter Frankreichs galt, hatte der erste Konsul, als er anno 1799 über die Alpen nach Italien zog, in Genf gesprochen. „Ein Bankier von beschränkten Ansichten, weit unter der Vor-

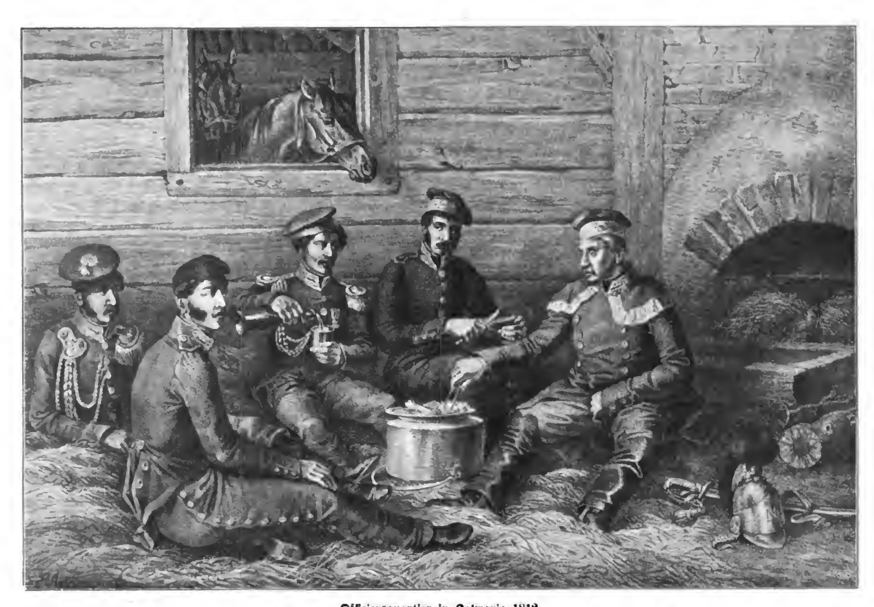


Fürst Carl von Schwarzenberg
Nach einem Gemälde von Oelenhainz gestochen von Pichler
Jüngeres Bildnis aus dem Jahre 1798

stellung, die ich von ihm gehabt habe; so geht es: die meisten Berühmtheiten können eine Betrachtung aus der Nähe nicht vertragen!" — Von so unbestechlichen Augen, wie du sie damals noch hattest, o Korse, sicherlich nicht. — Die Necker-Staël ging nach Deutschland und gewann Deutschland lieb. Als es ganz zertrümmert am Boden lag, als der Imperator auch den heldenmütigen Widerstand Alt-Österreichs gebrochen, da kam die mutige Frau nach Wien und schrieb ihr berühmtes Buch „Über Deutschland". Diese bedeutende Frau spürte das, was du nicht ahntest, o Korse, oder nicht ahnen wolltest, — das gewaltige Wehen des Geistes spürte sie, das über Deutschland dahinging und mächtig zum Sturm wachsen sollte. Aber wozu war Polizeiminister Savary da? Der konnte solche Bücher, die gefährlich schienen, verbrennen lassen, und er tat es. Nun wurde Neckers edle Tochter ganz aus Frankreichs Grenzen verbannt. Aus eben jenem Frühjahr 1812, als der allmächtige Kaiser seine Heerscharen gegen Rußland führte, gibt es einen Brief, einen Aufschrei jener Frau, gerichtet an einen edlen Mann, der aus französischem Emigrantenblut dennoch so ganz und ohne Rest Deutscher wurde, an Adalbert von Chamisso: „Ich schätze Sie als wahrhaften Charakter und tiefdenkenden Geist. Bei Ihnen handelt es sich um das ganze Leben und ich habe kein Leben zu vergeben in der Knechtschaft und Verbannung! Und doch möchte ich, Sie blieben in meiner Nähe, um mich zu stützen, — aber erhoffte ich damit nicht zu viel Hingebung an eine so gebrochene, so unstete und so zerstörte Existenz?" — So schrieb Neckers Tochter. Dem Vater hatte das französische Volk einst die Pferde ausgespannt, ihn auf den Schultern getragen, — dasselbe Volk, das jetzt dem korsischen Gewaltmenschen sein „Vive l'empereur" zujubelte. —

Aber zurück zur Sache und ihrem Anwalt. Also Louis de Narbonne hatte viel erlebt und war die rechte Person, um den Zaren zur Raison zu bringen. Nur schade, daß er bereits zu spät kam, denn schon war der Freiherr von Stein beim Zaren und steifte dem die Ohren; schon lag Scharnhorsts Kriegsplan vor, nach welchem die Russen einen Krieg führen sollten, wie einst die Parther gegen Crassus, sich ständig zurückziehend bis an die äußersten Grenzen ihres Reichs, damit die gewaltige große Armee an sich selbst zugrunde ginge. Zar Alexander benahm sich gut. Als er mit Louis de Narbonne unterhandelte, lag eine Karte Rußlands vor ihm. „Ich mache mir durchaus keine Täuschungen vor," sagte der Zar kühl, „durchaus nicht; ich weiß, daß Ihr Kaiser ein großer Feldherr ist, aber ich habe für mich Zeit und Raum. Es gibt in diesen weiten Gebieten keinen noch so entlegenen Winkel, in welchem ich mich nicht zurückziehe, keinen noch so entfernten Posten, welchen ich nicht verteidige, bevor ich einen schimpflichen Frieden eingehe. Ich greife nicht an, aber ich lege auch die Waffen nicht nieder, solange noch ein einziger fremder Soldat auf russischem Boden steht." — Das war in der Tat eine Sprache, wie Napoleon sie von dem Kaiser Alexander sein Lebtag nicht gehört hatte. Aber diese Sprache war natürlich auch das Signal zum sofortigen Aufbruch gegen Rußland.

Gewiß war das eine feste und tapfere Sprache, — aber wie sah es mit der Streitkraft aus, die Kaiser Alexander von Rußland gegen die sechsmalhunderttausend Mann des französischen Kaisers einzusetzen hatte? Die Gesamtzahl der russischen Streitkräfte, die zunächst für den Feldzug bereit standen, betrug, einschließlich 15000 Kosaken, im ganzen 190000 Mann und etwas über 900 Geschütze, also was die Zahl anging, ungefähr ein Dritteil der großen Armee. Die Armee war in gutem Stande, der gemeine Mann zwar ohne jede Bildung und Intelligenz, aber tapfer und auf dem Fleck, auf dem er einmal stand, stehen bleibend und fallend, dazu gehorsam und genügsam. Es lebte auch trotz



Offiziersquartier in Kalwaria 1812

Nach einer Zeichnung von Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

seiner geistigen Stumpfheit in ihm das instinktive Bewußtsein, daß er sich gegen einen ungerechten Feind wehrte, daß er für sein Vaterland föchte. Wieviele in der großen Armee konnten das von sich sagen? Die Deutschen, die Holländer, die Spanier, die Italiener, die der Korse in diesen Krieg schleppte, kämpften doch nicht etwa für ihr Vaterland! Nein, indem sie Rußland bekämpften, kämpften sie gegen die Interessen ihres Vaterlands. Und gerade dies Bewußtsein gab dem russischen Soldaten eine Ausdauer und einen passiven Mut, der seinesgleichen in der Geschichte sucht. — Auch die große Masse der Offiziere in dieser russischen Armee waren ohne Bildung, waren taktisch nicht geschult, waren nichts als tapfere Frontsoldaten, als Draufgänger. Nur die Gardeoffiziere, die ausnahmslos aus dem Hochadel hervorgingen, und die Offiziere einiger bevorzugter Kavallerieregimenter machten hiervon eine Ausnahme. Jedenfalls bestand die Elite des Offizierskorps aus Ausländern, meistens aus Deutschen.

Das russische Heer war in drei Armeen geteilt. Die erste Westarmee stand unter dem Befehl des Generals der Infanterie Barclay de Tolly, der zugleich Kriegsminister war. Sie umfaßte ungefähr 110000 Mann. — Die zweite Westarmee kommandierte der General der Infanterie Fürst Bagration. Sie war annähernd 40000 Mann stark. Die dritte sogenannte Reservearmee, ebenfalls 40000 Mann, befehligte der General der Kavallerie Graf Tormassow. Über das Ganze aber hatte sich Kaiser Alexander den Oberbefehl vorbehalten. Er hatte zwar noch niemals eine Armee kommandiert — es sei denn, daß sein Befehl zum Angriff bei Austerlitz, der so schlimme Folgen hatte, hier gelten soll — aber er glaubte dennoch damit fertig zu werden, weil er sich seit mehreren Jahren durch den General Ludwig von Phull Stunden in der Kriegskunst hatte geben lassen. Wenn es einen ungeeigneteren Menschen auf der Welt gab, den Kaiser für seine gewaltige Aufgabe, als Gegner Napoleons aufzutreten, vorzubereiten, so war dies zweifellos der General Phull. Er kam aus Preußischem Dienst, hatte in diesem Dienst die Katastrophe des Jahres 1806 mitgemacht und war bei Jena und Auerstädt der Berater des Königs gewesen. Da aber der König nicht eingriff, so kam auch Phull nicht zu einer Tätigkeit. „Aber," sagt Clausewitz, „nach der ganzen Katastrophe brach seine Ironie gegen alles Geschehene plötzlich los; er lachte wie ein halb Wahnsinniger über die Niederlage unserer Heere, und anstatt jetzt, wo ein gewaltiges geistiges Vakuum eintreten mußte, hervorzutreten, seine praktische Tüchtigkeit zu bewähren, an die gesunden Fäden, die sich von dem zerrissenen Gewebe noch vorfanden, neue anzuknüpfen, wie es Scharnhorst getan hat, gab er übereilt das Ganze verloren und trat in den russischen Dienst. Hätte der Kaiser Alexander mehr Menschenkenntnis gehabt, so würde er natürlich zu den Fähigkeiten eines Mannes wenig Zutrauen gefaßt haben, der eine schlimme Sache so früh aufgab und sich dabei so ungeschickt benahm. Im Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf zu Hochheim anno 1785 sagte Phull: ‚Ich bekümmere mich um nichts mehr, denn es geht doch alles zum Teufel.' Im Jahre 1806 sagte er auf seiner Flucht, indem er hohnlachend den Hut abnahm: ‚Adieu, preußische Monarchie!' Im November 1812 in Petersburg, nachdem die französische Armee ihren Rückzug schon angetreten hatte, sagte Phull noch zum Verfasser: ‚Glauben Sie mir, aus der Sache kann niemals etwas Gescheites herauskommen.' Er ist sich also immer gleich geblieben. Unpraktisch, wie Phull war, hatte er in den sechs Jahren, die er in Rußland zugebracht, nicht einmal daran gedacht, Russisch zu lernen; ja, was viel nachteiliger war, er hatte auch nicht daran gedacht, die Hauptpersonen, welche in der Regierung Rollen spielten, kennen zu lernen und ebensowenig die Einrichtungen des Staates und des Heeres." So äußert sich Karl von Clausewitz über diesen Phull, der Alexanders Vertrauter war.



Kaiser Alexander I. von Rußland
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

Während an der Grenze 190000 Mann gegen Napoleon verfügbar waren, standen 600000 auf dem Papier, wurden in den Listen geführt und — bezahlt. Karl von Clausewitz verbürgt dies. Und das geschah gegenüber einem Gegner, der mit gewaltiger Energie es verstand, jeden waffenfähigen Mann, dessen er habhaft werden konnte, für die große Entscheidung einzusetzen.

Der rechte Flügel der russischen, ersten Westarmee unter Barclay de Tolly, wurde von dem General Fürsten Wittgenstein kommandiert und stand am nördlichsten bei Keidany. Vorwärts von Wilna stand das Zentrum der Armee. Der linke Flügel unter dem General Dochturow stand bei Lida. Die Kosaken unter dem Hetmann Platow waren gegen Grodno vorgeschoben. Die Stellung bildete also einen Halbkreis, welcher ungefähr der nach Westen sich biegenden Krümmung des Njemen folgte. — Fürst Bagration hatte seine zweite Westarmee in Wolkowisk versammelt. Seine Kosaken standen bei Bialystok. Die ganze russische Aufstellung war viel zu gedehnt und mußte, nachdem er sie einmal erkannt hatte, Napoleon direkt herausfordern, sie in der Mitte zu durchstoßen und die einzelnen Armeen mit Übermacht anzugreifen und zu zertrümmern. Außerdem herrschte im Hauptquartier des Zaren in Wilna eine große Verwirrung der Meinungen. Gneisenau war dort eingetroffen und von dem Kaiser freundlich aufgenommen worden; aber er mußte einsehen, daß dort kein Boden für ihn war, zudem verstand er nicht russisch und konnte also ein eigenes Kommando nicht erhalten; im Hauptquartier des Kaisers zu bleiben, schien ihm auch nicht geraten, denn dies Hauptquartier strotzte von vornehmen Müssiggängern und mit irgend einem Rat, mit irgend einem Plan hier durchzudringen, hätte ein starkes Talent zur Intrige vorausgesetzt, das Gneisenau am allerwenigsten besaß. Nachdem er Einblick in die Verhältnisse dort genommen hatte, konnte er sich von dem Verlauf des Feldzuges nicht viel Günstiges für die Russen versprechen und wandte sich ganz seinen englischen und schwedischen Plänen zu, von denen wir schon berichtet haben.

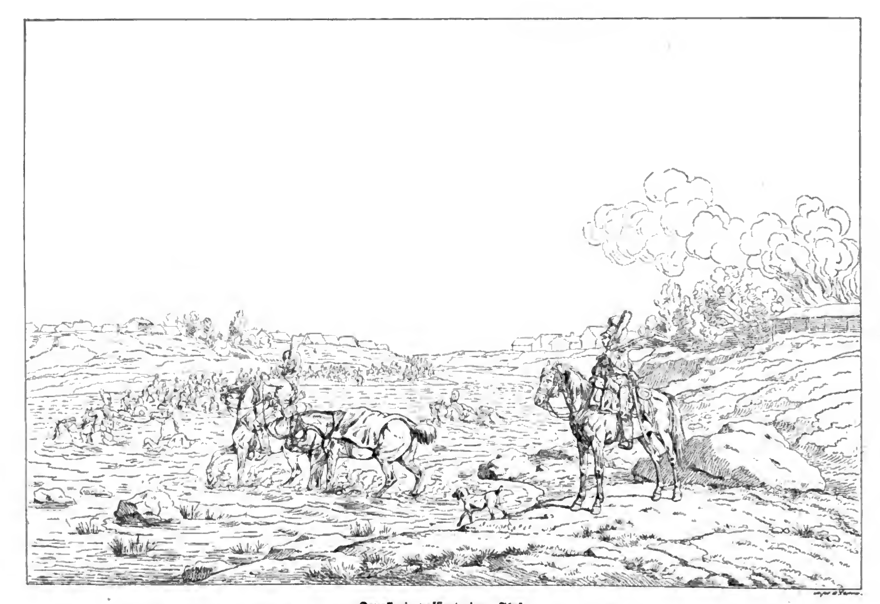
Ein eigentlicher Feldzugsplan war überhaupt von seiten der Russen nicht aufgestellt worden, wohl aber ist es sicher, daß Scharnhorsts Idee, Raum und Zeit als erste Faktoren in den Verteidigungsplan Rußlands einzustellen, dem Kaiser längst übermittelt worden war. Das haben wir auch schon ersehen aus der klaren und stolzen Antwort, die Alexander dem Grafen Louis Narbonne gab, als dieser ihn einschüchtern wollte. Scharnhorst sah voraus, daß zunächst das gewaltige französische Heer dem russischen weit überlegen sein würde und daß die Russen auf Waffenerfolge und Siege einstweilen gar nicht rechnen konnten. Wenn nun aber die Heere des Zaren grundsätzlich jedem Zusammenstoß auswichen, sich fortwährend zurückzogen und Bonaparte mit seinen Massen immer weiter in den ungeheuren Raum des russischen Reiches hineinlockten, so mußte notwendigerweise die nach Hunderttausenden zählende große Armee an sich selbst zugrunde gehen; denn die Strecken, die sie durchzogen hatte, die waren abgegrast, und wenn sie so sich mit jedem Tagesmarsch weiter von ihren Hilfsquellen, die doch hauptsächlich in Deutschland lagen, entfernte, so mußte der Rückschlag unbedingt erfolgen. Es mußte dann ein Augenblick eintreten, wo die Russen, die sich ständig zurückzogen, ihren natürlichen Hilfsmitteln immer näher kamen und ständig Reserven an sich heranziehen konnten, den Franzosen in der Stärke gewachsen, wenn nicht überlegen waren. Jede verlorene Schlacht, die dann stattfand, wäre für das Heer Napoleons ein tödlicher Stoß gewesen, jeder Sieg nur ein Pyrrhussieg. Brach überdies ein strenger Winter herein, so mußte die Katastrophe unausbleiblich eintreten. Das war Scharnhorsts Ansicht. Der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Major von dem Knesebeck, hatte diesen Plan der Kriegsführung von Scharnhorst übernommen



Kaiserin Elisabeth von Rußland
geborene Prinzessin von Baden
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von J. Vendramini

und ihn schon im März 1812 ganz insgeheim in nächtlichen Stunden im Petersburger Winterpalaste dem Zaren dargelegt. Die einsichtigen russischen Führer glaubten auch, daß dieser Plan der allein richtige sei. Der kluge Oberst von Diebitsch, ein Schlesier von Geburt, antwortete, als ihn jemand fragte, was nun geschehen würde, ganz kurz: „Wir werden uns zurückziehen, so weit, als es Napoleon belieben wird uns zu folgen und wäre es bis an die Wolga."

Von zwei Mächten hatte sich der Kaiser Napoleon eine Waffenhilfe für den großen Feldzug versprochen: von der Türkei und von Schweden. Den ewigen alten Hader zwischen dem Reich des Halbmonds und dem Reich der Moskowiter hatte er seit Jahr und Tag eifrig geschürt. Es war ihm daran gelegen, stets dort unten im Süden am Leibe Rußlands eine offene Wunde zu halten. Aber er verrechnete sich. Der alte General Kutusow schlug die türkische Armee bei Slobodsei und schloß darauf einen Waffenstillstand, dem der Friede von Bukarest im Mai 1812 folgte. Das war ein Strich durch die Rechnung des Kaisers. Als er von dem Verlust der erwähnten Schlacht vernahm, brauste sein heißes Temperament auf. „Conçoit-on ces chiens, ces gredins de Turcs, qui ont eu le talent de se faire battre de la sorte! Qui est-ce qui aurait pu le prévoir?" „Begreift man diese Hunde, diese Lumpe von Türken, die das Talent besitzen, sich auf solche Weise schlagen zu lassen? Wer hätte das voraussehen können?" — Die andere Enttäuschung bereitete ihm sein ehemaliger Marschall Bernadotte, der inzwischen Kronprinz von Schweden geworden war. Als im Jahre 1806 in den ersten Novembertagen Bernadotte gegen Lübeck marschierte, gelang es seiner Vorhut, auf der Trave zwei schwedische Schiffe abzufassen und sechshundert Mann schwedischer Truppen gefangen zu nehmen. Das gewinnende Betragen und die außerordentliche Liebenswürdigkeit, mit welcher der kluge Marschall die schwedischen Herren behandelte, machte ihm unter den Offizieren manche Freunde, die dann nachher, in ihr Vaterland zurückgekehrt, seinen Ruhm verkündeten. Bernadotte wußte sich immer zu geben, wie es die jeweilige Lage erforderte. Das war ihm auch diesmal nützlich. Nachdem im März 1809 eine Adelsverschwörung den König Gustav IV. entthront hatte, und der kinderlose König Karl XIII. einstimmig von der Nation berufen war, die Regierung zu übernehmen, wurde es notwendig, einen Thronerben zu adoptieren. Zunächst wählte die Ständevertretung einen Prinzen von Schleswig-Holstein, aber der starb bald nach seiner Wahl, und nun glaubten die Schweden, in dem Fürsten von Pontekorvo — Bernadotte war durch diesen Titel kaiserlich napoleonischer Prinz — den richtigen Thronfolger gefunden zu haben. Er wurde berufen und nahm natürlich sofort an. Napoleon gab seine Einwilligung, gab sie vielleicht um so lieber, als er damit aus seiner Nähe einen bedenklichen Mann los wurde. Aber Bernadotte war viel zu klug, als daß er nicht jetzt sein Interesse allein in dem Lande, dessen Thronfolger er war, gesucht hätte. Er gab, da der Handel in den letzten Jahren sehr gelitten hatte, die schwedischen Häfen für die Handelsschiffe aller Nationen frei. Er knüpfte auch insgeheim mit England und Rußland Verhandlungen an. Als Napoleon von diesen Umtrieben hörte, ließ er Schwedisch-Pommern besetzen, eine Gewalttat, die lediglich zur Folge hatte, daß die Verhandlungen zwischen Rußland und Schweden noch lebhafter wurden. Seine Ansprüche auf Finnland gab Schweden auf und sicherte sich aber dafür Ansprüche auf Norwegen. So hatte der Zar die Armeekorps, die er sonst gegen Schweden und gegen die Türkei hätte ins Feld stellen müssen, zur freien Verwendung und konnte alle seine Kräfte gegen Napoleon zusammenfassen. Der schwedische Kronprinz aber, der ehemalige Advokatensohn aus Pau an der Pyrenäengrenze, zahlte so dem Kaiser Napoleon die Szene von Wagram heim.



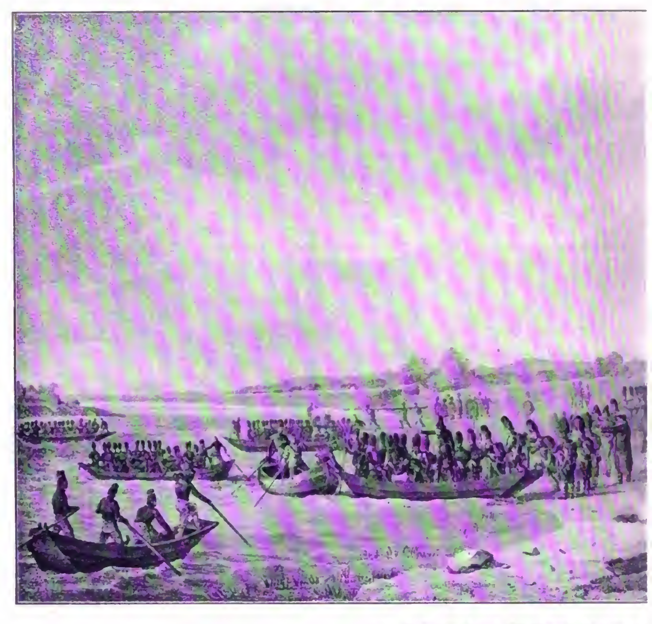
Kavallerie passiert einen Fluß

Nach einer Zeichnung von Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Am rechten Ufer des Njemen zieht sich ein meilenbreiter Waldgürtel dahin, von der Ostsee bis nach Wolhynien hinunter sich erstreckend; die Ortschaften und Gehöfte liegen weit verstreut, die Gegend ist dürftig und arm. Durch diesen Gürtel von Wäldern mußte sich die französische Armee in ihrem Vormarsch gegen Wilna zuerst hindurchwinden. Der Juni 1812 und besonders seine zweite Hälfte war glühend heiß; auf die Wälder und auf die schmalen sandigen Wege brannte die Sonne herab, und so ging es vier Tage lang in Eilmärschen, die Truppenkörper dicht aufeinander folgend, durch diese Wälder und Sandwege weiter. Man muß bedenken, daß alle diese Truppen schon monatelang fast täglich marschiert waren, daß die Kräfte der Infanterie schon, als man am Njemen ankam, stark mitgenommen waren, daß die Pferde besonders gelitten hatten. Vor Hitze, Hunger und Durst sanken die Soldaten in den Gliedern zu Hunderten, zu Tausenden nieder. Wie berichtet wird, hat dieser Vormarsch auf Wilna dem Heere bereits 25000 Mann gekostet, ohne daß bisher ein Gefecht stattgefunden hatte. Der Kaiser sah einen Soldaten seiner alten Garde ermattet auf einem Stein am Wege sitzen, auf seinen Knieen hatte der Mensch eine Landkarte, und sehnsüchtig suchten seine Augen das Land Frankreich und seine schöne Heimat. „Mein Freund,“ sagte der Kaiser zu seinem Gardisten, „von Paris bis hierher ist nur eine Etappe.“

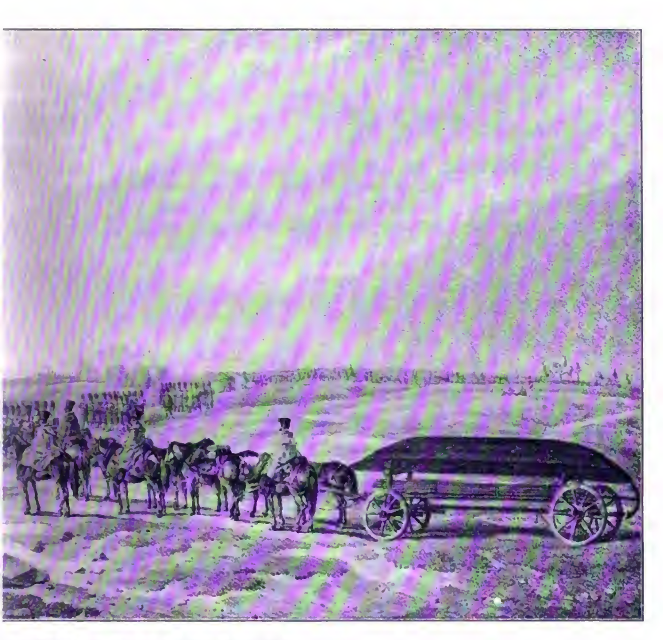


Stafette
Nach Boerner



Das Armeekorps des Vizekönigs überschreite
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museun

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!



bei Pilony den Njemen am 30. Juni 1812

der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

6. Kapitel

Der Vormarsch

Nur eine Etappe! Gewaltig, ungeheuerlich wie das ganze Wollen dieses Mannes war der Maßstab seiner Sprache, wenn er aufrütteln wollte. Er wollte keine Grenzen kennen, wollte sie nicht kennen, obgleich in seinen dicht aufgeschlossenen Kolonnen täglich Hunderte, ja Tausende totmatt dahinsanken, obgleich Hunderte von Pferdekadavern täglich den Weg säumten und die Luft verseuchten. Aber es gab dennoch Grenzen seiner Macht: die eherne Wand, an der er sich den Kopf einrennen sollte, war vom Schicksal schon nahe vor ihm aufgerichtet. In jenem selben Juni, in welchem die Gewaltkolonnen des Korsen gen Wilna keuchten, wurde dem Zaren eine Denkschrift überreicht, in der unter anderen folgende höchst bemerkenswerte Sätze standen:

„Der Krieg hat seine Zufälle. Mit aller möglichen Vorsicht kann man nicht alles voraussehen, die Unfähigkeit eines Untergenerals, die Feigheit des einen, der böse Wille eines anderen können Unglück herbeiführen. Läßt man sich durch diese Unfälle niederschlagen, verzweifelt man an sich selbst, so verliert man dann auf immer mit der öffentlichen Meinung die Möglichkeit, sich aufzurichten, statt daß man mit Ausdauer, in der Erhebung seiner Seele und mit der Hingebung an eine heilige Sache unzählige Hilfsquellen findet. Vier verlorene aber mit Weisheit geführte und mit Tapferkeit bestrittene Schlachten geben keineswegs Grund, an der Rettung Rußlands zu verzweifeln, und jedes Unglück kann durch Vollkraft ersetzt werden; aber zwei Siege über den Kaiser Napoleon davongetragen, können nebst dem Abfall seiner Verbündeten und mit den daraus unfehlbar folgenden Aufständen seinen völligen Untergang herbeiführen; daher also, wenn man ihm Ausdauer entgegensetzt, spielt er in diesem Kriege nicht das Ganze gegen das Ganze, sondern das Ganze gegen ein Nichts. — Alle Feldzüge des Kaisers Napoleon waren auf eine kurze Dauer berechnet. Sich rasch bewegen, den Feind durch Bewegungen umfassen, ihn im einzelnen schlagen, durch den Schrecken lähmen, und einen kurzen Krieg durch einen raschen Frieden endigen, der dem französischen Soldaten den Stolz des Siegers sichert, seiner Willkür die von ihm überschwemmten Länder überliefert, das ist die Art des Krieges, worauf der französische Kaiser ausgeht. Aber sobald man ihn zwingt einen langsamen Krieg zu führen, sobald man den französischen Soldaten die Möglichkeit nimmt, auf Kosten eines unterdrückten Volkes zu leben, sobald man ihm einen langen und harten Kampf in Aussicht stellt: dann kann man sich schmeicheln, ihn bereits geistig besiegt zu haben, und selbst erfochtene Siege könnten ihn zu rückgängigen Bewegungen zwingen. Erinnere man sich an die Schlacht von Eylau, und damals gab es noch kein Spanien!“

Der Verfasser dieser Denkschrift hieß Neithardt von Gneisenau. Der kannte seinen Bonaparte, der wußte in klarer Schätzung die Stärke und die Schwäche dieses Gegners zu wägen, der hatte die ganzen Feldzüge und die ganze Laufbahn dieses Korsen schon studiert, als er damals noch als „ewiger Hauptmann“ in Jauer stand, während der zehn Jahre jüngere Bonaparte in dem revolutionären Frankreich, damals dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, alle militärischen und politischen Rangstufen im Fluge durcheilte.

Keuchend marschierte in forcierten Märschen die Infanterie durch die Schwüle der Wälder. Die Anzahl der Kranken mehrte sich von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, und immer wieder hieß es: Vorwärts, vorwärts, dort liegt Wilna, dort sollt ihr ruhen!

Die Pferde der Reiterei gingen müde ihres Wegs. Die Sonne hatte die Gräser zum Teil verdorrt, die Fütterung war schlecht und wurde täglich schlechter. Die Tiere brachen unter ihren Reitern zusammen und blieben am Wege liegen. Ihre Kadaver, die sehr bald in Verwesung übergingen, verpesteten in der Schwüle der Wälder, wo kein Lufthauch ankommen konnte, den nachmarschierenden Truppen die Luft und benahmen ihnen das Atmen. Zehntausend Pferde allein sollen zwischen Kowno und Wilna zugrunde gegangen ein. Überhaupt waren die französischen Kavalleristen keine guten Pferdepfleger. Die deutschen waren da viel zuverlässiger. Viele der Pferde französischer Kavallerie waren sattelwund. Bereits in diesen Tagen, wenn es galt, Aufklärungsdienst zu tun, zeigte sich, daß der französische Kavallerist dem Kosaken längst nicht gewachsen war. So manche Patrouille, die zur Aufklärung hinausgesendet wurde, kehrte nicht zurück; fortgewischt wie ein Kreidestrich von der Schiefertafel, verscharrt im russischen Sande oder nackt im Dickicht der Wälder Raubvögeln und wilden Tieren preisgegeben, — das war ihr Los. Auch wenn es zum leichten Geplänkel kam, waren die französischen Reiter viel im Nachteile gegen die Kosaken. Das erfuhr Murats Reiterei schon bald nach dem Überschreiten des Njemen. Der Kaiser befahl daher von Wilna aus, daß jeder Kavalleriepatrouille Infanterie beigegeben werden solle, um ihr bessere Deckung zu geben. Dadurch wurden natürlich diese Patrouillen sehr schwerfällig in ihrer Bewegung und der Aufklärungsdienst litt darunter sehr.

Wie es schon zu Anfang dieses Feldzuges aussah mag ein Augenzeuge uns berichten:

„Bestimmte Wege gibt es in Litauen nicht; die Landwege wurden beim Regen durch das Geschütz ganz verdorben, unfahrbar für Wagen mit gewöhnlichem Gespann. Die Pferde lebten nur von grünem Futter, vom Grase und Korn auf den Feldern, und dieses mußte oft weit hergeholt werden. Die Avantgarde hatte zwar den Vorteil, zuerst zu kommen und noch manche Lebensmittel zu finden, welche der Feind und der fliehende Bauer zu verderben oder mitzunehmen versäumt hatten; aber sie mußte einem zu Überfällen sehr geneigten Feinde gegenüber in geschlossenen Gliedern bleiben und, wenn vom Feinde verfolgt, liegen lassen, was sie gut hätte brauchen können. Daher fehlte es oft an allem. Dann mußten Detachements zum Fouragieren ausgeschickt werden, welche weit seitwärts vordringen mußten, wenn sie an unberührte, solchen Besuch nicht erwartende Ortschaften gelangen wollten. Diese Abteilungen waren großen Gefahren und Beschwerden ausgesetzt und kehrten oft unverrichteter Sache zurück; wenn sie Lebensmittel erbeutet hatten, fanden sie oft nicht Wagen und Pferd zu deren Transport, und kehrten, wenn ihnen auch dieses geglückt war, oft erst nach mehreren Tagen zu ihren weitermarschierenden Regimentern zurück, wo dann das Gefundene ganz oder zum Teil verzehrt oder ihnen abgenommen oder verborben war. Diese beschwerliche und unsichere Art der Verproviantierung hatte



Bei Riconti nahe Wilna am 3. Juli 1812. Ein Stabsoffizier bringt dem Vizekönig einen Brief
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

höchst nachteilige Folgen. Viele Leute erkrankten, die Pferde wurden gedrückt und marode. Die Leute lernten ordentlich auf eigene Hand Krieg zu führen, d. h. Dörfer zu überfallen, zu plündern und sich durch allerlei Ausschweifungen für die steten Entbehrungen schadlos zu halten. Viele blieben zurück, sammelten sich in Banden, wählten ihre Führer, quartierten sich in Dörfer und Schlösser ein und stellten Vorposten aus, gegen Russen wie gegen Franzosen, welche gleichmäßig ihre Feinde waren. Diese, von der Art Krieg zu führen, wie es bisher geschah, unzertrennlichen Unordnungen lockerten früh die Bande der Disziplin, verminderten die Zahl der Streiter, ruinierten die Hilfsmittel des Landes, erbitterten das zur Verzweiflung gebrachte Volk und reizten es zur Gegenwehr und oft zur martervollen Ermordung der Gefangenen. Der plündernde Soldat begnügt sich nicht mit dem, was er gebraucht: er zertrümmert, was er nicht fortbringen kann und mißhandelt die Einwohner. Nicht die strengste Manneszucht konnte Disziplin und Ordnung erhalten; denn diese sind nur möglich, wenn für die notwendigen Lebensbedürfnisse des Soldaten auf ordentliche Weise, durch regelmäßige Distributionen gesorgt wird. Der hungernde und darbende Soldat gehorcht nur dem Gebote der Not und des dringenden Bedürfnisses und hört nicht mehr auf die Stimme des Führers."

Die fünfzehn deutschen Meilen von Kowno bis Wilna wurden in vier Tagen zurückgelegt. Bereits am 27. Juni marschierten die Vortruppen in Wilna ein, und einen Tag später hielt auch der Kaiser an der Spitze polnischer Reiterei, seiner Garde und des Korps von Davoust seinen Einzug in Wilna.

Der Jubel der Polen empfing den Kaiser, von dem sie alles hofften. Die Straßen und Plätze Wilnas waren mit Menschen gefüllt, die Häuser mit Teppichen behängt, mit Girlanden und Fahnen festlich geschmückt. Ganz Polen erhoffte die Befreiung des Vaterlandes. Der Reichstag zu Warschau beschloß etwas voreilig die Wiederherstellung des Königreichs Polen und entsandte eine Abordnung an den Kaiser nach Wilna, um von ihm das Machtwort zu hören, daß Polen neu erstanden sei. Schon hofften besondere Idealisten unter diesen Polen, daß fortan die Grenzen ihres Reichs sich bis an Smolensk ausdehnen würden, und daß der weiße Adler seine Flügel wieder über das verlorene Ostseegebiet schützend breiten würde. Die Antwort, die sie bekamen, war wunderschön mit Phrasen gespickt, besagte aber gar nichts. Der Kaiser gab der Abordnung zu verstehen, daß er die Polen gewiß schätze und ihres Vaterlandsgefühls wegen hochachte, daß er aber dem Kaiser von Österreich im Bündnisvertrag die Unverletzlichkeit seiner Staaten garantiert habe, und daß daher an ein Losreißen der Provinzen, die zu Österreich gehörten, nicht zu denken sei. Er empfahl ihnen indes — dieser große Taschenspieler! — die russischen Teile Polens in Aufruhr zu bringen, und, so meinte er, die Vorsehung werde die Heiligkeit ihrer Sache mit Erfolg krönen und die hingebende Vaterlandsliebe belohnen und den Polen auf seine Hochachtung und seinen Schutz den größten Anspruch geben. Seifenschaum! Denn, was hatte derselbe Mann einige Monate früher zu Louis von Narbonne gesagt? „Ich meinesteils liebe die Polen auf dem Schlachtfelde: Sie sind eine tapfere Rasse. Aber was ihre Ratsversammlungen, ihr Veto angeht, ihre Reichstage zu Pferde und mit dem Säbel in der Faust, von all dem mag ich nichts wissen. Au den tollen Cortes zu Cadix haben wir auf unserem Festlande gerade genug. Wenn ein halb republikanisches Polen heute wieder aufstünde, so wäre das eine sehr viel größere Verlegenheit, als wenn es ohne Unterbrechung bestanden hätte. Man müßte heute die Häuser der Nachbarn in Brand stecken, um ihm die seinigen zu sichern. Nur durch eine teuflische Propaganda könnte es Kraft gewinnen. Ich habe das wohl überlegt: Ich will in



Kaiserliche Garden vor Wilna

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Polen ein Feldlager haben, aber kein Forum. Ich werde dem Kaiser Alexander einen anständigen Krieg machen mit zweitausend Feuerschlünden und einer halben Million Soldaten, aber ohne Aufruhr. Ich werde ihm Moskau entreißen und ihn nach Asien zurückwerfen, aber ich werde keinen Klub in Warschau oder in Krakau oder sonst irgendwo in Polen dulden. Es ist nicht meine Sache, einen republikanischen Herd in Europa wieder anzublasen. Ich will Polen nur als disziplinierte Macht, um — nun, um ein Schlachtfeld auszustatten." So dachte der große Wirklichkeitspolitiker. Es ist fast hundert Jahre her, daß er so sprach; die Gegenwart könnte bei ihm in die Schule gehen.

Bevor Kaiser Alexander Wilna verließ, gab er noch dem Polizeiminister und General-Adjutanten Balaschef den Auftrag, in das Hauptquartier Napoleons zu fahren und dort noch einmal einen Friedensversuch zu machen. „Ich erwarte," sagte Alexander, „von dieser Sendung zwar kein baldiges Aufhören dieses Krieges, doch soll es in Europa bekannt werden und als ein neuer Beweis dienen, daß nicht ich den Krieg begonnen habe." Noch in der Nacht zum 26. Juni ging der General Balaschef aus Wilna ab und erreichte gegen Tagesanbruch das Dorf Riconti, das die französischen Vorposten schon besetzt hatten.

Von zwei Kosaken und einem Trompeter begleitet, wurde er an der feindlichen Vedettenlinie aufgehalten und mußte hier bis auf weiteres verbleiben. Sowie der Vorposten-Kommandant von dem Eintreffen eines russischen Parlamentärs Meldung erhalten hatte, kam er sofort zu Balaschef, um die nötigen Fragen zu tun, und sendete alsdann einen Bericht an Murat, der unverzüglich einen seiner Adjutanten schickte und den russischen General zu Davoust bringen ließ. Unterwegs begegnete Balaschef dem Könige von Neapel, der, von einer zahlreichen Suite umgeben, in einer kostbaren, aber sehr auffälligen Uniform geritten kam. Murat stieg vom Pferde, Balaschef gleichfalls; der König bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen und Ihre Bekanntschaft zu machen, General! Es scheint hier sehr kriegerisch auszusehen." — „In der Tat, Ew. Majestät, es scheint, daß der Kaiser Napoleon Krieg führen will," antwortete Balaschef. — „Also Sie halten nicht den Kaiser Alexander für den Urheber des Krieges?" — „Keinesfalls; ich habe den Beweis bei mir." — „Aber die Note, in der Sie gebieterisch forderten, daß die französischen Truppen Preußen räumen sollten, paßt nicht zu Ihrer Erklärung." — „Soweit mir bekannt, Majestät, war diese Forderung nicht die hauptsächlichste der Bedingungen, welche die Note enthielt." — „Wir konnten sie nicht annehmen. Übrigens —" begann Murat weiter — „ich wünsche herzlich, daß die Kaiser miteinander einig werden, und daß der Krieg, welcher wider meinen Willen begonnen hat, sobald als möglich endigen möge. Ich will Sie nicht länger aufhalten, General! Setzen Sie Ihren Weg fort. Ich weiß wahrlich nicht, wo der Kaiser ist, aber wahrscheinlich ist er nicht weit von hier."

Im Stabsquartier des 1. Infanterie-Korps wurde Balaschef mit einem gewissen Argwohn von dem finsteren Davoust empfangen. „Ich weiß nicht, wo jetzt der Kaiser ist," sagte der Marschall: „Geben Sie mir Ihr Paket, ich will es ihm überbringen." — Balaschef nahm einen Brief aus der Tasche, bemerkte aber dazu, daß ihm von seinem Monarchen befohlen worden sei, dem Kaiser Napoleon den Brief persönlich zu überreichen. — „Das ist ganz gleich!" — fiel ihm der Marschall in die Rede — „tun Sie, was man von Ihnen verlangt." — „Hier ist der Brief," antwortete Balaschef unwillig: „Es steht Ihnen frei, meine Person zu ignorieren, aber ich bitte, sich zu erinnern, daß ich die Ehre habe, den Titel eines Generaladjutanten Sr. Majestät des Kaisers Alexander zu führen." Davoust entgegnete, daß ihm die schuldige Aufmerksamkeit erwiesen werden würde, befahl



Donscher Kosak
Nach einer Zeichnung von G. Schadow gestochen von L. Buchhorn

alsdann das Diner, sprach aber in der Folge wenig, gleich als wenn es ihm unlieb wäre. Des anderen Tages sagte der Marschall bei Tafel zu Balaschef, daß er Befehl zum Vorrücken erhalten habe, und daß ihm Quartier, Reisezeug und einer seiner Adjutanten zur Verfügung gestellt werden würden. „Ich bitte Sie nur um eins," fügte der Marschall hinzu, „sprechen Sie mit keinem, außer mit meinem Adjutanten, und gehen Sie nicht über die Vorpostenkette hinaus." In dieser Situation blieb Balaschef bis zum 30. Juni alsdann kam die Weisung, ihn nach Wilna zum Kaiser Napoleon zu senden. Dort wurde er in das Quartier Berthiers verwiesen, aber am folgenden Tage durch den Kammerherrn

Grafen Turenne zu Napoleon gebracht, der ihn in demselben Zimmer empfing, welches fünf Tage vorher der Kaiser Alexander verlassen hatte.

Napoleon nahm Balaschef höflich auf, erklärte ihm den Grund seiner Unzufriedenheit mit der russischen Regierung und bemühte sich, die Russen als Urheber des Krieges gelten zu lassen. Darauf antwortete Balaschef, daß sein Monarch über das Einrücken der französischen Armee in das russische Reich ohne Kriegserklärung und nur unter dem Vorwande, weil der Fürst Kurakin seine Pässe gefordert habe, womit der Kaiser selbst nicht einverstanden, sehr erstaunt sei. „Der Kaiser hat mir befohlen, Ew. Majestät zu sagen," fuhr Balaschef fort, „daß er auch jetzt noch, wie früher, zum Frieden bereit ist, aber nur unter einer Bedingung, und zwar unter der unwiderruflichen Bedingung, daß die Franzosen unverzüglich über die Grenzen des russischen Reiches wieder zurückgehen; gleichzeitig habe ich Befehl, Ew. Majestät zu versichern, daß die russische Regierung in keinerlei Verbindung mit England steht."

Nachdem Napoleon sich über die angeblich durch den Kaiser Alexander hervorgerufenen Ursachen zum Kriege weiter ausgesprochen, antwortete er Balaschef: „Es sind bereits 18 Monate seit der Zeit verflossen, als ich von Rußland verlangte, sich zu erklären. Haben Sie nicht von mir die Räumung Preußens gefordert? Solche Noten sind unstatthaft, sogar den kleinsten Mächten gegenüber, und die französische Regierung hat sich niemals erkühnt, ein derartiges Verlangen zu stellen. Ich kann nicht darauf eingehen, und wenn Sie mir Petersburg und Moskau geben wollten. Haben Sie nicht zuerst mit den Rüstungen begonnen? Ihr Monarch ist eher bei der Armee eingetroffen, als ich bei der meinigen. Ich wurde gezwungen, meine Reise nach Spanien aufzugeben. Sie haben mir große Kosten gemacht. Ich weiß, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland keine Kleinigkeit ist — weder für mich, noch für Sie. Aber ich habe große Vorbereitungen getroffen, und bin dreimal stärker als Sie. Ihre Streitkräfte sind mir ebenso gut als Ihnen bekannt, vielleicht noch besser. Der Kaiser Alexander ist von sehr gewöhnlichen Leuten umgeben; bei ihm befinden sich Armfeld, Stein und Bennigsen! Armfeld ist ein verschmitzter, gewissenloser, ausschweifender Mensch: Stein ein schlechter Mensch, der aus seinem Vaterlande verbannt ist; Bennigsen hat seine Unfähigkeit 1807 bewiesen. Barclay de Tolly kenne ich nicht, aber seinen ersten Anordnungen nach zu urteilen, müssen seine Talente sehr beschränkt sein. Ihre Truppen bewegen sich ohne einen bestimmten Plan; sie verbrennen selbst viele ihrer Magazine, da wäre es doch besser gewesen, dieselben gar nicht erst zu errichten! Glauben Sie etwa, daß ich nur zu Ihnen gekommen bin, um mir den Njemen anzusehen? Seit der Zeit Peter I. hat kein Feind Ihre Grenzen überschritten, und ich bin jetzt bereits in Wilna. Sie hoffen vergeblich auf Ihre Soldaten; vor Austerlitz hielten sie sich für unüberwindlich; jetzt sind sie im voraus davon überzeugt, daß meine Truppen sie besiegen werden." — „Ich wage es, Ew. Majestät zu versichern" — unterbrach Balaschef den Kaiser — „daß die russischen Truppen im Gegenteil mit Ungeduld eine Schlacht wünschen, und besonders von der Zeit an, als unsere Grenzen bedroht schienen. Dieser Krieg wird fürchterlich sein, Ew. Majestät werden es nicht allein mit den Truppen, sondern auch mit sämtlichen Untertanen meines Kaisers zu tun haben." Napoleon zeigte sich hier mit Balaschef nicht einverstanden; er sagte, daß in Rußland niemand den Krieg wolle, und indem er seine Streitkräfte nochmals aufzählte, bemerkte er, in seiner Armee wären allein 80000 Polen, welche durch Rekrutierungen bis auf 200000 Mann gebracht werden könnten. „Und sie schlagen sich wie die Löwen" — setzte er hinzu: — „Wenn Sie den Krieg fortsetzen, dann nehme ich Ihnen die polnischen Provinzen. Ich versichere Sie, daß



Hauptquartier des Vizekönigs in Nowoi-Troky

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Sie noch niemals einen Krieg unter für Sie so ungünstigen Umständen begonnen haben." — „Wir hoffen, ihn glücklich zu Ende zu führen" — antwortete Balaschef. — „Sie konnten nichts ausrichten, als Österreich auf Ihrer Seite war" — sagte Napoleon — „und jetzt, wo ganz Europa mit mir geht, worauf wollen Sie nun noch hoffen?" — „Wir werden tun, was wir imstande sind" — antwortete Balaschef. — „Bei Ihnen mangelt es an Leuten; wo wollen Sie Rekruten hernehmen? Und was sind denn Ihre Rekruten wert? Wieviel Zeit ist nicht nötig, um aus ihnen Soldaten zu machen? . . . . . Man sagt, Sie schlössen mit den Türken Frieden; ist das wahr?" Nachdem Napoleon eine bejahende Antwort erhielt, fuhr er in seiner Rede fort: „Wenn Sie auf die Moldau und Walachei Verzicht leisten, alsdann wird sich der Sultan mit Ihnen aussöhnen; übrigens gebe ich weder viel auf die Türken, noch auf die Schweden." Hierauf zählte er die Vorteile auf, welche für Rußland durch ein Bündnis mit Frankreich entstehen würden, drohte mit der Vernichtung Preußens und endigte seinen Redefluß mit der Erklärung, daß er dem Frieden nicht abgeneigt sei. — „Überzeugen Sie den Kaiser Alexander, daß ich ihm noch immer so ergeben bin, als früher; ich kenne ihn vollständig und weiß seine hohen Eigenschaften zu würdigen. Mein Gott! Wie vortrefflich wäre seine Regierungsweise gewesen, wenn er sich nicht mit mir entzweit hätte! . . . . Doch ich will Sie nicht länger aufhalten, General! Sie werden von mir einen Brief an Ihren Monarchen bekommen."

Als sich Balaschef von Napoleon verabschiedet hatte, wurde er bei seinem Weggange von Duroc im Namen des Kaisers um 7 Uhr zur Tafel geladen.

Während der Tafel, bei welcher außer dem Kaiser der Franzosen und Balaschef noch Berthier, Bessières und Caulaincourt anwesend waren, benahm sich Napoleon weit stolzer als zuvor. Unter anderem fragte er: „Wieviel hat Moskau Einwohner?" — „300000." — „Und Häuser?" — „10000." — „Und Kirchen?" — „Mehr als 240." — „Wozu so viel?" — „Die russische Nation ist gottesfürchtig." — „Herrscht bei Ihnen eine solche Gottesfürchtigkeit?" — „Erlauben Sie mir, Majestät" — sagte Balaschef — „man ist vielleicht in Deutschland und Italien wenig gottesfürchtig, aber in Spanien und Rußland ist man es noch sehr." Napoleon, unzufrieden mit diesem Winke in bezug auf den Widerstand in Spanien, ließ dieses Gespräch fallen, und wendete sich nun an Balaschef mit der Frage: „Auf welchem Wege kann man nach Moskau gehen?" — „Ew. Majestät setzen mich durch diese Frage in eine sehr große Verlegenheit" — entgegnete dieser: — „Die Russen wie die Franzosen sagen, daß man auf jedem Wege nach Rom gehen kann. Nach Moskau führen gleichfalls viele Wege. Karl der Zwölfte wollte dorthin über Pultawa."

Nach dieser Unterredung wurde die Tafel aufgehoben, und Napoleon begab sich mit sämtlichen Tischgästen in sein Kabinett, wo er abermals den Kaiser Alexander der Abneigung gegen seine Person beschuldigte. — „Er nähert sich meinen persönlichen Feinden, und kränkt mich persönlich. Ich bin im Rechte, wenn ich es ebenso mache. Ich vertreibe aus Deutschland alle seine Verwandten, die Württemberger, Badener, Weimaraner. Mag man ihnen einen Zufluchtsort in Rußland gewähren! . . . . Sie sagten mir, daß Ihr Herr das Oberkommando bei der Armee übernehmen wolle. Wozu dieses? Der Krieg — ist mein Handwerk; ich bin daran gewöhnt. Der Kaiser Alexander hat dieses nicht nötig; ihm gebührt es, zu regieren, aber nicht — Truppen zu kommandieren. Er wird vergeblich eine solche Verantwortlichkeit auf sich nehmen." — Alsdann ging Napoleon einige Male im Zimmer auf und ab, näherte sich Caulaincourt, klopfte diesen leicht auf die Backen



Auf dem Marsche nahe Suterwa am 30. Juni 1812
Nach Faber du Faur

Der Verderber wandelte auch durch die Lüfte. An diesem Tag trat nach trockener Sommerhitze plötzlich kaltes Sturmregenwetter ein, das fast eine Woche anhielt. — Wir stehen hier — den 30. — an dem linken Ufer der Wilia, wo das III. Korps über Suterwa jenseits seinen Weiterweg zwischen den Straßen von Wilkomir nach Dünaburg, von Wilna nach Druia, die sich auf 14 Stunden Abstand begleiten, suchen soll. Die Straße ist durch den Regen selbst zum Fluß geworden. Auf ihr schaffen Kanoniere mit Mühe ihre Geschütze fort. Pferde sind gefallen und andere stürzen eben, und die peitschende Trainmannschaft bemüht sich um sie. Drüben am steilen Uferrand hinauf ist es noch schlimmer. Man sieht die Räder der Fuhrwerke, der Kanonen tief in den Kot einschneiden, umgefallene Wagen, liegende Pferde, umkehrende Vorspann; andere suchen es durch einen wütenden Galopp zu erzwingen. Dazwischen rücken Infanteriekolonnen hinüber und hinauf. Der Sturmregen wühlt in den Bäumen, in den flatternden Mänteln des Generalstabs, der diesseits zu Pferde hält und die Befehle des Kronprinzen von Württemberg, den wir hier selber erblicken, empfängt. — Wir glauben es, wenn wir diese Szene ansehen, daß die große Armee von Kowno bis auf die Höhe von Wilna in einer Woche 10000 Pferde verlor, und obwohl Napoleon die Pferde an den Reservezügen durch Hornvieh ablösen ließ und diese vor die ledig gewordenen Kanonen spannte, so mußte er doch achtzig Geschütze in Wilna zurücklassen.

und sagte zu ihm: „Nun, warum reden Sie nichts? Sind die Pferde für den General bereit? Geben Sie ihm die meinigen; er kann abreisen.“

Während sich am linken Ufer des Njemen in der Gegend von Kowno die großen Armeemassen Kaiser Napoleons versammelten wie eine dunkle, drohende Gewitterwolke, war man im Hauptquartier des Zaren zu Wilna noch sehr im Zweifel über alles, was nun eigentlich zu geschehen hätte. „Als ich am 17. Juli in Wilna ankam,“ berichtet Oberstleutnant von Wolzogen, „fand ich daselbst neben einer unerklärlichen, in tausenderlei Lust-

barkeiten sich ergehenden Sorglosigkeit die größte Verwirrung, weil der Kaiser jeden anhörte und ebenso viele verschiedene Meinungen existierten, als Ratgeber vorhanden waren. Der Graf Romanzow, Minister des Auswärtigen, glaubte nach wie vor noch gar nicht an den wirklichen Ausbruch des Krieges und hoffte den nur Demonstrationen machenden Napoleon immer noch beschwichtigen zu können. General Bennigsen wollte ihm bei Neu-Troki eine Schlacht liefern. Generaladjutant Armfeld, früher in schwedischen Diensten und ein berüchtigter Intrigant, hatte wieder eine ganz andere Ansicht. General Oppermann eine vierte, General Marquis Paulucci eine fünfte und Gott weiß was alle anderen Faiseurs sonst noch zur Vermehrung dieser Konfusion beitrugen. — So taumelte man im russischen Hauptquartier zwischen Tun und Lassen, Sorge und Leichtsinn, ratlos und ziellos umher, während Hannibal vor den Toren stand. Endlich wurde der Kaiser Alexander der ihm chaotisch umschwirrenden Meinungsstreitereien überdrüssig und faßte daher den Entschluß, seine sämtlichen Ratgeber unter dem Vorsitz seines Schwagers, des Prinzen von Oldenburg, zu einer großen Beratung zu vereinigen und auf diese Weise eine Aussöhnung zwischen ihnen zu bewirken. Mir aber trug er auf, in diesem Rat einen erschöpfenden Vortrag über den von ihm selbst adoptierten Phullschen Plan nebst vollständiger Darlegung aller Gründe für und wider zu halten, um die Widersacher dadurch endlich unter einen Hut zu bringen und zu überzeugen. Ich sah gleich ein, daß dieser Versuch zur Beschwichtigung aller dieser eitlen Intriganten eine reine Danaidenarbeit sein würde. Ich vermochte meine innere Mißstimmung nicht länger zurückzuhalten und sagte dem Kaiser rund heraus daher folgendes: „Das, was Ew. Majestät mir da auftragen, führt zu nichts, und es gibt jetzt wichtigere Dinge zu tun, als Kontroversen anzuhören und zu bekämpfen. Über 300000 Franzosen stehen bereits in dem Winkel, den der Njemen bei Kowno bildet, und zwar in nur geringer Tiefe. Es ist unmöglich, daß dieser arme Landstrich eine so große Menschenmasse längere Zeit ernähre. Napoleon geht aber niemals zurück; das liegt nicht in seinem Charakter; er muß also vorwärts, und der Krieg ist unvermeidlich. Wahrlich, solchen Tatsachen gegenüber ist unsererseits kein Augenblick mehr zu verlieren; ein fester Plan muß auf der Stelle gefaßt werden! Ew. Majestät müssen Einem das Kommando über die Armee anvertrauen und dann auch nur diesen Einen hören. Hinsichtlich der jetzt weiter zu ergreifenden Maßregeln ist aber keine Wahl mehr übrig: die erste Westarmee ist um Wilna versammelt und besteht höchstens aus 120000 Mann, die auch noch nicht einmal alle konzentriert sind, sondern über 100 Werst in einer Linie von Lida bis Rossiena zerstreut stehen. Auch ist schwerlich mehr Zeit, ihre Konzentration zu bewirken, wenn man nicht eine Bewegung rückwärts macht; — und somit bleibt nichts übrig als sich dem bereits vorbereiteten Plane gemäß in das verschanzte Lager bei Drissa zurückzuziehen." —

Der Kaiser hatte mich gelassen angehört; nun suchte er mich zu beruhigen und entließ mich mit dem durch die Ereignisse schon so oft widerlegten Ausspruche: „So schnell wird Napoleon nicht sein!" —

Aber Napoleon war einmal wieder schneller, als sich Kaiser Alexander träumen ließ. Mochte nun der russische Vorpostenkommandeur nicht aufgepaßt haben oder mochten sonst Unterlassungssünden irgend einer Art vorliegen: Die sehr wichtige Botschaft, daß die französische Avantgarde bereits in der Nacht vom 23. zum 24. Juni bei Kowno über den Njemen gegangen war, traf erst in der Nacht zum 25. in Wilna ein und zwar nicht durch militärische Stafetten, sondern durch — einen Kammerdiener des Ministers Grafen Romanzow. Dieser war nämlich von seinem Herrn aus Petersburg nach Wilna beordert



Seifenblasen
Nach einer englischen Karikatur

worden, und die Poststraße dahin führte über Kowno. Als nun die Post in der Morgenfrühe zum 24. auf Kowno zufuhr, kam ein Jude an den Wagen gelaufen und sagte, daß die Franzosen Kowno in voriger Nacht besetzt hätten.

Kaiser Alexander empfing die Nachricht von der Überschreitung des Njemen auf einem glänzenden Ballfest, das der General Bennigsen — wir haben diesen General einst in einer blutigen Nacht kennen gelernt — auf seinem Schlosse Zacrett, eine halbe Stunde von Wilna entfernt, gab. Sobald der Kurier mit der Kunde eintraf, wurde das Fest abgebrochen und am nächsten Tage erließ Kaiser Alexander seinen Aufruf. „Indem der Kaiser der Franzosen," hieß es darin, „bei Kowno unsere Arme unversehens anfiel, hat er

zuerst den Krieg erklärt. Angesichts der Tatsache, daß ihn nichts bestimmen kann, Frieden zu halten, bleibt uns nichts übrig, als unter der Anrufung der Hilfe des Allmächtigen, der Zeuge und Verteidiger der Wahrheit ist, der Streitmacht des Feindes die eigene Streitmacht entgegen zu stellen. Es ist nicht nötig, die Oberbefehlshaber, die Korpsführer und die Soldaten an ihre Pflicht und Tapferkeit zu erinnern; das Blut der tapfern Slaven rollt in ihren Adern. Krieger, ihr verteidigt Religion, Vaterland und Freiheit. Ich will die Waffen nicht niederlegen, solange ein einziger feindlicher Soldat auf dem Boden meines Reiches steht."

Der General Phull, der Kaiser Alexander beriet, hatte vorgeschlagen, bei der Stadt Drissa, die nordöstlich Wilna an jener Biegung der Düna gelegen ist, wo diese sich gegen Westen wendet, ein großes befestigtes Lager anzulegen und dort die russische Hauptmacht zu vereinen. Das Lager spannte sich in einem flachen Bogen, der auf ungefähr achthundert Schritt Entfernung von Wald umgeben war, vor der halbkreisförmigen Krümmung der Düna östlich von Drissa. Der dichte, weite Wald erleichterte die Annäherung des Feindes, und der Fluß, auf welchen sich das Lager mit beiden Flügeln stützen sollte, konnte durchwatet werden, — „ein ganz meschantes Schlachtfeld," sagte Clausewitz mit vollem Recht. Außerdem lag dieses Lager von Drissa vier Meilen von der großen Heerstraße, die von Wilna nach Petersburg führt, und vierundzwanzig Meilen von derjenigen, die von Wilna über Witebsk nach Moskau führt. Es war eine ausgeklügelte Stellung, ein bloßes Phullsches Gedankenspiel, ein Plan, der denn auch im russischen Hauptquartier gar keinen Anklang fand. Die nationalen russischen Generale drängten den Zaren dazu, schon bei Wilna eine Schlacht anzunehmen. Aber dies wollte Alexander nicht, und so blieb es zunächst bei dem Lager von Drissa und hiermit wurde die große Rückzugsbewegung des russischen Heeres eingeleitet, die sich nachher als für den Krieg entscheidend erweisen sollte.

Über die Räumung Wilnas ist noch folgender für den kommandierenden General Barclay de Tolly charakteristische Zug zu berichten. Der General hatte sich schon über den schnellen und übereiligen Aufbruch des kaiserlichen Hauptquartiers und des bei demselben weilenden diplomatischen Korps gehörig geärgert, und als gar seine eigenen Adjutanten, besonders die jüngeren, des Kriegs noch ungewohnten, bei dem Herannahen des Feindes immer unruhiger wurden, ließ der kaltblütige Barclay, um diese zu schulen, sich nun gerade Zeit. Er betrieb die Rückzugsanstalten so langsam als möglich, ja, statt zu Pferde zu steigen, wie er es sonst stets tat (man sah ihn während der drei Kriegsjahre von 1812 bis 1814 niemals im Wagen, nur immer zu Pferde), bestellte er sich heute seinen Wagen und nahm ganz gemächlich, nachdem er vorgefahren war, darin Platz. Er ließ ihn dicht vor seiner Arrieregarde im Schritt durch die Straßen Wilnas abfahren. Langsam ging es durch die fast dreiviertel Stunden lange Vorstadt Autokol. Hinter dem Wagen des Generals ritt das Leibkosakenregiment unter dem Grafen Orlow-Denissow, eine kühne, bewährte Truppe. Am andern Ende der Stadt war bereits die Spitze der großen Armee, Chevauxlegers, unter dem Obersten Ségur, eingeritten. Die Distanz zwischen ihm und den Russen war nicht gar groß. Allerdings konnte sich in den engen Straßen der Vorstadt ein Reitergefecht nicht entwickeln, aber sobald Barclay de Tolly mit seiner Wache aus Wilna heraus war, ließ Graf Ségur seine Reiter debouchieren und versuchte, dreifach in der Übermacht, die Russen zu umzingeln. Das bekam ihm übel. Ohne ein Kommando abzuwarten, schwenkten die Leibkosaken plötzlich herum und fielen mit wilder Wucht auf die Franzosen ein. Eine vollständige Deroute unter diesen war die Folge.



In der Gegend von Tschuianni am 7. Juli 1812
Nach Faber du Faur

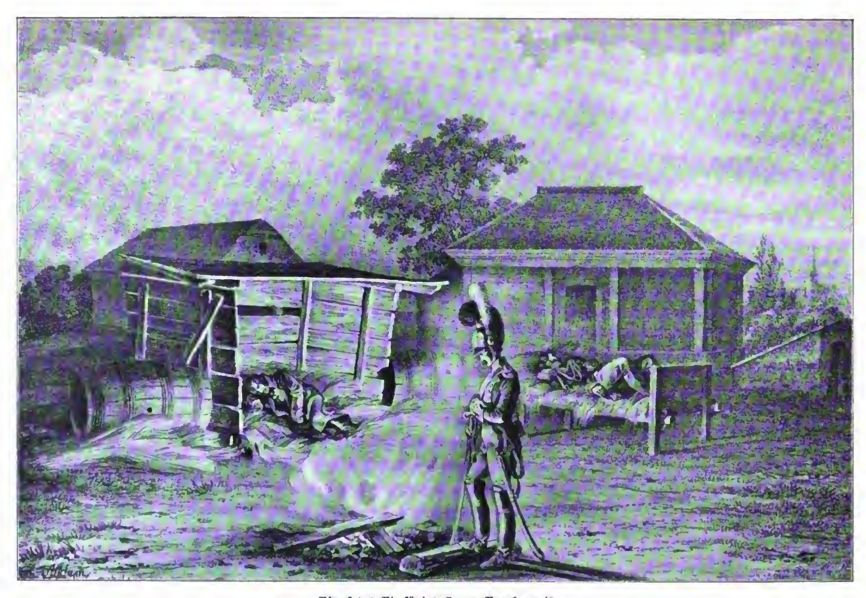
Ein freundliches Kornland. Im Mühlteich spiegeln sich die Bäume, baden Menschen und Pferde. Ferne sicheln die Schnitter und mit Garben beladenen Rossen kommen sie einzeln heran und ziehen am Beschauer des Bildes vorbei. Dennoch ist es keine Idylle. Die Not und Gewalt schneidet das Korn vor der Reife. Die Mühle steht still, die kleinen Holzscheuern, täuschend ähnlich denen der Schweizer Berge, an deren einer rechts im Vorgrund Offiziere unterm Schirmdach lehnen und die Arbeit weithin überwachen — werden nicht gefüllt werden. Ein lächelndes Bild auf den ersten Blick, umwölkt es beim zweiten düstere Zukunft.

300 Gefangene, unter ihnen der voreilige Oberst Graf Ségur, fielen in die Hände der Kosaken.

Der Graf Philipp Paul von Ségur, der damals am 28. Juni 1812 bei Wilna von den Russen gefangen wurde, war ein Mann von außerordentlicher Bravour; er war es, der im spanischen Feldzug 1808 mit seinen Reitern gegen die Höhen von Somosierra ansprengte, die dort postierten Batterien nahm und seinem Kaiser so den Weg nach Madrid hinein öffnete. Hier erwarb er sich den Rang eines Obersten. Und dieser Ségur war 9 Jahre alt, als die große Revolution in Paris losbrach und dieser Ségur war neunzig Jahre alt, als die vierte französische Revolution ausbrach im Jahre 1870, als die Kommune ihr rotes Banner erhob. Er hat es erlebt, daß der sechzehnte Ludwig, von Gevatter Schneider und Handschuhmacher gerichtet, das Schafott bestieg. Er hat es erlebt, daß der gewaltige Imperator nach dem Zusammenbruch seiner Reiche auf den Felsen von St. Helena geschleudert wurde und er hat es erlebt, daß der dritte Napoleon bei Sedan seinen Degen einem König von Preußen übergab. Vier Könige, zwei Kaiser und vier Republiken fielen in den Zeitraum seines langen Lebens.

In Wilna wurde es nach den Erfahrungen, die man in den letzten Tagen gemacht hatte, nötig, einen sehr strengen Befehl gegen die Marodeure und Nachzügler zu erlassen. Dieser Befehl wirft ein scharfes Licht auf die Zustände, die damals bereits herrschten. Es wurde in Wilna ein besonderes Kriegsgericht eingesetzt, um die Plünderer und Marodeure standgerichtlich abzuurteilen. Drei Kolonnen Gendarmerie zu je hundert Mann wurden abgeordnet, um auf die Plünderer und Nachzügler Jagd zu machen, die Straßen, Dörfer, Wälder nach ihnen abzusuchen. Die Verurteilten sollten innerhalb 24 Stunden erschossen werden. Oberst Chambray sagt in seinen Memoiren: „Wäre dieser Befehl streng ausgeführt worden, so hätte man zehntausend der Soldaten erschießen müssen, denn das Umherstreifen war jetzt das einzige Mittel, nicht zu verhungern, weil Lebensmittel nicht mehr verteilt wurden. Man stellte nur die vor das Kriegsgericht, bei denen man gestohlene Gegenstände fand. (Der Mundraub wurde also stillschweigend geduldet und nicht bestraft.) Man verurteilte ihrer achtzig zum Tode, erschoß aber nur zwei oder drei ganz besonders Schuldige."

Der Kaiser Napoleon hielt sich achtzehn Tage lang in Wilna auf, um von dort aus die beste Angriffsgelegenheit zu erkunden. Er war zunächst über die Stellung der russischen Armee, schon wegen des Versagens der aufklärenden Kavallerie, durchaus im unklaren. Erst als er hörte, daß sich die 1. Westarmee unter General Barclay de Tollo auf Swenciany zurückzog, und der General, welcher inzwischen das Kommando vom Kaiser Alexander übernommen hatte, auch die übrigen Armeen nach dort heranziehen wollte, kam er zu dem Entschluß, den General Fürsten Bagration mit der 2. Westarmee abzuschneiden und einzeln zu vernichten. Er wollte den Fürsten Bagration zugleich in der Front und im Rücken angreifen, um ihn mit wenigen Zügen matt zu setzen. Bagration hatte von seinem Kaiser den Befehl erhalten, sich von Wolkowicz auf Minsk zurückzuziehen, und stand am 30. Juni mit seiner Armee bei Zelwa, zwei Meilen östlich von Wolkowicz. Am selben Tage gingen drei französische Armeekorps, das V. unter dem Fürsten Poniatowski, das VII. unter General Reynier und das VIII. unter dem General Vandamme, sowie 8000 Mann Reiterei unter dem Grafen Latour-Maubourg, im ganzen 80000 Mann, bei Grodno über den Njemen. Dieser Armee hatte Napoleon seinen Bruder Jérôme von Westfalen als Oberfeldherr gegeben. Jérôme spielte gerne Soldat, war auch bei seinen Truppen beliebt, war außerdem, wie die Sachen nun mal lagen, Deutscher Reichsfürst. Und gerade das mag Napoleon mit bestimmt haben, ihm das Kommando zu geben, denn bei den Truppen befanden sich ungefähr 25 Regimenter deutscher, d. h. sächsischer und westfälischer Landeskinder. Aber Jérôme ließ sich Zeit. Während der letzten Versammlungsmärsche zum Njemen, Ende Juni, hatte jene tropenhafte Hitze geherrscht, die sogar den Söhnen einer südlicheren Sonne, den Italienern, zu viel war. Und nun setzte plötzlich ein Regen ein, der wolkenbruchartig acht Tage lang anhielt und die ohnehin schlechten Wege einfach grundlos machte. Auch verschlechterte der plötzliche Witterungsumschlag von trockener Hitze zu übermäßiger Nässe den Gesundheitszustand unter den Truppen sehr bedenklich. Das V. und VIII. Armeekorps verloren in diesen Tagen an 9000 Mann, ihre Kavallerie an 1000 Pferde. Das VIII. Korps unter General Vandamme bestand nur aus Westfalen. Vandamme hatte sich bei seinen Truppen trotz seiner äußersten Strenge außerordentlich beliebt gemacht. Der gemeine Mann spürte gar wohl, daß hier ein tüchtiger Soldat an der Spitze stand. Da nun aber auch ihr eigener König sich natürlich um seine Leute kümmerte, so gab es zwischen Jérôme und Vandamme sehr bald Streit. Der Kaiser konnte nicht anders, als für den König, den Landesherrn, Partei nehmen, obwohl



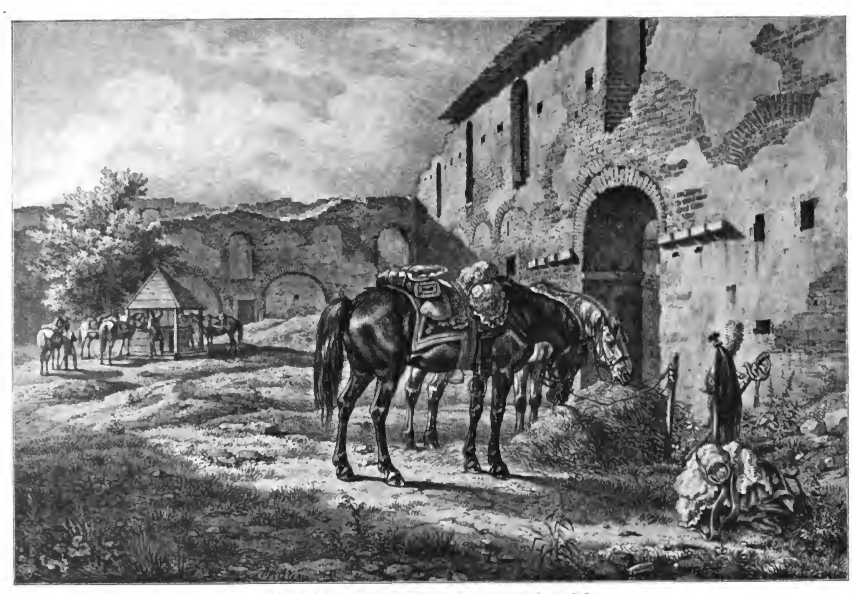
Biwak des Vizekönigs Eugen Beauharnais

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

er bereits wütend genug auf Jérôme war. So mußte Vandamme gehen, und damit verließ die beste militärische Kraft das Heer. Vier Wochen später ersetzte ihn der Herzog von Abrantes, General Junot, der an Fähigkeiten dem Vandamme nicht das Wasser reichen konnte und für die Vorgänge, die hier jetzt zu erzählen sind, ja auch noch gar nicht zur Stelle war.

„Die königlich westfälische Armee wurde durch die Konskription rekrutiert. Das Exerzieren, der Sold, die Verpflegung, die Bewaffnung, die Bekleidung, die Militärgesetze, Belohnung und Bestrafung (ohne Stockschläge), sowie die Pensionierung waren buchstäblich aus dem französischen Dienste übertragen, und im allgemeinen ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese unendliche Vorzüge gegen die früheren deutschen Einrichtungen hatten. Überhaupt setzte man in dieser Armee alle Hebel in Bewegung, um durch das Ehrgefühl auf den Geist der Soldaten zu wirken; und selbst, daß derselbe während seiner Dienstzeit nicht heiraten durfte, keinen Urlaub bekam, sowie der Unterschied zwischen den Eliten- und Zentrumskompagnien trug hierzu bei, weil der Rekrut bald einsehen lernte, daß er sich seine sechsjährige Dienstzeit nur angenehm machen könnte, wenn er sich bemühte, Elite oder Unteroffizier zu werden, indem er weder als Soldat noch als Unteroffizier Urlaub erhielt. Der Elite wurde besser als der Füsilier oder Jäger bezahlt, trug Säbel, farbige Kordons auf dem Tschako und Epauletten, und als Unteroffizier hatte er nach Verhältnis seines Grades einen (besonders gegen die frühere Zeit berechnet) viel besseren Sold als jene. Außerdem erhielten alle Soldaten den Tag 2 Pfund Brot, aßen in ihren sehr gut eingerichteten Menagen, wozu sie täglich $^1/_2$ Pfund Fleisch bekamen, zweimal des Tages, und hatten einen Anzug, der sie gegen Regen und Frost gehörig schützte. Lauter Sachen, welche man in den früheren deutschen Armeen fast gar nicht kannte. Selbst die Strafen gingen von dem Grundsatze aus, das Ehrgefühl der Soldaten zu fördern, und waren bei Entwendungen, besonders aber beim Kameradendiebstahl, von Sachen, die nicht verschlossen werden konnten, sehr strenge. Die Form, daß man dem Verbrecher sein Urteil auf einem öffentlichen Platz vor dem dazu ausgerückten Regimente vorlas, sowie daß man ihm mit den Worten: „Und nie wirst du wieder das Kleid der Ehre tragen" die Uniform auszog, sowie Säbel und Patronentasche über Kopf und Schultern streifte, machte einen so tiefen Eindruck auf die Soldaten, daß in der letzten Zeit des westfälischen Dienstes nicht mehr der dritte Teil solcher Bestrafungen, wie in den zwei ersten Jahren desselben stattfand; und wenn daher die Behauptung einiger in der westfälischen Armee als Stabsoffiziere dienender Franzosen richtig war, daß der Franzose im allgemeinen nicht so wie der Deutsche zum Diebstahl geneigt sei, indem solche Verbrechen wenig in der damaligen französischen Armee bestraft wurden, so war dieses die Frucht ihrer Militärinstitutionen und nicht die des besseren Nationalgefühls. Zu allem diesen kam dann noch, daß ein jeder Rekrut, welcher bei dem so großen Abgang mit einiger Bildung in die Armee trat, sicher auf schnelles Avancement, selbst zum Offizier, rechnen konnte, wobei die Geburt gar keinen Unterschied machte." — So berichtet ein westfälischer Stabsoffizier über die Armee des Königreichs Westfalen.

König Jérôme fehlte aber durchaus jene wilde Energie, wie sie ein Davoust hatte, ein Lannes einst hatte; er war ein weichmütiger Mann, der seinen Truppen keine übergroßen Anstrengungen zumuten mochte, hatte auch gar keine Erfahrung, denn 1807 im Kriege mit Preußen hatte ihm sein Bruder nur ein kleines Kommando anvertraut, und im Jahre 1809, als er in Sachsen gegen den Herzog von Braunschweig kämpfte, schnitt er miserabel ab. Ein französischer Offizier, der damals 1809 in Sachsen mit dabei war,



Szene im alten Schloßhof zu Holzang am 11. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

gibt folgende seltsame Schilderung des Königlich Westfälischen Hauptquartiers: „Als Napoleon den in Sachsen eingedrungenen feindlichen Truppen ein Armeekorps entgegenstellen wollte, marschierte Jérôme an der Spitze seiner Soldaten nach Sachsen. Nie wurde eine Armee schlechter geführt als diese. Des Morgens schon brach man mit Nachzüglern und Marodeuren auf, und so langte man des Abends auch an. Alles gab Befehle und niemand wollte einen empfangen haben. Die Kriegskommissare plünderten, die Offiziere soffen, die Soldaten marodierten, die Generale spielten Hasard und balgten sich mit Mädchen herum. Niemand wußte, wer eigentlich befehle. Der König ließ sich von einem Teil seines Hofstaats begleiten, und es gab da eine Menge Wagen, Pferde und ganz unnützer Leute. Glücklicherweise stieß man nicht mit den Feinden zusammen. Ich erinnere mich aber eines Biwaks in der Nähe der böhmischen Gebirge und einer plötzlichen grundlosen Unruhe, die alles in Bewegung setzte. Da sah man die Kammerherren in seidenen Strümpfen und gestickten Uniformen herumlaufen. Wahrhaftig, nur der Schatten eines Braunschweigers hätte hingereicht, die ganze Armee zu zersprengen." Damit soll nicht gesagt sein, daß es 1812 im Hauptquartier von Grodno nun ebenso aussah. Aber Schlüsse lassen sich doch aus dieser Beobachtung ziehen. Es wurden vier bis fünf Tage bei Grodno vertrödelt, und von einem forcierten Vormarsch gegen die Front Bagrations war keine Rede.

Anders verstand der Marschall Davoust, der Sieger von Auerstädt und Eckmühl, seine Aufgabe zu lösen. Mit seinem Armeekorps, das vom Kaiser für diesen wichtigen Zweck noch durch die Garde-Lançier-Brigade Colbert und die Division Claparède, die sogenannte Weichsellegion, verstärkt war, marschierte Marschall Davoust in Eilmärschen auf Minsk. Seine Aufgabe war, wie schon bemerkt, dem General Fürsten Bagration in den Rücken zu kommen. Am 2. Juli ging der Herzog von Auerstädt aus Oszmiana ab. Noch goß der Regen in Strömen und die Wege waren durchweicht. Aber plötzlich am 6. Juli setzte wieder diese fatale russische Siedehitze ein. Der Marsch ging Tag und Nacht fort, die Ruhe wurde der Infanterie nur stundenweise zugemessen, die Pferde bekamen die Sättel gar nicht vom Rücken. In fünf Tagen wurden die 150 Kilometer nach Minsk durchmessen. Die Hitze war so groß, daß der Marschall, als er am 8. Juli in Minsk eintraf, vier Tage gebrauchte, um seine atemlosen Truppen wieder zu sammeln. Ihr Zustand grenzte förmlich an Auflösung, aber der Marschall verstand es mit seiner eisernen Strenge, die Mannszucht wieder herzustellen und sein Korps wieder schlagfertig zu machen. Zwölf beim Marodieren abgefangene Kürassiere fielen durch Pulver und Blei. Allerdings, er war mit rund 43000 Mann abmarschiert und hatte ein Viertel seiner Leute eingebüßt. Was in Minsk am 11. Juli bereit stand, um die russische Westarmee, die König Jérôme ihm zutreiben sollte, zu empfangen, waren 30000 Mann.

Der Fürst Bagration hatte inzwischen den Befehl erhalten, zum Rückzug die Straße über Nowogrodok und Wileyka auf das Lager von Drissa zu nehmen, wo sich die ganze Armee sammeln sollte. Am 3. Juli in Nowogrodok ankommend, traf Bagration mit dem Kosakenhetmann Platow zusammen, der von Grodno aus vor den Vortruppen des Königs Jérôme zurückgewichen war. Dieser Anschluß des klugen, tatkräftigen Platow war für Bagration sehr viel wert.

Der Fürst Peter Iwanowitsch Bagration stand damals im Alter von 47 Jahren. Er war ein Georgier von Geburt aus dem uralten Königsgeschlecht der Bagratiden, mittelgroß, mit scharf markiertem, dunklem Gesicht und mit Augen, in denen asiatisches Feuer leuchtete; sanft, leutselig, großherzig, ritterlich, tapfer ward er von jedermann



Fürst Peter Bagration
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

geliebt und seine Soldaten vergötterten ihn. Er war ein gewissenhafter Vorhutführer, war beim Vortrapp wie beim Nachtrapp stets in Person zur Stelle. Er kannte im Kriege keine Ermüdung, wenige Stunden Ruhe genügten ihm. Er hatte an der Adda und Trebbia im Jahre 1799 unter dem alten Suworow gefochten, der sein besonderer Gönner gewesen war. Von dem alten Feldherrn hatte Bagration viel gelernt, aber das Genie des großen Suworow, das hatte der Fürst nicht. Auch die gewaltige Tatkraft, die in dem alten Moskowiter schlummerte, fehlte diesem schönen Georgier vom Kaukasus, sonst wäre es Davoust vermutlich übel ergangen.

Als Bagration vor Nikolajew eintraf, um dort über den Njemen zu gehen, erfuhr er, daß Davoust mit einem starken Korps bereits in Woloczin stände. Er schätzte die Stärke des französischen Marschalls wesentlich höher ein, als sie wirklich war, und wich zurück, um über Nieswize und Slutzk, Bobruiska und Mohilew die Verbindung mit Barclay de Tolly zu gewinnen. Bei Mir stießen seine Vortruppen und die Kosaken unter dem

Hetmann Platow auf die Spitze der Armee des Königs von Westfalen, die, wie wir hörten, von Grodno vorrückte. Der Kosakenhetmann stellte hier bei Mir dem Feinde eine schlau angelegte Falle, und hier bekamen die Franzosen zuerst den Vorschmack des Kosakenkrieges. Eine Abteilung von 100 Kosaken stellte Platow auf die Heerstraße und diese hatten den Befehl, den Feind anzulocken. Sie wichen vor den nachdrängenden polnischen Ulanenregimentern der Division Roznecki langsam zurück, und die Polen wurden in der Verfolgung hitziger. Zu beiden Seiten der Straße aber, im gedeckten Terrain, waren auch je 100 Kosaken aufgestellt, alles erlesene Leute, und in Mir stand ein ganzes Regiment bereit, den Angriff zu unterstützen. Als nun die hitzigen polnischen Ulanen über den Hinterhalt hinausgeraten waren, brach es plötzlich von allen Seiten auf sie los. Die Polen wehrten sich tapfer, aber was half das, sie waren völlig überrascht. 248 Gefangene, darunter sechs Stabsoffiziere, fielen in die Hände der Russen. Fast alle Gefangenen waren verwundet, so tapfer hatten sich die Polen gehalten. Von den Kosaken waren nur wenige gefallen. „Das kommt," schreibt Platow, „weil wir den Feind nicht beschossen, sondern gleich wacker mit den Lanzen bearbeitet haben." Das war am 9. Juli. Am nächsten Tage schickte König Jérôme Verstärkungen gegen Mir vor, aber denen erging es nicht viel besser. Auch sie wurden von drei Seiten angegriffen. Es waren sechs Kavallerieregimenter, die Jérôme eingesetzt hatte, mit starken Verlusten wurden sie gegen die Vorhut zurückgeworfen. Nun wurde Jérôme kopfscheu und ließ Bagration einige Tage Zeit, sich in Nieswizc zu ruhen. Dann tauchte der Fürst mit seinen Truppen in die Wäldern der Beresina unter und erschien am 21. am Dnjepr, an dessen westlichem Ufer er nordwärts marschierte. Aber schon hatte Marschall Davoust sich ihm bei Mohilew abermals in den Weg gelegt. Indes waren beide Feldherren, Davoust sowohl wie Bagration, über ihre beiderseitigen Stärkeverhältnisse durchaus im unklaren, der Russe glaubte den Franzosen weit stärker, als er war, und umgekehrt. Davoust hatte sich eingeschanzt, hatte vor der Front und am rechten Flügel große Waldungen, welche den Russen den Gebrauch der Artillerie bedeutend erschwerten, und obgleich der Russe eine mehr als doppelte Übermacht hatte — er hatte über 40000 Mann bei sich, während Davoust über kaum 20000 verfügte — wäre es ihm dennoch schwer geworden, den zähen und als Feldherrn tüchtigeren Davoust über den Haufen zu rennen oder beiseite zu schieben. Außerdem hatte Bagration einen Brief des Kaisers erhalten, in welchem ihn dieser ermahnte, es nicht an Vorsicht fehlen zu lassen und nicht wegen eines einzigen Tages die Mittel zur wirksamen Fortsetzung des Krieges aufs Spiel zu setzen. „Unser ganzer Plan," schrieb der Kaiser, „muß darauf hinausgehen, Zeit zu gewinnen." Der Fürst wollte also an dieser Stelle ein ernsthaftes Engagement mit Davoust vermeiden. Er ließ durch das Korps des Generals Rajewski die französische Stellung angreifen, und dieser Angriff richtete sich besonders auf die Brücke bei Saltanowska. General Rajewski und seine sämtlichen Stabsoffiziere stiegen von ihren Pferden und setzten sich an die Spitze des Regiments Smolensk, das den Sturm führen sollte. Das Regiment hatte in Italien und in den Alpen unter Suworow gefochten. Auf seinen Fahnen war der Ruhm aus jenen Tagen zu lesen. Aber Davoust schlug die Angriffe der Russen ab. Es ging blutig genug her; die Verluste auf beiden Seiten waren stark. Die Russen allein hatten 16 Stabsoffiziere verloren und 550 Tote. Hier zeigte sich die furchtbare Entschlossenheit der Russen, ihren Boden gegen die Franzosen zu verteidigen. „Ich habe selbst gesehen," schrieb General Rajewsky in seinem Bericht, „daß viele Offiziere und Soldaten zwei Wunden erhielten, daß sie sich aber wie zu einem Vergnügen sofort wieder in das Getümmel stürzten, nachdem ihre Wunden verbunden waren." Davoust blieb ruhig



Matwei Iwanowitsch Platow, Hetmann der Donschen Kosaken
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

in seiner wohl befestigten Stellung. Er erwartete für den nächsten Tag einen zweiten Angriff der Russen. Der Fürst Bagration aber ließ bei Staroi-Bichow eine Brücke schlagen und marschierte, östlich ausweichend, über Mstislawl auf Smolensk.

Während das russische Heer über den Dnjepr defilierte, traf im Hauptquartier des Fürsten Bagration der Oberstleutnant von Wolzogen ein, der im Auftrage des Generalkommandierenden Barclay de Tolly kam. Er langte gerade zur rechten Zeit an, um allzu selbständige Pläne, die der Fürst hatte, zu verhindern. Man war im russischen Hauptquartier mit Bagration gar nicht zufrieden, man hatte dort unbedingt erwartet, daß er gegen Davoust bei Minsk den Durchbruch erzwingen würde. Der Fürst war in seinem Kommando der zweiten Westarmee völlig unabhängig. Er war gegen Barclay de Tolly der an Rang ältere Offizier, wenngleich Barclay in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ihm wiederum vorgesetzt war. Wolzogen hatte genug mit dem Fürsten zu tun, um ihn

davon abzuhalten, daß er nicht über Sosch in die Ukraine zurückging, um sich dort mit seinen Truppen zu erholen und neue Truppen heranzuziehen. Aber Wolzogen verstand es gut, den Fürsten zu behandeln. Er stellte ihm vor, daß man nur durch Vereinigung beider Armeen eine Aussicht habe, dem Kaiser Napoleon zu widerstehen und Moskau zu schützen. Der Umstand, daß er als älterer General dem Kommando Barclays unterstellt wäre, dürfe ihn nicht verhindern, in einer für das Vaterland so ernsten Stunde den Gehorsam zu weigern, denn ob er ein solches Tun gegen den Kaiser und das Vaterland verantworten könne, das müsse ihm sein eigenes Ehrgefühl sagen. Unterstützt wurden die Bemühungen Wolzogens durch eine Kunde, die aus dem Lager des Marschalls Davoust kam. Ein in russischen Diensten stehender polnischer Edelmann war als Gärtner verkleidet mit einem Korb voll Früchten in das Hauptquartier Davousts geschlichen und hatte dort erfahren, daß Davoust sich nicht stark genug fühle, in die Offensive überzugehen, sondern daß er entschlossen sei, bei Mohilew stehen zu bleiben. So war denn auch der Einwand, den Bagration machte, daß Marschall Davoust sich ihm gewiß vor Smolensk von neuem in den Weg legen würde, widerlegt. Fürst Bagration fügte sich also den Befehlen Barclays und marschierte auf Smolensk.

Als Kaiser Napoleon erfuhr, daß durch das Zögern seines Bruders Jérôme die zweite russische Westarmee nicht rechtzeitig gegen Minsk getrieben sei, wo Davoust sie in Empfang nehmen sollte, war er außer sich. Er stellte sofort den König von Westfalen unter den Befehl des Marschalls Davoust. Das kränkte aber Jérôme so tief, daß er das Heer verließ und mit seinen Garden nach Kassel zurückmarschierte. — Über den Vormarsch der dem Kommando des Königs Jérôme bis dahin unterstellten Armeekorps wollen wir einige Notizen hören, die der als Stabsoffizier beim westfälischen Korps befindliche Oberstleutnant von Loßberg allabendlich in sein Tagebuch geschrieben hat: „Bei Jesioru, den 6. Juli. Um 2 Uhr morgens das Biwak bei Grodno verlassen. Marsch von 8 Stunden und bis 12 Uhr mittags unterwegs; mit den Polen, in westlicher Kolonne und mehrstündiger Entfernung von einander, in der Direktion nach Minsk vorgegangen. Es war eine so drückende Hitze, daß alle Regimenter durch Erschöpfung Leute verloren. In unserem Regiment fiel ein Offizier um, der auf der Stelle tot war. Einige Stunden nach dem Einrücken in das Biwak meldete mir der bei der Bagage kommandiert gewesene Offizier, daß ein Regiments-Fouragon (Gepäckwagen) wegen eines Radbruches eine Viertelstunde habe zurückbleiben müssen und von polnischen Trainsoldaten angefallen und teilweise beraubt sei; während die beiden Fuhrknechte und ein dabei kommandierter Unteroffizier auf das gröblichste mißhandelt worden waren. Unter den gestohlenen Sachen befand sich der größte Teil meiner Effekten, worunter meine beste Uniform, Epauletten und Leibwäsche, bis auf einige Hemden und Strümpfe, welche ich glücklicherweise heute früh vor dem Abmarsch meinen Bedienten an sich hatte nehmen lassen." — — — „Bei Bielitza, 9. Juli. Vielleicht 7 bis 8 Stunden Terrain gewonnen, indem wir von 1 Uhr nachts bis 11 Uhr morgens marschierten. Es war wiederum eine solche Hitze, wie man sie bei uns gar nicht kennt und wodurch es bei den langen Wintern in Polen nur möglich ist, daß die Früchte in diesem Land in einer um ein bis zwei Monate kürzeren Zeit, wie bei uns, reif werden. Beim Einrücken in das Biwak kamen mehrere polnische Offiziere zu denen meines Bataillons, um uns mit einem Labetrunk zu erquicken. Unter anderem sprengte ein Stabsoffizier zu Pferde in Karriere auf mich ein, wie ich gerade im Begriffe stand, das Bataillon auseinandergehen zu lassen und präsentierte mir eine Bouteille nebst dem Glase mit den Worten: „Errlauben Sie, Kamerrad, ferr heiß, Glas Wein gut bekömmt!" Er nahm darauf, nach meinem

herzlichen Dank, meinen Bedienten mit sich und führte ihn zu einem polnischen Marketender, wodurch ich noch einige Bouteillen Wein für mein Geld erhielt. Dieser echt kameradschaftliche Soldatensinn stimmte mich so dankbar, daß ich mich mit der polnischen Nation in Gedanken wieder auszusöhnen vermochte. Wir hatten uns nie gesehen." — — — „Biwak bei Nowogrodok, 11. Juli. Nowogrodok, vielleicht halb so groß wie Grodno, von den Polen ausgeplündert. Auch die nachfolgenden Westfalen (das Hauptquartier des Königs ist darin) sind nicht ganz leer ausgegangen. Unsern Marketendern ist es indes gelungen, einige Lebensmittel und besonders Bier und Branntwein, ja selbst etwas Wein von den Marodeurs zu erhandeln. Nach der Versicherung jener ist mehr zerschlagen, als genommen worden, und die Getränke sollen in mehreren Kellern geschwommen haben, welche, wenn denn einmal den Untertanen alles genommen werden soll, doch zum Besten der Truppen hätten verwendet werden können, die bei der seltenen Regelmäßigkeit der stattfindenden Lieferungen an Lebensmitteln größtenteils auf sich selbst angewiesen sind. Meine Strohhütte ist so reizend unter einigen hohen Buchen an einem kleinen Bach gelegen, der eine Mühle treibt und sich durch den Wiesengrund schlängelt, (Ach, du deutsches Herz!) daß ich mich ordentlich behaglich fühle, besonders da das Regiment eine Viehherde besitzt und sich den Bedarf an Fleisch selbst verschaffen kann und wir heute einmal Brot und Branntwein ausnahmsweise geliefert erhalten haben, so daß alles rings um mich ißt und trinkt. Ich erwarte auch die meisten Offiziere des Regiments heute nachmittag zu einem Picknick bei mir in meiner Strohhütte, indem ich Tee und Wein, andere Brot, Porter, Bier, Erdbeeren und Heidelbeeren geben und sogar ein Kapitän recht gute Krebse bekommen hat. So gemeinschaftlich mit kameradschaftlichem Sinn lebend, läßt sich viel Ungemach ertragen und schnell vergessen. — Soeben, einige Stunden später nach dem Weggehen der Picknickgesellschaft, teilt mir der Oberst noch mit, daß die Arrieregarde von Bagration zwei zu hitzig vorgehenden polnischen Kavallerieregimentern bei dem kleinen vor uns liegenden Städtchen Mir eine kleine Korrektion gegeben habe." (Ach, es war eine gehörige Schlappe, — Platow und seine Leute vom Don — wie wir schon vernommen haben).

Den Armeekorps folgten sich allmählich immer mehr vergrößernde Viehherden. Jedes Regiment hatte seine Herde, die aus den verschiedensten Haustieren bestand, bei der des Regiments, in welchem Loßberg diente, gingen sogar zwei Auerochsen im Zuge. Jede dieser Viehherden wurde von einigen Wachmannschaften unter dem Kommando eines Unteroffiziers geleitet und folgte dem Armeekorps mit einem Abstand. Ging das Korps ins Biwak, so wurden für die Herden einigermaßen geeignete Weideflächen ausgesucht; alsdann wurde eine Anzahl der Tiere geschlachtet, verteilt und das Fleisch den Korporalschaften ausgehändigt, damit gleich beim Eintreffen im nächsten Biwak abgekocht werden konnte. — Unter dem 16. Juli trägt Loßberg in sein Tagebuch ein, daß der König Jérôme infolge des Befehles seines kaiserlichen Bruders, der ihn unter das Kommando des Marschalls Davoust stellte, nach Kassel abzureisen im Begriffe stände. Er nahm verschiedene Offiziere mit sich, unter anderem auch den Grafen von Wellingerode, der früher Meyronnet geheißen hatte und im Jahre 1809 vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig in Halberstadt mit samt seinem Regiment gefangen genommen wurde. Hier hatte dieser Meyronnet als Brigadegeneral unter Jérôme befehligt. Er war ein besonderer Günstling des Königs und Oberhofmarschall am Hofe zu Kassel. So weit hatte es der einstige Schiffsjunge gebracht. Als Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Oberst mit seinem Regiment gefangen hatte und in der Höflichkeit seines Herzens dem Kriegsgefangenen sein Bedauern über sein Unglück aussprach, war Wellingerode im höchsten Grade unverschämt und hoch-

mütig. Während der Herzog höflich seine Mütze zog, fiel dies dem Obersten zunächst gar nicht ein. Er nahm seinen Hut erst vom Kopfe, als einige Offiziere des schwarzen Korps ihn derb an die Pflicht des Anstandes mahnten. Nun konnte auch Friedrich Wilhelm sich nicht versagen, dem frechen Franzosen eine Lektion zu erteilen und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem ahnenstolzen Herzog und dem neugebackenen Grafen von Jérômes Gnaden: „Sie heißen?“ — „Graf von Wellingerode.“ — „Wenn Sie erlauben, heißen Sie schon lange so?“ — „Anderthalb Jahre.“ — „Was sind Sie?“ — „Kommandeur des 5. westfälischen Infanterieregiments.“ — „Wenn Sie erlauben, das waren Sie, jetzt kommandieren meine Schwarzen das Regiment. Wie hießen Sie, ehe Sie sich Wellingerode nannten?“ — „Meyronnet!“ — „Meyronnet? Doch nicht der Schiffskapitän Meyronnet, der Jérôme von Amerika nach Frankreich brachte?“ — Der Franzose wurde höflicher: „Durchlaucht aufzuwarten, so ist es.“ — Der Herzog: „Das ist ja charmant, da sind Sie ein erfahrener Seemann. Ich habe jetzt eine kleine Reise nach England vor und wenn Sie erlauben, mache ich Sie zu meinem Schiffskapitän.“

Außer diesem Wellingerode nahm König Jérôme noch einige andere aus Franzosen in deutsche Grafen verwandelte Würdenträger seines Hofes mit sich. Seine Garden mußten auch mit ihm marschieren; aber nach wenigen Tagemärschen rief Napoleon diese Truppen zurück und ließ dem König nur die notwendigsten Leibgarden. So endete hier in Nieswizc die Feldherrnlaufbahn Jérômes, die anno 1809 gegen den Braunschweiger so unglücklich begonnen hatte. Das Amüsieren in Kassel konnte wieder losgehen!

Das II. Armeekorps unter Marschall Oudinot war sofort nach dem Übergang gegen Janowo marschiert, um mit Hilfe Macdonalds, der über Tauroggen und Szawly den rechten russischen Flügel umfassen sollte, gemeinsam zu operieren. Der Generalmajor Kulnew kommandierte die Nachhut Wittgensteins und hatte vor Wilkomir eine Stellung bezogen. Er kommandierte über zwei Jägerregimenter, vier Schwadronen Grodnoscher Husaren und drei Sotnien donscher Kosaken, dazu hatte er sechs Geschütze.

In der Morgenfrühe des 28. Juni entdeckte eine russische Patrouille den Feind auf dem Wege gegen Deweltowo. Kulnew ließ sofort gegen die an der Spitze reitende französische Kavallerie einige Attacken reiten und warf sie auf die Infanterie zurück. Der General Marbot, der damals als Kommandeur ein reitendes Chasseurregiment unter Oudinot führte, mag hier sein Erlebnis über das Gefecht von Wilkomir erzählen. „Die Russen,“ so schreibt Marbot in seinen Memoiren, „ließen den Vormarsch der Armee ganz unbehelligt, erst bei der Besetzung von Wilna, der Hauptstadt Litauens, kam es zu einem Kavalleriegefecht, und an demselben Tage, an welchem der Kaiser in diese Stadt einzog, zum ersten, ernsten Kampf bei Wilkomir, wo unser Korps mit dem Wittgensteins zusammenstieß. Ich hatte bis jetzt den Marschall Oudinot im Gefechte noch nicht kennen gelernt. Diese erste Gelegenheit bestätigte wohl die hohe Meinung, die ich von seiner Tapferkeit hatte, gab mir aber eine schwächere über seine Fähigkeiten als Führer.

Einer der größten Fehler der Franzosen in der Kriegführung ist der, daß sie ohne jeden Grund von der minutiösesten Vorsicht zur grenzenlosesten Vertrauensseligkeit übergehen. So gehörte es jetzt bei gewissen Offizieren zum guten Ton, ein sehr absprechendes Urteil über die Russen zu fällen, und spöttisch zu behaupten, sie würden immer fliehen und niemals standhalten, da sie uns bis jetzt, ohne Widerstand zu leisten, hatten vorrücken lassen. Der Generalstab Oudinots und der Marschall selbst sprachen oft in dieser Weise und hielten Aussagen von Landleuten über eine große, bei Wilkomir stehende russische Truppenmasse für eine Räubergeschichte. Diese Ungläubigkeit war nahe daran, uns ver-

hängnisvoll zu werden. Die Sache lag so: die leichte Kavallerie, das Auge der Armee, befand sich in der Regel weit voraus oder auf den Flanken. Demzufolge war auch mein Regiment etwa eine kleine Stunde vor der Infanterie des Korps, als ich, nicht mehr weit von Wilkomir ohne etwas vom Feinde gesehen zu haben, an einen sehr großen Wald kam. Er war hochstämmig und gestattete kleineren Abteilungen freie Bewegung, ließ aber nicht erkennen, was in oder hinter ihm stecke. Einen Hinterhalt befürchtend, machte ich deshalb mit dem Regiment Halt, und sandte eine Eskadron unter einem sehr findigen Rittmeister zur Rekognoszierung vor. Dieser kehrte nach Verlauf einer Viertelstunde mit der Meldung zurück, daß jenseits des Waldes in der Richtung auf Wilkomir beträchtliche feindliche Kräfte zu bemerken seien, die das Gelände besetzt hielten. Um selbst zu sehen, begab ich mich hierauf ungesäumt, so schnell ich konnte, nach dem äußersten Saum des Waldes. Ich sah daselbst Wilkomir auf Kanonenschußweite vor mir, gedeckt durch einen kleinen Fluß und eine Hügelkette, auf und neben der sich Truppen aller Waffen, nach meiner Schätzung etwa 25000—30000 Mann, in Stellung befanden.



Marcellin Marbot

Man wird sich wundern, daß diese Truppen weder Vorposten noch Patrouillen vor sich hatten, doch lieben es die Russen, wenn sie eine gute Stellung inne haben, den Feind ohne vorherige Warnung ruhig bis auf gute Schußweite herankommen zu lassen und ihn dann plötzlich mit einem Massenfeuer aus Geschützen und Gewehren zu empfangen. Diese Methode, welche den Angreifer von vornherein meist so erschüttert, daß sein erster Ansturm ins Stocken gerät, ist von den Russen oft mit gutem Erfolge angewandt worden, und General Wittgenstein schien nach allem, was ich sah, auch uns einen Empfang dieser Art bereiten zu wollen.

Diese Entdeckung erschien mir so wichtig, daß ich, mein Regiment an einer geschützten Stelle aufstellend, eiligst zurückritt, um den Marschall Oudinot persönlich meine Wahrnehmungen zu melden. Ich traf ihn unweit des Waldes, auf freiem Felde. Er hatie das Korps halten lassen, war selbst vom Pferde gestiegen und befand sich im Kreise seines Stabes in munterster Laune beim Frühstück. Ich erwartete, daß ihm bei meiner Meldung der Bissen im Munde stecken bleiben und er aus seiner falschen Sicherheit und Ruhe herausgerissen werden würde, aber er sah mich nur mit einem ungläubigen Lächeln an und rief, mich auf die Schulter klopfend: „Potztausend, Marbot, 30000 Mann haben Sie

aufgestöbert!?" General Lorencez, der Schwiegersohn und Generalstabschef Oudinots, war der einzige, welcher die Sache ernst nahm, indem er bemerkte, wenn man die Meldungen der Offiziere der Aufklärungskavallerie nicht respektieren wollte, so könnte dies großes Unheil herbeiführen. Insbesondere sollte doch der Kommandeur eines Regiments, der selbst käme und sagte: „Ich habe es gesehen," Glauben finden. Diese Äußerung machte den Marschall nachdenklich, und er begann, mich näher auszufragen. Währenddem kam der Hauptmann Duplessis vom Generalstab herangesprengt und berichtete, daß er die ganze Umgegend und den Wald durchstreift, aber nichts vom Feinde gesehen hätte. Der ganze Stab brach in Lachen aus, und die auf mich gerichteten Blicke zeigten mir ein gewisses Mitleid. Es kochte in mir, aber ich sagte nichts und ritt wieder zurück, indem ich dachte: „Ihr werdet die Wahrheit bald genug kennen lernen."

Als das Korps wieder aufbrach, nahm auch ich meinen Vormarsch wieder auf und zwar quer durch den Wald, da ich voraussah, was kommen mußte, wenn wir, der feindlichen Aufstellung gerade gegenüber, aus dem Walde heraustraten. Trotz der von mir gemachten Bemerkungen zog Oudinot es aber vor, einem sehr breiten Wege zu folgen, der den Wald schnurgerade durchschnitt. Mit seinem ganzen zahlreichen Stabe an der Spitze seiner Truppen reitend, hatte er sich kaum dem Waldrand genähert, als die dem Ausgang der Straße gegenüber aufgestellten feindlichen Geschütze losdonnerten und in der glänzenden, eben noch so heiteren Kavalkade ein fürchterliches Durcheinander hervorriefen. Glücklicherweise kam hierbei kein Mensch zu Schaden, aber eine Menge Pferde wurden getötet, darunter auch das des Marschalls und des Generalstabsoffiziers Duplessis. So hatte ich meine Genugtuung und freute mich zu sehen, wie die, welche vorher über mich gelacht hatten, in wilder Hast über die Gräben sprangen und hinter den starken Baumstämmen Schutz suchten. Der gute General Lorencez, den ich zurückgehalten und gebeten hatte, tiefer im Walde zu bleiben, lachte herzlich mit mir über diese amüsante Szene. Ich muß dem Marschall Oudinot Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß er nunmehr sofort zu mir herankam, mir sein Bedauern über sein vorheriges Verhalten aussprach, und mich aufforderte, ihm Auskunft über die Stellung des Feindes zu geben, sowie ihm die Richtungen im Walde zu bezeichnen, in denen er die Infanterie am besten zum Angriff vorgehen lassen könnte.

Ich bestimmte sogleich einige Offiziere des Regiments, die ich schon am Morgen den Wald in bezug auf seine Ausgänge hatte untersuchen lassen, die Truppenabteilungen zu führen, doch konnte dadurch natürlich nicht vermieden werden, daß sie bei dem Heraustreten aus dem Walde und der Entwicklung zum Angriff von einem mörderischen Feuer empfangen wurden. Hätte man meiner Meldung die ihr gebührende Beachtung geschenkt, so wäre es noch Zeit gewesen, den Hauptangriff auf eine Flanke der feindlichen Stellung zu dirigieren, jetzt aber war es dazu zu spät, und der Marschall mußte, wohl oder übel, den Stier bei den Hörnern fassen.

Er tat dies nunmehr auch mit aller Entschlossenheit. Unsere braven Truppen drangen todesmutig vor und nach zweistündigem harten Kampfe trat der Feind den Rückzug an. Letzterer bot insofern doppelte Schwierigkeit, als dabei die Stadt, und hinter ihr eine Brücke passiert werden mußten, die über einen hocheingedämmten Fluß führte! Der Rückzug begann in bester Ordnung, mit dem Moment jedoch, da unsere leichte Artillerie auf einer die Stadt dominierenden Anhöhe Stellung genommen und das Verfolgungsfeuer begonnen hatte, stürzte alles in wildem Durcheinander nach der Brücke und jenseits derselben in regelloser Flucht weiter. Ein einziges Regiment, wie ich hörte aus Tula, nahm

zur Deckung des Rückzuges vor der Brücke Aufstellung. Der Marschall, welcher seinen Sieg auszunützen wünschte und dazu den Flußübergang möglichst schnell in seine Hände bekommen wollte, wartete ungeduldig auf das Eintreffen der Infanterie. Diese hatte aber kaum die Vorstadt erreicht und konnte vor einer Viertelstunde nicht eintreffen. Mein Regiment, welches am Eingang der Stadt einen glücklichen Angriff gemacht hatte, hielt nicht weit vom Fluß auf der Promenade. Da dem Marschall jeder Augenblick kostbar war, ließ er mich heranholen, befahl mir zu attackieren, die Brücke zu nehmen, und sofort dem fliehenden Feinde nachzuhauen. Ich war mir der Schwere des Auftrages völlig bewußt, doch hier galt es zu zeigen, was ich konnte, und meinem Regiment voraus, stürmte ich auf die russischen Grenadiere los. Sie empfingen uns mit der Spitze ihrer Bajonette, doch war unser Anprall so heftig, daß wir ihre Reihen durchbrachen und zusammenhieben, was uns vor die Klinge kam. Vergebens versuchten sie über die Brücke zu entkommen und sich uns jenseits wieder entgegenzustellen, denn meine Jäger räumten furchtbar auf. Der russische Oberst fiel, und als ich noch Unterstützung durch unsere Voltigeure erhielt, streckte der entmutigte Feind die Waffen.

Ich hatte nur einen Verlust von 7 Toten und 20 Verwundeten, eroberte eine Fahne und machte 2000 Gefangene. Unmittelbar nach diesem glänzenden Erfolge sprengte ich zur Verfolgung des abziehenden Korps davon und nahm ihm außer einer großen Zahl Gefangener noch mehrere Kanonen und viele Pferde weg.

Marschall Oudinot, der von einer Höhe aus den ganzen Vorgang beobachtet hatte, sprach dem Regiment alsbald seine größte Zufriedenheit aus. Es verdiente aber auch jedes Lob. Ich war stolz darauf, solche brave Burschen zu kommandieren und als mir der Marschall mitteilte, daß er meinen Vorschlag zum Oberst sofort wieder erneuern würde, fürchtete ich nur das eine, daß mir der Kaiser am Ende ein anderes vakantes Regiment geben könnte."

Vergeblich hatte der Obergeneral Barclay de Tolly in Swenciany auf das Herankommen Bagrations gewartet. Man mußte im russischen Hauptquartier befürchten, daß der sehr unerwartete Übergang über den Njemen und der energische Vormarsch auf Wilna unmittelbar weitere Gewaltstöße Napoleons zur Folge haben würde und so zog sich die erste russische Westarmee in das Lager von Drissa zurück. Aber der Kaiser Napoleon verzögerte seinen Vormarsch. Er sandte, wie wir gehört haben, nur den Marschall Davoust mit einem Armeekorps gegen Minsk und dieser Stoß, den er gegen Bagration führen wollte, gelang nicht, wenngleich Bagration dadurch aus seiner Marschrichtung gedrängt wurde und erst nach einem gewaltigen Umwege sich mit dem General Barclay de Tolly bei Smolensk vereinigen konnte.

Die russische Westarmee wich nun langsam bis in das Lager von Drissa zurück, obwohl es den meisten Offizieren des Hauptquartiers und vor allem dem General Barclay de Tolly unklug schien, sich in diesem Lager einem Angriff Napoleons auszusetzen. Es kam zu langen Hin- und Herberatungen, bis schließlich der Oberst Michaud, ein Ingenieuroffizier, der aus Sardinischen Diensten nach Rußland gekommen war und außerordentliche Fähigkeiten besaß, dem Kaiser Alexander so entschieden von einer Behauptung des Lagers zu Drissa abriet, daß der Kaiser, trotz seiner Vorliebe für den General Phull, davon absah, das Lager zu behaupten und hier die erste Schlacht zu liefern. — Am 16. Juli begann die russische Hauptarmee ihrer weiteren Rückzug gegen Osten gen Witebsk.

Während die russische Hauptarmee sich gegen Witebsk zurückzog, blieb der General Fürst Wittgenstein mit seinem Armeekorps bei Polozk stehen, um den rechten Flügel gegen

den Vormarsch des Herzogs von Reggio, Marschall Oudinot, zu decken. Es war eine schlechte Stimmung zu jener Zeit im russischen Hauptquartier, wie sie wohl bei jedem Heer eintritt, das sich tatenlos vor einem anmarschierenden Feinde zurückzuziehen genötigt ist. Besonders die um den Zaren beständig versammelte Partei der Franzosenfreunde drängte den Kaiser, mit Napoleon auf irgend eine Weise Frieden zu machen, bevor eine Katastrophe über die russischen Heere hereinbräche. Aber jetzt zeigte sich die Zähigkeit Kaiser Alexanders. Er weigerte sich entschieden. Daß er hier so entschlossen auftrat, ist nicht zum mindesten mit das Verdienst des Freiherrn von Stein, der seinen ganzen Einfluß geltend machte und seine ganze feurige Beredsamkeit spielen ließ, um dem Kaiser den Rücken zu stärken. Alexander hatte sich inzwischen vom Heere fortbegeben und war nach Moskau gegangen. Der Kaiser, in welchem stets ein starker Zug der Romantik lebendig war, fühlte sich nach Moskau hingezogen; diese Stadt war ihm das Herz des Reichs. Wohl konnte er als unumschränkter Selbstherrscher gebieten und befehlen, aber er befahl nicht; er wandte sich in seinem Aufruf an den freien und begeisterten Willen seines Volks. Sein „Allerhöchstes Manifest“ lautete:

„Der Feind ist in Unser Reich eingedrungen und trägt seine Waffen nach dem Innern Rußlands; er will mit Gewalt und durch List die Ruhe dieses großen Staates erschüttern und hat die böswillige Absicht, das Ansehen und den Wohlstand des Landes zu zerstören. Mit Arglist im Herzen und Lächeln im Gesicht, will er das Land für ewig in Ketten und Banden legen. Wir haben Gott zu Hilfe gerufen, und Unsere Truppen, deren brennende Tapferkeit den Feind vernichten soll, unter seinen Schutz gestellt. Wir verlassen Uns auf ihre Stärke und auf ihre Festigkeit, können und wollen aber Unseren getreuen Untertanen nicht verhehlen, daß die von Unserm Feinde aus vielen Ländern zusammengezogene Streitkräfte zahlreich sind, und seine Kühnheit eine unaufhörliche Wachsamkeit erfordert. Uns auf die Tapferkeit Unseres Kriegsheeres verlassend, halten wir es aber für unumgänglich notwendig, im Innern des Reiches frische Streitkräfte zu bilden, welche dem Feinde neuen Schrecken einjagen, der Armee eine Stütze sein und zum Schutze der Häuser, Frauen und Kinder dienen sollen.

„Wir haben bereits einen Aufruf an Unsere erste Hauptstadt Moskau erlassen, und tun es jetzt an alle Unsere getreuen Untertanen, an alle geistlichen und weltlichen Stände und fordern sie zugleich zum gemeinsamen Handeln gegen den Feind auf. Möge er bei jedem Schritt die ersten Söhne Rußlands antreffen, die ihn mit allen Mitteln und Kräften vernichten werden und sich von seiner List nicht täuschen lassen.

„Edelleute! Ihr waret zu allen Zeiten die Retter des Vaterlandes. Heiliger Synod und Geistlichkeit! Ihr habt immer durch Eure inbrünstigen Gebete den Allmächtigen vermocht, Seinen Segen über Rußland auszubreiten. Russische Nation! Tapfere Nachkommen der tapferen Slaven! Du hast mehrmals die Zähne der Löwen und Tiger zerbrochen, die es wagten, über Dich herzufallen, vereiniget Euch alle: mit dem Glauben im Herzen und den Waffen in der Hand wird keine menschliche Macht Euch widerstehen können.“

Als der Kaiser am 24. Juli in Moskau eintraf, wurde ihm ein begeisterter Empfang zuteil. Tausende von Menschen wogten unter geistlichen Gesängen und Hurrageschrei auf der Straße, die von Smolensk nach Moskau führt. Über zwei Meilen weit vor die Stadt wanderte Moskaus Volk seinem Kaiser entgegen. Schon war die Sonne gesunken und erst gegen 10 Uhr abends kamen Kuriere mit der Nachricht, daß des Zaren Majestät in Perchuschkow, der letzten Station vor Moskau, eingetroffen war. Hier empfing den



Kosakenbiwak
Nach einer Zeichnung von C. Zimmermann

Kaiser der Generalgouverneur von Moskau Graf Rostopschin. Auf dem Wege kam dem Kaiser ein Dorfpope entgegen, begleitet von einem Diakon, der eine brennende Kerze trug, die ihren magischen Schein durch die Nacht sandte. Der Pope bot auf silberner Schüssel dem Zaren ein Kruzifix dar. Alexander stieg aus dem Wagen, neigte sich zur Erde und küßte unter tiefem Seufzen das Kreuz des Erlösers. Diese gläubige Handlung, die übrigens sicherlich aus innersten Herzen kam, verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter der Menge. Die Liebe und Begeisterung zum Zaren stieg. Während der ganzen Nacht wogte das Volk durch Moskaus Straßen, und die weiten Höfe des alten Kreml füllten sich mit einer tausendköpfigen Menge. Als der Kaiser am andern Morgen früh auf einen Balkon hinaustrat, begrüßte ihn der Ruf des Volkes: „Führe uns, wohin du willst; führe uns, unser Vater! Laß uns sterben oder siegen."

Hier wurden die tiefsten Empfindungen der Volksseele gelöst, hier erwachten jene Kräfte, die Kaiser Bonaparte in sein Calcul nicht eingestellt hatte. In feierlicher Prozession ging es zum Dom von Moskau. Als das Hochamt beendet war, donnerten die Kanonen, und ein öffentliches Dankgebet, bei welchem Tausende die Kniee beugten, fand statt für den Friedensschluß mit der Türkei.

Am 27. Juli versammelte sich aller Adel und der Kaufmannsstand im Slobodskischen Palais, und der Generalgouverneur Graf Rostopschin machte das Allerhöchste Manifest bekannt, und forderte in feuriger Rede einen Jeden auf, an der Verteidigung des Vaterlandes mitzuhelfen. Sofort beschloß der Adel, eine Landwehr von 80000 Mann auszuheben, und die Kaufleute veranstalteten eine Sammlung, die sich schnell füllte und hohe Beträge ergab. Dann trat der Kaiser in den Saal, und als man ihm von den Entschlüssen des Adels und der Kaufmannschaft Mitteilung machte, sprach er, der für solche

Reden eine besondere Ader hatte und der Kaiserlichen Würde seltene Anmut zu einen verstand, die schlichten Worte: „Etwas anderes, meine Herren, habe ich von Ihnen auch nicht erwartet und mochte es nicht erwarten. Sie haben die Meinung, die ich über Sie hatte, gerechtfertigt. Ich bin fest entschlossen, eher alle Kräfte meines großen Reiches zu erschöpfen, als mit dem übermütigen Feinde Frieden zu machen." Da rief der hochbejahrte ehrwürdige Metropolit von Moskau, Platon, feierlich in die Versammlung hinein: „Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Mag der verwegene Goliath kommen, der Glaube, diese Schleuder des russischen David, wird die Stirn des blutigen Übermutes zerschmettern!"

In Moskau wurden in der Zeit von zwei Stunden anderthalb Millionen Rubel gezeichnet und Moskaus Beispiel fand Nachahmung in den anderen Provinzen. Der Adel von Smolensk rüstete 20000 Mann aus, der Adel von Nowgorod, Twer und Jaroslaw, der drei Provinzen, über welche der vertriebene Herzog von Oldenburg residierte, stellte 10000 Mann, und die Kaufmannschaft jener drei Provinzen gab 2000 Silberrubel her. Außer diesen freiwilligen Opfern und Militäraufgeboten wurde allenthalben rekrutiert. So wurde der große Widerstand, der Nationalkrieg entfesselt, mit welchem Bonaparte nicht gerechnet hatte. Ein Nationalkrieg zwar, der keine großen Schlachten gewann, der aber den Franzosen dennoch unermeßlichen Schaden tun mußte und tat. „Ich bin entschlossen," hatte der Kaiser vor vierzehn Tagen an Barclay de Tolly geschrieben, „die Nation zur Vernichtung des Feindes, der unsere Grenzen überschritten hat, aufzurufen; dies verlangt auch unser Glaube, und ich hoffe, daß wir in dieser Beziehung nicht hinter Spanien zurückstehen." Diese Hoffnung des Kaisers schien sich nach den Vorgängen in Moskau und den übrigen Provinzen zu erfüllen.

Den Direktor der Waffenfabrik von Tula, General Woronow, ließ der Kaiser nach Moskau rufen und gab ihm persönlich den Auftrag, für des Kaisers eigene Rechnung monatlich 13000 Gewehre — das war die größte Leistung — zu liefern. „Wenn Sie aber," sagte der Kaiser, „es durch geschickte Anordnung möglich machen können, monatlich noch mehr zu liefern, so werde ich dies als ein besonderes Zeichen Ihrer Ergebenheit zu mir und dem Vaterlande aufnehmen."

Aus Bukarest war inzwischen der Türkensieger, der alte General Kutusow — wir kennen ihn von Austerlitz her — eingetroffen, und ihm wurde der Schutz der Reichshauptstadt Petersburg übertragen. Das dort stehende Infanterie-Regiment Woronesch, dazu zwei Marine-Regimenter und einige Bataillone finnischer Truppen, das Dragoner-Regiment Mitau und vier Artillerie-Kompagnien bildete den Stamm dieses Korps, ungefähr 10000 Mann. Kutusow konnte seine ganze Aufmerksamkeit gegen die Franzosen richten, denn seit dem Übereinkommen mit Schweden brauchte Alexander um Finnland nicht mehr besorgt zu sein. Ja, Ende August hatte der Zar eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden in Abo in Finnland. Der in einen Kronprinzen von Schweden verwandelte Advokatensohn aus Pau fühlte sich durch diese Zusammenkunft und die ganze Behandlung, die der große Zar ihm angedeihen ließ, sehr angenehm berührt. Der kluge Alexander wußte seine Leute zu nehmen. Er machte dem Kronprinzen, der am 27. August ans Land gestiegen war, zuerst seinen Besuch. Dabei überreichte ihm der Kaiserliche General-Adjutant das Großkreuz von St. Andreas. Die Stadt hatte illuminiert, alle Kriegsschiffe geflaggt. Ja, Kaiser Alexander schien ganz die eigene hohe Stellung gegenüber dem neugebackenen Kronprinzen zu vergessen. Er erging sich in Lobeserhebungen der Kriegstaten des ehemaligen Marschalls und bat ihn um seinen



Kriegsgefangener Russe
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Rat für die weitere Verteidigung des russischen Reichs gegen Napoleon. Die Sprache, die der Zar hier führte, klang wahrhaftig anders, als die, welche vor drei Jahren sein einstiger Gebieter, Kaiser Bonaparte, auf dem Schlachtfelde von Wagram gegen ihn geführt hatte. Die beiden Neuverbündeten verabredeten, daß zunächst mit Hilfe Rußlands Norwegen für Schweden erobert werden sollte, und daß dann eine gemeinsame Landung russischer, schwedischer und englischer Truppen in Deutschland erfolgen sollte, um die große Armee Napoleons im Rücken zu fassen und ihr die Verbindungen abzuschneiden. Dies zwar blieben Pläne, denn die Ereignisse in Rußland selbst überholten sich und Alexander konnte gar nicht daran denken, dem Kronprinzen Karl Johann das versprochene Hilfskorps zu stellen. Aber immerhin ist die Zusammenkunft zwischen Bernadotte und dem Holstein-Gottorp von großer Bedeutung für die nächsten Jahre des Befreiungskampfes gegen Napoleon geworden.

England hatte sich, wie wir schon hörten, zu einer Subsidienzahlung von siebenmalhunderttausend Pfund Sterling verpflichtet. Der noch immer schwebende Seekrieg zwischen Rußland und England, in welchen Napoleon den Zaren durch die Kontinentalsperre hineingehetzt hatte, war durch den Frieden von Orebro beendigt. Alexander öffnete dem englischen Handel wieder seine sämtlichen Häfen, und Ende Juli traf der General Viscount William Cathcart als Botschafter in Petersburg ein. Anfang August kam auch der Kaiser von seiner Moskauer Reise wieder in die Stadt Peters des Großen. Es war der Geburtstag seiner Zarin. „Meine Reise nach Moskau," schrieb Alexander an den Grafen Soltikow, „war von großem Nutzen. Der Adel in Smolensk hat sich erboten, 20000 Mann zu bewaffnen und auch sofort damit begonnen. Das Gouvernement Moskau allein stellt 80000 Mann; an Geld opfert der Adel drei Millionen, die Kaufmannschaft bis zehn Millionen — mit einem Wort, man wird bis zu Tränen gerührt, wenn man die Begeisterung sieht, die alle beseelt, den Eifer und die Bereitwilligkeit wahrnimmt, womit ein Jeder für das allgemeine Beste wirken will."



7. Kapitel

Von Wilna bis Witebsk

Napoleon war am 16. Juli aus Wilna aufgebrochen. Er hoffte noch immer, die Russen rechtzeitig zu packen und zur Schlacht zu zwingen. Mehr aber hoffte er auf eine russische Offensive. Beides blieb aus, nur, wie wir schon berichtet hatten, stieß Oudinot bei Wilkomir auf die Nachhut Wittgensteins. Wittgenstein hatte sich auf Polozk zurückgezogen. Barclay mit der Hauptarmee auf Witebsk und Bagration, marschierte, wie wir hörten, über Mstislaw auf Smolensk. So ergab sich am 26. Juli, während der Kaiser Alexander in Moskau weilte, die folgende Stellung der beiden Armeen. Der linke französische Flügel unter Marschall Macdonald stand mit 20000 Mann vor Riga und 10000 Mann in Jakobstadt. Ihm folgte am Dünalauf entlang bei Polozk Oudinot mit 40000 Mann, der den russischen General Wittgenstein mit 30000 Mann sich gegenüber hatte. Der Kaiser Napoleon selbst stand mit 180000 Mann bei Witebsk, vor sich Barclay de Tolly mit 75000. Der General Gouvion Saint-Cyr stand bei Uszacz und bildete eine Reserve, die sowohl von Napoleon, als auch von Oudinot herangezogen werden konnte. Davoust hatte sein Korps bei Mohilew wieder auf 50000 Mann verstärkt. Hinter ihm stand nahe Beresino der Fürst Poniatowski mit 44000 Mann. Das VIII. Westfälische Korps stand, 17000 Mann stark, bei Borissow und hatte die Richtung gegen Orsza. Bei den Westfalen traf am 30. Juli der Nachfolger des Generals Vandamme, General Andoche Junot, Herzog von Abrantes, ein. Fürst Schwarzenberg mit seinen Österreichern, 34000 Mann stark, stand bei Slonim und General Reynier mit seinen Sachsen, 17000 Mann, bei Chomsk gegenüber dem russischen General Tormassow, der über 35000 Mann gebot und bei Kobryn stand. General Reynier und General Tormassow hatten also eine verkehrte Front: Reynier hatte den Osten, Tormassow den Westen im Rücken. Aus dieser ganzen Aufstellung der französischen Korps erkennt man deutlich, daß sich jetzt schon eines der gewaltigen Verteidigungsmittel, auf die sich Rußland stützen konnte, bemerkbar machte, — der Raum. So waren am 26. Juli also die Stellungen; wie nun die Erfolge, die Napoleon aufzuweisen hatte? Ach, von eigentlichen Erfolgen konnte man beim besten Willen nicht reden. Zwar war Russisch-Polen erobert, aber die Kräfte dieses Landes wurden nicht ausgenutzt. Wir haben gehört, was der Kaiser im Frühjahr zu Narbonne gesagt hatte, und der Staatsmann in Napoleon trat hier dem Feldherrn hindernd in den Weg, indem er die polnische Nation als Ganzes nicht weckte, begeisterte und bewaffnete, wie es entschieden von großem Vorteil für den Feldzug gewesen wäre.

Zunächst hatte sich der Vormarsch Napoleons, der am 13. Juli von Wilna aus angetreten wurde, gegen das Lager von Drissa gewendet, da er hoffte, daß ihm die russische Haupt-

armee dort standhalten werde. Doch bevor noch der Kaiser selbst aus Wilna abreiste, erfuhren seine Vortruppen einen empfindlichen Schlag. Michael Ney führte die Avantgarde; bei der war auch das Kavalleriekorps Montbrun, zu welchem die Division des Generals Sebastiani gehörte. Dieser Sebastiani war wie sein Kaiser aus korsischem Blut, war einer der Lieblinge Napoleons. General Kulnew, der die Vorhut Wittgensteins führte und von Dünaburg aus am linken Ufer flußaufwärts marschierte, erfuhr von seinen Kosaken, daß Druia vom 11. reitenden Chasseurregiment und vom 10. polnischen Husarenregiment unter General Saint-Geniest besetzt sei. Er nahm den günstigen Augenblick gewahr, ließ durch eine Sotnie Kosaken die französische Kavallerie angreifen und im Gefecht beschäftigen und sandte dann den Oberstleutnant Rüdiger mit seinem Husarenregiment Grodno durch eine Furt der Düna dem Feinde in den Rücken. Die beiden französischen Kavallerieregimenter wurden vollständig zersprengt, verloren an Toten und Verwundeten über 300 Mann, und an 200 Gefangene mitsamt dem Brigadegeneral Saint-Geniest fielen in die Hände der Russen. „Die Niederlage der feindlichen Regimenter," schrieb General Kulnew in seinem Rapport an den Grafen Wittgenstein, „war vollständig. Ich lege Euer Exzellenz das Verzeichnis der in Gefangenschaft gekommenen Feinde bei. Der ganze Weg bis Chernonda war mit Toten bedeckt, 47 Verwundete starben in Druia und viele mußten wegen Mangel an Transportmitteln am Wege liegen gelassen werden. Ich halte es für meine Pflicht, Eurer Erlaucht den tapferen Oberstleutnant Rüdiger zu empfehlen, welcher das mir anvertraute Husarenregiment Grodno kommandierte und dem ich für den vollständigen Sieg verpflichtet bin." Kaiser Napoleon, als er dies hörte, war auf seinen Sebastiani wütend. Aber was half's, die empfindliche Schlappe hatte er weg! — Auch der brave Marschall Oudinot rannte sich seinen Kopf an der Festung Dünaburg ein, ohne Erfolg zu haben. So leicht, wie es anno 1806 die betagten, verängstigten preußischen Festungskommandanten den Franzosen machten, wenn sie schwachen Kavallerieabteilungen die Festungstore öffneten, machten es diese Russen ihren Feinden denn doch nicht. Auch hier bei Dünaburg, das er auf den ersten Anlauf einzunehmen hoffte, ließ Marschall Oudinot nur ein Kavallerieregiment vorgehen. Es war das tapfere 23. reitende Chasseurregiment unter dem tapferen Marcellin Marbot, den wir schon bei Wilkomir kennen gelernt haben. Marbot erzählt:

„So traf Oudinot vor Dünaburg, einem alten befestigten Platze, ein. Er hoffte, ohne großen Widerstand auf der Brücke der Stadt das andere Ufer zu gewinnen, und dann Wittgenstein im Rücken angreifen zu können. Dieser aber hatte in Dünaburg eine starke Besatzung mit zahlreicher Artillerie zurückgelassen. Mein Regiment bildete wie gewöhnlich die Vorhut, welche Marschall Oudinot an diesem Tage in eigener Person führte.

Dünaburg liegt auf dem rechten Ufer; die über den hier sehr breiten Fluß führende Brücke war auf dem linken Ufer durch einen starken Brückenkopf geschützt.

Eine viertel Stunde von den Festungswerken, von denen Oudinot behauptete, daß sie nicht mit Artillerie besetzt seien, stieß ich auf ein feindliches Bataillon. Es lehnte sich mit seinem linken Flügel an den Fluß und hatte vor seiner Front die Holzbaracken eines verlassenen Lagers. Trotzdem diese den Angriff sehr behinderten, wurde er doch von Oudinot befohlen. Ich überließ es meinen Offizieren, sich den besten Weg zwischen den Baracken hindurch zu wählen, und brach los. Kaum war es aber geschehen, als sich auch schon das uns empfangende Feuer der Infanterie in den Donner der Geschütze von den Wällen mischte. Mein Angriff gelang nicht und kostete mich mehrere Leute und meinen Trompeter, der an meiner Seite fiel; ich mußte zurück und suchte hinter den Baracken Deckung.



Die Division Pino (italienische Truppen) auf dem Marsche
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Marschall Oudinot ließ nunmehr ein portugiesisches Bataillon, welches der Vorhut zugeteilt und inzwischen herangekommen war, vorgehen. Diese Ausländer aber, frühere Kriegsgefangene, welche sich nur sehr widerwillig in die französische Armee hatten einreihen lassen, griffen ohne jede Energie an und kamen nicht vorwärts. Da hierdurch mein Regiment, besonders auch durch das Geschützfeuer, schwer zu leiden begann, erbat ich vom Marschall, der ruhig im Kugelregen hielt, die Erlaubnis, mich noch einmal auf den Feind werfen zu dürfen. Ich ordnete eine Schwärmattacke an und befahl meinen Reitern, vom Flecke aus sich unaufhaltsam in die feindlichen Reihen zu stürzen. Bei solchem Kampf, Mann gegen Mann, mit dem Feinde untermischt, mußte die Artillerie der Festung schweigen, wenn sie nicht ihre eigene Truppe schwer schädigen wollte. Von meinen Leuten niedergeritten und niedergesäbelt, floh der Gegner in größter Unordnung nach dem Brückenkopf. Doch dessen Verteidiger, noch junge Soldaten, schlossen aus Sorge, daß bei der Verfolgung auch Truppen von uns mit eindringen könnten, die Tore. Hierdurch wurden die Fliehenden genötigt, sich nach der Schiffsbrücke zu wenden, um auf dieser das jenseitige Ufer und die Stadt zu erreichen.

Die Brücke hatte kein Geländer, die Kähne schaukelten, der Strom war breit und tief und auf der anderen Seite bemerkte ich die Besatzungstruppen in Bereitschaft. Mit meinen Pferden über die schwankende Brücke dem Feinde zu folgen, erschien mir eine Torheit. In der Meinung, getan zu haben, was ich konnte, ließ ich also sammeln und eine gedeckte Aufstellung nehmen. Da aber kam plötzlich der Marschall angesprengt und rief: „Tapfere 23er, macht es wie bei Wilkomir, fort, über die Brücke, sprengt die Tore, bemächtigt euch der Stadt!" Vergeblich bemühte sich General Lorencez dem Marschall vorzustellen, daß hier die Verhältnisse ganz anders lägen, und ein Kavallerieregiment doch keine, wenn auch noch so schlecht verteidigte Festung angreifen könnte, an die es zu Zweien unter dem feindlichen Feuer über eine schwankende Pontonbrücke heranreiten müsse. Doch jeder Einwand war umsonst, der Marschall beharrte auf seinem Befehl, indem er meinte, es wären schon andere Dinge ausgeführt worden, und Schrecken und Verwirrung des Feindes würden helfen.

Ich setzte mich also an die Spitze des Regiments und befahl, daß es mir zu Zweien mit einer Pferdelänge Rottenabstand über die Brücke folgen solle. Es war ein Todesritt; nicht allein dem Feuer von den Wällen in der Front ausgesetzt, erhielten wir auch Rückenfeuer vom Brückenkopf. Glücklicherweise wurde schlecht geschossen, immerhin trafen einzelne Kugeln und bei der Unruhe einiger Pferde stürzten zwei mit ihren Reitern in den Strom und ertranken. Inzwischen hatte der Marschall ein Einsehen gewonnen; ich erhielt Befehl zur Rückkehr. Bei den großen Rottenabständen, die ich hatte nehmen lassen, machte die Kehrtwendung auf dem engen Raum keine Schwierigkeit, doch verschärfte sich nun das feindliche Feuer. Als ich mich ihm endlich entzogen hatte, zählte ich 30 Tote und viele Verwundete. Während dieses unklugen, ganz fruchtlosen Unternehmens war die Infanterie des Korps ganz allmählich herangekommen. Der Marschall griff nunmehr mit ihr den Brückenkopf an. Obgleich vom Kaiser gar nicht damit beauftragt, hatte er sich doch in den Kopf gesetzt, Dünaburg zu nehmen. Er erlitt hierbei schwere Verluste, ohne seinen Zweck zu erreichen und wurde hinterher vom Kaiser stark getadelt."

Das Gefecht bei Druia hatte indes eine für die Entwicklung des Feldzuges sehr bedeutende Wirkung: Napoleon glaubte, aus diesem plötzlichen Vorstoß über die Düna, daß er eine allgemeine Angriffsbewegung der russischen Hauptarmee erwarten könnte. Er wollte infolgedessen seine Armee fester zusammenhalten und gab den einzelnen Korps Befehl



Übergang der Vorhut der großen Armee über die Düna am 24. Juli 1812 bei Beszenkowiczi

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Biwak am See von Braslaw
Nach Faber du Faur

Es ist der 18. Juli, — und schon seit dem 15. lagert das III. Korps hier an dem Ufer des Sees von Braslaw noch immer 7 Stunden von Druia und der Düna entfernt. Diesseits schmücken Laubhütten das Seeufer, jenseits fassen die ruhige Wasserfläche, die hier kaum eine Viertelstunde breit erscheint, sanfte reichbebuschte Hügelformen ein, über denen sich ein prächtiger Landsitz erhebt. Aber die Bewohner dieser grünen Lustzelte sind — Kranke, denn die Ruhr ist seit dem naßkallen Wetter unter den Truppen eingerissen und hat den längeren Aufenthalt nötig gemacht. Da und dort sehen wir Gruppen von Soldaten, die kochen und trinken — und auch hier scheint der Becher der Sorgenbrecher zu sein und das Schutzmittel vor der Krankheit, deren schnellen Verlauf der plötzlich Niedergefallene zeigt. Ihn stößt mit dem Ausdruck des Entsetzens der Andere dort mit dem Fuß an — er lebt nicht mehr. Viele traf so der Tod, wie die Kugel ins Herz. Andere starben langsamer hin. Und in dieser traurigen Gesellschaft zeigt sich hier nun auch der erste Russe. Ein Bauer, barfuß, Bettler nun, wandert, finsterscheue Kummerblicke um sich werfend, vorüber, in der Hand die Mütze und über die Schulter eine Haut geworfen — vielleicht seines eigenen Ochsen — die ihm, wir hoffen es, das Mitleid der selber Leidenden geschenkt hat. Und sein Knabe neben ihm, ein schlaues und leise lächelndes Slavengesicht, malerisch von der Mütze eingerahmt, überzählt die vielleicht auch erbettelten Geldstücke in der Hand, und träumt eine weitere gute Wendung des Glücks.

einen Tag zu halten. Dieser Tag ging verloren und Barclay de Tolly gewann genügend Vorsprung, um vor Napoleon in Witebsk einzutreffen. Als die französische Armee in dicht gedrängten Kolonnen durch Beszenkowiczi marschierte, sah eine ihrer Patrouillen noch die starken Massen der russischen Nachhut. Der Vizekönig von Italien mit seinen Truppen traf zuerst ein und sah die Bescheerung. Noch wollte der Kaiser nicht glauben, daß Barclay de Tolly ihm entwischt sei, aber Eugen Beauharnais ließ sofort eine Abteilung leichter Reiterei, die bayrische Brigade Preysing, über die Düna setzen und eine Erkundung gegen Osten vornehmen.



Szene während des Düna-Überganges bei Beszenkowiczi am 24. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

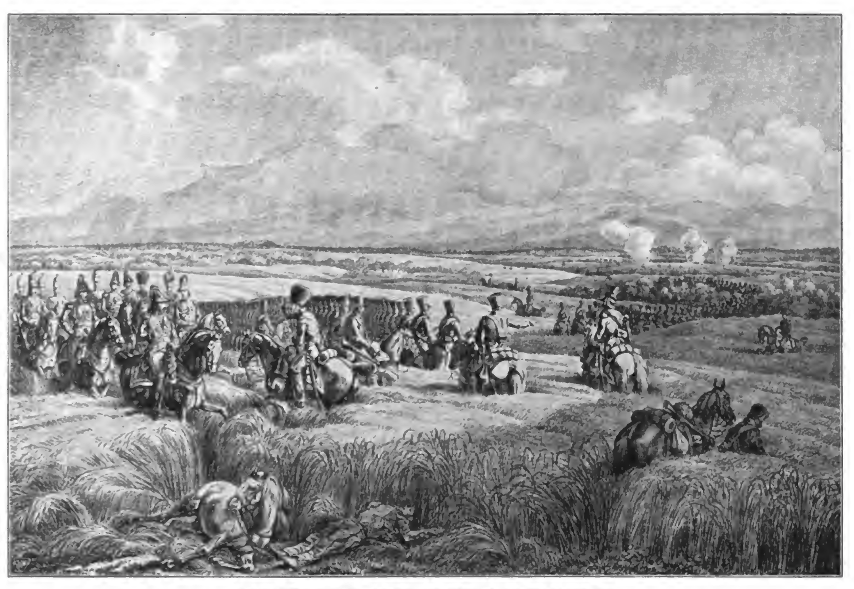


Biwak vor Disna am 23. Juli 1812
Nach Faber du Faur

Ein verlassenes Biwak dort am Abhang, so stille nun, als der Kirchhof hier mit seinen kleinen Kreuzen und seinem großen Kruzifix, daß von einer luftigen Holzkapelle überdacht ist. Eigentümlich ist das hölzerne Bild des Gekreuzigten mit einer langen weißen Schürze von wirklichem Stoff bekleidet. Die Einwohner sind aus ihren Verstecken hervorgekommen und suchen mit Säcken versehen nach den Überbleibseln des Ihren in dem leeren Lager. Drei Weiber gehen rechts vorüber, gesenkten Haupts. Näher vorn aber zwischen einem gefallenen Pferd und zerschmettertem Gefäß, minder friedlichern Bildern der Vergänglichkeit als jene Kreuze, sehen wir einen russischen Bauern, den umsonst sein Weib, das Knäblein an der Hand, bedenklich ansieht, sein Knecht oder ärmerer Nachbar umsonst beschwichtigend an Arm und Schulter faßt — denn noch gibt es Feindesangen in der Nähe. — Das empörte Gemüt verkündigt sich in der zitternden Hand, in der drohend vorgeneigten Haltung.

Der Kaiser selbst, der soeben beim Korps des Vizekönigs eingetroffen war, ritt mit dieser Brigade zwei Stunden weit den Russen nach. Es war das Armeekorps des russischen Generals Dochturow, das als Nachhut der russischen Hauptarmee die Straße gegen Witebsk verfolgte und so war der Plan des Kaisers, die beiden Armeen zu trennen, hierdurch vereitelt. Es blieb nun nichts anderes übrig, als dem Feind dicht auf den Fersen zu bleiben.

Die große Kavalleriereserve der französischen Armee unter Joachim Murat, dem König von Neapel, bildete jetzt die Avantgarde. Dann folgte Eugen Beauharnais mit dem vierten Korps, dann die Garden, die Divisionen Friant und Gudin aus dem Korps Davoust und schließlich das dritte Korps, dabei die Württemberger unter dem Marschall Michael Ney. Unter diesen Divisionen waren die alten Pyramidensoldaten, — die von Marengo, von Jena, von Austerlitz und Wagram. Das Heer marschierte in eng aufgeschlossener Kolonne, um sich jeden Augenblick in Schlachtaufstellung auseinander ziehen zu können.



Vormarsch von Beszenkowiczi gegen Ostrowno am 25. Juli 1812

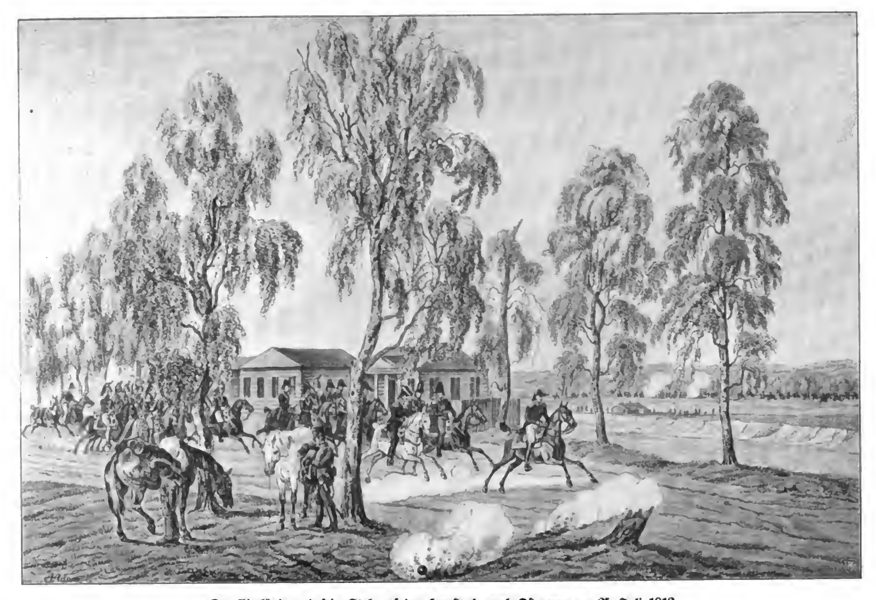
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Bei Beszenkowiczi am Ufer der Düna den 29. Juli 1812
Nach Faber du Faur

Wir befinden uns auf dem ausgespülten linken Uferrand der Düna. Die Düna ist sichtbar; die Brücke auch und der weitere Teil des Städtchens auf dem linken Ufer, sowie ein Stück des rechten Uferteils. Schwarze Brandrauchwolken wallen aus diesem empor. Denn der Boden muß hier zur Anlage eines Brückenkopfs rasiert werden, der die Russen am Übergang aufs linke Ufer und an der Bedrohung der linken Seite der Operationslinie der großen Armee hindern soll. — Ein Trupp russischer Gefangener wird vorbeigeführt und ihre Bedeckung erkundigt sich bei den Artilleristen des Wegs.

Joachim Murat war es, der zuerst mit seiner Kavallerie bei Ostrowno auf die Russen stieß. Wir wollen versuchen, den Mann mit einigen Strichen zu zeichnen. Er war eines Schankwirts Sohn aus La Bastide im Lot-Departement. Sein Vater hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Schon trug er die Soutane, als ihm eines Tages in Toulouse ein Regiment Chasseurs à cheval in den Weg ritt. Kurz entschlossen warf er das geistliche Gewand von sich und trat in dies Regiment als Gemeiner ein. Seine guten Schulkenntnisse und seine schmucke soldatische Erscheinung standen ihm im Avancement bei; er ward bald Quartiermeister, mußte dann aber in den Anfangszeiten der Revolution, als es auch im Heer allenthalben gärte und meuterte, infolge eines Vergehens gegen die Subordination das Regiment verlassen. Nun stand er eine Zeitlang im Krämerladen eines Verwandten hinter dem Ladentisch. Dann kam die Revolution zur Herrschaft und Murat trat wieder in die Armee. Er avancierte schnell; für seinen Ehrgeiz aber dennoch nicht schnell genug. Als er Eskadronschef im 21. Regiment Jäger war, lernte Thiébault, der spätere General, Murat kennen. Thiébault stand damals schon im Generalstab. „Ich



Der Vizekönig und sein Stab auf der Heerstraße nach Ostrowno am 25. Juli 1812

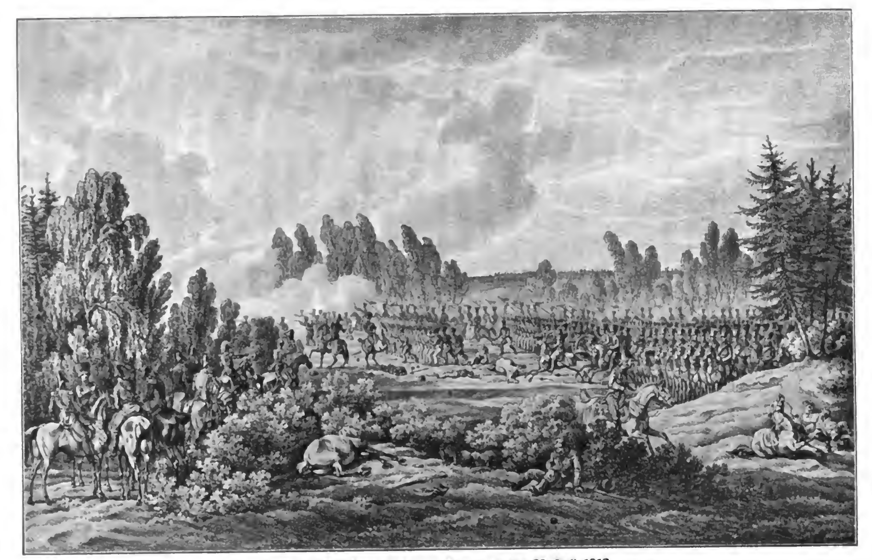
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

entsinne mich," schreibt er in seinen Erinnerungen, „daß mich dieser, mit seiner Stellung unzufriedene, arme Murat um die meine beneidete. Eines Tages versuchte er mir zu beweisen, daß ich im Generalstab hundert Gelegenheiten hätte, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, mich auszuzeichnen und vorwärts zu kommen, während so ein Regiment nur eine Sackgasse sei, dort verliere man sich in der Masse und wenn es einem wirklich gelänge, sich bemerklich zu machen, so verhindere der Neid der anderen, daß von einem ge-



Joachim Murat

sprochen werde." „Wie oft habe ich mich dieses Gespräches erinnert," fügt Thiébault hinzu, „hernach, als ich ihm mit der Schnelligkeit des Orkans alle Rangstufen ersteigen und von den Schwingen des Kaiseraars getragen, mit einigen Flügelschlägen auf die höchste Spitze menschlicher Größe gehoben sah; indessen muß ich aussprechen, daß er niemals die Liebenswürdigkeit und das Wohlwollen verlor, die in so schönem Einklang mit dem Mitteilungsbedürfnis seiner Seele und seinem ritterlichen Feuer standen." Er war im italienischen Feldzuge Adjutant des Generals Bonaparte. Damals erkältete sich das Verhältnis zwischen den beiden bedenklich, denn Joachim Murat, der nicht dicht halten konnte, rühmte sich bei einem Trinkgelage, daß er sich der Gunst der Generalin Bonaparte erfreut hätte und daß Josephine persönlich ihm gerade diese Bowlenart, die man



Gefecht von Ostrowno um die Mittagszeit des 26. Juli 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

trank, bereiten gelehrt hätte. Als Bonaparte, immer eifersüchtig und argwöhnisch auf die leichtsinnige, schöne Frau, dies Renommieren Murats erfuhr, war er sehr erzürnt und es fehlte nicht viel, daß er den Schwätzer hätte fallen lassen. Aber in der heißen Schlacht von Abukir nahm der kühne Reiteroberst mit eigener Hand den Pascha Seraskier gefangen, obwohl ihm dieser mit einem Pistolenschuß die Kinnlade zerschossen hatte. Dies und später die Bemühungen der klugen Josephine, allen Argwohn zu zerstreuen, besänftigten den Zorn Bonapartes und er gab sogar dem Gastwirtssohn aus La Bastide die Hand seiner Schwester Karoline. Murat war fünfzehn Jahre älter, als seine Frau, aber das junge Ding war bis über die Ohren in den schönen Mann verliebt. Denn Murat war einer der schönsten Offiziere der französischen Armee: schlank gewachsen, von schönem Ebenmaß der Glieder, im Wesen jenen Stolz, der den Frauen gefällt und jenen kordialen Ton, der die Männer gewinnt, gefiel er allen beiden. Allerdings er war und blieb Soldat. Die Sitten des Lagerlebens ließen sich nicht so ohne weiteres vergessen. Die Würde, die ein König zeigen muß, blieb ihm fremd; zudem war der Einfluß Karoline Bonapartes auf diesen offenen, leichtblütigen Mann gar nicht gut. Sie stachelte seinen Ehrgeiz und ließ ihm mit ihren Plänen keine Ruh; der kühne, stolze Reiter, der im Schlachtgedräng immer voran war und sich in das dichteste Getümmel stürzte, war zu Hause ein ausgemachter Pantoffelheld. — Der König von Neapel pflegte sich sehr phantastisch zu kleiden. Sein Anzug war keineswegs eine regelrechte Uniform, — alles Liebhaberei, höchst bunt und auffallend; er hätte ganz gut in einem Zirkus auftreten können. „Der Mann muß merkwürdige Vorliebe für seltsamen Anzug haben,“ sagte König Friedrich Wilhelm von Preußen kopfschüttelnd, als er Murat zum ersten Mal sah, zu einem Vertrauten.

Gleich hinter Ostrowno stieß das Kavalleriekorps des Generals Nansouty, von Murat persönlich geführt, auf einige russische Regimenter unter dem General Ostermann-Tolstoi, der das vierte russische Armeekorps führte. Das Infanteriekorps dieses Generals war verstärkt durch die Dragonerregimenter Ingermanland und Neschinsk, durch das Husarenregiment Sum und das Garde-Husarenregiment. Der Obergeneral Barclay de Tolly war nämlich entschlossen oder doch halb entschlossen, hier vor Witebsk eine Schlacht anzunehmen, denn er erwartete bestimmt (und hatte auch die allerdings falsche Nachricht erhalten), daß Fürst Bagration mit seiner zweiten Westarmee bei Mohilew durchgebrochen sei und rechtzeitig zu ihm stoßen würde. So gab er dem Grafen Ostermann Befehl, auf Ostrowno zurückzumarschieren und den Feind aufzuhalten. Gleich im ersten Ansturm nahm die Kavalleriebrigade des Generals Piré sechs russische Geschütze, die unter der Deckung von nur zwei Divisionen Leibgardehusaren vorgeschickt waren. Das Dragonerregiment Ingermannland, welches die französische Kavallerie in der linken Flanke packen wollte, wurde von polnischen Ulanen und Husaren mit Wut angegriffen und geworfen; es gab einen hartnäckigen, stundenlangen Kampf. Als die Meldung einging, daß einige russische Regimenter durch das Kartätschenfeuer des Feindes schwer litten und die Frage getan wurde, was geschehen sollte, antwortete Graf Ostermann achselzuckend: „Nichts machen, stehen bleiben und sterben!“ Im scharfen Galopp kam ein Batterie-Kommandant angesprengt, um den Rapport zu erstatten, daß der größte Teil der Bedienungsmannschaften der Geschütze gefallen sei und die Geschütze selbst zum Teil demoliert seien. „Was befehlen, Euer Erlaucht?“ fragte er den General. „Mit den übrigen schießen,“ antwortete trocken der Graf. Bis zum Abend behauptete Ostermann seine Position, dann ging er in guter Ordnung langsam zurück und wurde von der Division Konownitzyn aufgenommen.

Am nächsten Morgen gegen 8 Uhr ging die Sache von neuem los. Die Infanteriedivision Konownitzyn hatte das vierte Korps aufgenommen und etliche Kilometer östlich, gegen Witebsk zu, eine Stellung beim Dorfe Kakuwatschino eingenommen. Die französischen Vortruppen hatten vom Vizekönig beträchtliche Verstärkungen erhalten und Napoleon selbst ritt auf das Schlachtfeld. Es fochten 20000 Franzosen gegen kaum 12000 Mann Russen. Bis 5 Uhr abends wehrten sich die Generale Ostermann und Konow-



General Alexander Iwanowitsch Graf von Ostermann-Tolstoi
Nach einem Stich von J. G. Mansfeld

nitzyn gegen die Übermacht. Nach erbittertem Kampf hatten die Franzosen drei Geschütze gewonnen, aber das Regiment Tschernigow, das Graf Ostermann persönlich vorführte, eroberte die Geschütze mit dem Bajonett wieder. Dann gingen die Russen wiederum etliche Kilometer gegen Witebsk zurück. Der französische Kaiser übernachtete in dem Dorfe Kakuwatschino in der Nähe der Heerstraße unter einem Zelt. Murat ging mit seiner Kavallerie bis Dobreika vor. „Ich habe niemandem Schande gemacht," schrieb Graf Ostermann an seine Frau, „ich war mit den Plänklern voran und hatte zwei Korps, ja, Bonaparte selbst gegen mich; ich sah ihn sogar auf seinem kleinen Schimmel, — was auch mit den Aussagen der Gefangenen übereinstimmt. Von früh 8 bis nachmittags um 5 Uhr habe ich mit vier Regimentern und zwei kombinierten Grenadierbataillonen gekämpft; ich sage es dir, ich habe niemandem Schande gemacht, weder du noch meine Kinder

brauchen meinetwegen zu erröten. Ich habe Napoleon, der in Witebsk zu Mittag speisen wollte, einen ganzen Tag lang aufgehalten. Er konnte weder in der Nacht noch am anderen Tage sein Ziel erreichen. Die Unsrigen kämpften wie die Löwen. Wir befinden uns in einer schlimmen Lage, vielleicht rettet uns Gott unsichtbarerweise, denke du nicht . . . . . Ich mache keinem Schande und sterbe gern für mein Vaterland. Die Kinder und dich verläßt Gott nicht und das Vaterland erinnert sich vielleicht meiner. — Stelle dir vor, daß bereits zwei meiner Batterien genommen waren, da erschien ich in den vordersten Reihen; alles wurde niedergemacht und — die Kanonen unversehrt . . . .!" — Dieser Alexander Iwanowitsch Ostermann-Tolstoi war ein Westfalenenkel. Seines Großvaters Wiege hatte in Bochum gestanden. Der war als junger Student nach einem Duell aus Jena entflohen, war in den russischen Seedienst getreten, dann unter der ersten Katharina, des großen Peters Frau, zu Ehren gekommen, Reichsvizekanzler, Graf; dann unter Elisabeth, der catin du nord, wie der große Friedrich sie nannte, Todesurteil und Verbannung nach Sibirien, also die regelrechte Laufbahn eines russischen Staatsmannes in jener Zeit. Dieser hier, der bei Ostrowno focht, war sein Enkel, ein Tolstoi sein Vater, also Westfälischer Moskowite, hart, kaltblütig, zäh — und doch durchzittert diesen Brief an sein Weib noch tiefes, deutsches Gefühl. — Die Truppen, die unter ihm fochten, waren die Enkel derer, die bei Zorndorf und Kunersdorf gegen den alten Fritz standen und sich reihenweise totschießen ließen, ohne zu wanken. Ob sich der Mann, der drüben auf dem weißen Schimmel hielt, nicht Gedanken gemacht hat, als er diesen Widerstand sah?

Der Kaiser selbst war in die Feuerlinie geritten, Joachim Murat fortwährend, den Degen in der Faust, an den Fronten seiner Kavallerie entlang gesprengt, die Mannschaften anfeuernd, und dennoch war der Boden nur Schritt für Schritt gewonnen: die Verluste der Franzosen waren weit höher, als die der Russen, die sich in bester Ordnung zurückgezogen hatten.

Hier wollen wir nach dem Bericht des Lancieroffiziers Grafen von Wedel einige Momentbilder vor uns aufsteigen lassen:

„Am rechten Ufer des Flusses hielten einige hundert Kosaken, die uns beobachteten und zuweilen mit Gewehrschüssen begrüßten. Am Tage vorher hatten sich die Russen von jenem Ufer des Flusses nach Polozk zurückgezogen; es lag dem Könige von Neapel daran, genauere Auskunft über ihre Stellung zu erhalten und zu erfahren, welchen Weg sie genommen. Er erteilte daher dem Obersten Gobrecht den Befehl, mit dem Regimente durch den Fluß, der hier eine Furt hatte, zu reiten, die Kosaken zu verjagen und zu rekognoszieren.

Während die Tête der Kolonne, von einem der Furt kundigen Bauern geführt, in den Fluß ritt, gelang es den Kosaken, von denen viele mit langen Flinten versehen waren, den Führer, auf den sich ihr Feuer vornehmlich richtete, niederzuschießen. So mußte die Kolonne, welche die Furt verfehlte, umkehren, da die Vordersten von der Flut weggerissen wurden, während ihre losen Pferde ans jenseitige Ufer schwammen, wo sie von den Kosaken mit Jubelgeschrei in Empfang genommen wurden. Das Regiment ward nun am Ufer wieder aufgestellt, und diejenigen Lanciers, welche mit Karabinern bewaffnet waren, mußten absitzen, um statt der fehlenden Infanterie durch Gewehrfeuer die Kosaken vom Ufer zurückzutreiben. Der Oberst befahl mir, das Kommando dieser Leute zu übernehmen; während ich nun ein tüchtiges Karabinerfeuer am Ufer unterhielt, ging das Regiment mit einem neuen Führer wieder in den Fluß. Da hörte ich hinter mir eine Stimme: ‚Tirez là, Lieutenant!' Als ich mich umsah, woher der Befehl komme, sah ich hinter mir, auf



Gefecht vorwärts Ostrowno am 26. Juli 1812
Nach Alb. Adam, aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

einem Falben, den kleinen, gedrungenen Mann mit rehfarbenem Überrock, den kleinen dreieckigen Hut tief ins Gesicht gedrückt, mit der Hand links zeigend, wo ein dem Anscheine nach höherer russischer Offizier hielt. Ich erkannte sofort den Kaiser, den ich jetzt zum erstenmale sah. Zugleich ertönte das Vive l'empereur. In demselben Augenblicke verschwand er hinter den nahen Hecken, und das Regiment, angefeuert durch den Ruf, stieg schon am jenseitigen steilen Ufer hinan, welches die Kosaken in gestrecktem Galopp verließen, um in einem nahen Fichtengehölz zu verschwinden." . . .

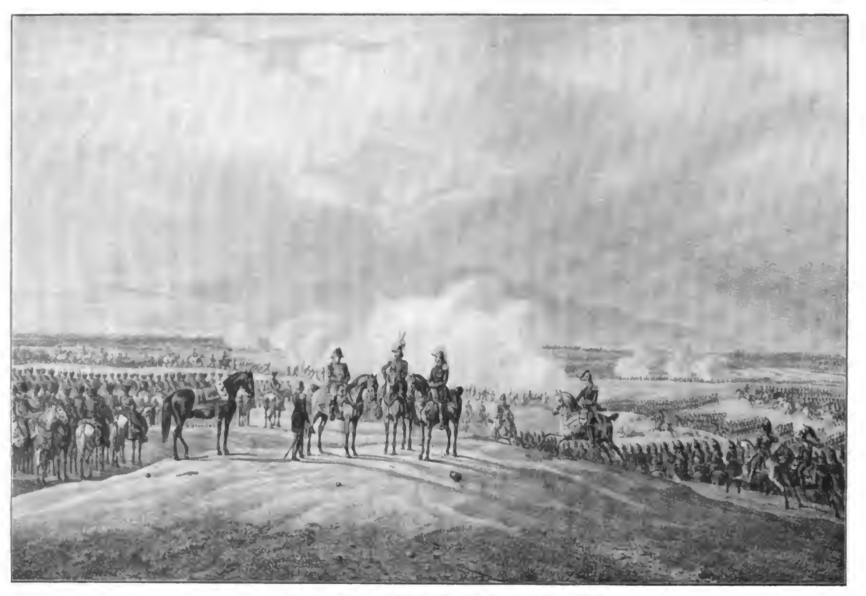
„Am 25. Juli, als wir in den Gärten eines Dorfes an der Dwina (oder Düna) im Biwak lagen, sprengte ein Unteroffizier des 7. Husarenregiments heran und brachte dem Obersten den Befehl, das Regiment rasch nach Ostrowno zu führen, wo die Division versammelt sei und es den Anschein habe, daß die Russen standhalten und eine Schlacht annehmen würden. Der breiten, mit Birken bepflanzten Heerstraße am linken Ufer folgend, sahen wir russische Kolonnen am andern Ufer in derselben Richtung wie wir ziehen. Nachdem wir etwa 1½ Stunde marschiert waren, vernahmen wir Kanonen- und Kleingewehrfeuer vor uns und gingen in rascherer Gangart weiter, um zeitig einzutreffen. Bald sahen wir einzelne Verwundete zurückkommen und Tote am Wege liegen. Einer der ersten war der Unteroffizier des 7. Husarenregiments, der uns 2 Stunden vorher den Befehl zum Aufbruch überbracht hatte. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Bauch gefahren; die blutigen Eingeweide lagen im Staube des Weges. Der Anblick des verstümmelten Leichnams eines Mannes, den wir kurz vorher mutig und freudig nach der nahen Schlacht verlangend gesehen hatten, machte einen schaurigen Eindruck auf die meisten jungen Soldaten, aber es ging in raschem Trabe vorbei. Einzelne Kanonenkugeln schlugen durch die Bäume des Weges und warfen Äste und Zweige auf uns herab; neben uns schlugen Granaten in den moorigen Grund, wühlten sich ein und zersprangen dann, indem sie die aufgewühlte Erde weithin warfen.

Da hörten wir vor uns einen gewaltigen Lärm, und plötzlich sahen wir, bei einer Biegung des Weges, in wildester Flucht einen unordentlichen Haufen auf uns zueilen. Es waren aber keine Truppen, wie es von fern schien, sondern der Troß: Marketender, Reitknechte, Gesindel, wie es den Truppen folgt, welche in der Meinung, es werde nur ein leichtes Vorpostengefecht und dann Gelegenheit zum Plündern geben, zu nahe herangekommen waren. Einige Granaten, die unter sie gefallen, hatten einen panischen Schrecken verbreitet, und sie eilten mit lautem Geschrei, sich der Gefahr so schnell wie möglich zu entziehen. Der Oberst ließ die Lanzen des ersten Zuges fällen und befahl niederzurennen, was in den Weg komme. Da machte der tolle Haufen Platz, indem er sich rechts und links von dem breiten Heerwege teilte, auf dem wir im Trabe vorwärts eilten.

Noch einige hundert Schritt weiter erreichten wir den Kampfplatz, und ein Adjutant wies uns den Platz zur Aufstellung am linken Flügel an. Uns gegenüber war ein stellenweise mit niedrigem Gestrüpp bedecktes Terrain, in welchem Tirailleurs steckten, welche uns einige Leute verwundeten. Indes gelang es uns bald, sie daraus zu vertreiben und eine Stellung einzunehmen, wo wir weniger zu leiden hatten und außer Schußweite standen.

Murat hatte die russische Arrièregarde erreicht, welche hier eine feste Position genommen hatte und entschlossen zu sein schien, den Weitermarsch der französischen Armee wenigstens einige Zeit aufzuhalten.

Mit Ungeduld erwartete der König von Neapel die Ankunft der Infanterie, weil er mit der Kavallerie allein gegen die im Holze versteckte Infanterie der Russen nichts ausrichten konnte. Nach etwa einer Stunde langte ein leichtes italienisches Regiment im



Am Abend des 26. Juli 1812 zwischen Ostrowno und Witebsk
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Laufschritt an und ward sogleich zum Angriff geführt. Jetzt wurde das Gefecht lebhafter und allgemeiner, zumal da bald Artillerie und mehr Infanterie ankam. Das niedrige Gebüsch vor uns ward gänzlich gesäubert, und wir konnten uns im freien Felde aufstellen, von wo aus das ganze Gefecht zu übersehen war. Murat hielt nicht weit von uns, ohne das feindliche Feuer, dem er ausgesetzt war, im mindesten zu beachten.

Da wurde das vor uns stehende italienische Infanterieregiment durch das heftige feindliche Feuer, besonders zweier an der Ecke eines Holzes aufgestellten Geschütze, stark mitgenommen, wankend und begann zu weichen, als plötzlich hinter dem Holze ein russisches Dragonerregiment hervorbrach, sich auf die weichende Infanterie warf und dieselbe zur Flucht brachte, auch ein großes Blutbad unter ihr anrichtete. Der ganze Flügel geriet durch dieses Weichen in Gefahr. Murat sah dies; wie ein Pfeil schoß er herbei und setzte sich an die Spitze unseres zunächststehenden Regimentes. Seine mächtige Stimme schallte laut durch das Getöse der Schlacht: ‚Braves chevau-légers! suivez-moi, chassons ces bougres-là. En avant! au galop! marche!‘ Durch sein Beispiel enthusiasmiert, stürmte das Regiment fest geschlossen mit eingelegter Lanze im schnellsten Laufe auf den andringenden Feind. Bald war alles durcheinander; im Staub und Pulverdampf konnte man seinen Nebenmann nicht erkennen; nach kurzem Handgemenge ergriff der Feind die Flucht. Wir folgten lebhaft. Da donnerte es dicht vor uns: wir waren den beiden Geschützen ganz nahe gekommen, welche früher nicht hatten feuern können, ohne die eigenen Dragoner zu treffen. Wir waren einmal im Lauf: ehe die Artillerie zum zweitenmale laden konnte, wurde sie zusammengehauen, und die Geschütze waren unser.

Wir brachten eilig das eroberte Geschütz in Sicherheit und nahmen unsere Position etwas weiter rückwärts vom Holze wieder ein.

Dies war die erste Waffentat des neuen Regimentes; es machte sich dadurch einen guten Namen in der Armee, und der König von Neapel rühmte es im Rapport über das Gefecht; aber es hatte auch in dem kurzen Kampfe viel gelitten. Der Eskadronschef Lafitte war mit drei Subalternoffizieren und mehr als 30 Soldaten geblieben, 6 Offiziere und an die 40 Mann waren blessiert. Der Eskadronschef Marquis de Vitré hatte einen Säbelhieb durch sein dickes rotes Gesicht, dessen Narbe ihn nachher schrecklich entstellte. — Das Gefecht dauerte noch einige Zeit, bis die Russen sich gegen Abend zurückzogen. Sie hatten ihren Zweck erreicht, die Verfolgung der retirierenden Armee einen Tag aufgehalten. Wir biwakierten auf dem Kampfplatze. Es war dies die Schlacht von Ostrowno, einer kleinen, am linken Ufer der Dwina gelegenen Stadt, in welcher Murat sein Hauptquartier aufschlug."

Noch immer hoffte Barclay de Tolly, daß der Fürst Bagration rechtzeitig eintreffen werde und daß er, durch diesen verstärkt, sich auf eine Schlacht vor Witebsk würde einlassen können. Wir haben Barclay auf dem Rückzug aus Wilna gesehen, wo ihm die französische Avantgarde unmittelbar auf den Fersen war; durch Ruhe und Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr bewährte sich der russische Obergeneral in allen Lagen. Barclay de Tolly entstammte einer schottischen Familie, die in Livland eingewandert war, deren einer Zweig in Riga Handel getrieben, deren anderer Zweig auf protestantischen Kanzeln der Ostseeprovinzen seinen Beruf gefunden hatte. Auch dieser Barclay war in einem Predigerhause geboren. Er hatte von der Pike auf gedient. Man sagt, daß er vierzehn Jahre lang in einem Dragonerregiment gestanden und es bis zum Unteroffizier gebracht hatte. Fürst Repnin der Ältere, der Türkensieger, hatte als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen diesen Barclay ans Licht gezogen, als er bei irgend einer Gelegenheit seine Fähigkeiten



General Barclay de Tolly

Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

erkannt hatte. Bei Pultusk im Jahre 1806 kommandierte er als Oberst auf dem rechten Flügel der russischen Armee und hielt nachher bei Janko und Landsberg den Vormarsch der Franzosen glücklich auf. In der schweren Schlacht von Preußisch-Eylau, wo zum erstenmal der Siegeszug Napoleons gehemmt wurde, erlitt Barclay eine schwere Verwundung. Seit jenem Kriege, in welchem er sich wiederholt mannhaft benommen hatte, wurde die Aufmerksamkeit des Zaren auf ihn gelenkt und er stieg schnell, innerhalb sechs Jahren vom Obersten zum General der Infanterie und zum Kriegsminister. Von den vielen Schlachten, die er in dieser langen und mühseligen Dienstlaufbahn mitgemacht hatte, zeugten die Narben, die seinen Körper bedeckten. Der rechte Arm war kaum gebrauchsfähig, dazu lahmte er auf einem Bein. Er sprach das Russische fertig, aber er sprach es mit stark deutschem Akzent. Er war ein praktischer, tüchtiger Soldat, gewissenhaft bis in die Fingerspitzen, unerschütterlich in seiner Ausdauer, und die Ordnung, die er unter seinen Truppen hielt, war musterhaft. Der große Zug zum Feldherrn allerdings fehlte ihm, aber Kaiser Alexander wußte recht gut, daß er hier ein schweres Amt den besten Händen anvertraute. — Barclay de Tollys Stellung wurde allerdings sehr erschwert, weil er kein Nationalrusse war und weil er nicht zu dem Hochadel des Landes gehörte.

Als Generalstabschef war dem Obergeneral der Generalleutnant Jermolow beigegeben, ein Vollblutrusse, der von der Artillerie kam, ein Mann von ehrgeizigem, heftigem und starkem Charakter, mit klarem Verstand und guter Bildung, ein Mann, der durchgreifen konnte und wohl geeignet war, den Befehlen des Generalkommandos Gehorsam zu verschaffen, eine Eigenschaft, die bei dem ruhigen und gütigen Wesen des Obergenerals vorteilhaft und ausgleichend wirken mußte. — Daneben stand im Stabe als Generalquartiermeister der Oberst Toll, ein Deutschrusse aus den Ostseeprovinzen, erst im Anfang der dreißiger Jahre stehend. Er hatte unter Suworow anno 1799 in Italien und unter Kutusow anno 1805 bei Austerlitz gefochten. Er hatte sich mit den neueren Ideen der Kriegskunst, wie Bonaparte sie betrieb, vertraut gemacht. Wenn er auch kein schöpferischer Geist war, so wußte er doch einigermaßen Bescheid. Es kam zwischen ihm und Barclay de Tolly allerdings zu keinem rechten Verhältnis; Barclay war zu nüchtern, Toll entbehrte des feinen Taktes, den eine Stellung, wie die seinige, erforderte, er war nach unten und oben derb. — Lediglich als gelegentlicher Ratgeber war der Oberst von Wolzogen im Hauptquartier Barclays. Wolzogen war der Fähigste und Tüchtigste und hätte sich wohl zum Generalquartiermeister am allerbesten geeignet. Dies war derselbe Wolzogen, den wir einst im Dienste des Königs von Württemberg gesehen haben; — derselbe, den Marschall Lannes einst so anschnauzte: Ihr Herr ist nur König, ich aber bin ein Marschall de l'empire! — er war der Erzieher des jungen Eugen von Württemberg gewesen und mit diesem zusammen nach Rußland gekommen. Das württembergische Königshaus, das jetzt seine tapferen Truppen gegen Rußland marschieren ließ, war dem Zarenhaus durch enge Verwandtschaft verbunden. Oberst von Wolzogen stand beim Kaiser Alexander sehr gut angeschrieben, wie überhaupt so viele der deutschen Herren, aber den eingeborenen Russen waren diese meistens ein Dorn im Auge. Es herrschte eine starke Eifersucht auf die Deutschen, die allerdings mit daraus entsprang, daß sie meistens eine höhere Bildung hatten und infolgedessen auch eine höhere Einsicht entwickelten. Aber darüber hinaus muß man bedenken, daß im Heere Bonapartes über 150000 Mann deutscher und österreichischer Truppen, kommandiert von deutschen Generalen, gegen Rußland marschierten. Der Argwohn, daß zwischen diesen deutschen Generalen und den im russischen Heere stehenden deutschen Offizieren Verbindungen, die Rußland zum



Vor Witebsk am Vormittag des 27. Juli 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



General Peter Petrowitsch Graf Konownitzyn
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von J. Vendramini

Schaden gereichen könnten, bestünden, war schließlich zu verstehen. Herr von Wolzogen hatte besonders darunter zu leiden, denn General Barclay schenkte ihm sein volles Vertrauen. Wie groß die Eifersucht der russischen Herren auf die deutschen war, beweist der Ausruf des Generals Jermolow, den er einst dreist an den Zaren richtete, als dieser ihm eine Beförderung verhieß. „Machen Euer Majestät mich zum Deutschen,“ sagte Jermolow, „das ist die größte Beförderung!“ Mit diesem sarkastischen Worte erwarb sich der General seine weit verbreitete Popularität in Rußland.

Der arme Barclay de Tolly hatte es wirklich nicht leicht. Nicht allein, daß unter seinem unmittelbaren Generalstab Uneinigkeit herrschte, es war auch, nachdem der Kaiser das Hauptquartier verlassen hatte, eine ganze Zahl jener vornehmen Müßiggänger zurückgeblieben, die in Wilna bereits herumlungerten, und vor allen Dingen der Großfürst Konstantin, hinter dem man sich verstecken und decken konnte. Der alte General Bennigsen, den wir aus der Schreckensnacht im Schlafzimmer des Kaisers Paul kennen, war auch da.



Vor Witebsk am 27. Juli 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Er wartete nur darauf, daß der Zar ihn berief, Barclay im Oberbefehl zu ersetzen. Seine Tätigkeit bestand darin, beständig zu allem was geschah den Kopf zu schütteln, alles zu tadeln und was schief war, noch schiefer zu machen. „Die Kunst im russischen Heere emporzusteigen," bemerkt sarkastisch Toll in seinen Memoiren, „besteht hauptsächlich darin, daß man bei größter Pünktlichkeit dennoch nie und unter keiner Bedingung irgend eine



Herzog Alexander von Württemberg
Nach einer Zeichnung von F. Ferriere gestochen von F. Vendramini

Verantwortlichkeit übernimmt und es auf diesem Wege vermeidet, sich eine Blöße zu geben, woher es denn auch kommt, daß im ganzen Heere durch alle Grade eine gewisse Abneigung vorherrschend ist, selbständig aufzutreten und zu handeln."

Natürlich schwirrten jetzt, wo bei Witebsk infolge der unmittelbaren Nähe der beiden großen Heere die Entscheidung vor der Türe zu stehen schien, die Ratschläge und Meinungen noch mehr durcheinander, wie sonst. Im Heere selbst herrschte Zuversicht und Kampfstimmung. Man wollte sich nun nicht mehr zurückziehen, man wollte diesem Bonaparte endlich einmal standhalten und ihm die Zähne zeigen. Hatten sich denn die Truppen unter Graf Ostermann und Konownitzyn bei Ostrowno nicht tapfer geschlagen? Besonders



Die kaiserliche Garde vor Witebsk am 27. Juli 1812

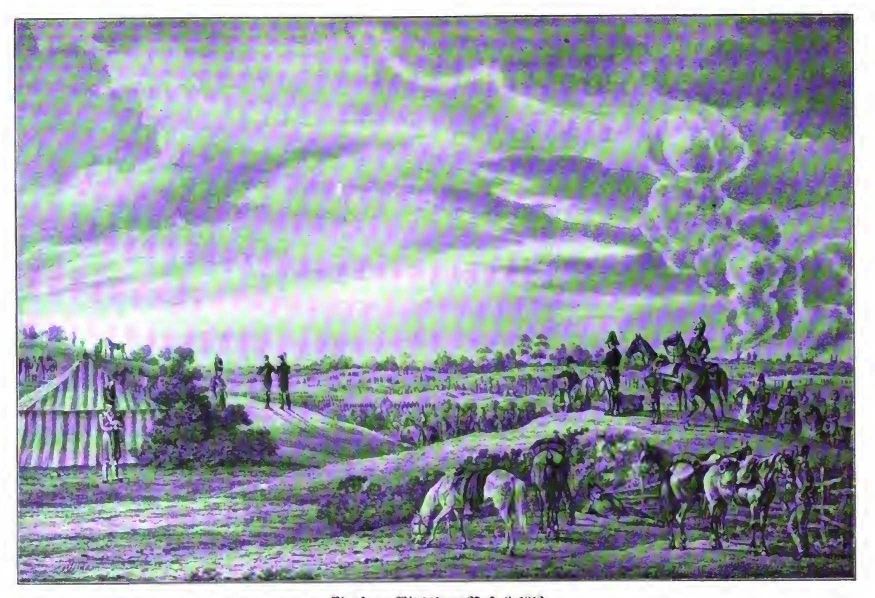
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

der Onkel des Kaisers, der Herzog Alexander von Württemberg, der Gouverneur von Witebsk riet dringend, bei Witebsk in einer Stellung, gestützt auf die Düna und die Luczessa eine Schlacht anzunehmen. Barclay konnte sich sehr schwer entschließen, er wußte wohl: alle diese Herren hatten gut reden, aber wenn es nachher zur Entscheidung kam und sie unglücklich ausfiel, so trug er allein die Verantwortung und in der Tat konnte er zur Zeit, ohne Bagrations Unterstützung, dem Kaiser Napoleon, der über 135000 Mann gebot, höchstens 75000 entgegenstellen.

Hier muß es gesagt werden, daß Generalleutnant Jermolow entschieden abriet. Er glaubte in dieser Stellung liege eine Gefahr für den Rückzug und überhaupt eine Gefahr der Niederlage. Im Kriegsrat, den der Obergeneral berief, stimmten die meisten Offiziere ihm zu. Nur ein General schlug vor, zunächst in der Stellung zu bleiben. Da rief Jermolow erregt aus: „Wer steht uns denn dafür, daß wir nicht heute Abend schon geschlagen sind? Oder hat sich Napoleon etwa verbindlich gemacht, uns bis zur Nacht in Ruhe zu lassen?“ Inzwischen kam auch ein Adjutant des Fürsten Bagration, der Leutnant Fürst Menschikow, bestaubt und atemlos im Hauptquartier an: Botschaft vom Fürsten Bagration, „daß er bei Mohilew auf das Korps Davoust gestoßen und nach rechts abgedrängt sei. Kaum möglich, daß selbst bei Smolensk eine Vereinigung der Armeen erzielt würde.“ Nun entschloß sich Barclay zum Rückzug gegen Smolensk.

Aber der große Schlachtenmeister saß der russischen Armee so hart auf den Hacken, daß selbst der Rückzug gefährdet war. Um ihn zu sichern, machte Barclay de Tolly eine Angriffsbewegung vorwärts Witebsk. Generalmajor Graf Pahlen ging mit 4000 Mann Infanterie, 32 Schwadronen und 2 Kosakenregimentern, sowie 40 Geschützen bis auf eine Meile von Witebsk vor. Vor der Front hatte Pahlen ein kleines Nebenflüßchen der Düna; die darüber führende Brücke war abgebrochen. Auf diese Truppen stieß am Morgen des 27. Juli die Division Broussier, die als Avantgarde der Hauptmacht der französischen Armee vorging. Napoleon selbst war bei den Vortruppen. Er sah, daß auf dem Plateau hinter der Luczessa die Hauptmacht der Russen in Schlachtaufstellung stand und hoffte nun den Entscheidungsschlag führen zu können. Er war ungeduldig, fast fieberhaft, als er endlich die Gelegenheit mit Händen greifen zu können schien. Zunächst galt es die Brücke herzustellen. Die russische Artillerie suchte den Brückenbau des Feindes durch ein wohlerzieltes Feuer zu verhindern. Aber die Brücke wurde fertig. Sofort ging das 16. Regiment Chasseurs à cheval über; die Infanterie Broussiers folgte. Zwei Kompagnien des 9. Linienregiments standen unter dem Schutze der reitenden Jäger etwas weit links von den übrigen Truppen. Das benutzte Graf Pahlen geschickt: er warf seine Leibkosaken und zwei Schwadronen Husaren gegen die Chasseurs à cheval. Die Karabinersalve, die ihnen entgegenkrachte, hielt die russischen Reiter nicht ab. Sie stürzten sich ungestüm auf die reitenden Jäger, warfen sie gegen den Fluß und attackierten nun die beiden feindlichen vereinzelt stehenden Voltigeur-Kompagnien. Aber die Voltigeurs, Vollblutfranzosen, Ersatz Paris, lauter Gamins, wußten sich zu wehren. Sie ballten sich zu kleinen Trupps, Rücken an Rücken, Gewehr an die Hüfte, Bajonette vorgestreckt, wie die gesträubten Igel. So zogen sie sich langsam gegen das Soutien zurück. Der Kaiser sah das mit an. Er ritt in die Schußlinie vor und erkundigte sich bei den Leuten: „Was für ein Regiment?“ — „9tes Linien-Infanterieregiment, Sire, alles Pariser.“ — „Tapfere Bursche, jeder Einzelne von Euch hat ein Kreuz verdient.“ Und durch die Reihen der Franzosen, längs der ganzen Schlachtlinie, ging ein brausendes „Vive l'empereur!“

Als Graf Pahlen die Unmöglichkeit einsah, sich noch länger gegen die andrängende Übermacht zu halten, ging er gegen 5 Uhr nachmittags zurück. Barclay hatte aus seiner



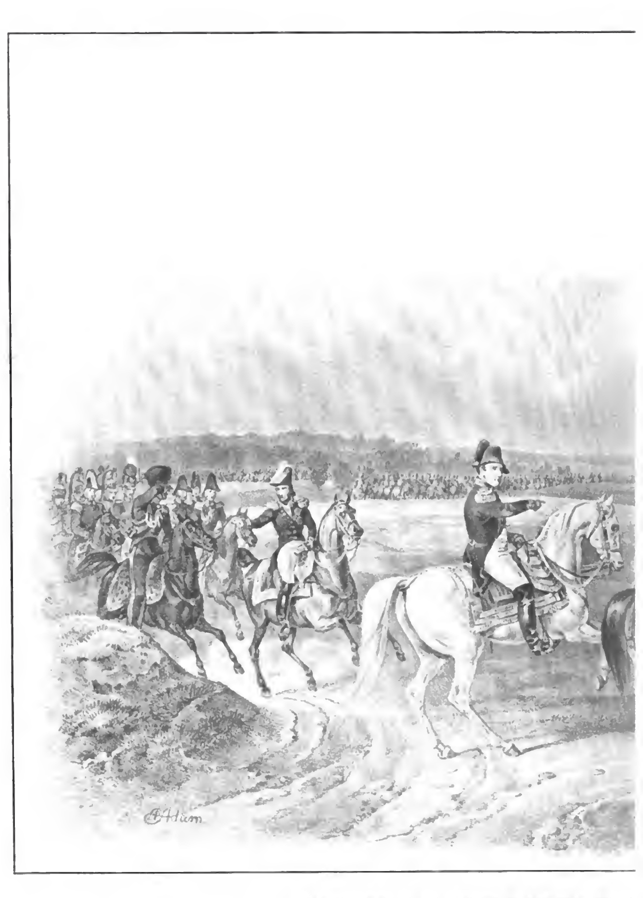
Biwak vor Witebsk am 27. Juli 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Hauptstellung heraus eine Scheinbewegung gegen den französischen rechten Flügel gemacht, damit wollte er die tapfere Gegenwehr Pahlens unterstützen, aber dann, um die Zeit wo Pahlen zurückging, ließ Barclay auch den Rückzug antreten. In drei Kolonnen marschierte er auf Smolensk. Graf Pahlen mit seiner Nachhut blieb bis zum nächsten Morgen hinter der Luczessa stehen. Während der Nacht brannten auf den verlassenen Lagerplätzen, weithin sichtbar, die russischen Wachtfeuer. Der nächste Tag, so hoffte der Kaiser, werde die Entscheidung bringen, aber er brachte sie nicht. Der bedächtige Barclay hatte den Imperator gründlich getäuscht. Diese drei Gefechte vor Witebsk kosteten viel Blut, die Verluste auf beiden Seiten waren gleich, ungefähr je 4000 Mann.

Am 28. Juli zog Kaiser Napoleon mit seinen Truppen in Witebsk ein. Dort machte er halt. Die Russen waren ihm entkommen. Eine Verhinderung der Vereinigung beider russischer Westarmeen war nicht mehr möglich und er mußte Halt machen. Die Not war entsetzlich. Die dauernde, übergroße Hitze — als die Armee nach dem anstrengenden Treffen vor Witebsk der Stadt entgegenkeuchte, zeigte das Barometer 28 Grad Reaumur — hatte die Truppen furchtbar mitgenommen. Das Heer war jetzt fünfzig Meilen vom Njemen entfernt, hundert Meilen von den Vorratskammern, die in den Weichselfestungen lagerten. Die Verpflegungskolonnen hatten der Armee nicht folgen können. Die Verwaltung versagte gänzlich. Die Not war so groß, daß selbst die stolzen Soldaten der alten Garde sich aufs Plündern legen mußten. Aber wenn in Witebsk nur etwas zu holen gewesen wäre, die Stadt war wie ausgestorben! Das Land ringsum war arm. Von den 220000 Mann, die der Kaiser selbst über den Njemen geführt hatte, waren in Witebsk keine 150000 versammelt. Hinter dem Heere schleppten sich 50000 Marodeure her; es war der Anfang vom grausigen Ende. — General von Kerner von den Württembergern berichtet um jene Zeit:

„Manchen Selbstmord führte das Elend herbei, und die marschierenden Kolonnen glichen mehr einem Krankentransport als einer Kriegerschar. Marschall Ney sah vor einigen Tagen unsere Division seit langer Zeit wiederum einmal vor seinem Quartier defilieren. Er hatte zuvor schon eine sehr gemäßigte Beschreibung ihres Zustandes von mir erhalten; man erwartete daher nichts anderes, als daß er durch den Anblick dieser schwankenden Schatten sehr überrascht werden würde, wie auch durch die Abnahme der Division; allein es befrembete ihn keineswegs, und er sagte nur zu Seiner Durchlaucht dem Prinzen Adam und zu Generalleutnant von Scheler, wir sollten unseren Soldaten mehr Freiheit lassen, um sich Lebensmittel zu suchen, damit sie sich besser ernähren können; übrigens gehe es anderen Divisionen nicht besser. Dieses aber war nur eine façon de parler, weil der Marschall wohl eingesehen hat, daß eine etwaige Hilfe nunmehr zu spät kommen würde und weil er nicht zu helfen wußte. — Als die 10. und 11. Division vor dem Quartier des Marschalls defilierte und derselbe sich zeigte, so schrieen die Franzosen mit solchen derben Ausdrücken und Vorwürfen nach Brot, daß der Herr Marschall für gut fand, sich zurückzuziehen, ohne etwas zu antworten. Seine Durchlaucht Prinz Adam und Generalleutnant von Scheler gehen, so oft sich Gelegenheit darbietet, zu dem Herrn Marschall, um ihm Visite zu machen, wobei er sich jedesmal sehr geneigt gegen die Division zeigt; auch kann man nicht umhin, ihm bezeugen zu müssen, daß er uns in Einrichtung der Märsche alle Freiheit gestattet. Wenn Marschall Ney nur einigermaßen von den französischen Divisionen Ordnung fordern würde, so könnte das ganze Korps gut gepflegt sein, allein die Vorangehenden dürfen ungeahndet alles plündern und verbrennen."



Napoleon begleitet die bayrische Reiterbrigade Preyſi

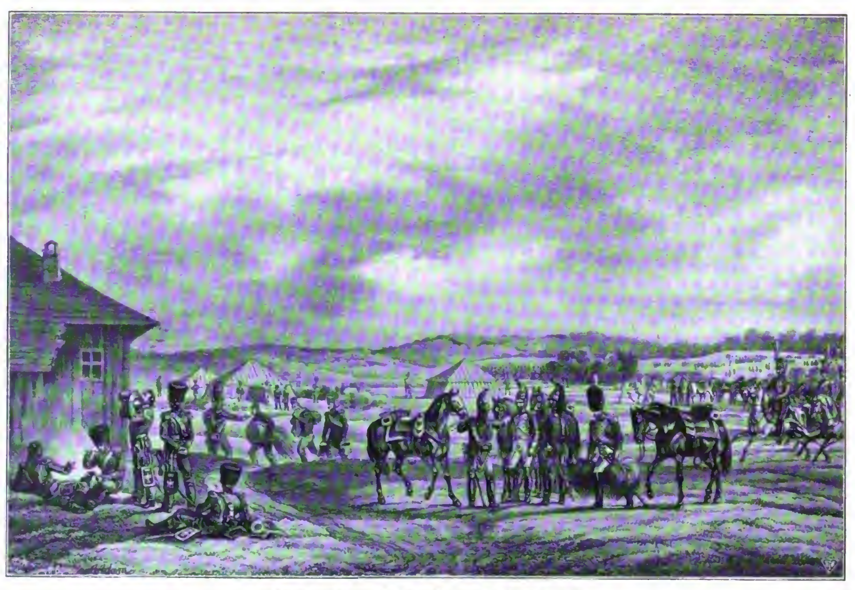
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum

Aus: Rehtwiſch, Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!



g auf ihrem Rekognoszierungsritt am 27. Juli 1812
der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Verlag von Georg Wigand, Leipzig



Biwak des Kaisers vorwärts Witebsk am 28. Juli 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Gerisch in Leipzig

Ein anderer Mitkämpfer, ein westfälischer Stabsoffizier, berichtet:

Seit unserem Abmarsch von der Weichsel waren fast sechs Wochen vergangen. Noch hatten wir, mit Ausnahme von wenigen Kosaken, keinen russischen Soldaten gesehen und doch befand sich das Korps bei der Ankunft am Dniepr infolge der anstrengenden Märsche zur Verfolgung Bagrations und der schlechten Verpflegung, zu deren Regelung es ebenso sehr an Fürsorge wie an Zeit gefehlt hatte, in höchst bedenklichem Zustande, denn die Bataillone waren auf die Hälfte der Stärke zusammengeschmolzen. Viele Soldaten waren, weniger aus Krankheit, als aus Ermattung, zurückgeblieben; nun wurden Offiziere nach rückwärts geschickt, um sie zu sammeln, was auch so viel nutzte, daß nach einiger Zeit die Kopfstärken bedeutend zunahmen. Da es den anderen Armeekorps nicht besser gegangen war und sich gewiß alle aufgelöst hätten, wenn die Bewegungen noch weiter fortgesetzt worden wären, so ließ Napoleon einen allgemeinen Stillstand des Vormarsches eintreten. Ein Tagesbefehl ordnete an, daß die Korps sich sammeln, die Verluste an Material, Munition und Pferden ersetzen und mit Lebensmitteln sich versehen sollten. Dieser Befehl tönte aus hundert Kehlen und Federn wieder, aber kein Mensch bekümmerte sich um seine Ausführung, weil diese einfach unmöglich war. Mein General wurde von den Kommandeuren täglich und stündlich mit Anfragen bestürmt, wo sie dies und jenes hernehmen, wie sie dies und jenes anfangen sollten, um den Befehlen nachzukommen. Er selbst fragte wiederum bei den höheren Befehlshabern an, jagte uns Adjutanten halbtot, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort und konnte so auch den Truppen keine geben und ihnen ebenso wenig helfen. So standen wir der kommenden Dinge harrend bei Orscha. In den letzten Julitagen fiel ein anhaltender Regen, und der voraufgegangenen Hitze folgte eine so rauhe Witterung, daß die Soldaten vor Frost fast erstarrten und dazu in dem weichen Boden des Lagers beinahe umkamen. Um Lebensmittel herbeizuschaffen, wurden aus allen Waffen zusammengesetzte Abteilungen vier bis fünf Meilen weit in die Umgegend geschickt, die oft einige Tage ausblieben. Gelang es diesen Kommandos auch, Lebensmittel aufzutreiben, so verzehrten die ausgehungerten Soldaten unterwegs schon einen bedeutenden Teil derselben ehe sie ins Lager zurückkamen; ihre Führer vergaßen nicht, für sich selbst zu sorgen, denn schon erzeugte die Not den verderblichsten Egoismus; so war das, was für die Truppen wirklich eingebracht wurde, nicht der Rede wert. Mangel an Beförderungsmitteln erschwerte die Fouragierungen nicht wenig, denn wo sie hinkamen, fanden sie keinen Menschen, die Russen waren in der Regel schon dagewesen und hatten entweder das Vorhandene verzehrt und verheert oder, wenn noch etwas sich fand, fehlten Pferde und Wagen zum Fortschaffen.

Besonders litten die Württemberger, die beim Korps des Marschalls Ney marschierten und dort eine Zeitlang immer die Nachhut bildeten, so daß sie stets auf Flächen kamen, die gänzlich abgegrast waren. Bereits haben wir General von Kerner gehört. Wir wollen auch hören, was der kommandierende General von Scheler damals an seinen besorgten König berichtete. Scheler sucht die Gründe in so Manchem, nicht zum wenigsten in der großen Verschiedenheit der Franzosen und Deutschen. Er schreibt:

Was die außerordentliche Verminderung des königlichen Armeekorps betrifft, so ist es allerdings gewiß, daß der Mangel an Lebensmitteln die erste Ursache ist, aber Eurer königlichen Majestät kann ich nicht unterlassen, alleruntertänigst zu versichern, daß von seiten des Korpskommandeurs kein Mittel verabsäumt worden, das Möglichste zu tun. Ganz aus den nämlichen Quellen, aus denen die große Armee geschöpft, aber auch diese große Armee hat durch eben diesen Mangel unendlich gelitten, obschon nicht zu verkennen

ist, daß die deutschen Truppen, worunter auch vorzüglich die königlich bayrischen, im Verhältnis ziemlich mehr geschwächt worden als die französischen.

Hiervon ist aber die Ursache bei weitem zum größten Teil in der Verschiedenheit der Natur des deutschen und französischen Soldaten zu suchen. Schon bei Passierung der Weichsel hat alle regelmäßige Verpflegung, jede ordentliche Austeilung aufgehört, und von da bis nach Moskau wurde im Weg der gesetzlichen Austeilung oder der regulären Fassung kein Pfund Fleisch oder Brot, kein Glas Branntwein gefaßt. Über der Weichsel wurde, sobald die wenigen Vorräte aufgezehrt waren, gleichsam das Losungswort gegeben: Jeder nehme, wo er findet, und lebe so gut oder so schlecht, als er kann.

Da Polen und hauptsächlich dieser Teil Polens, durch welchen das Armeekorps marschierte, arm und wenig bevölkert ist, sich überdies die Einwohner, vorzüglich in dem russischen Anteil, mit ihren Habseligkeiten in die Waldungen geflüchtet hatten, auch durchaus an keinem einzigen Ort eine Zivilobrigkeit oder auch nur ein Schatten von Landesadministrationsbehörde zur Verpflegung mitwirkte, so bestand das einzige Mittel darin, täglich Detachements in die seitlich gelegenen Dörfer und Waldungen zu schicken und durch selbige nehmen zu lassen, was sie fanden.

Nunmehr aber zeigte sich der Unterschied in der Industrie und dem Benehmen zwischen dem deutschen und französischen Soldaten sehr auffallend und zum großen Nachteil des ersteren. — Der französische Soldat zeigte hierin eine außerordentliche Fertigkeit und lebte bei diesen fatiguanten Detachements ganz für das Wohl der Kameradschaft, beinahe sich selbst verpassend. Er begnügte sich, Lebensmittel gefunden zu haben, packte schnell auf, lief damit dem Regiment nach, nahm mit wenigen Stunden Schlaf vorlieb, achtete wenig die Ermüdung. Wenn er bei Tag nicht eher eintreffen konnte, so lief er die Nacht hindurch und fühlte sich durch den Dank seiner Menagekameraden belohnt.

Ganz anders war es bei den Deutschen, leider zu großer Demütigung des gebildeten Teils. Der Detachements waren zu viele nötig, als daß jedes durch einen Offizier konnte geführt werden, und auch selbst in diesem Fall war die Zerstreuung der einzelnen unvermeidlich; daher der Soldat, sich selbst überlassen, zuerst seiner eigenen Sättigung lebte, wenn er etwas gefunden hatte. Im Auffinden selbst war er viel zu langsam, weil er sich gelegentlich mit zu viel anderen Dingen beschäftigte, die ihm nichts nützen konnten. Statt mit einer kurzen Erquickung vorlieb zu nehmen, wollte er zuerst förmlich abkochen; auf zwölf Stunden Wachen, wollte er ebenso lange schlafen; somit verspätete er sich, konnte das Regiment, das inzwischen fortmarschierte, nicht mehr einholen, lief sich entweder marode und blieb ganz zurück oder warf seine Beute hinweg, um sich zu erleichtern, und kam mit nichts oder wenigem beim Regiment an.

Selbst das Mitgeben von Fuhrwerk konnte nichts bessern und die Strenge und Bestrafung, welche sehr häufig angewandt wurden, zeigten sich fruchtlos. Die Leute blieben zwar nach Anwendung von Strafen weniger zurück, brachten aber auch keine Lebensmittel und konnten immer die Entschuldigung haben, daß sie keine gefunden. Die vielen Motive, den Ehrgeiz, den guten Willen und die Ambition des Soldaten zu erwecken, hat die deutsche Disziplin nicht wie die französische, daher die Mittel, auf den Soldaten einzuwirken, ganz erschöpft waren, sobald die wirklich in sehr hohem Grad angewandte Strenge sich fruchtlos zeigte. Somit blieb bei dem kontinuirlichen Marschieren leider kein Mittel mehr übrig, als die Subsistenz größtenteils dem Zufall oder dem Eifer einzelner zu überlassen. Denn das Abschicken des Detachements mußte ganz unterlassen werden, weil dadurch eine Menge Leute, ohne etwas zu nützen, verloren ging, während die französischen Fourageurs beladen dem Lager zuströmten.

Ich ermangelte nicht, nach dem Beispiel einzelner französischer Regimenter, berittene Fourageurs zu errichten, allein selbst dieses, was den Franzosen mündlich zu statten kam, war ganz fruchtlos, weil die Natur des deutschen Soldaten garnicht dazu taugt, dieses Fouragierungsgewerbe mit derjenigen List, Geschwindigkeit, Selbstentsaguug und Kameradensinn zu treiben, als hier die Eile der Märsche und der seltene Stillstand erforderte, und somit wurden die Leute bei ununterbrochenem Marschieren aus Mangel an Lebensmittel entkräftet. Hierzu kam die Hitze bei Tag und die Kälte bei Nacht, das unvorsichtige Trinken des schlechten Wassers, beständiges Biwakieren, häufig bei Regen. Diarrhöe und Ruhr stellten sich ein, welche nicht durch Ruhe und Verpflegung begegnet werden konnte, eine Menge geschwächter Leute blieb täglich auf dem Wege liegen. Kommandierte dabei zu lassen, wäre doppelte Schwächung gewesen; alle nachzuführen, dazu fehlten die Transportmittel. Sie blieben daher größtenteils zurück, starben auf dem Weg oder suchten Ruhe und Erholung auf den Dörfern, daher die große Zahl der auf dem Marsche Zurückgebliebenen kommt, deren Schicksal bis dato ganz unbekannt ist.

Die Offiziere litten bei diesem Zustand der Dinge ebenso sehr wie die Soldaten, indem sie keine anderen Lebensmittel als diese hatten, daher die Sorge für die Selbsterhaltung jeden anspornte, in Rücksicht auf Verpflegung kein Mittel unversucht zu lassen, wenn ihn hierzu nicht höhere Rücksichten vermocht hätten, so daß also schon aus diesen Gründen nichts versäumt worden. Der Kredit aber, welcher dem königlichen Kriegskommissariat allergnädigst gegeben wurde, konnte da nichts mitwirken, wo nichts zu kaufen war. Denn alle Mühe mußte öfters angewendet werden, nur einige Maß Branntwein und wenige Pfund Brot bei Marketendern für Kranke zu erhalten, da die Offiziere das Pfund Brot sehr gerne um 1 Gulden 12 Kreuzer, einen Schoppen Wein um 1 bis 4 Gulden und einen Schoppen Branntwein um 2 Gulden bezahlten, wenn sie diese Gegenstände nur haben konnten. Allein während der Hälfte des Marsches waren diese Dinge um gar keinen Preis zu erhalten und statt des Brotes bedienten sich Offiziere und Soldaten des gerösteten Roggens, welchen sie mit den Pferden teilten.

Vorstellungen bei den französischen Behörden waren ganz fruchtlos; sie wiesen uns nur auf die allgemeine Quelle hin, welche aller Versuche ungeachtet der deutsche Soldat seiner verschiedenen und unabänderlichen Natur nach nicht so gut zu benützen verstanden hat wie der Franzose; wobei übrigens, wie es immer das Los der alliierten Truppen ist, diesen die Benutzung dieser Quelle auch mehr erschwert wurde als den Franzosen selbst, indem wir häufiger an der Queue der Kolonne als an der Tête marschieren mußten, und daher auch mehr ausfouragiertes Land vor uns fanden.

Nur die Erlaubnis zur Ruhe und zum Stillstand hätte dem Ruin der königlichen Truppen zuvorkommen können; allein diese zu begehren, da man den Feind vor sich hatte, dagegen stritten die delikateren Gefühle der Ehre und Pflicht, den erworbenen Ruhm der königlichen Waffen selbst mit aller Aufopferung aufrecht zu erhalten. — So mußte jeder Befehlshaber mit Schmerz die progressive Verminderung des Trupps, dessen tägliche Abnahme an Kräften und Gesundheit, die tägliche Vermehrung des Stumpfsinnes und der Gleichgiltigkeit gegen alles, durch Apathie hervorgebracht, und die dadurch immer mehr zunehmende Desorganisation in den vielfachen Dienstverhältnissen, wozu sich noch der Kampf mit den Mängeln der auf diese Lagen nicht berechneten inneren Organisation des Korps gesellte, ansehen, ohne mit allem Willen oder aller bereitwilligen Aufopferung helfen zu können. So berichtet General von Scheler.

Um jene Zeit, im Mitsommer 1812, trat auf Rügen in das Haus des Pächters Ruge ein reisender Schweizer. „Was gibt's denn Neues", fragte der Hauswirt, „ist Er noch immer siegreich?" — „Napoleon?" — „Wer sonst denn? Er kippt doch noch einmal um, aber die Russen freilich, die werden ihn wohl nicht schlagen." — „Rußland ist eine Wüstenei," sagte darauf der Schweizer, „er dringt immer tiefer hinein und er kommt mir ganz so vor, wie Karl der Zwölfte; wenn alles verhungert und erfroren ist, dann hilft ihm kein Kommando mehr. Seien Sie überzeugt, er pfeift auf dem letzten Loche." — „Mir ganz aus der Seele gesprochen," rief lachend Ruge, „darauf wollen wir eins trinken."

Während bei Ostrowno und vor Witebsk die hartnäckigen Kämpfe der französischen Avantgarde gegen die russische Nachhut stattfanden, schwiegen auch an der Düna die Flinten nicht. Hier kommandierte gegen den Marschall Oudinot der Graf Wittgenstein, ein tüchtiger, unternehmungslustiger Mann, voller Regsamkeit und von bestem Willen beseelt, Vorzüge, welche denen Oudinots wenigstens gleichkamen. — Ihm zur Seite stand als Chef des Generalstabs der Generalmajor d'Auvray, ein Sachse von Geburt, aus einem alten französischen Refugiégeschlecht, ein vornehmer, mit gutem Verstand und reicher Bildung begabter Mann, etwas zu gutmütig für den harten Soldatenberuf, denn er verstand nicht zu schelten und die Zügel straff zu ziehen, wie das nötig war. — Der Generalquartiermeister des Wittgensteinschen Hauptquartiers hieß von Diebitsch. Der war die eigentliche Seele des Dünakrieges, zugleich wohl der fähigste Offizier des ganzen russischen Heeres. Wir entsinnen uns, in den Blättern dieser Geschichte schon einem Diebitsch begegnet zu sein, dem alten Hans Ehrenfried von Diebitsch. Das war im Vorzimmer des Kaiser Paul. Er hielt die Hand eines jungen Knaben in der seinigen, des Prinzen Eugen von Württemberg, dessen Gouverneur er war. Der junge Prinz fühlte, wie die Hand seines Führers eiskalt und feucht war und zitterte. Und als der General die zitternde Hand an die Klinke der Tür legte, die zum Gemach des kranken Holstein-Gottorp hineinführte, seufzte er bedrückt: „Nun sei Gott uns gnädig." Dieser Diebitsch hier im Hauptquartier an der Düna war der Sohn des alten Hans Ehrenfried, ein geborener Schlesier, aus Groß-Leipe, erzogen im Kadettenhaus zu Berlin. Er war damals erst 27 Jahre alt und schon Generalmajor, ein feuriger, rasch entschlossener, festbleibender Mann von klarem Verstand, der zu befehlen wußte, durch eigenes Beispiel die anderen mit sich fortreißend; dabei offen und ehrlich, keine Spur von Intrigue. Man wird bei diesem Diebitsch in manchem Zuge an Gneisenau erinnert, wenngleich die großen Gaben des letzteren einem weiteren Vergleich von selbst seine Grenzen stecken.

Jedenfalls war das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein wohl das am besten geleitete der ganzen Armee. Es wurde kein Vorteil aus dem Auge gelassen. Jede Gelegenheit, die sich bot, den Franzosen zu schaden, wurde schnell zugreifend ausgenutzt. Generalmajor Kulnew, der unerschrockene kühne Feldsoldat, ein Avantgardenführer ersten Ranges, hatte das Kommando der russischen Vortruppen. Immer in den Kleidern, immer im Sattel, oft betrunken, wie es heißt — denn nach Marbots Bericht soll er dem Wutki sehr ergeben gewesen sein — aber sonst ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, ein Vollblutvertreter des national-russischen Charakters. Furchtbar gutmütig, seine Gage rann ihm nach allen Richtungen durch die Finger; tapfer wie ein Löwe, Soldat mit seinen Soldaten. Er trug das einfache Uniformtuch des Gemeinen; er aß mit dem Mann im Gliede seine Lieblingsspeise, einen Grützbrei. Im französischen Lager nannte man ihn den russischen Lassalle, nach jenem kühnen Reiterführer der Napoleonischen Armee.

Nachdem Marschall Oudinot das befestigte Lager von Drissa auf Befehl seines Kaisers planiert hatte, marschierte er stromaufwärts gegen Polozk, ohne von Wittgenstein viel belästigt zu werden, und wendete sich dann auf der Petersburger Straße gegen Norden. Graf Wittgenstein hatte die Absicht gehabt, von Osweia, wo er seine Truppen versammelt hatte, auf Sebesch zu marschieren, um hier dem französischen Marschall die Straße nach St. Petersburg zu verlegen, aber da Oudinot die günstige Hauptstraße bereits betreten hatte, so mußte Wittgenstein fürchten, daß der Marschall vor ihm in Sebesch anlangen und die Vereinigung mit dem Teile des Korps Macdonald, das von Jakobstadt im Anmarsch war, erzielen würde. Kurz entschlossen nahm sich der russische Obergeneral also vor, die Franzosen im Marsch anzugreifen. Am 30. Juli, morgens um 11 Uhr, kamen die Truppen der französischen Vorhut, die 6. Infanteriedivision Legrand und die 5. leichte Kavalleriebrigade Castex bei Kliastitza an. Der Marschall wußte nicht recht, wo die Russen geblieben waren. Er sandte daher eines seiner Infanterieregimenter gegen Sebesch vor, und stellte sich mit den übrigen Truppen beim Dorfe Jakubowo auf. Westlich Jakubowo liegen die gewaltigen Wälder der Swolna. Aus diesen traten um 2 Uhr nachmittags zwei Schwadronen des russischen Husarenregiments Grodno hervor, die Spitze der Avantgarde Kulnews. Das Gros der Avantgarde stand noch jenseits des Waldes. Und nun begann es: Vorpostengeknatter, zu Kulnew zurücksprengende Husaren: „Der Feind steht in Jakubowo!" Kulnew geht ohne weiteres mit seinen zwei Jäger-Regimentern und seinen Husaren und Kosaken und seiner Artillerie durch den Wald, wirft die französische Plänklerkette zurück und nimmt auf den Höhen vor Jakubowo eine Stellung ein. Graf Wittgenstein schickt Hilfstruppen, noch zwei Jäger-Regimenter, noch eine Artillerie-Kompagnie und befiehlt, daß ohne weiteres mit voller Wucht angegriffen wird. Mit seiner Hauptmacht rückt er nach.

Am ersten Tage, dem 30., behauptete sich die Vorhut Kulnews in zähem Kampfe in ihrer vor Jakubowo eingenommenen Stellung. Es war ein unentschiedener Tag. Aber der zweite Tag der Schlacht, der 31. Juli, als Wittgenstein mit seiner Hauptmacht heran war, wurde für die Russen zum Sieg. Oudinots Vorstoß gegen Sebesch war abgeschlagen, und er mußte auf Polozk zurück. Der Marschall Oudinot hielt die Armee des Fürsten Wittgenstein für viel stärker, als sie eigentlich war. Es hatten hier 17000 Russen gegen 20000 Franzosen gefochten. Der Herzog von Reggio hielt sich für zu schwach, in das stark bewaldete Gebiet nördlich gegen Petersburg weiter vorzudringen und er hätte dies ja auch nur vermocht, wenn er vom Marschall Macdonald Unterstützung erhalten hätte. Er zog sich also hinter die Drissa zurück und nahm dort eine gut gedeckte Stellung ein. Wittgenstein schickte General Kulnew zur energischen Verfolgung des Feindes aus. Noch in der Nacht ging Kulnew über die Furt der Drissa, denn er vermeinte, der Marschall Oudinot sei schon viel weiter fort. Was nun am 1. August geschah, mag uns der tapfere Marbot erzählen, der als ein Hauptakteur mit dabei war.

„Bei Anbruch der Nacht meldeten die an der Drissa aufgestellten Vorposten, daß der Feind über das Wasser käme. Oudinot begab sich persönlich an den betreffenden Punkt und stellte fest, daß acht russische Bataillone mit 14 Geschützen übergegangen waren und nahe dem Fluß biwakierten. Das Gros ihrer Truppen war auf dem anderen Ufer geblieben und wollte wahrscheinlich am nächsten Morgen das Wasser überschreiten. Der Kommandeur auf dem diesseitigen Ufer war der General Kulnew, ein sehr unternehmender Mann, aber, wie damals die meisten russischen Offiziere, dem Branntwein sehr ergeben. Er muß an diesem Abend stark betrunken gewesen sein, denn anders läßt es sich kaum

erklären, daß er sich mit seinen 8 Bataillonen unmittelbar vor ein ganzes feindliches Armeekorps zu legen und etwa 200 Schritt hinter sich einen Fluß zu lassen wagte, der seinen Rückzug aufs äußerste gefährden mußte, weil er außer auf einer einzigen Furt, wegen seiner steilen, 15 bis 20 Fuß hohen Ufer keinen anderen Übergang gestattete. Auch muß man sich wundern, daß General Wittgenstein eine solche Tolldreistigkeit zuließ und überhaupt seine Vorhut einem Manne anvertraute, dessen Unzuverlässigkeit er doch kennen



Jakob Petrowitsch Kulnew
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin gestochen von F. Vendramini

mußte. (Allerdings kannte Graf Wittgenstein seinen Kulnew — aber gewiß nicht als unzuverlässig, sondern als höchst tapfer, zuverlässig und entschlossen.)

In unserem Lager herrschte über die uns so nahe auf den Leib gerückten Russen eine ziemliche Unruhe und Verwirrung. Selbst der sonst so kühne Marschall zeigte große Unentschlossenheit; er schwankte hin und her, ob er die Unverschämtheit des Feindes durch einen Angriff bestrafen oder ob er weiter zurückgehen solle. Sein Kopf war von dem Unglück, mit welchem der Tag abgeschlossen hatte, völlig benommen, er wußte sich augenblicklich keinen Vers zu machen, wie er den Befehl des Kaisers: die Russen mindestens bis Sebesch und Newel zurückzuwerfen, ausführen sollte. In dieser Not begrüßte er daher eine ihm in der Nacht zugehende Depesche, die ihm die bevorstehende Ankunft eines bayrischen

Korps unter dem General Saint-Cyr anzeigte, mit großer Freude. Das Natürliche unter den vorliegenden Umständen wäre gewesen, diese bedeutende Unterstützung in einer festen Stellung abzuwarten; unglaublicherweise aber schien der Marschall geneigt, dem Vorschlag des Artilleriegenerals Dulauloy Gehör schenken und den Bayern bis nach Polozk entgegengehen zu wollen. Diese ganz absurde Idee fand aber den lebhaftesten Widerspruch aller anderen Generale, und General Legrand erklärte, daß die Ausführung eines derartigen Planes nur von der übelsten Wirkung auf den Geist und das moralische Gefühl der Truppe sein und den Bayern den Eindruck machen würde, als wolle man bei ihnen Zuflucht suchen. Schon der bloße Gedanke hieran müsse jedes französische Herz empören. — Eine solche Sprache verfehlte ihren Eindruck nicht. Der Marschall gab seinen beabsichtigten Rückzug auf.

Nun hieß die Frage: Was tun? Da war es wiederum Legrand, der den Ausschlag gab. Seine Anciennetät, seine anerkannten Verdienste, seine Kriegserfahrung übten ihren Einfluß. Er schlug vor, den groben Fehler des russischen Generals auszunützen, ihn zu überfallen und über das Wasser zurückzuwerfen. Der Marschall war damit einverstanden und übertrug Legrand die Ausführung des Unternehmens.

Unser Lager befand sich in einem hochstämmigen, gelichteten Walde, der nach dem Flusse zu freies Feld vor sich hatte. Sein halbkreisförmiger Saum lehnte sich mit seinen Enden so nahe an die Drissa, daß diese die Sehne des Bogens bildete. Das Biwak des Feindes lag unweit davon mit seiner Mitte vor der Furt; 14 Kanonen schützten die Front.

Behufs Ausführung des Überfalles bestimmte General Legrand, daß je ein Regiment der Brigade Albert im Walde zu beiden Seiten an die Drissa vorgehen und dort abwarten sollten, bis sie das 24. Regiment Jäger zu Pferde, welches den Auftrag erhielt, direkt in die feindliche Front einzubrechen, angreifen hörten. Mit diesem Moment sollte die Infanterie gleichzeitig aus dem Walde in die Flanken des Feindes vorbrechen.

Da die Kavallerie unmittelbar vor den Mündungen der 14 Geschütze über freies Feld vorgehen mußte, war ihre Aufgabe bei weitem gefährlicher.

Mein Regiment wurde angewiesen, sich einstweilen, des beschränkten Raumes wegen, in der Reserve zu halten. Im letzten Augenblick änderte sich dieser Befehl aber, indem ich an Stelle der 24er mit dem Frontalangriff betraut wurde, und diese eine andere Verwendung erhielten. Oberst A . . . war nämlich zu Oudinot gegangen und hatte diesem die Befürchtung ausgesprochen, General Wittgenstein könnte, während wir seine Vorhut angriffen, an einer Furt, die etwa drei Stunden flußaufwärts liegen sollte, übergehen, uns in Rücken und Flanke anfallen und sich unseres Trains bemächtigen. Es möchte deshalb ratsam erscheinen, diese Furt durch ein Kavallerieregiment beobachten und sichern zu lassen. Der Marschall pflichtete dem bei, und der Oberst, dessen Regiment schon bereit stand, rückte ungesäumt nach dieser von ihm so rechtzeitig entdeckten Furt ab, nachdem er mir noch in aller Eile die Abänderung des ersten Befehls mitgeteilt hatte. Bald darauf erschienen auch der Marschall und General Legrand auf dem Aufstellungsplatz meines Regiments, um mir noch nähere Instruktionen zu erteilen.

Zu jener Zeit hatten alle französischen Regimenter mit Ausnahme der Kürassiere eine sogenannte Elitekompagnie, welche aus ausgesucht tüchtigen Leuten bestand und stets den rechten Flügel bildete. So war es auch bei mir. General Legrand bestimmte aber, daß diese Kompagnie für das bevorstehende Unternehmen die Mitte nehmen sollte, da man voraussichtlich gerade an sie die höchsten Anforderungen von Unerschrockenheit und Umsicht würde stellen müssen. Trotz meiner Versicherung, daß in meinem Regiment eine solche

Maßnahme nicht erforderlich sei, bestand der General doch auf seinem Befehl, und die Umrangierung mußte stattfinden.

Als die beiden Vorgesetzten das Regiment wieder verlassen hatten, nahm ich meine Offiziere zusammen, gab ihnen die nötigen Direktiven und sagte zum Schluß, daß, da nur die äußerste Vorsicht und Stille das Gelingen des Überfalls sichern könne, ich als einziges Zeichen zum Einbruch in das feindliche Lager das kurze Kommando: „chargez!“ geben würde. Hierauf begab ich mich vor die Mitte der Elitekompagnie und ließ die Vorwärtsbewegung mit dem ersten Schimmer der Morgendämmerung beginnen. Es war mir ein eigentümliches Gefühl, nicht den Säbel ziehen zu können, denn ich mußte mit der rechten Hand die Zügel führen; jedenfalls eine unangenehme Sache für einen Kavallerieoffizier, der im Begriffe ist, sich auf den Feind zu stürzen. (Marbot war ja verwundet.)

Im Lager der Russen herrschte tiefe Stille. General Kulnew schien gar keine Kavallerie bei sich zu haben, denn wir sahen nirgends Vedetten, sondern bemerkten nur bei dem schwachen Schein der Biwakfeuer ganz vereinzelte Infanterieposten, die dem Lager so nahe standen, daß ihr Alarm bei unserer Entdeckung zu spät kommen mußte, um den Schläfern noch Zeit zu geben, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Da tauchten auf einmal, kaum 30 Schritt von uns, zwei infame Kerle von Kosaken vor uns auf, betrachteten uns einen Augenblick und stoben dann unter einem Höllengeschrei davon. Dies war ein böser Querstrich, doch da wir nun einmal entdeckt waren, galt es, dem Feinde so schnell als möglich auf den Hals zu kommen. Ich setzte daher meinem Pferde die Sporen ein und jagte mit dem lauten Ruf: „chargez!“ wie das Wetter dem Lager zu, dicht gefolgt von meinen braven Chasseurs. Trotz aller Schnelligkeit hatten aber doch die neben ihren Geschützen liegenden Artilleristen, durch die Kosaken auf die Beine gebracht, noch die Lunten an die Zündlöcher zu legen vermocht. Alle 14 Geschütze spieen fast gleichzeitig ihre Kartätschladung auf uns und warfen mir auf der Stelle 37 Reiter, darunter meinen besten Offizier und lieben Freund, den Rittmeister der Elitekompagnie, tot aus dem Sattel. Zum zweitenmal zu laden fanden die Artilleristen aber keine Zeit; wie der Blitz fuhren wir über sie her, und während ein Teil meiner Mannschaft sie niederhieb, stürmte ich mit all meinen anderen Pferden weiter, hinein in die erschreckten Haufen der nach ihren Waffen wild durcheinanderstürzenden Russen. Nur einigen gelang es, sie zu erreichen, denn ganz besonders hatte ich meinen Leuten eingeschärft, sich gerade auf die Gewehrreihen zu werfen; und mitten in das tobende Wirrsal brachen nun auch vom Walde her im Laufschritt die Infanteriebataillone auf beiden Seiten ins Lager. Alles, was Widerstand zu leisten suchte, wurde niedergemacht. Ein großer Teil floh nach dem Fluß. Vor Schrecken blind, verfehlten viele die Furt, stürzten das hohe Ufer hinunter und kamen dabei um. General Kulnew, aus seinem Rausche aufgerüttelt, hatte sich mechanisch einer starken Kolonne angeschlossen, welche nach der Furt drängte. Nach dieser hatte ich aber gleich anfangs einen großen Teil meiner Mannschaft, darunter auch die Elitekompagnie, dirigiert. Sie rächte den Tod ihres Führers an dieser Stelle in furchtbarer Weise. Auch General Kulnew fand dabei seinen Tod. Obwohl er auf seinem Pferde taumelte, hatte er doch versucht, sich durchzuschlagen. Der Unteroffizier Legendre von der Elitekompagnie hieb ihn vom Pferde. Ségur läßt in seiner Geschichte des Feldzugs 1812 den sterbenden General nach dem Muster des Helden Homers eine Rede halten. Ich befand mich nur wenige Schritte von ihm, als er fiel, und kann bezeugen, daß er keinen Laut mehr von sich gab.

Unser Sieg war vollständig. Der Feind hatte wenigstens 2000 Tote und Verwundete, und außerdem büßte er beinahe 4000 Mann ein, die wir gefangen nahmen. General

Wittgenstein trat, als er von dem Schicksal seiner Vorhut hörte, den Rückzug auf Sebesch an.

Marschall Oudinot, den dieser glänzende Erfolg wieder zu sich selbst gebracht hatte, ging sofort an die Verfolgung; um aber der Brigade Albert und meinem Regiment nach den Anstrengungen des Kampfes einige Ruhe zu geben, ließ er uns zur Bewachung der Furt zurück.

Ich benutzte die Ruhe zur Ausführung einer pietätvollen Handlung, wie sie in damaliger Zeit im Kriege nur selten vorgenommen wurde: ich schickte mich an, meinen braven Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen. Ein großes Grab nahm alle auf. Rittmeister Courteau, der tapfere Führer der Elitekompagnie, und sein Leutnant begannen die Reihe und die anderen folgten wie in Reih und Glied. Die 14 Kanonen, welche meine Chasseurs erobert hatten, erhielten ihren Platz vor diesem Soldatengrab.

Nach Beendigung des Begräbnisses wollte ich mir meine Wunde von gestern verbinden lassen, die mir entsetzliche Schmerzen verursachte. Auf dem Wege zum Arzt bemerkte ich unter einer mächtigen Tanne einen jungen Bataillonskommandeur, der an den Stamm gelehnt und von zwei seiner Leute gestützt mühsam ein kleines Paket schloß, dessen Adresse mit Blut geschrieben war. Dieser Offizier von der Brigade Albert hatte einen Bajonettstich in den Unterleib erhalten. Die Wunde war tödlich, und der Unglückliche wußte das. Er hatte soeben einer Dame, die er liebte, ein letztes Lebewohl gesagt, nachdem er aber geschrieben, wußte er nicht, wen er mit der Ablieferung des Briefes betrauen sollte, als der Zufall mich zu ihm führte. Wir kannten uns nur vom Sehen, aber gedrängt durch die Annäherung des Todes, bat er mich mit erlöschender Stimme, ihm zwei Wünsche zu erfüllen. Er ließ die beiden Soldaten wegtreten und sagte dann, auf das Päckchen zeigend, mit Tränen im Auge: „Es ist ein Bild drin.“ Darauf übergab er es mir. Ich mußte ihm versprechen, es heimlich in die betreffenden Hände zu legen, wenn ich so glücklich wäre, eines Tags Paris wiederzusehen „Übrigens,“ fügte er hinzu, „hat es keine Eile, denn besser ist es, sie erhält meinen letzten Gruß erst lange, nachdem ich nicht mehr bin.“ Ich versprach ihm, den Auftrag getreulich auszuführen, freilich gelang es mir erst zwei Jahre später, 1814.

Seine zweite Bitte betraf seine Beerdigung. Es quälte ihn der Gedanke, daß seine Leiche von Wölfen zerrissen werden könnte. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß er bei meinen Leuten, deren Bestattung er aus der Ferne mit angesehen hatte, begraben würde. Ich konnte ihm diese Bitte schon nach Verlauf von zwei Stunden erfüllen.“

Wir müssen wohl annehmen, daß die lebhafte französische Phantasie diesen Bericht etwas gefärbt hat; wenigstens scheint der Tod des tapferen Generals Kulnew auf eine andere Weise erfolgt zu sein. Nach russischen Nachrichten stieg der General vom Pferde und begab sich an die Queue seiner flüchtenden Kolonne, um die Artillerie zu retten. Dort riß ihm eine Kanonenkugel beide Beine fort. Er nahm das Georgenkreuz von seiner Brust, gab es einem Soldaten und sagte: „Bewahr mir das Kreuz, damit der Feind nicht bemerkt, daß er einen russischen General getötet hat.“ So starb Kulnew.

Inzwischen war am selben Morgen der Graf Wittgenstein mit seiner Hauptmacht bis Golowtschiza vorgerückt, wo er von dem Unglück hörte, das seine Vorhut betroffen hatte. Sofort nahm er eine Verteidigungsstellung ein, ordnete die zurückflutenden Truppen der Avantgarde von neuem, und nahm entschlossen den Vorstoß Oudinots an. Die VIII. französische Infanterie-Division Verdier griff siegesgewiß an. Der soeben gegen die russische Avantgarde errungene Erfolg begeisterte sie, weitere Erfolge zu erringen. Aber



General Graf Wittgenstein
Nach einem Stich von J. Vendramini

drei sehr günstig postierte Batterien Wittgensteins wiesen den Angriff zurück und nun ging die russische Streitmacht selbst vor. Die Division Verdier wurde auf beiden Flügeln geworfen, und Marschall Oudinot fand hier so entschlossenen Widerstand, daß er auf Polozk zurückging.

Während derselben Tage, an welchen die Generale Ostermann und Konownitzyn vor Witebsk jeden Fuß breit Boden gegen die Franzosen tapfer verteidigten, hatte der russische General Tormassow, der auf dem äußersten linken Flügel stand, bei Kobryn einen schönen Erfolg gegen seine unmittelbaren Gegner, die sächsischen Hilfstruppen unter dem General Reynier. Napoleon, der immer auf eine rasche Entscheidung drängend, es vor allen Dingen für notwendig hielt, seine Hauptarmee zu verstärken, hatte auch dem österreichischen Heerführer, General Fürst Schwarzenberg, den Befehl geschickt, sich mit dem österreichischen Hilfskorps auf den Marsch gegen Witebsk zu machen, um sich mit dem Hauptheer zu vereinigen. So blieb dem General Reynier mit seinem sächsischen Armeekorps die Aufgabe, sich gegen Tormassow allein zu halten und ihm den Weg nach Norden zu verlegen. Es war eine schwierige Aufgabe, die der General Reynier zu erfüllen hatte, denn er sollte

mit seinen 16000 Mann und seinen 50 Geschützen eine fast sechzig Meilen lange Front von Brest-Litewski über Pinsk bis Mozyr decken. Dort waren die unwegsamen Sümpfe des Pripet und ein außerordentlich schwieriges Terrain; dazu kam, daß Tormassow doppelt so stark war wie Reynier. Sobald sich ihm nun eine Gelegenheit bot, umzingelte der kluge Tormassow die Vorhut des sächsischen Korps, die Brigade Klengel in Kobryn, bevor noch Reynier mit dem Gros seines Korps herankommen konnte und zwang sie, sich nach hartnäckiger Gegenwehr zu ergeben. General Klengel selbst mit 77 Offizieren, 2400 Mann, 4 Fahnen und 8 Geschützen mußten sich den Russen ergeben, und die Truppen wurden sofort nach Kiew in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. — Als der preußische Oberst von Boyen damals inkognito über Österreich nach Rußland hineinreiste, beauftragt mit geheimer Instruktion für den Zaren, kam er über Kiew und wollte sich bei dem dortigen Kommandanten seinen Paß visieren lassen. Als er in den Kommandanturgarten eintrat, wo sich der Russe befand, wurde er von den Klängen einer lebhaften Musik begrüßt. Der Moskowiter ließ sich nämlich gerade von den gefangenen Hoboisten des sächsischen Regiments Rechtern ganz behaglich zur Tafel aufspielen!

Dieser Erfolg der russischen Waffen veranlaßte den General Reynier zum Rückzug gegen Slonim, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Österreichern zu vereinigen. So mußte Schwarzenberg, der bereits seine Marschbefehle zum Vormarsch auf Nieswicz gegeben hatte, dieselben zurücknehmen, um den äußersten rechten Flügel der großen Armee gegen Tormassow und seine Russen zu sichern.

In der Tat wurde durch diesen Erfolg der russischen Waffen bei Kobryn die Rückzugslinie und die Etappenstraße der großen Armee heftig bedroht. Schon stießen die leichten Truppen des General Tormassow bis Warschau und Bialystok vor. General Loison, der französische Gouverneur von Königsberg, hielt es sogar für notwendig, mit einem Korps von 10000 Mann auf Rastenburg vorzumarschieren, um für den Notfall zur Stelle zu sein. Übrigens wurden die Unternehmungen Tormassows gegen die Magazine der großen Armee durch den hartnäckigen Widerstand der polnischen Bevölkerung außerordentlich gehemmt. Das polnische Volk wappnete sich und trat überall den russischen Armeeabteilungen bewaffnet entgegen. In der Zähigkeit dieses polnischen Widerstandes erkennt man deutlich, von welch' ungeheurem Nutzen für Napoleon ein Entflammen des ganzen Polentums für diesen Feldzug gewesen wäre. Aus welchem Grunde er sich dazu nicht entschließen konnte, die Polen aufzurufen, haben wir an anderer Stelle schon erzählt.

Auch auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee, der unter dem Marschall Macdonald am baltischen Meer focht, waren französische Waffenerfolge von Bedeutung nicht zu verzeichnen. Der franzosenfreundliche General von Grawert war mit seinen Preußen gegen Riga vorgerückt und schickte — ganz im Stil der von Humanitätsdusel ergriffenen Offiziersgeneration vom Jahre 1806 — ein Schreiben an den Kommandanten Rigas, den General Grafen Essen, in welchem er diesen zur Übergabe aufforderte. „Es scheint," so schrieb der gute Grawert, „daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen sowohl in bezug auf die Humanität als auf die Pflichten, die Sie Ihrem Monarchen gegenüber zu erfüllen haben, für Euer Exzellenz eine Notwendigkeit ist, Riga die Schrecknisse einer Belagerung zu ersparen, welche bei der Schwäche des Platzes nicht lange Zeit dauern und infolgedessen Tausende von unschuldigen Bürgern ins Elend stürzen wird, ohne den Interessen Ihres Monarchen hierdurch zu nützen. Wenn Eure Exzellenz meine Gefühle teilen, die lediglich nur auf die Humanität gegründet sind, alsdann bin ich bereit, einen mit der nötigen Vollmacht versehenen Offizier zu Ihnen zu senden, um



Auf dem Marsch
Nach einer Zeichnung von Horace Vernet

die Bedingungen abzuschließen, auf Grund derer Sie die Stadt und die Zitadelle übergeben wollen."

Man möchte gegenüber dieser unerhörten Zumutung des Generals von Grawert fragen, wozu denn eigentlich Festungen gebaut werden und wozu die Monarchen Kommandanten in diese Festungen setzen, wenn nicht zu dem einzigen Zwecke, die Stadt und die Besatzung auf Tod und Leben bis zum letzten Gran Pulver zu verteidigen? Man muß es dem General Graf Essen lassen, er fand auf diese seltsame Aufforderung Grawerts die einzige und richtige Antwort. „Wenn ich glauben könnte," so entgegnete er, „daß ein preußischer General nach eigener Überzeugung einen solchen Brief zu schreiben vermag, wie ich von Ihnen einen erhalten habe, würde ich es unter meiner Würde betrachten, darauf zu antworten. Da ich aber einen fremden Stil darin erblicke, sende ich diese Zeilen als Antwort auf Ihren Brief, in der festen Meinung, daß Sie nichts sind als das Organ einer despotischen Macht, der Sie unbedingten Gehorsam schuldig zu sein glauben."

Es ist ein Glück gewesen, daß der General von Grawert bald darauf erkrankte und den Oberbefehl des Korps nun an den General von York abgeben mußte. Was hätte wohl werden sollen, was hätte werden können, wenn wenige Monate später in der Stunde der Entscheidung ein Grawert an der Spitze des preußischen Hilfskorps gestanden hätte!

Als Napoleon am 28. Juli nach den hartnäckigen Kämpfen zwischen Ostrowno und Witebsk in die hochgetürmte Stadt am rechten Ufer der Düna einzog, gebot er zunächst dem Vormarsch seiner Heere ein allgemeines Halt. „Es ist Torheit", soll er gesagt haben,

„weiter vorzurücken, hier in Witebsk müssen wir Halt machen und unsere Kräfte sammeln.“ Wohl mag ein bitteres Nachdenken über die Verhältnisse in der Brust des Kaisers erwacht sein. Die französische Hauptarmee, die er über den Njemen geführt hatte, war furchtbar zusammengeschmolzen, ohne daß eine große Schlacht stattgefunden hatte. Die Gewaltmärsche vom Njemen bis Wilna, von Wilna bis Witebsk, die völlig versagende Verpflegung, die furchtbare Sommerhitze, unterbrochen von einer wolkenbruchartigen Regenperiode Ende Juni und Anfang Juli hatten unglaubliche Opfer gekostet. Was an Kranken, Wegemüden, Nachzüglern, Verwundeten und Toten auf diesem Wege von sechzig Meilen zurückgeblieben war, was die zähen Kämpfe von Ostrowno bis Witebsk an Toten, Verwundeten und Gefangenen gekostet hatten, betrug über 100000 Mann. Das waren Menschenopfer, wie sie diesem Kaiser seine Feldzüge in Italien und Deutschland niemals gekostet hatten; nur Spanien hatte diesen Menschentribut gefordert. — Und was war erreicht worden? Der Feind hatte ihm bis Witebsk im ganzen sechzig Meilen seines Gebietes überlassen, sechzig Meilen verwüsteten, ausgesogenen Landes mit einer Bevölkerung von Todfeinden; denn Todfeinde waren der russische Bauer und Bürger jedem einzelnen Soldaten dieser großen französischen Armee, die über das heilige Rußland wie eine Räuberschar hergefallen war. Noch hatte der Kaiser siebenzig Meilen zu durchmessen, bis er an die Tore von Moskau gelangte. Und daß dies nicht ohne harten und härtesten Widerstand geschehen würde, das hatten ihm die Gefechte zwischen Ostrowno und Witebsk klar gemacht, und er selbst, der seine Kriege durch rasche Gewaltschläge zu endigen pflegte, er selbst sagte hier in Witebsk zu seinen Marschällen: „Eine Expedition wie die unsrige gelingt nur in einem Zuge oder nie, nichts ist uns gefährlicher als ein verlängerter Krieg.“



8. Kapitel

Smolensk

Allerdings: wollte er den Marsch über Smolensk nach Moskau fortsetzen, wollte er die alte heilige Zarenstadt gewinnen und von hier aus, vom Kreml aus, dem Zaren den Frieden diktieren, so durfte er nicht zögern aufzubrechen, denn der Anfang des August war da und es war nur noch mit kaum zwei Monaten günstiger Witterung zu rechnen.

Die russischen Streitkräfte unter dem General Barclay de Tolly hatten sich indes in und um Smolensk vereinigt. Wir hörten, daß der Fürst Bagration, nachdem er vergeblich Davoust bei Mohilew beiseite zu schieben versucht hatte, nach Osten ausgewichen und Anfang August in Smolensk eingetroffen war, wo er Barclay schon vorfand. Auch der General Dochturow mit seinem Korps war den Franzosen glücklich entgangen, und der verwegene Kosakenhetmann Platow fehlte nicht bei Smolensk. Im ganzen hatte General Barclay de Tolly ungefähr 130000 Mann unter seinem Kommando. Die eigentliche Armee Barclays, die erste Westarmee zählte 78000 Mann, die zweite Westarmee unter Fürst Bagration 44000 Mann, dazu kamen 8000 Mann Kosaken. Diese russische Armee war vom besten Geiste erfüllt, war kampflustig bis zum äußersten. Von Ostrowno bis an Witebsk heran war sie nur unter zähen Kämpfen Schritt für Schritt der französischen Übermacht gewichen. Eine Niederlage hatte sie nicht erlitten, ja, von den abgezweigten Armeen kamen Siegesnachrichten. Wittgensteins Truppen hatten bei Kliastitza, Tormassows Truppen bei Kobryn schöne Erfolge erzielt. Alle diese Nachrichten steigerten das Selbstgefühl des russischen Soldaten und dann trat hier Unwägbares in die Erscheinung: man hatte wohl die Außenwerke ohne zur Entscheidung führenden Widerstand aufgeben können, man hatte wohl die polnischen Provinzen dem Feinde überlassen können ohne das russische Volksbewußtsein zu tief zu treffen, aber dies Smolensk war die Grenzstadt des alten Rußland, war der Schlüssel zum Besitze von Moskau. „Wer Smolensk hat", so lautet ein russisches Sprichwort, „der ist auch der Herr von Moskau." Hier in der Kathedrale von Smolensk stand ein wundertätiges Marienbild, dessen Ruhm in allen Flecken und Dörfern Rußlands verbreitet war; es hieß das religiöse Gefühl des Volkes treffen, wenn Smolensk nicht verteidigt wurde. — Dazu kam, daß der Kaiser Alexander, ob aus eigenem Antrieb oder irgendwie beeinflußt ein persönliches Schreiben an den General Barclay richtete, in welchem er die Hoffnung aussprach, daß jetzt nach Vereinigung der russischen Hauptarmeen der Rückzug aufhören und die Offensive ergriffen werden würde.

„Ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen", schrieb Alexander, „daß, obgleich verschiedene Ursachen und Umstände bei Beginn der Operationen es nötig machten, die Grenzen unseres Reiches aufzugeben, mich es doch bisweilen mit Kummer erfüllt hat, daß

diese Rückzugsbewegung bis Smolensk fortgesetzt wurde. Sie haben bei Ihren Operationen vollständig freie Hand, und ich hoffe, daß Sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen werden, die Pläne des Feindes zu durchkreuzen und ihm allen möglichen Schaden zuzufügen. Mit Ungeduld erwarte ich die Nachricht von Ihren Offensivbewegungen."

Aber nicht nur der Kaiser, auch das eigene Hauptquartier, besonders die altrussischen Herren drängten den Obergeneral zur Offensive. Am 5. August fand im Regierungsgebäude zu Smolensk ein Kriegsrat statt, an welchem der Großfürst Konstantin, des Zaren Bruder, der Fürst Bagration, die Generale Jermolow, Wistitzky, Saint-Priest, der Oberst Toll und der Oberstleutnant von Wolzogen teilnahmen. Der Großfürst trat sehr lebhaft für eine sofortige Angriffsbewegung ein, da er der Ansicht war, die zerstreute Stellung und die körperliche Ermattung der französischen Truppen sei einem Angriff außerordentlich günstig.

Barclay de Tolly selbst war bedenklich. „Als der Kaiser, unser Herr," erklärte er, „mir bei Polozk die Armee übergab, sagte er mir, es sei die einzige, die er vor der Hand gegen Napoleon ins Feld stellen könne, ich müsse sie nur mit der größten Vorsicht gebrauchen und eine Niederlage auf alle Weise zu vermeiden suchen. Sonach werden Sie, meine Herren, es erklärlich finden, daß ich das Ergreifen der Offensive nicht für ganz unbedenklich halten kann."

Oberst von Wolzogen, der das Terrain im Vorjahr genau studiert hatte, hielt dasselbe nicht für geeignet zur Anbietung einer erfolgreichen Angriffsschlacht. Er empfahl dringend Smolensk zu befestigen und die ganze Verteidigung Moskaus auf Smolensk zu stützen.

So schieden sich die Ansichten. Allerdings unterschätzten jene Herren, die für eine Angriffsbewegung eintraten, die Truppenzahl, die Napoleon für eine Schlacht heranziehen konnte, um 40—50000 Mann. Napoleon hatte nicht, wie die Russen glaubten, nur 150000 Mann, sondern fast 200000 Mann, die er für den Notfall einsetzen konnte. Seit seinem Einzug in Witebsk hatte er seinen Truppen Ruhe gegönnt, hatte eifrig an der Heranziehung der Nachzügler gearbeitet und Verpflegung beschafft, so gut wie es gehen wollte. Seine Garden und eine Division des Korps Davoust standen in Witebsk, wo der Kaiser selbst im Hause des Gouverneurs sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Vizekönig Eugen Beauharnais stand zwischen Surasch und Janowiczi. Joachim Murat mit seiner Kavallerie bei Rudnia. Die Vorhut des Generals Sebastiani war bis Inkowo vorgeschoben; hinter dem großen Kavalleriekorps von Murat stand der Marschall Ney bei Liozna; in der Nähe von Dubrowna auf dem linken Ufer des Dniepr lagen vom Korps Davoust die Division Claparède, die sogenannte Weichsellegion und die Kürassierdivision Valence. Bei Orsza stand der Generaloberst Junot, Herzog von Abrantes mit dem westfälischen Korps, bei Mohilew der Fürst Poniatowski mit seinen Polen, noch tiefer südlich zur Beobachtung der Festung Bobruisk das Kavalleriekorps Latour-Maubourg und die polnische Division Dombrowski.

Aus dieser Stellungsübersicht der französischen Heeresmacht geht hervor, daß in der Tat ein gut angelegter Angriff auf einzelne Abteilungen wohl Erfolg haben konnte. Das Ergebnis des russischen Kriegsrates war also: einen Vorstoß gegen das exponierte französische Zentrum bei Rudnia zu wagen.

Am 8. August in der Morgenfrühe marschierte die russische Armee gegen Rudnia vor. General Barclay selbst war bei der Vorhut und befahl den Vorposten, die Graf Pahlen kommandierte, sich mit dem Kosakenhetmann Platow zu vereinigen und die französischen



Im Biwak bei Liozna am 4. August 1812
Nach Faber du Faur

Bei Liozna, einem Städtchen an der Straße von Witebsk nach Smolensk, 10 Stunden von Witebsk, trifft am 4. August eine württembergische Abteilung im Lager ihres Korps, des dritten, ein. Das erste, was ihnen und uns hier begegnet, ist wieder die Not der Requisition. Alte Bekannte, magere, sonnverbrannte Portugiesen tragen ihr Geflügel, zerren ihre Ziegen selbst zum Wagen herbei, vor den nur ein Pferd, statt der drei, gespannt ist, und der nicht viel geladen zu haben scheint. Wohl erklärlich. Die Gegend, wo man stand, war mehr ausgesogen als die, wo man marschierte. Auch war man durch die Nebenkorps auf einen engeren Raum beschränkt. Die großen Vorräte des Nachschubs aber befanden sich noch immer weit zurück.

Vortruppen aus Inkowo zu vertreiben. Das war Wasser auf der Mühle Platows. Mit Wucht warf er sich auf Inkowo, überraschte die Reiterei Sebastianis so vollständig, daß er 600 Mann gefangennahm, darunter zwei Obersten, einen spanischen und württembergischen Herrn, und die Gefangenen alsbald im Triumph zur Armee zurückbrachte. General Sebastiani selbst hätte fast ein gleiches Schicksal ereilt, wie diese beiden Obersten, was für ihn persönlich vielleicht ein Glück gewesen wäre; denn als russischer Gefangener irgendwo in den Steppen Süd-Rußlands untergebracht, hätte er nicht Gelegenheit gehabt, ein Jahr später im sächsischen Feldzug zu fallen. Jedenfalls erwischten die Kosaken sein Gepäck und seine Brieftasche und es fand sich darin ein Zettel des Königs von Neapel, der also lautete: „Soeben erfahre ich, daß die Russen eine gewaltsame Rekognoszierung in der Richtung auf Rudnia vornehmen wollen, seien Sie auf Ihrer Hut und ziehen Sie sich bis auf die Infanterie, die Ihnen zur Unterstützung gegeben ist, zurück." Diesen Zettel mußte Sebastiani erst in dem Augenblicke erhalten haben, als er überfallen worden war. — Verrat im russischen Lager, im Hauptquartier, in der Nähe Barclays? Der arme Oberst von Wolzogen war, wie wir hörten, nicht gerade beliebt bei den russischen Herren. Man bezichtigte den



Biwak bei Liozna am 11. August 1812
Nach Faber du Faur

Der 11. August. Zum Lustzelt hat die geflechtkundige Hand treuer Artilleristen die Baracke der Offiziere gemacht. Halbrunde Fenster lassen das Licht ein, das durch die Zweige der Waldbäume zittert. Und selbst den Eingang darf nicht eine gemeine Tür verschließen, sondern ein Gemälde muß es sein, das auf einem nahen Edelsitz gefunden worden ist. Was stellt es vor? Ein munteres Jagdstück, passend zum grünen Wald? Nein, sondern den am Holz verschmachtenden Sohn und die jammernde Mutter, durch deren Herz ein Schwert geht. Auch dies paßte — prophetisch — für die nicht ferne Zeit, da niemand mehr die in Qualen langsam hinsterbenden Söhne gezählt hat, noch die gebeugten Häupter jammernder Mütter.

Deutschen, daß er die Kunde von dem Angriff des russischen Heeres an König Murat verraten habe. Wolzogen hatte infolgedessen schwere und trübe Tage. Als die Geschichte von diesem Warnungszettel infolge eines Berichtes des Großfürsten Konstantin nach Petersburg in das Kabinett des Kaisers gelangt war, riet der oberste Palastmarschall Graf Tolstoi dem Kaiser: „Wenn Euer Majestät dem Oberst von Wolzogen und noch einigen anderen Verrätern den Kopf jetzt nicht vor die Füße legen lassen, so muß Ihre Armee zu Grunde gehen." Der Freiherr von Stein, der gerade zugegen war, verbürgte jedoch sofort seine Ehre für die Unschuld Wolzogens, und Alexander ließ sich nicht irre machen. Wer aber war der Verräter? Seltsames Spiel des Zufalls: es war der Schwiegersohn des blutdürstigen Grafen Tolstoi, der Fürst Lubowmirski. Seine Mutter, die Fürstin, befand sich auf ihrem Schlosse zu Ljadni, wo Murat sein Hauptquartier hatte. Dieser



Am 13. August 1812
Nach Faber du Faur

Am gleichen 12. August brach das dritte Korps auf. Am 13. morgens kam es bei Liowawitschi (oder Liubawitschi) an, 6 Stunden von Liozna, noch gegen 4 vom Dniepr. Ein Flüßchen, dem Dniepr zuströmend, durchschneidet die Straße, dort ist die Bockbrücke, nach der sich in einen Hohlweg die Straße sanft herabsenkt. Neben ihr, am jenseitigen Ufer des Flusses, der Friedhof Liowawitschis von Pappeln und Tränenweiden umschattet. Unter ihm schiebt sich der Kopf einer Infanteriekolonne gegen die Brücke hervor – und diesseits, nächst vor uns, befindet sich auf 600 Schritte Abstand die eilende Vortrabspitze: ein leichter Infanterist, einer von der Linie und ein Chevauxleger, drei Württemberger. Der letztere hat den wegkundigen Juden zu Pferd neben sich, und mit charakteristisch-lebhaften Gestikulationen begleitet dieser seine an den martialischen Reiter gerichteten höflichen Reden.

schickte nun der Fürst eine Warnung, sie möge sich schleunigst durch die Flucht retten. Auf diese Weise kam natürlich Murat hinter das russische Geheimnis. Der Vorfall wirft jedenfalls ein eigentümliches Licht auf das Treiben im russischen Hauptquartier.

Aber das ganze Unternehmen gegen das französische Zentrum von Rudnia kam über diesen Vorstoß gegen Inkowo nicht hinaus. Während des Vormarsches erhielt Barclay de Tolly die Nachricht — eine falsche Nachricht, — daß Kaiser Napoleon auf der Straße von Porietschie vorginge, um den rechten Flügel der russischen Stellung zu umfassen. Es will fast so erscheinen, als ob Barclay, der nur gezwungen dem Drängen des Kriegsrates, besonders des Großfürsten Konstantin und des feurigen Fürsten Bagration, nachgegeben hatte, diese Meldung ganz gerne empfing, da er nun einen Grund hatte, den Vormarsch und den Angriff abzubrechen. Die Verantwortung, die auf dem armen General Barclay



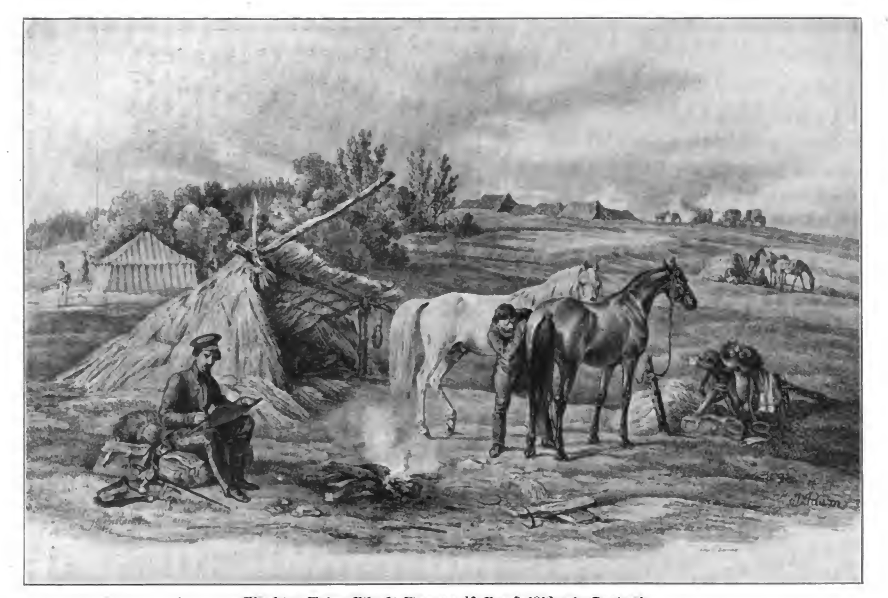
Albrecht Adam
1786–1862
Der Maler Alb. Adam begleitete den Vizekönig Eugen Beauharnais in dem Feldzuge 1812 bis Moskau

de Tolly lag, war wahrhaftig nicht klein. Er trat hier zum ersten Male dem großen Schlachtenkaiser selbst gegenüber und der vorsichtige Mann erkannte vielleicht besser wie die unverantwortlichen Ratgeber in seinem Hauptquartier, daß Napoleon außer seinem Feldherrngenie auch noch überlegene Kräfte einzusetzen vermochte.

Tatsächlich dachte Napoleon überhaupt gar nicht daran, eine Umgehung des rechten russischen Flügels auszuführen, denn er hätte in solchem Falle nach gewonnener Schlacht nichts erreicht, als die russische Armee nach Süden zu drängen, gerade dahin zu drängen, wo reiche Hilfsmittel ihr zu Gebote standen. Er hätte sich das Operationsfeld dadurch sehr erschwert. Übrigens stand nur das Korps des Vizekönigs so gelegen, daß es über Porietschie schleunigst vordringen konnte; auf diese Weise hätte sich aber Beauharnais stark isoliert und er wäre der Letzte gewesen, den Napoleon mit einer solchen Aufgabe betraute.

Immerhin: Barclay war die Ausflucht willkommen, er ließ die zweite Westarmee unter dem Fürsten Bagration auf der Straße nach Rudnia stehen und brach mit der ersten Westarmee in der Richtung nach Porietschie auf. So kam der russische Angriff völlig ins Stocken. Gegen Barclay aber wurde im Hauptquartier ein an Meuterei grenzender Unwille laut. Man klagte den Mann, der persönlich einer der Tapfersten war, der Feigheit an und bezichtigte ihn, daß er sich ganz und gar von dem Obersten von Wolzogen abhängig mache. Ja, der Fürst Bagration war so aufgebracht, daß er ohne alle Verabredung einfach nach Smolensk zurückmarschierte und keine Befehle von Barclay mehr annehmen wollte.

Aber durch diesen Vorstoß vom 8. August gegen Rudnia war der korsische Tiger gereizt. Er gab sofort Befehle zur Konzentration seines Heeres gegen Smolensk. Der große Schlachtenmeister verstand denn doch, sein Instrument besser zu gebrauchen, als die hochwohlweisen Herren im russischen Hauptquartier, die Barclay aufstachelten, glaubten. Selbst wenn bei einer Schlacht am 10. August die Russen Vorteile erlangt hätten, am 11. August hätte ihnen Napoleon sicher wenigstens ein Wagram bereitet. Wenn Barclay also vorsichtig war, so tat er nichts weiter als seine Pflicht. Aber wie gesagt, der Tiger war gereizt. Der Schlag, den er jetzt, nachdem er seine 190000 Mann, darunter 32000 Mann Kavallerie zusammengezogen hatte, gegen das russische Heer führte, richtete sich aber nicht gegen den rechten, sondern gegen den linken russischen Flügel. Dieser Vormarsch über Orsza und Dubrowna gegen Smolensk kam den Russen völlig unerwartet. Während Barclay de Tolly auf das Drängen seines Hauptquartiers nochmals einige Vormärsche gegen Rudnia tat, nordwestlich Smolensk, brach von Südwesten das Unheil herein. Bei



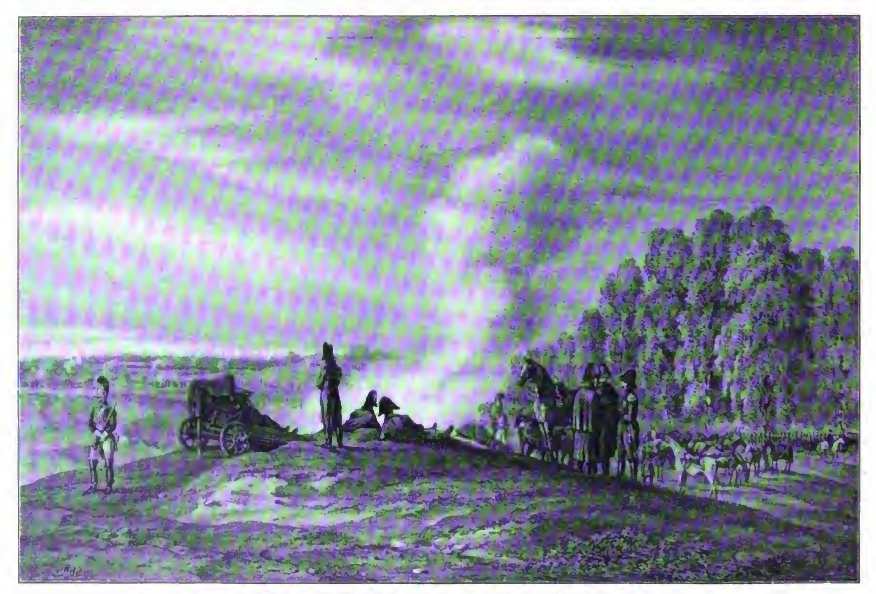
Biwak des Malers Albrecht Adam am 16. August 1812 nahe Smolensk
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Übergang über den Borysthenes am 14. August 1812
Nach Faber du Faur

Dies Bild führt uns an die Ufer des Dniepr oder Borysthenes frühmorgens den 14. August. Das dritte Korps langt an und geht über. Rechts hinter dem Standpunkt des Beschauers ist das Dorf Khomino, nach welchem sich der Übergang benennt. Die Reiterei ging gestern schon voraus. Die Pontonniers hatten vorgearbeitet. Drei Rampen sehen wir nach dem Wasserspiegel sich hinabsenken, denn das niedere Ufer ist zuletzt steil. An die äußerste zur Rechten knüpft sich eine frisch geschlagene Bockbrücke an. Der ganze Horizont des rechten Ufers ist mit Truppen aller Waffen bedeckt. In dichter Kolonne eilt die Infanterie der Brücke zu, über diese, zieht sich rechts diesseits weiter. Es sind die Württemberger. Auf der mittleren Rampe nähern sich einzelne Reiter, die ihre Pferde führen, der Furt; ihnen wird die Kavallerie folgen. Die Rampe links fährt württembergische Artillerie herab in den Fluß, der den Pferden bis über die Brust geht, arbeitet sich den diesseitigen Uferrand herauf und ihre vordersten Gespanne setzen sich vor uns nach rechts hin in Trab. Die Bedienungsmannschaft, die der Brücke gefolgt war, begegnet hier ihren Geschützen wieder. Gegenüber der mittleren Rampe hält nahe am Ufer der Marschall Ney. Hinter ihm sein Korpsstab. Links im Vordergrund hält auch unser Jude zu Roß (wir kennen ihn am Chevauxleger neben ihm) und beobachtet auch — nicht ruhig, sondern übernommen von diesem Bild — den keine Schranke, keine Mühe, keine Opfer, keinen Feind, keinen Fluß scheuenden, unaufhaltsam wie ein Lavastrom sich fortwälzenden Völkerhaufen, und unwillkürlich schließt sich unser Mitgefühl dem spitzbärtigen Israeliten an, von dem wir hier, als dem Repräsentanten seines Volks, Abschied nehmen. Denn der altrussische Boden ist nah, wo es keine Juden mehr gibt. — Die Eile, die sich überall auf diesem Bilde zeigt, hat außer der allgemeinen noch eine besondere Ursache. Man hört von Zeit zu Zeit Kanonenschüsse in östlicher Richtung. Ist die Kavallerie schon am Feind? Ist er auf dieser Seite? So scheinen einige deutend zu fragen.

Chomino wurden Brücken geschlagen und die französischen Vortruppen gingen auf das linke Ufer des Dniepr oder Borysthenes über. Allen voran Joachim Murat mit 15000 Reitern, ihm folgte Michael Ney, dann Marschall Davoust, dann der Vizekönig Beauharnais und der Kaiser mit der Garde. Poniatowski mit seinen Polen und Generaloberst Junot mit



Biwak des Vizekönigs in der Nacht vom 16. zum 17. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Murat greift Newerowski hinter Krasnoi an am 14. August 1812
Nach Faber du Faur

Da sehen wir, vorwärts von Krasnoi, diese Infanterie, die so brav ist, wie ihr Führer es verlangt hat. Von links vorn schleudert eine reitende Batterie ihre Kartätschen auf 400 Schritt in die Masse hinein, von rechts jagen im Galopp Züge auf Züge gegen sie heran und der wunderkühne, geputzte Murat fliegt allen voraus — umsonst. Wie Steingetrümmer am Fuß eines beschossenen Felsens, wie Ähren um eine Garbe gestreut, liegen und fallen ihre Toten an der Front, an den Flanken hin — sie steht. Auf 60 Schritt gibt sie ihre Lage ab und man sieht den niederen Hut ihres Generals deutlich hinten zwischen den aufrechten Fahnen.

Als der erste Sturm abgeschlagen war, rief Neweroswkoi: „So schickt man die Kavallerie heim. Ich dank euch, Kinder, und wünsche Glück!" „Hurra — wir werden uns Mühe geben" — war die Antwort.

seinen Westfalen marschierten auf Nebenstraßen rechts neben den französischen Hauptkolonnen.

Auf dem linken Ufer des Dniepr kam man in eine weite, an Dörfern reiche und gut bebaute Ebene. Die Armee lebte ja seit Wochen nur noch vom Marodieren, hier lohnte sich die Sache wenigstens, denn schon hatten die Ernten begonnen. Allerdings verjagte der Anmarsch des Feindes die Bauern von ihrer Arbeit, aber auf den Feldern stand doch Korn und die Scheuern in den Dörfern waren gefüllt, man konnte die Pferde wieder reichlich füttern. In breiter Front marschierten die Kolonnen gegen Smolensk. Rechts und links von der Straße war das Korn bis auf dreihundert Schritt niedergetreten. — So zog Kaiser Napoleon der längst ersehnten Schlacht entgegen, in welcher er, wie er hoffte, das russische Heer zerschmettern würde. Er glaubte, am Napoleonstage, dem 15. August, einem Tage, dem er, wie wir wissen, Glückskräfte beimaß, diese Schlacht zu schlagen.

Mit Tagesanbruch des 14. August stieß Murat auf die feindlichen Vorposten des Generalmajors Olenin, warf sie und setzte seinen Marsch auf Krasnoi fort. Der Herzog



Ein französisches Grenadierregiment macht Halt vor Smolensk am 17. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

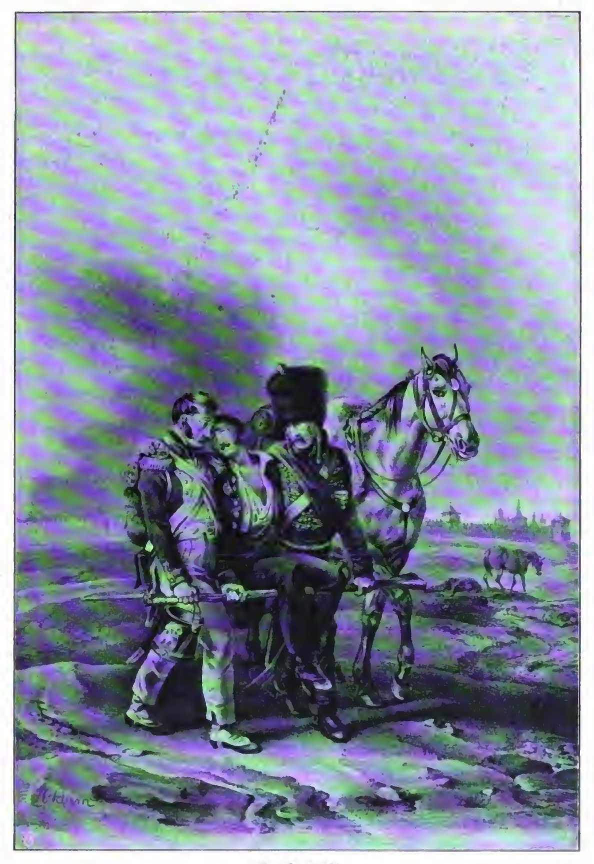
von Elchingen, Marschall Michael Ney, folgte mit seiner Infanterie. Um die dritte Nachmittagsstunde traf man vor Krasnoi ein. Hier siehst du, o Michael Ney, dies Krasnoi an der Spitze noch stolzer Infanteriekolonnen zum ersten Mal, sieh es dir recht an und merke dir alles, was du siehst. Nach drei Monaten wird es dein Schicksal sein, hier wiederum zu fechten, aber nicht mit geschlossenen Kolonnen, nicht mit wohlgewappneten Kriegern, nein, nur mit etlichen hundert Mann, eingewickelt in Lumpen und schlecht bewehrt; vielleicht möchte es dann sein, daß du wünschtest, statt eines Marschallrockes das Schurzfell eines Böttchers zu tragen und in deines Vaters Werkstatt Reifen um ein Faß zu legen.

Vor Krasnoi stand der General Newerowski, der eine Division des Korps Rajewski führte, 7000 Mann stark. Newerowski traf, als seine Posten ihm den Anmarsch des Feindes meldeten, sofort seine Vorkehrungen. Er ließ ein Bataillon in Krasnoi stehen und postierte sich mit seinen übrigen Truppen jenseits Krasnoi hinter einem Bach, 10 Geschütze auf dem linken Flügel unter dem Schutze eines Dragonerregiments. Kaum hat er Zeit, seine Stellung einzunehmen, als auch schon Michael Ney an der Spitze einiger Kompagnien des 24. leichten Regiments sich in die Stadt wirft und die Besatzung hinausdrängt. Schon reitet Murat gegen die Stellung Newerowskis an, die russischen Dragoner wollen die Attacken parieren, aber das Ungestüm des Königs von Neapel wirft sie und seine Reiter erobern im ersten Anlauf fünf von den zehn Geschützen; kaum, daß die Dragoner sich selbst und die zweite Hälfte ihrer Geschütze auf der Straße nach Smolensk in Sicherheit bringen.

Nun steht Newerowski mit seiner Infanterie allein, keine Schwadron mehr, die ihm helfen könnte, ringsum blitzt es von Waffen und Kürassen, der König von Neapel pflegt nicht zu säumen. Aber Newerowski behält sein kaltes Blut. „Kinder,“ sagte er zu seinen Leuten, „denkt an das, was wir euch gelehrt haben, Kavallerie kann euch nicht besiegen, übereilt euch nicht mit dem Schießen, immer ruhig zielen und daß mir niemand ohne mein Kommando feuert.“ So zieht sich der Russe mit seinen Leuten im Schritt zurück. Sobald die französische Reiterei Attacke reitet, macht Newerowski Halt und Front und schießt. Gestürzte Pferde und darunter liegende Reiter sind jedesmal der Erfolg; versuchte dennoch einer unverletzt in das Karree einzubrechen, so traf ihn sicher ein russisches Bajonett. „Gut, Kinder,“ sagte Newerowski, „sehr gut, Kinder, ihr seht, wie leicht man mit Kavallerie fertig wird, ich gratuliere euch!“ So zog sich diese Infanteriemasse Schritt vor Schritt, hart mitgenommen, aber nicht zersprengt, bis an ein Walddefilee zurück, wo die Verfolgung für die französische Kavallerie ein Ende haben mußte. Immerhin verloren die Russen über ein Drittel ihrer Mannschaft und wenn Joachim Murat seine Hitze gezügelt und eine überlegte Umgehungsbewegung ausgeführt hätte, während Ney die Front angriff, so wäre es wohl mit der Division Newerowski ganz zu Ende gewesen.

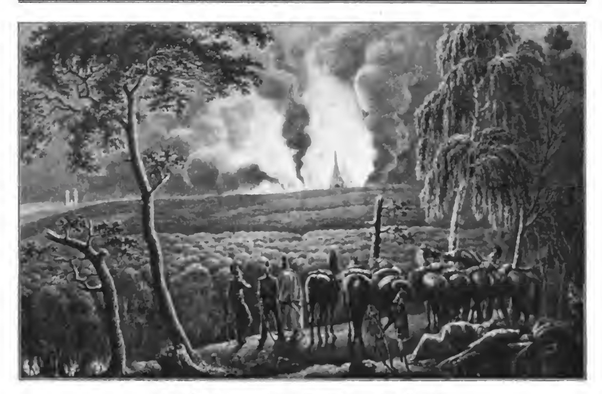
In der Nacht zum 15. August traf die Kunde von diesem plötzlichen Vormarsch des Kaisers über Orsza gegen Smolensk bei Barclay de Tolly ein. Der Fürst Bagration hatte sich inzwischen bewogen gefühlt, einem gütigen Zureden willig nachgebend, wieder von Smolensk abzumarschieren und nordwestlich die Vereinigung mit Barclay zu suchen. Aber als diese Kunde eintraf, befahl er dem General Rajewski, sofort nach Smolensk zurück zu marschieren und den General Newerowski zu unterstützen. In der ersten Morgenfrühe des 15. August traf Rajewski wieder in Smolensk ein. Er nahm die Division Newerowski auf und hatte nun 16000 Mann beisammen.

Die Stadt Smolensk, wir sagten es schon, galt den Russen als das Tor des heiligen Rußland. Sie zählte damals ungefähr 20000 Einwohner, und liegt sechsundfünfzig



Vor Smolensk

Nach Alb. Adam aus dem historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Vor Smolensk nachts 10 Uhr am 17. August 1812
Nach Faber du Faur

Nachts 10 Uhr am 17. August. Einen Hügelzug vorwärts des Standpunktes vom vorigen Blatt befinden wir uns hier beim Biwak der württembergischen Artillerie. Ein lauer Nachthauch spielt über das duftige Laubgehölz, in welchem die Biwakfeuer magisch, wie Gluten des Johanniswurmes, glänzen — und nun der Blick drüber hinweg! Wen reißt nicht einen Moment lang die Vorstellung hin, dem Ätna entsteige dort ein Feuerstrom gen Himmel und aus dem Krater hebe sich der unterirdische Palast Plutos? Es ist die Kathedrale Smolensks mit ihren Glockenkuppeln, die mitten in der Feuersäule steht, deren Zungenspitzen sich hoch über ihr vereinigen. Ungeheure Rauchmassen rahmen das Flammenbild ein. Diesem Anblick und Genuß kann ein Teil unserer Kanoniere, trotz der Müdigkeit, sich nicht entziehen, während der andere schläft.

deutsche Meilen von Moskau entfernt, am linken Dnieprufer auf einem Hochplateau, das bei der Stadt sich steil zum Fluß hinuntersenkt; auch an der Südseite wellt sich das Erdreich sanft in die Ebene hinab; so liegt die Stadt hoch und hoch ragen die vielen Kirchen und Klöster mit ihren grünen und vergoldeten Türmen hinter der gewaltigen, vierzig bis fünfzig Fuß hohen und im Fundament fast achtzehn Fuß dicken mongolischen Mauer hervor. Diese berühmte Wallmauer von Smolensk zierten sechsunddreißig Türme. Nach Westen zu lag die Zitadelle, ein mit Bastionen versehenes Erdwerk. Drei Tore führten durch die Mauer, nach Süden zwei, ein drittes nach Norden auf die Straße von Petersburg und Moskau. Wohlgefüllte russische Magazine befanden sich in dieser Stadt, wohl wert, allein ihretwegen eine Schlacht zu wagen.

Um 5 Uhr nachmittags hörte man in Smolensk den ersten Kanonenschuß; gleich darauf sprengte auf raschem Roß ein Kosak in die Stadt, der die Meldung brachte, daß das französische Heer im Anmarsch sei. Als sich die Schatten der Nacht senkten, stand



Biwak in der Umgegend von Smolensk

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

schon das große Kavalleriekorps Joachim Murats vor der Stadt und die dichten Infanteriemassen Neys waren ebenfalls eingetroffen. In weitem Bogen um Smolensk spannten sich die Biwakfeuer der französischen Truppen.

Um dies alte Smolensk, dessen trutzige Mauern noch zur Zeit des Zaren Godunow erbaut worden waren, hatten schon so oft Kämpfe der Russen mit den Polen stattgefunden. Zweihundert Jahre früher, im Jahre 1611, eroberte der Polenkönig, Sigismund der Dritte, die Stadt, aber russische Tapferkeit hatte sie wiedergewonnen. — Rajewski traf seine Verteidigungsanstalten und schickte dann Botschaft an den Fürsten Bagration, seinen Obergeneral, mit der Bitte um Verstärkung. Als schon das erste Grollen der Schlacht anhob, traf von Bagration ein Billett ein, das lautete: „Mein Freund, ich gehe nicht, ich laufe; ich wünschte mir, Flügel zu haben, um mich so schnell als möglich mit Dir vereinigen zu können, halte Dich, Gott ist Dein Beistand!"

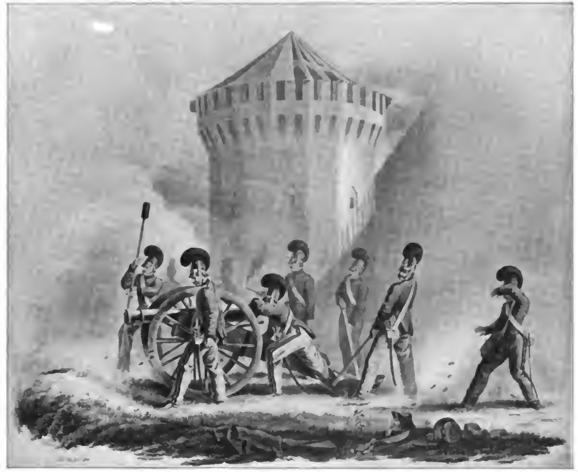
General Rajewski faßte seine Aufgabe sehr ernst auf. „Ich schlug mich," hat er später in sein Tagebuch eingetragen, „mit der festen Überzeugung, daß ich auf diesem Posten zugrunde gehen würde". Und wirklich, die gewaltige Übermacht, die Napoleon am 16. August vor und um Smolensk zusammenzog, konnte den Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft machen.

In der Morgenfrühe am 16. August erschien König Murat mit seinem Reiterkorps und Marschall Ney mit seiner Infanterie vor Smolensk; um 9 Uhr kam auch der Kaiser selbst. Aber der Kaiser zögerte noch, die Stadt mit allen Kräften anzugreifen; hätte er das getan, so wäre es ihm möglich gewesen — vermutlich wenigstens — die Stadt im Besitz zu haben, bevor Barclay de Tolly und Bagration noch heran waren. Der Kaiser aber wollte erst seine gesamten Streitkräfte vor Smolensk versammeln, denn er hoffte, daß Barclay durch die Stadt marschieren und ihm vor den Toren derselben eine Schlacht anbieten würde. Sie kamen auch alle, nur Junot blieb aus. Generaloberst Junot hatte zwar die klare Order erhalten, auf Smolensk zu marschieren, aber er war nicht eingetroffen, seine Truppen bewegten sich sechzehn Stunden lang im Kreis und gewannen auf diese Weise nur vier Stunden Terrain. Verwechselung von polnischen und russischen Ortsnamen oder die Böswilligkeit irgend eines Führers sollte schuld sein. Aber auch am 17. machte Junot gar keinen Ernst: er verweilte, obgleich der Kanonendonner von Smolensk schon herübertönte, ganz ruhig auf einem Schlosse und aß gut zu Mittag, bis ihn dann ein energischer Ordonnanzoffizier des Hauptquartiers aufrüttelte und zum Vorgehen brachte. Als die Westfalen, welche gegen die linke Flanke Barclays operieren sollten, ankamen, war alles zu Ende.

Am 16. August hatte der Kaiser hauptsächlich nur eine Kanonade gegen Smolensk unterhalten. Am 17. erst, als das Heer, bis auf Junots Korps, versammelt war, machte der Kaiser Ernst. Marschall Davoust stürmte die Krasnoier Vorstadt, fand eine furchtbar hartnäckige Gegenwehr und mußte die Schanzen, Mauern und Häuser fußbreit für fußbreit erobern; erst nach dreistündigem Kampfe und starken Verlusten faßten die Franzosen festen Fuß in der Vorstadt. Aber dann scheiterten alle Versuche an der Festigkeit der furchtbaren Innenmauern. Selbst der eiserne Davoust konnte nichts dagegen ausrichten.

Sechsunddreißig Stück schwerer Geschütze, welche aufgefahren wurden, vermochten nicht in diese Mauern Bresche zu legen. Nun begannen die Haubitzbatterien zu spielen und warfen Granaten in die Stadt. Ein Haus nach dem anderen geriet in Brand, schließlich leuchtete ein Flammenmeer über den Mauern auf.

Noch am Abend des 16. August waren Barclay de Tolly und Bagration vor Smolensk eingetroffen und beide Feldherren beschlossen, daß Bagration mit der zweiten Westarmee



Im Kampfe um Smolensk
Nach Faber du Faur

Hier ist der Platz, auf welchem Ney selber die württembergische Batterie aufgestellt hat. Es ist der alte Wallgang vor der Tartarenmauer, an dem Turme der nordwestlichen Ecke. Hier stand und fiel russische Infanterie — sagen uns die Waffentrümmer am Boden. — Im Feuer schon stundenlang, zu dem die Sonnenglut des August sich gesellt, verschmachten die Kanoniere fast
Eine feindliche Kanonenkugel schlägt dicht neben ihnen ein und wirft ricoschettierend zweimal Erde auf. Kaum zucken die Nächsten, denen die Schollen ins Gesicht fliegen, und der Platz ist ein doppelt gefährlicher der Mauer wegen, die sich wenige Schritte im Rücken gewaltig erhebt. Am Turm, der halb in Rauch gehüllt, mit seiner vielgezackten Krone ruhig emporragt über die Szene, zeigt der Schlagschatten der Mauer noch die Zeit des Mittags.

auf der Straße nach Moskau gleich hinter dem Flüßchen Kalodnia eine Aufnahmestellung einnehmen sollte, während Barclay einstweilen vor Smolensk stehen bleiben und einen Teil seiner Armee in die Stadt hineinwerfen sollte. Bagration machte sich in der Morgenfrühe des 17. August auf den Weg. „Ich hoffe," schrieb der Georgier seinem Kaiser, „daß der Kriegsminister (also Barclay), dessen ganze erste Armee für ein tätiges Eingreifen vor Smolensk bereit steht, die Stadt halten wird. Ich aber werde den Feind, wenn er versucht, die Stadt zu umgehen und gegen Moskau vorzudringen, zurückschlagen." — Barclay aber wußte wohl, was er rührte, wenn er Bagration gegen Moskau vorausschickte. Er



An den Mauern von Smolensk am 18. August 1812 abends 5 Uhr
Nach Faber du Faur

Abends um 5 Uhr. Wir werfen einen Blick hinab nach der Stadt am rechten Ufer. Dort treiben sich noch zwischen den Häusern und Kirchen die zerstreuten Schützen der Russen und Württemberger herum. Diese haben beharrlich den Ufersaum behauptet. Endlich kam ihrem eigenen wohlgezielten Feuer das fressende des Brandes zu Hilfe. Auch der Feind kann sich in der wachsenden Glut nicht mehr halten, und die letzten Trupps seiner Jäger ziehen sich hier feuernd im Laufe ab. Die Sonne scheint warm und klar wie am schönsten Abend des Friedens in die ausgebrannten Räume, in den qualmenden Rauch hinein.

war einen Dränger los. Er demonstrierte zwar zunächst nördlich von Smolensk, ließ eine starke Batterie auffahren und die französischen Batterien beschießen; im übrigen vermied er sorgfältig ein größeres Engagement. Es geschah ihm auch nichts, weil der Herzog von Abrantes, der ihm in die Flanke kommen sollte, einstweilen gemächlich Tafel hielt, anstatt zu marschieren.

Nach Smolensk hinein warf Bagration 20000 Mann unter dem General Dochturow. Dieser tapfere Dochturow hatte ein hitziges Fieber überstanden und war durch die Krankheit sehr geschwächt, er lag noch zu Bett. Aber als Barclay de Tolly zu ihm schickte und ihm den Befehl anbot, sprang der Russe auf und rief: „Brüderchen, wenn ich nun mal sterben soll, dann will ich lieber auf dem Feld der Ehre als ehrlos im Bett sterben." Noch in der Nacht rückte er mit seinem Korps in Smolensk ein und löste den tapferen Rajewski ab. Zwischen diesem Dochturow und den französischen Führern Davoust, Ney, Poniatowski entstand das Ringen am 17. August. Es führte trotz des furchtbaren Bombardements zu keinem eigentlichen Erfolge für Napoleon. Trotz großer Verluste hatte

er die innere Stadt nicht gewonnen. Unmutig ritt er am Abend in das Hauptquartier, das er inmitten seiner Garden aufgeschlagen hatte.

Barclay de Tolly glaubte nun das Seine getan zu haben. Auf eine Entscheidungsschlacht wollte er sich nicht einlassen. Der Dniepr hier bei Smolensk war für Napoleon passierbar. Der französische Kaiser stand mit 170000 Mann gegen kaum 90000 Russen. Eine Entscheidung hier zu suchen war demnach für Barclay außerordentlich gefährlich, er durfte es einfach nicht! — Da sandte Bagration, der inzwischen seine Aufnahmestellung an der Moskauer Straße eingenommen hatte, ein dringendes Schreiben an den Obergeneral und beschwor ihn, die Verteidigung von Smolensk fortzusetzen; aber kaum hatte Barclay den Brief empfangen, als er, der an seine eigene bessere Einsicht glaubte, dennoch die Räumung der Stadt befahl, indem er zugleich gebot, die sämtlichen Magazine, soweit sie noch nicht brannten, anzuzünden. Indes war der Inhalt des Schreibens von Bagration im Hauptquartier kein Geheimnis geblieben. Der Großfürst Konstantin und der alte, unruhige General Bennigsen wiegelten eine Anzahl der Generale förmlich auf, sich den Rückzugsbefehlen Barclays zu widersetzen. Barclay hatte schwere Stunden: vor sich den Feind, im eigenen Lager einen an Meuterei grenzenden Widerstand. Aber der Mann blieb fest.

Bis um 2 Uhr nachmittags zeigte der Kampf um Smolensk irgendwelche auf eine Entscheidung drängenden Ereignisse nicht, Gewehrgeknatter und Kanonengebrüll, das war alles. Um die Mittagszeit empfing Napoleon die Nachricht von starken Truppenbewegungen auf der Moskauer Straße. Er begab sich sofort nach dem Dorfe Schein-Ostrog und sah hier, daß ein großer Teil der russischen Armee auf Moskau zurückzog. Das waren die Truppen Bagrations. Jetzt, wo er die Gewißheit hatte, daß die russischen Feldherren ihm vor Smolensk keine Entscheidungsschlacht liefern wollten, dachte er daran, die ganze Armee östlich Smolensk über den Dniepr zu werfen und mit schnellem Stoß die russischen Armeen zu trennen. Hier drohte unbedingt der bei Smolensk stehen gebliebenen Armee des Generals Barclay de Tolly eine furchtbare Gefahr für den Fall, daß Napoleon eine Furt über den Dniepr fand. Aber er suchte vergeblich, eine Furt fand sich nicht, und ein Brückenschlag war bei der unmittelbaren Nähe der russischen Armee einfach unmöglich — nun blieb dem Kaiser der Franzosen nur noch die Erstürmung von Smolensk übrig.

General Dochturow hatte auf der Terrasse des Malachowskischen Tores diniert und sich dann, um etwas zu Mittag zu schlafen, unter eine Tür gelegt, die ihm einige Artilleristen als Schutz aufgerichtet hatten; neben ihm standen vier Geschütze. Sein Stab stand plaudernd und guter Dinge in Gruppen umher und nur ein deutscher Herr, der frühere preußische Kapitän von Lützow, suchte durch ein Fernrohr das Terrain ab. Er bemerkte eine lebhafte Bewegung in den starken Gebüschen, welche die Vorstädte gegen Krasnoi zu umsäumten und meldete dies dem General. Gleichzeitig kam auch schon der Oberst Monachtin, der sich bei den russischen Plänklern des rechten Flügels aufgehalten hatte und rief: „Die Franzosen, scheint es, setzen sich in Bewegung.“ Kaum hatte der Oberst die Worte ausgesprochen, als auch schon auf dem französischen linken Flügel eine Rakete aufstieg und der Vormarsch dichter Kolonnen bemerkbar wurde. In den Vorstädten Ratschenka und Nikolskoi brach infolge der in die Stadt geworfenen Granaten zuerst das Feuer aus. Der Fürst Poniatowski mit seinen Polen nahm die Gelegenheit wahr und stürmte diese Vorstädte. Mutig drangen die Söhne des weißen Adlers bis zur großen Stadtmauer vor, da sie aber keine Leitern hatten, um die Mauern zu ersteigen, wurden sie mit starken Verlusten zurückgeschlagen.

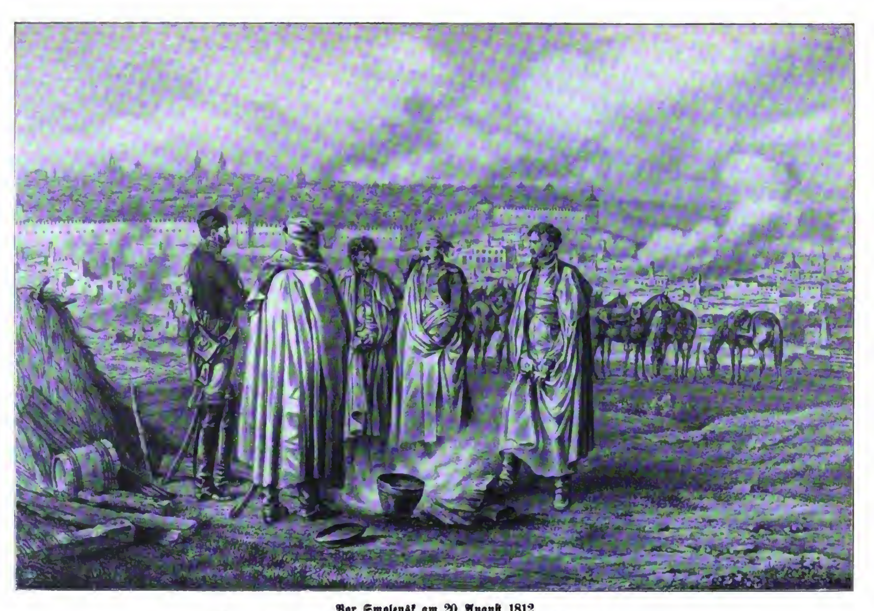
Marschall Michael Ney drang von Westen her in die Vorstadt Krasnenkoj ein. Davoust, unter der Führung des Kaisers selbst, warf seine Divisionen Gudin, Morand und Friant auf das Malachowskische Tor. Die Stadtmauer, welche die innere Stadt einschloß, war den Verteidigern ein unüberwindliches Hindernis. Schließlich brüllten 150 Geschütze gegen diese starken Tartarenmauern.

General Dochturow, der die Gewalt des Angriffs erkannte, schickte seinen Oberquartiermeister zu Barclay und bat um Verstärkung. Barclay ließ ihm sagen, daß von seiner und seiner Truppen Tapferkeit die Erhaltung der ganzen Armee abhänge und sandte zugleich den Prinzen Eugen von Württemberg, der mit seiner Division am nächsten stand, in die Stadt hinein.

„Meine Division," so berichtet Prinz Eugen, „stand zu eben dieser Zeit in Kolonnen hinter dem kommandierenden General und ich erbot mich selbst, in die Stadt zu eilen, um ihm über die wahre Lage der Dinge zu berichten. Jenseits der Brücke befand ich mich alsbald von einer bedrängten Masse von Verwundeten umgeben, daß mir das Durchwinden fast unmöglich wurde, man konnte sich nicht leicht etwas Gräßlicheres denken als dieses Schauspiel. Zerfetzte Gesichter, zerschossene Glieder und Blut in Strömen bezeichneten den Zug dieser aus dem Treffen weichenden Menschenmenge. Ich fand den General Dochturow dicht hinter dem Malachowskischen Tor, von seinem Gefolge umgeben, im ärgsten Kugelregen. General Konownitzyn war sehr tätig und eifrig, doch schien ihm bei gänzlicher Entblößung von frischen Truppen die Stadt unwiederbringlich verloren. „So ist es und nicht anders," rief er mir zu, „ein Blick auf den Feind wird Sie davon überzeugen!" Wir drängten uns nun durch das Gewühl unter dem Tore auf die Brücke, die über den Stadtgraben führte. Hier zerschlug eine Flintenkugel dem General Konownitzyn den Griff seines Degens. Man sah, daß der Feind die jenseitigen Häuser besetzte. Dies gab Hoffnung zum Zeitgewinn."

So standen also die Sachen auf russischer Seite, und am Abend des Tages nach blutigem Ringen kehrte, wie wir schon hörten, Napoleon unmutig und enttäuscht in das Biwak zurück. Die Verluste der Franzosen, als der Angreifer, waren fast doppelt so hoch als die der Russen, 12000 gegen 6000. Besonders das polnische Korps Poniatowski hatte außerordentlich schwer gelitten. Wenngleich eine Eroberung der Stadt nicht erfolgt war, erkannte der General Barclay de Tolly dennoch ganz klar, daß er die Stadt aufgeben und den weiteren Rückzug gegen Moskau antreten mußte. Zwar ging, wie wir schon sagten, die Opposition des Hauptquartiers außerordentlich weit; Großfürst Konstantin und Bennigsen begaben sich mit einer Anzahl der ersten Führer zu Barclay und versuchten in heftiger Weise eine Zurücknahme seines Rückzugsbefehles zu veranlassen, aber Barclay blieb bei seinem Entschluß. Selbst dem Bruder des Kaisers gegenüber blieb er fest. Er wies die Herren mit Ernst und Würde in ihre Schranken zurück und entledigte sich dann auf eine sehr feine Weise des Mannes, der hier den Kristallisationspunkt aller Unzufriedenen bildete und hinter dessen hoher Würde sich alle, die mit Barclays Oberkommando unzufrieden waren, deckten: des Großfürsten Konstantin. Er sagte dem Großfürsten: er habe dem Kaiser Papiere von solcher Wichtigkeit zu übersenden, daß er sie nur dem kaiserlichen Bruder anvertrauen könne, in einigen Stunden würde er die Ehre haben, diese Papiere seiner kaiserlichen Hoheit einhändigen zu lassen. Der Großfürst verstand den Wink und reiste ab. Ihm folgte bald General Bennigsen und einige andere der Hauptdränger.

Barclay überließ also die Stadt Smolensk den Franzosen und zog sich einen Tagemarsch auf der Straße nach Porietschie zurück. Die Mutter Gottes von Smolensk oder



Vor Smolensk am 20. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



An den Mauern von Smolensk nachts 10 Uhr am 18. August 1812
Nach Faber du Faur

Nachts 10 Uhr. Nun ist's Frieden geworden unter den Menschen, denn auch in der östlichen Gegend der Vorstadt sind die letzten Schüsse verhallt. Ruhig wandeln unsere Kanoniere auf dem Wallgang, Gruppen des stillen Gesprächs bilden sich — auch bei der Schildwache — die dort an der hohen Mauer lehnt. Eine Marketenderin bietet den Nachttrunk. Einige schlummern wohleingehüllt schon. Aber drüben wacht und webt das gewaltige Element fort; seine Wogen schlagen im Zug des Nachtwinds nun mächtig über die ganze Vorstadt hin und an den Uferabhängen hinauf, bis sie die höchsten Gebäude erreichen. Der Borysthenes spiegelt die Glut. — Mancher Kamerad wird vermißt. Er ist drüben in den heißen Kämpfen des Tages tapfer gefallen. Mancher lebt vielleicht noch, verwundet, unfähig sich weiter zu schleppen — Augenblicke der letzten Qual unter dieser Feuerdecke hin. Sein Jammerruf verhallt im fernher sausenden Knistern. — So ist Smolensk die große Fackel geworden, die dem Eroberer hineinleuchtete in das weite Rußland, die Fackel, die ihm bis auf die Hand herab gebrannt ist.

vielmehr die zwei Mütter Gottes von Smolensk, deren eine der Sage nach vom Evangelisten Lukas selbst gemalt sein sollte und sich in der Kathedrale „Zur Himmelfahrt Mariä" befand, ließ der Obergeneral mitführen und durch eine Ehrenwache im Zuge des Heeres geleiten. General Konownitzyn führte bei seiner dritten Division diese beiden Heiligenbilder mit sich und sie begleiteten vom 18. August bis zum 18. November das Heer, an welchem Datum sie von neuem in Smolensk wieder aufgestellt wurden. Barclay richtete ein schlichtes Schreiben an seinen kaiserlichen Herrn, in welchem er die Aufgabe von Smolensk eingehend begründete. Er klagte darin lebhaft über die Anfeindungen und Intrigen, die seine Befehlsführung so sehr erschwerten. „Wenn ich mich," so schreibt er, „durch blinden, törichten Ehrgeiz hätte leiten lassen, dann hätte vielleicht Eure Kaiserliche Majestät Berichte von Schlachten empfangen, — dennoch aber befände sich der Feind heute unter den Mauern von Moskau!" Aber man hatte dem trefflichen Barclay zu Petersburg den Nachfolger



Am rechten Ufer des Dniepr am 19. August 1812
Nach Faber du Faur

schon gegeben. Am 20. August hatte der Kaiser den alten einäugigen Kutusow zum Obergeneral der vereinigten russischen Armeen ernannt. Die Altrussen hatten so lange gedrängt, bis sich der Kaiser entschloß, dies Moskowitische Vollblut von einem Kutusow an die Spitze der Armee zu stellen. Wir werden von Kutusow, wenn er in die Wirksamkeit tritt, noch zu reden haben, hier mag nur erwähnt sein, daß, als Kutusow zur Armee abging und ein Neugieriger aus seiner Verwandtschaft den Feldmarschall fragte: „Wann gedenken Sie, mein Cousin, den Kaiser Napoleon zu schlagen?" der alte, schlaue, halbblinde Polyphem entgegnete: „Schlagen? Gar nicht schlagen werde ich ihn, aber zu täuschen gedenke ich ihn."

Bevor wir hier in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir uns von Feldgenossen noch etliche Episoden aus dem blutigen Kampfe um Smolensk erzählen lassen. In dem folgenden Bericht des Grafen Wedel wohnt dicht neben schöner Menschlichkeit das Grausen und Entsetzen. Hier ist er:

„Am 16. August abends trafen wir vor Smolensk ein, dessen buschreiche Umgebung vom Feinde stark besetzt war. In der sichern Erwartung, daß es hier an der Grenze des alten Rußlands zur Schlacht kommen werde, hatte der Kaiser die Massen nachrücken lassen nnd es war am 16. abends eine unabsehbare Anzahl von Truppen versammelt. Von den

hohen krenelierten Mauern der alten Feste Smolensk sahen die Russen dieses Heer sich vor ihnen ausbreiten. Wohl schwerlich vertrauten sie auf die Festigkeit dieser alten Stadt, die keine andere Werke hat, als eine hohe Mauer von Backstein, welche alle paar hundert Schritt von einem hohen Turm mit plattem Dache unterbrochen wird und einen tiefen trockenen Graben rund um die Mauer.

Am Nachmittage dieses Tages hatten wir eine seltsame Szene. Die Division Bruyère war am linken Flügel in drei Linien hintereinander aufgestellt, in der vordersten stand die Brigade Jacquinot; ich befand mich mit meinem Zuge bei den Tirailleurs, uns gegenüber schwärmten Dragoner und Kosaken. Bald griffen sie die Tirailleurs an, bald wichen sie zurück und lockten uns zu den Büschen, in denen Infanterie steckte, die dann Feuer gab und uns zum raschen Rückzug nötigte. Diese gegenseitigen Neckereien dauerten so eine Zeit lang. Da hörten die Russen auf zu feuern, stellten ihre Tirailleurs in Distanzen von 15—20 Schritt auf und steckten zum Zeichen, daß sie nicht mehr fechten wollten, die Säbel ein. Wir folgten dem Beispiele und stellten unsere Tirailleurs ihnen etwa 100 Schritt gegenüber ebenso auf, mit dem Befehle, nicht zu schießen und ruhig zu stehen. Bald ritt ein russischer Dragoneroffizier einige Schritte vor, grüßte und winkte mit einer Flasche. Ich folgte dem Beispiel und stellte mich auch vor unsere Tirailleurlinie. So näherten wir uns etwa auf 30 Schritt, da rief der Russe:

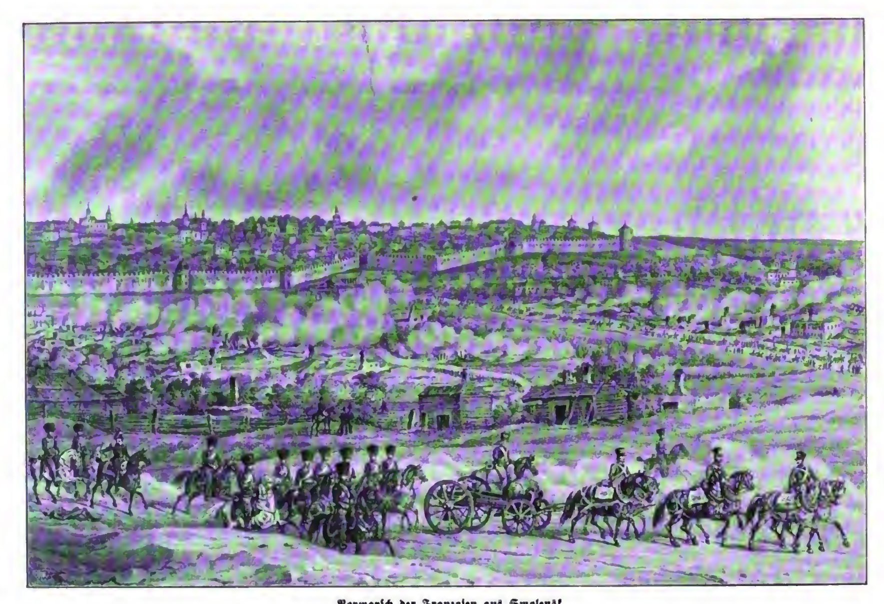
„Mon camarade! il est inutile, de fatiguer nos cheveaux et de tuer nos gens pour rien. Buvons plutôt la goutte ensemble; il nous restera assez de temps pour nous battre après.“*)

Wir näherten uns einander und tranken ganz freundschaftlich, während in der Ferne das Gefecht zwischen anderen Truppen ungestört fortging. Bald kamen noch einige russische Offiziere heran; ich wollte mich zurückziehen, aber der Dragoneroffizier sagte mir: Je vous engage ma parole d'honneur, qu'ils ne vous feront pas de mal.“**)

Ich blieb und wir sprachen ganz freundschaftlich. Ich fand seinen Rum gut, konnte ihm aber keinen wiedergeben. Bald kamen noch mehr Offiziere von beiden Seiten; auch unsere Marketenderin Madame Ehmke, eine hübsche Frau, die stets zwischen den Tirailleurs herumritt und zwei Fäßchen Branntwein auf ihrem Pferde hatte, kam herbei und schenkte den Russen gratis ein, während sie uns ihr Getränk teuer verkaufte. Ein junger Leutnant unseres Regiments, Piessac, der ein schönes, mädchenhaftes Gesicht hatte, ward von einem bärtigen, alten Russen sogar geküßt. Ein russischer Ulanenoffizier, geborener Pole, der uns nach der Uniform für Polen hielt, weil wir deren Uniform trugen, wollte sich nach seinen Landsleuten erkundigen, und als er hörte, daß allerdings ein polnisches Lancierregiment im zweiten Treffen hinter uns halte, ritt er voll Vertrauen, so schnell sein Pferd laufen konnte, auf das Regiment zu. Wir glaubten, er wolle desertieren, das war aber keineswegs seine Absicht, nur seine Landsleute wollte er sehen. Bei ihnen hat er seiner Galle gegen die ruhmlose Art, Krieg zu führen, die Barclay de Tolly, der russische général en chef gewählt habe, Luft gemacht. Die ganze Armee brenne vor Begierde, sich mit uns auf Tod und Leben zu messen. Als ihm erwidert ward, auch wir wünschten nichts sehnlicher als eine Hauptschlacht, die das Schicksal des Krieges entscheide und seien des Umherziehens in einem Lande, welches so wenig Ressourcen darbiete, herzlich müde, entgegnete er: wenn wir etwa hofften, daß es hier bei Smolensk zu einer Schlacht kommen solle, so sei unsere

*) Mein Kamerad, es ist unnütz, für nichts unsere Pferde zu strapazieren und unsere Mannschaften zu töten; trinken wir lieber zusammen! Nachher wird uns noch Zeit genug verbleiben, uns zu schlagen!

**) Ich verbürge mich mit meinem Ehrenwort, daß sie Ihnen nichts Böses zufügen werden!



Vormarsch der Franzosen aus Smolensk

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Hoffnung vergebens; er wolle die höchste Wette eingehen, daß wir morgen in Smolensk einrücken, sie aber wie bisher zurückgehen würden, ohne geschlagen zu haben.

Unterdes hatte der General Bruyère, der ziemlich entfernt war, die Szene bemerkt und einen Adjutanten abgeschickt, um die Offiziere auf ihre Posten zurückzurufen und den Russen anzudeuten, sich ebenfalls hinter ihre Tirailleurlinie zu begeben, widrigenfalls man auf sie feuern werde; den polnischen Offizier, der ins zweite Treffen geritten war, befahl er, zu arretieren. Der Adjutant ritt aber, ohne Zweifel absichtlich, so langsam, daß der Pole, vorher von einem andern Offizier aufmerksam gemacht, eiligst davon ritt.

Wir standen nun noch mehrere Stunden bis zum Abend, einander gegenüber; aber die einmal geschlossene Freundschaft dauerte fort und es fiel kein Schuß mehr, bis wir uns gegenseitig zurückzogen. — — — — —

Am 19. gingen wir über das Leichenfeld von Smolensk. Mehrere tausend Tote bedeckten es, aller Kleidung beraubt, unter den Strahlen der Augustsonne in schnelle Verwesung übergegangen, die Leiber blau, hoch aufgetrieben, die Glieder geschwollen, ein grausiger Anblick. Das Innere von Smolensk war nicht weniger geeignet, Entsetzen zu erregen. Die meisten Häuser waren in Flammen aufgegangen, die hölzernen bis auf den Boden verbrannt, die steinernen ganz ausgebrannt. Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt, sie aus dem Wege zu räumen, und gleichgültig, durch Gewohnheit des täglichen Anblicks und eigenen Leidens, gegen das, was in anderen Zeiten den Gefühllosesten mit Schauder erfüllt haben würde, waren Geschütz, Bagage, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote und Verwundete hinweggezogen. Die Körper waren zerschmettert, platt gefahren und getreten. Das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeknetet; die Straßen waren wie mit einem dicken weichen Teppich bedeckt. Mit Schaudern dachte man: das waren Menschen wie du, das kann auch aus dir werden! Auch ich zog darüber hinweg, wie Tausende vor und nach mir, als ich zwischen zwei niedergebrannten Häusern einen schmalen Garten bemerkte, in welchem unter Obstbäumen, die verkohlte Früchte trugen, fünf oder sechs im eigentlichen Sinne des Wortes gebratene Menschen lagen. Wahrscheinlich waren es Schwerverwundete, die man, ehe es gebrannt, unter dem Schatten der Obstbäume niedergelegt hatte. Die Flamme hatte sie nicht unmittelbar berührt; aber die Hitze hatte die Sehnen der Arme und Beine zusammengezogen und in gräßlicher Verzerrung krumm gegen die schwarz gesengten Leiber gebogen. Die Lippen waren von den weißen, schrecklich hervorstehenden Zähnen zurückgezerrt, und tiefe, finstere Löcher bezeichneten die Stellen der Augen.

In diesem Kriege war es überhaupt nicht Sitte, die Leichen zu begraben. Der tägliche Anblick verstümmelter, von Tieren benagter Körper, das Jammergeschrei Verwundeter und Sterbender, denen man nicht helfen konnte und an denen man, ohne ihr Flehen zu beachten, vorüberziehen mußte, hatte Herz und Gefühl gegen fremdes Leid abgestumpft und verhärtet. Aber der Anblick dieser bei langsamer Glut gerösteten Menschen ließ uns dennoch erbeben und machte uns die Haare sträuben.

Wir waren froh, auf der anderen Seite von Smolensk wieder reine Luft atmen zu können. Kaum eine Viertelstunde vor dem Tore kam uns schon eine große Menge frisch Verwundeter entgegen. Eine Stunde von dort hatte sich ein lebhaftes Gefecht angesponnen." — Dies war das Gefecht von Walutina-Gura.

Hören wir nun auch, was der westfälische Stabsoffizier Herr von Loßberg in seinen Briefen in die Heimat über die Erlebnisse jener Tage berichtet:

„Da wir auf dem Platze, wo wir die Nacht um 12 Uhr angekommen sind, heute bleiben, so benutze ich die Zeit, um da fortzufahren, wo ich gestern stehen geblieben bin. Kaum mochten wir eine Stunde auf dem Marsche zurückgelegt haben, so trieb uns der Wind den Rauch von Smolensk entgegen, welche unglückliche Stadt, nach Versicherung mehrerer hin- und hersprengenden Adjutanten von der einige Stunden vor uns marschierenden leichten Kavallerie, schon seit zwei Tagen in hellen Flammen steht, wovon wir uns bei der Fortsetzung des Marsches immer mehr überzeugten. Ununterbrochener Kanonendonner, wozu auch zuletzt ein sehr starkes Kleingewehrfeuer kam, verkündeten uns ein ernstes Begegnen mit dem Feinde. Um 10 Uhr abends näherten wir uns dem linken Flügel der in Masse geschlossenen französischen Garden, welche hinter vier ebenso geschlossenen Armeekorps stehen, wovon sich zwei (das I. und III.) den 16. und den 17. vergeblich geschlagen haben, um Smolensk mit Sturm zu nehmen, was Bagration, unterstützt von Barclay, der sich auf dem rechten Ufer mit dem größten Teil der russischen Armee befindet, verteidigt hat.

Wie soll ich aber ein Schauspiel (ein so großes Ernstfeuerwerk), welches auf dem Kontinente wohl wenig gesehen worden ist, beschreiben, das sich unseren Blicken, sobald wir uns den Garden näherten, darstellte. — Um mich kurz zu fassen, so denke man sich eine mit vielen Kirchen und Türmen gebaute ziemlich hoch liegende Stadt, von 18000 bis 20000 Einwohner, in lichten Flammen stehen; um sie herum nahe an 400000 Russen, Franzosen und Rheinbundstruppen auf einen verhältnismäßig sehr engen Raum beschränkt, (teilweise durch den Dniepr getrennt) bei hunderttausenden von Biwaksfeuern gelagert, einen großen Teil auf und vor den Wällen mit Geschossen aller Art sich schlagend, so daß oft hunderte von leuchtenden Kugeln, aus Mörsern und Haubitzen abgeschossen, sich begegneten. Alle, auch die ältesten französischen und polnischen Offiziere versicherten, nie ein so imponierend schönes, zugleich aber auch ein so gräßliches Schauspiel gesehen zu haben, welches an Großartigkeit selbst den Ausbruch eines feuerspeienden Berges übertreffe. Nimmt man noch hinzu, um was es sich in diesem Riesenkampfe handelt, der in seinem Beginnen so furchtbar sich verkündet, so mag man die außerordentliche Spannung begreifen, welche sich der Gemüter allgemein bemächtigte.

Was die Gefühle eines Soldaten (der nur als solcher sein strenges Pflichtgefühl vor Augen hat) am höchsten hierbei steigern mußte, war die Grabesstille, die wir sowohl in den Biwaks der Garden, welche das Zelt ihres Kaisers umgaben, als bei allen den Armeekorps fanden, die wir so ziemlich vom äußersten linken nach dem äußersten rechten Flügel durchkreuzten. Hier stellten wir uns hinter den Polen in geschlossenen Bataillonsmassen auf, wo wir uns jetzt noch befinden, so daß sich auf einem sehr engen Raume die Garden und die Korps von Murat, Davoust, Ney, Poniatowsky und Junot vereinigt haben, die in einem Halbkreise (mit beiden Flügeln an den Dniepr gestützt) Smolensk auf dem linken Ufer einschließen. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich das Zelt Napoleons, mit zwei davor stehenden Grenadieren von der Garde, ganz nahe mit dem Bataillon passierte und ein Offizier aus demselben stürzte, welcher die größte Stille befahl, weil der Kaiser schlafe. Alsbald verstummten die Kriegsgesänge der Soldaten und still zogen wir am Zelte des Kaisers vorüber, das sich durch Umfang und Höhe auszeichnete und vor welchem zwei hell leuchtende Laternen, für diejenigen, welche den Kaiser in der Nacht suchten, aufgerichtet waren.

Übrigens bestätigte sich vorzugsweise auf diesem Marsche, besonders beim Passieren der vielen Biwaksfeuer, wo oft in Rotten marschiert wurde, welche Aufmerksamkeit erfordert wird, um das Austreten der erschöpften Soldaten aus den Gliedern zu verhindern;

ich kam deshalb auch heute nie hinter dem Bataillon weg, und machte nur eine Ausnahme davon beim Passieren des kaiserlichen Zeltes. Ich hatte aber auch die Genugtuung, daß bei der Ankunft auf dem Platze, der uns für die Nacht angewiesen wurde, nur wenige Leute vom Bataillon fehlten, welche sich, durch Unteroffiziere geführt, wieder bei demselben sehr frühe am Morgen einfanden. Bei mehreren Bataillonen der Armee aber, wo man keine zweckmäßigen Anordnungen dieserhalb getroffen hatte, fanden sich die Zurückgebliebenen in großer Menge erst am Nachmittag ein, so daß diese, wenn wir uns den Morgen mit dem Feinde geschlagen hätten, was wir doch gestern annehmen mußten, gefehlt haben würden. —

Mit Anbruch des Tages stand das Armeekorps unter dem Gewehre und es wurde uns bald nachher offiziell verkündet, daß die Stadt auf dem linken Ufer von den Russen, wahrscheinlich spät in der Nacht, geräumt und von den Franzosen besetzt worden sei, so wie ich ferner erfuhr, daß die zwei Armeekorps, den 16. das III. und den 17. das I. Armeekorps sich sehr brav geschlagen, aber auch sehr viele Menschen, besonders die Württemberger am 16. verloren haben.

Die Stadt ist diesseits von einer zirka 40 Fuß hohen und einer halb so breiten Mauer, mit Zinnen und vielen Türmen umgeben, wovor ein verfallener trockener Graben liegt. Mit mehreren Offizieren des Armeekorps so weit vorgehend, daß ich die Werke von Smolensk und die Umgegend einigermaßen zu übersehen vermochte, bemerkte ich auch diesseits der Stadt, auf dem Wege nach Orsza hin, ein Erdwerk in Form eines Ravelins und dahinter zur Seite selbst ein geschlossenes Werk, welches nach Versicherung eines polnischen Staboffiziers, den ich hier fand und der Smolensk aus früheren Zeiten kannte, die Zitadelle sein soll, die aus mehreren Bastionen zusammengesetzt, ein Polygon bildet.

Die äußersten Vorposten der Franzosen, welche in der Nacht bis nahe am Grabenrande standen, sollen mit Tagesanbruch sehr überrascht gewesen sein, gegenüber keine Bajonette mehr bemerkt zu haben. Wirklich fanden sie, nachdem sie weiter vorgegangen waren, sämtliche Werke vom Feinde verlassen und die französischen Garden haben hierauf die Stadt in Besitz genommen."

Napoleon hatte also ein loderndes, brennendes Smolensk erobert; er selbst verglich die brennende Stadt in seinem Bulletin mit einem Ausbruch des Vesuv. In dieser Stadt war seines Bleibens nicht. Das Wort, das er noch in Witebsk zu Duroc gesagt hatte: „Wir müssen marschieren oder sterben. Ein Kaiser stirbt stehend und so lange er steht, stirbt er nicht, wir müssen marschieren und handeln," — dies Wort wurde nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde mehr als notwendig für ihn. Es war sein einzigstes Glaubensbekenntnis noch, wenn er nicht zurück wollte. Aber er konnte ja gar nicht zurück, sein ganzes Kaiserreich war aufgebaut auf die Erfolge seiner Waffen; er konnte vor die unterworfenen Völker nicht hintreten als ein Mann, dem sich das Ziel versagt hatte, denn er mußte annehmen, daß alsbald an allen Ecken und Enden seines großen Gewaltreiches die Empörung auflodern würde, wenn er sein Glück in Rußland ließ.

Vor allen Dingen galt es für ihn jetzt, dem Feinde auf den Fersen zu bleiben, ihn sich an der Klinge zu halten. Während des 18. August stand Barclay de Tolly, wie wir gehört haben, noch an der Straße von Porietschie. Einesteils wollte er nicht den Eindruck hervorrufen, als sei er geschlagen, dann aber gebrauchten auch die Truppen, durch die scharfen Märsche der vorhergehenden Tage ermüdet und mitgenommen durch den heißen Kampf um Smolensk, dringend einige Ruhe; erst in der Nacht zum 19. August brach Barclay auf. Er bog, um nicht allzu nahe am Dniepr entlang marschieren zu müssen,

nördlich nach Stabnia aus, um auf diesem Umweg die Moskauer Straße zu gewinnen. Er bildete unter dem Kommando des Generals Tutschkow eine starke Avantgarde und vertraute dem General Korff eine starke Nachhut an. Aber es geschahen auf dem Abmarsch und im Dunkel der Nacht so mancherlei Fehler, so daß der Rückzug starke Verzögerung erlitt. Dies erleichterte es Napoleon, sich die Russen an der Klinge zu halten.

Am 19. August in der Morgenfrühe um 3 Uhr war der Schlag von zwei Brücken über den Dniepr vollendet; sofort ging das Korps des Marschalls Ney über die Brücke, während der König von Neapel mit seiner Reiterei eine Furt gefunden hatte, die er watend und schwimmend passierte. Ihnen folgte der immer eifrige Davoust, während der Generaloberst Junot am südlichen Ufer des Dniepr hinaufzog, um bei Pruditschewo überzugehen, wo sich ebenfalls zwei Furten gefunden hatten. Seine Garden, den Vizekönig mit dem italienischen Korps und das polnische Korps, welches bei Smolensk sehr stark gelitten hatte, behielt der Kaiser bei sich. Murat, Ney, Davoust sollten den Feind stellen und Junot sollte ihm in den Rücken kommen. Der Kaiser selbst ging, nachdem er seine Anordnungen getroffen hatte, nach Smolensk zurück. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in diesen Tagen von Smolensk Napoleon nicht der alte war!

Wenn so die französischen Marschälle auf Befehl ihres kaiserlichen Herrn versuchten, sich den Feind an der Klinge zu halten, hatte der Obergeneral Barclay de Tolly mit seinem Nachtmarsch wenig Glück. Es entstand, man weiß nicht woher, eine eigentümliche Konfusion, und es ging ganzen Abteilungen seines Heeres ähnlich, wie es dem französischen General Junot einige Tage früher auf seinem Anmarsche gegen Smolensk ergangen war: sie marschierten in den Wäldern die Kreuz und Quer und kamen trotz angestrengter Märsche nicht recht von der Stelle. In der sechsten Morgenstunde früh trat die Kolonne des Herzogs Eugen von Württemberg nahe dem Dorfe Gedeonowo aus dem Walde heraus und war so nur anderthalb Werst von der Petersburger Vorstadt entfernt, wo der Marschall Ney, der den Dniepr überschritten hatte, sich bereits befand. Barclay de Tolly war zur Stelle. Er erkannte sofort die große Gefahr, in welcher seine Nachhut unter dem General Korff schwebte, und er schickte dem Prinzen Eugen von Württemberg durch seinen Adjutanten die Order, die Position von Gedeonowo unter allen Umständen so lange als möglich zu halten, „da von seinen Truppen das Heil der Armee abhänge“.

Marschall Ney, der bisher der Meinung gewesen war, daß die russische Armee längst auf der Straße nach Moskau in vollem Abmarsch sei und der seinem Kaiser eine solche Botschaft gesandt hatte, war äußerst erstaunt, als er plötzlich auf Widerstand stieß. Hier trat eine der Neyschen Stimmungen ein, von denen uns schon sein Kollege Marmont berichtet hat: er wagte nicht, energisch anzugreifen. Seine ersten Plänkler stießen auf ein Bataillon des Regiments Tobolsk, das ein außerordentlich tüchtiger Offizier kommandierte: der Major Baron von Lüdinghausen, genannt Wolf. Dieser Mann leistete den Neyschen Versuchen, ihn über den Haufen zu rennen, einen ungeahnten Widerstand. Der Marschall schickte zum Kaiser und wieder zum Kaiser, aber Napoleon ließ nicht viel von sich hören. Es entspann sich ein hartnäckiges Plänklergefecht, aber Ney kam nicht recht vorwärts. General Korff mit der russischen Nachhut ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich gegen 11 Uhr traf Korff ein; er löste die stark mitgenommenen Abteilungen des Prinzen von Württemberg ab und nahm den Kampf auf.

Jedenfalls erwies es sich jetzt als Glück, daß Barclay unter dem Kommando des Generals Tutschkow III. eine Vorhut auf der Moskauer Straße vorgeschoben hatte. Tutschkow hatte sich zur Deckung dieser Straße hinter der Kalodnia an der Straße von



An der Stabna am 19. August 1812
Nach Faber du Faur

Wir haben das Bachtal und die waldigen Anhöhen seines linken Ufers vor uns. Die württembergische Division vom dritten Korps ist in zwei Treffen, die Geschütze vor sich, nahe dem Bach aufgestellt, die beiden anderen Divisionen desselben Korps rücken in Kolonne rechts an der großen Straße vor. Von drüben herüber spielen die russischen Kanonen, deren Feuer die diesseitige Artillerie erwidert. Schon ist links württembergische Kavallerie über den Bach gerückt und wir sehen sie die Anhöhe hinauf unmittelbar an einem Waldsaum hin chargieren. Im Vorgrund an der Spitze eines Wäldchens hält Ney mit seinem Stab und ordnet den Gang des Gefechts, das, nach den hierher gebrachten verwundeten Offizieren zu schließen, ernstlich wird.

Smolensk nach Moskau festgesetzt. Hier wurde er gegen Mittag von der Division Razout des Neyschen Korps angegriffen. Schritt für Schritt verteidigte Tutschkow den Boden und behauptete sich bis gegen 3 Uhr nachmittags, zu welcher Stunde er sich hinter den Straganbach, östlich des Fleckens Walutina-Gora, zurückzog. Hier wurde er von frischen Kräften aufgenommen und an der Schlacht von Walutina-Gora nahmen nun ungefähr 23000 Mann des russischen Heeres teil. Murat und Ney verfügten zunächst über 28000 Mann. Es kam zu einem außerordentlich blutigen Kampfe. General Barclay de Tolly selbst leitete auf der russischen Seite die Schlacht, während der Kaiser Napoleon nur kurze Zeit selbst zur Stelle war und dann nach Smolensk zurückritt. Er überließ es seinen Marschällen, die Schlacht zu Ende zu führen. Er wußte in jenen Stunden nicht, daß er unter Umständen die Armee Barclays durch einen kühnen Schachzug von der Bagrations trennen und einzeln schlagen konnte. Er glaubte, daß es sich für Barclay nur um ein Arrieregardengefecht handle, um seinen Rückzug nach Moskau zu sichern. Bevor der französische Kaiser das Schlachtfeld verließ, machte er noch einen bösen Fehler.



Bei Walutina-Gora am 19. August 1812
Nach Faber du Faur

Wir stehen im Wald diesseits des Stragan, der die Straße bis hierher begleitet hat und nun sich nördlich seiner Quelle zuwendend, sie rechtwinklig durchschneidet. Die Stelle der Brücke ist links hin von Buschwerk und Rauch verdeckt. Eine andere Brücke führt mitten im Bild aber rechts nach einem Seitental hin. Der Vorteil der russischen Stellung auf den bebuschten Anhöhen jenseits der offenen Wiesen- und Sumpfgründe ist in die Augen fallend. — Über dem Stragan an die Nebenbrücke sich anlehnend steht Artillerie des Angreifers, und der rechte Flügel verlängert sich weiter durch Infanterie in ein Gehölz hinein. Kavallerie jagt von der großen Straße abschwenkend über die Brücke zur Verstärkung dieses Flügels. Fußgehende Batterien eilen hinter ihr auf der Straße vorwärts und ihnen folgt im Laufschritt eine Kolonne französischer Infanterie dicht vor uns. — Man erkennt an den Rauchmassen drüben die verschiedenen Stellen der russischen Batterien. Ihre Granaten reichen bis hierher und eine springt beim vordersten Peloton der Infanteriekolonne. An Pferden und Menschen ist ihre Wirkung sichtbar — aber nur in der nächsten Nähe — wie im fließenden Wasser vom fallenden Stein, dessen Spur im Augenblick verschlungen ist.

Bereits holte die Division Morand vom Korps Davoust zu einer Flankenbewegung aus, als der Kaiser sie zurückrufen ließ, da er befürchtete, sie zu gefährden. Schließlich war er doch genötigt, da die Russen einen dauernden Widerstand leisteten, den General Gudin mit seiner Division Marschall Ney zu Hilfe zu schicken. Um 5 Uhr nachmittags traf Gudin ein und griff sofort die halbzerstörte Brücke über den Straganbach an. Er stieg vom Pferde und stellte sich an die Spitze des 7. leichten Infanterieregiments, ließ das Bajonett fällen und führte sein Regiment über die Brücke, ohne einen Schuß zu tun, gegen das lebhafte Plänklerfeuer und die russischen Batterien an. Jenseits der Brücke hielt er und ließ unter dem lebhaften Ruf „Vive l'empereur“ die übrigen Regimenter an sich vorbeidefilieren, als ihm ein Granatsplitter das Bein zerschmetterte und tödlich verwundete. An seine Stelle trat General Gérard. Mit diesem Gudin fiel einer der bravsten Führer der großen Armee.

So heftig in der Front angegriffen, hätte eine Umgehung des rechten russischen Flügels unbedingt zu einer schweren Niederlage der im Kampf befindlichen russischen Armeekorps führen müssen, ja unter Umständen wäre die Trennung Barclays von Bagration die Folge gewesen. — Der Kaiser Napoleon selbst war nicht zur Stelle, er war unbegreiflicherweise, wie wir hörten, nach Smolensk zurückgeritten. Gewiß ist, daß Marschall Ney und König Murat das Ihrige taten, aber wer nicht das Seinige tat, das war wiederum einmal Junot. Die linke Flanke Barclays war nur durch vier Husarenregimenter gedeckt und Junot mit seinem Korps tapferer Westfalen, ungefähr 15000 Mann an Zahl, die bisher noch gar kein Gefecht mitgemacht hatten und zum Schlagen erzbereit waren, stand kaum eine halbe Stunde Wegs vor diesem russischen linken Flügel. Er hatte seine Truppen gedeckt hinter dem Gehölz von Tebenkowo aufgestellt; aber so sehr den Marschall seine eigenen Generale drängten, er blieb untätig stehen und überließ es seinen Kollegen, wie sie mit den Russen fertig würden.

Da sprengte Joachim Murat plötzlich heran und schon hofften die tapferen Westfalen, daß sie jetzt auf den Feind losgelassen würden. „Was machst Du denn eigentlich, warum greifst Du nicht an?" rief Murat dem Andoche Junot zu. Sie standen sich alle auf du, diese alten Soldaten des Glücks. „Ach was", sagte Junot mürrisch, „meine Westfalen, die wollen nicht recht draufgehen!" Das war blanker Unsinn, denn das ganze westfälische Korps brannte auf die Schlacht. „Wart nur, ich werde ihnen Feuer machen!" rief Murat, setzte sich an die Spitze einiger Schwadronen westfälischer Kavallerie und ritt gegen die Russen. Er warf im ersten Ansturm ein russisches Reiterregiment und feuerte von neuem seinen alten Kameraden an. „Siehst Du, Dein Marschallsstab ist zur Hälfte gewonnen, jetzt gehe selbst vor und hole ihn, dort liegt Dein Ruhm, die Russen sind verloren." Junot aber, dem dieses Drängen unbequem zu sein schien, sagte mürrisch: „Ich stehe hier auf den Befehl des Kaisers selbst und weiß wohl, was ich zu tun habe." Auch der westfälische General Ochs drängte vergeblich. Junot blieb untätig. Die Russen konnten die Scharte, die ihnen Murat auf diesem Flügel gegeben hatte, wieder auswetzen, sich sammeln und sich von neuem festsetzen. So kam es nicht zu einer Umfassung des linken russischen Flügels und Ney und Murat mußten sich in der Front weiter mühen. Als schon die Dunkelheit einbrach, sammelte Marschall Ney nochmals seine vier Divisionen zu einem wütenden Sturm, den er durch einige Zwölfpfünder-Batterien unterstützte. Hier wurde der General Tutschkow gefangen, aber er ergab sich erst, als er einen Bajonettstich in der Seite und eine Kopfwunde hatte. General Konownitzyn deckte den Rückzug. Der heiße Tag hatte viel Blut gekostet. Auf französischer Seite blieben 10000 Mann auf dem Schlachtfeld, auf russischer kaum die Hälfte.

„Wir gingen jetzt in rascher Gangart vorwärts," so fährt Graf Wedel in seinem Bericht fort, „trafen immer mehr und mehr Verwundete und bald zeigte uns der Anblick zahlreicher Toter, daß hier das Gefecht begonnen habe. Es war dies die blutige Schlacht von Walutina-Gora. Sobald wir Position in der Schlachtordnung genommen hatten, erhielt die Schwadron, bei der ich stand, den Befehl, die Tirailleurs der russischen Jäger, welche mit ihrem Feuer unserer Linie lästig wurden, zu vertreiben. Als wir auf sie losgingen, liefen sie in einen Haufen zusammen und bildeten ein unregelmäßiges Karree, welches sich mit großem Mute eine Zeitlang verteidigte, so daß unsere Leute stutzten. Da riß der Eskadronchef Desessy einem Lancier die Lanze aus der Hand, schleuderte dieselbe wie einen Wurfspieß in das Karree, spornte sein Pferd und stürzte sich mitten in den feindlichen Haufen, die Schwadron ihm nach und in

einem Augenblick war alles niedergeritten. Ein Offizier wollte sich in ein nahes Gebüsch retten, ich holte ihn ein, nahm ihn gefangen und sorgte, daß ein rechtlicher Lancier ihn zurückbrachte.

Sechs- bis siebentausend Tote bedeckten das Schlachtfeld. Wir kampierten die Nacht auf demselben. Nicht zwanzig Schritt von meiner Lagerstelle lag ein schwerverwundeter Kosak, der einen Schuß durch die Brust hatte und jämmerlich stöhnte. Dicht neben ihm lag sein totes Pferd. Ich ließ ihm ein bequemes Lager bereiten und legte ihn, damit er besser Atem holen könne und den Kopf hoch habe, mit dem Rücken gegen sein Pferd, breitete etwas Stroh unter ihm aus und deckte ihn mit einer wollenen Decke zu. „Dobre, Franzuski, dobre!" stammelte er mit mattem, dankendem Tone. Er starb die Nacht, und als unsere Leute seinen Leibgürtel untersuchten, fanden sie darin eine ansehnliche Summe in Fünf- und in Zwanzig-Franksstücken. Gestern hatte er es vielleicht einem Toten oder Gefangenen abgenommen, heute ward es ihm abgenommen: heute mir, morgen dir, so gehts im Kriege.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages um 3 Uhr ritt Napoleon auf das Gefechtsfeld. Er ließ sich von König Murat die Schlacht beschreiben. Der König versuchte Junots Fehler zu bemänteln, aber der Kaiser erkannte mit klarem Blick die Gefechtslage und war auf Junot im höchsten Grade wütend. „Nicht an der Brücke", rief er aus, „sondern hier bei dem Dorfe, wo Junot stand, lag die Schlacht. Junot hat für immer seinen Marschallstab verscherzt", und zum General Rapp gewendet: „Ich übergebe Ihnen das Kommando über das westfälische Korps, Sie sprechen die Sprache dieser Leute, Sie werden ihnen als Beispiel dienen und sie dazu bringen, daß sie sich schlagen!" — Als ob die tapferen Söhne der roten Erde sich auch nur einen Augenblick geweigert hätten, sich zu schlagen! Generaloberst Junot allein war schuld, aber er war auch wieder nicht schuld, denn er war krank; allerdings der Kaiser und die Kameraden wußten das noch nicht. Der Marschall Berthier, der dem Herzog von Abrantes stets wohlwollte, König Murat, Ney, General Rapp legten sich nun dem Gewaltigen gegenüber aufs Bitten. Es lag schließlich, obgleich sie sich jeden Erfolg neideten und nur von der festen Hand des Kaisers zusammengehalten einer den andern unterstützte, dennoch ein gewisser Korpsgeist in dieser Marschallsgesellschaft und dieser Andoche Junot, der Streusand-Junot vom Lager von Toulon, war ein lustiger Bursche und ein guter Kamerad all seine Tage gewesen. Er war in seinen gesunden Tagen unglaublich verwegen, war der beste Pistolenschütze in der ganzen Armee. Napoleon ließ sich in diesem Falle nur zu gern erbitten, zunächst wehrte er sich noch. „Er ist schuld daran", grollte er, „daß die russische Armee nicht die Waffen gestreckt hat. Ich bin vielleicht dadurch verhindert, überhaupt nach Moskau zu kommen, kurz, Sie treten an die Spitze der Westfalen!" Nun erinnerte General Rapp daran, daß Junot ein mit Wunden bedeckter, tapferer Offizier gewesen, daß er in Syrien und Ägypten sich ausgezeichnet habe und mit ihm baten Berthier und der getreue Caulaincourt, kurz, der Kaiser ließ Junot dort, wo er war, an der Spitze der Westfalen.

Aber im ferneren Verlauf des Feldzuges zeigte sich wiederholt die Minderwertigkeit Junots derart, daß Napoleon ihn auf sein Gouvernement in Illyrien nach Haus schickte. Es ging bergab mit Junot. Auf einem großen Ball, den er als Gouverneur veranstaltete, erschien er in höchst seltsamen Aufzug. Er trug blank geputzte Schuhe, weiße Handschuhe, den Hut unter dem Arm, das Wehrgehäng an der Seite und an einem breiten Band um den Hals alle seine Orden, — weiter nichts, er war bis auf diese Dinge ganz nackt. Das machte ihn unmöglich. Er starb dann ein Jahr später im Juli 1813 in seinem Heimatsorte Mont-Bard in geistiger Umnachtung durch Selbstmord.

Wieder einmal war der große Erfolg, auf den der Kaiser gerechnet hatte, ausgeblieben. Er hatte selbst am allermeisten schuld, denn warum blieb er nicht auf dem Schlachtfeld, warum leitete er selbst nicht die Operationen? Sein ganzes Wesen, wir sagten es schon, zeigte in diesen Tagen von Smolensk und Walutina-Gora eine seltsame Ermüdung. Es ist verbürgt, daß er lebhaft an den Frieden dachte. Wir hörten, daß der General Tutschkow III. — es waren mehrere Tutschkows bei der Armee, mehrere Brüder, — verwundet wurde. „Der König von Neapel," berichtet Tutschkow in seinem Tagebuch, „befahl sofort seinem Arzte, meine Wunden zu untersuchen und zu verbinden." Als dies geschehen war, fragte er mich, wie stark wir im Gefecht gewesen wären und als ich antwortete, 15000 Mann, lächelte er ungläubig und sagte: „Erzählen Sie das anderen, Sie waren viel stärker!" — Nach Verlauf einiger Stunden ließ Napoleon bei mir anfragen, ob es mein Zustand erlaube, daß ich zu ihm geführt werden könne. Ich ließ ihm zur Antwort sagen, daß ich zwar noch sehr schwach sei, aber daß dennoch meine Vorstellung möglich sei. — Der Kaiser schickte den Oberst Grafen Flahault — wir haben von diesem Grafen Flahault gehört, er war der Geliebte der Hortense Beauharnais, der Königin von Holland, zu Tutschkow und ließ ihn holen. Napoleon wohnte im Haus des Gouvernements. Als Tutschkow zu ihm geführt wurde, mußte er sich durch eine zahlreiche Schar von Offizieren und Soldaten und Posten winden. Am Eingang des Hôtels hielten zwei gardes à cheval. Der Kaiser hatte vor sich eine Karte Rußlands liegen, auf welcher die Truppenstellungen durch bunte Fahnen mit Nadeln festgehalten waren. Nahe dem Fenster stand Marschall Berthier, im Zimmer vor seinem Kartentisch der Kaiser. Nun entspann sich folgendes Gespräch: „Von welchem Korps?" — „Vom zweiten Korps, Sire." — „Ach, dies ist das Korps Baggehuffwudt?" — „So ist es, Sire." — „Ist der Korpskommandant Tutschkow ein Verwandter von Ihnen?" — „Er ist mein Bruder," — „Ich brauche Sie nicht über die Stärke ihres Heeres zu fragen. Es ist mir bekannt, daß ihr Heer aus 8 Armeekorps besteht, jedes Korps aus 2 Divisionen, jede Division aus 6 Infanterieregimentern, jedes Regiment aus 2 Bataillonen. Ich kann Ihnen sogar sagen, wie stark Ihre Kompagnien sind." — „Ich sehe wohl, daß Eure Majestät über alles sehr gut unterrichtet sind." — „Das ist nicht schwer; beinahe kein Tag vergeht, wo wir nicht Gefangene machen. Es gibt vielleicht keins Ihrer Regimenter, von welchem wir nicht einige gefangene Soldaten hätten. Wollen Sie eine Hauptschlacht liefern oder wollen Sie noch weiter zurückgehen?" — „Der Kriegsplan des Obergenerals, Sire, ist mir nicht bekannt." — Nach dieser Einleitung sprach der Kaiser langes und breites über die Strategie Barclay de Tolly's und gab dann plötzlich folgende seltsame Erklärung: „Ihren Kaiser liebe ich, er ist mein Freund ungeachtet des Krieges, denn der Krieg kommt hier nicht in Betracht. Die staatlichen Vorteile können auch leibliche Brüder trennen. Der Kaiser Alexander war und wird mein Freund bleiben." Tutschkow blieb reserviert und vorsichtig. Der schlaue Russe konnte sich wohl denken, was jetzt kommen würde und es kam. Napoleon schlug dem General vor, an seinen Kaiser zu schreiben. „Ich wage es niemals," entgegnete Tutschkow, „Seiner Majestät mit meinen Briefen beschwerlich zu fallen und besonders in meiner jetzigen Lage." Nun meinte Napoleon, er könnte ja dann durch seinen Bruder oder durch den Obergeneral oder durch den Großfürsten Konstantin oder wie es sonst am besten ginge, dem Zaren mitteilen, daß Napoleon nichts sehnlicher wünsche, wie den Frieden. „Wir haben," fuhr der Kaiser fort, „bereits genug Pulver verknallt und Blut vergossen. Ich hege keinen Groll gegen Rußland; wenn ich mit den Engländern zu tun hätte, so wäre das eine andere Sache, aber Rußland ist mir eigentlich kein Feind. Sie wollen Kaffee und Zucker haben? Nun wohl, Sie werden es haben. Mögen



Auf der Straße nach Wiäsma am 20. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig



Zwischen Dorogobusch und Slawkowo am 27. August 1812
Nach Faber du Faur

An der großen Straße zwischen Dorogobusch und Slawkowo, 22 Stunden von Smolensk. Der 27. August. Es ist bekannt, daß sich mehr als ein Soldat der großen Armee in diesen Tagen des Verschmachtens den raschen Tod selbst gab. Hier sitzen zwei französische reitende Jäger und ein Trainsoldat von der Garde beim Kochfeuer am Boden, so schwermütig und trüb, als falle wie eine dumpfe Ahnung die schwarze Zukunft des ganzen Heeres über sie herein. Edle, schöne Franzosengesichter, nicht gewohnt, diesen Ausdruck zu zeigen, Männer, nicht gewohnt, solche Hände im Schoß zu falten. Ihr Gespräch scheint ein Totengespräch zu sein. Sie achten auf die liebliche Landschaft nicht, noch auf die schöne Kirche, die in ihren Formen schon nach Byzanz weist und in ihren minaretartigen Türmen, in ihrer quadratischen Grundmasse auch die Verwandtschaft mit dem Islam anzeigt.

die Generale, die besonders bei Ihnen im Ansehen stehen: Bagration, Dochturow, Ostermann, Ihr Bruder und andere zu einem Kriegsrate zusammentreten und die beiderseitigen Verhältnisse der Armeen näher betrachten. Wenn sie dabei finden, daß auf russischer Seite mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolges ist, so können sie ja bestimmen, wo und wann es ihnen vorteilhaft erscheint, sich zu schlagen. Wenn sie aber zu der Überzeugung kommen, daß alle Vorteile auf meiner Seite sind, wie dies doch wirklich der Fall ist, wozu sollen wir alsdann noch länger Blut vergießen?" Die Unterredung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem General Tutschkow dauerte länger als eine Stunde. Der Kaiser befahl, dem gefangenen Offizier seinen Degen zurückzugeben. General Tutschkow schrieb den Inhalt der ganzen Unterredung an seinen Bruder und übergab das Schreiben dem Marschall Berthier, der es in das russische Hauptquartier sandte. Der Brief blieb unbeantwortet. Kaiser Alexander wollte eben nicht unterhandeln, so lange noch ein feindlicher Soldat auf dem Boden seines Reiches stand.



Das Korps des Vizekönigs Eugen passiert den Wop am 25. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Es ist kein Zweifel, daß die Siege von Smolensk und Walutina-Gora für den Kaiser Napoleon eigentlich nichts waren als Pyrrhussiege, denn jede dieser blutigen Schlachten zehrte am Marke seines Heeres. Man darf schätzen, daß in diesen Augustgefechten das französische Heer um 20000 Mann geschwächt wurde. — Napoleon dachte denn auch lebhaft daran, hier in Smolensk stehen zu bleiben und für seine Heere Winterquartiere zu sichern; er blieb fünf Tage in Smolensk, arbeitete daran, die Verbindungen mit Litauen und den Magazinen an der Weichsel zu sichern und Verstärkungen an sich zu ziehen. Für die Marschbataillone wurde eine andere Etappenstraße gewählt, die über Smorgoni, Minsk und Orsza führte und den Truppen mehr Sicherheit für ungehindertes Herankommen an die Hauptarmee bot. In Smolensk wurden für die vielen Tausende von Verwundeten Lazarette errichtet, aber leider mangelte es am Nötigsten, an Medikamenten, an Lebensmitteln, ja, es fehlte sogar an Leinwand, die Wunden zu verbinden und man mußte aus den Archiven der Behörden Papier dazu nehmen. Die Wundärzte arbeiteten Tag und Nacht; ihre Kräfte waren aber zu schwach, um all die Tausende zu verbinden und zu versorgen. So starben viele dieser Männer, die bei guter und regelrechter Pflege wohl am Leben erhalten worden wären. Die Hitze war so stark, daß man damals in Smolensk noch 26° Reaumur maß, und da die Toten nicht umgehend begraben werden konnten, so entstanden verderbliche Miasmen und ansteckende Krankheiten.

Die Marschälle und Generale hofften, daß der Kaiser seinen Plan, bei Smolensk stehen zu bleiben, ausführen würde, ja, als am Tage nach der Schlacht von Walutina-Gora der Kaiser auf Junot schalt und ihm schuld gab, daß er nun nicht nach Moskau gelangen könnte, sagte der gerade Rapp, daß die Armee eine Expedition nach Moskau ja gar nicht mehr erwarte. Der Kaiser blieb einen Augenblick nachdenklich, sagte dann aber kurz: „Der Wein ist eingeschenkt, er muß getrunken werden." Seine Worte zeigen an, daß der Kaiser dennoch nicht von seiner alten Weise lassen konnte und wollte: durch einen endgültigen Sieg dem Gegner den Frieden aufzuzwingen. Die Politik zwang hier den Staatsmann einen Fehler zu machen, den der General nicht hätte machen dürfen. Im ganzen verfügte Napoleon damals noch über ungefähr 150000 Mann Truppen. Damit glaubte er den großen Wurf wagen zu können. Von Dorogobusch aus, wo er am 26. August eintraf, befahl er dem Herzog von Belluno, dem Marschall Viktor, mit seinem Reservekorps, das sich inzwischen an der Weichsel neu gebildet hatte, gegen Wilna vorzumarschieren. Von seinen Rheinbundfürsten, seinen deutschen Vasallen, forderte er Ergänzungstruppen und sie willfahrteten nochmals. In Frankreich selbst ließ er eine neue Konskription von 140000 Mann ausschreiben und der Senat entsprach seinem Wunsche; denn welchem kaiserlichen Wunsche hätte dieser Senat wohl nicht entsprochen?

Aber dennoch sah es in Paris mit der Stimmung insgeheim nicht so gut aus. Der Polizeipräfekt von Paris, Pasquier, begegnete in jenen Tagen, als die Order zur abermaligen Konskription in Paris eintraf, dem Marineminister Decrès, demselben Decrès, mit dem der Kaiser einst jenes eigentümliche Gespräch nach seinem Krönungstage geführt hatte, in welchem von der Gottheit Alexanders des Großen und der Aufgeklärtheit der Pariser Fischweiber die Rede war. Decrès galt viel beim Kaiser, und Pasquier, der dem Minister sonst persönlich fern stand, war tief erschrocken über die seltsame Sprache, die Decrès führte. „Was jedermann sieht," sagte der Marineminister zu Pasquier, „der Kaiser sieht es nicht oder er ist wahnsinnig, daß er alles von sich fern hält, was ihn in seinen vermessenen Entwürfen zu stören scheint. Unterdessen läßt Marmont sich in Spanien von Wellington schlagen. Dieser Niederlage von Salamanka im Juli wird vielleicht binnen sechs Monaten der Verlust ganz Spaniens



Der Vizekönig Eugen am Ufer des Woy am 25. August 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Vertsch in Leipzig

folgen, aber das alles macht dem Kaiser nichts aus und wird ihm niemals etwas ausmachen, er wird immer denken, daß er einfach neue Rekrutenaushebungen zu befehlen braucht, denn soeben hat ihm der Senat ja wieder 140000 Mann bewilligt, das macht im Laufe dieses Jahres insgesamt 440000 Mann! Wird ein Bogen, der in solcher Weise angespannt wird, nicht bald brechen? Ich sage Ihnen, er ist ein verlorener Mann!" — So sprach der Marineminister Decrès zum Polizeipräfekten Pasquier, und wie dieser Decrès dachten schon viele einsichtige Männer in Paris, dachten selbst viele Marschälle, viele Generale und Stabsoffiziere im Hauptquartier des Kaisers.

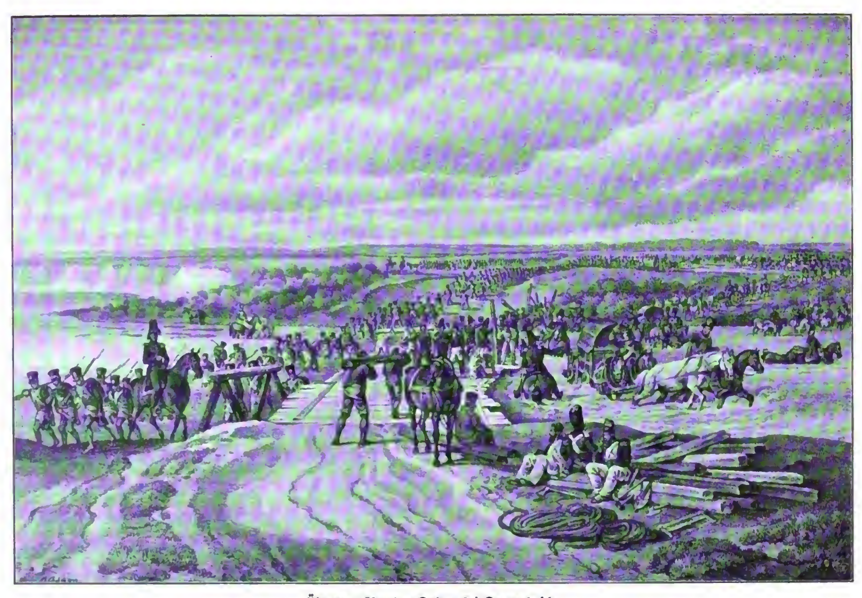
Aber der Kaiser Napoleon ging den Weg, den er gehen mußte, den seine ganze Natur und sein Schicksal ihm vorschrieben; nach seiner Meinung gab es kein Zurück mehr für ihn, denn wie sollte es mit dem gewaltigen Vasallenreich werden, wenn er ein Unternehmen ohne Erfolg fallen lassen mußte, auf welches die ganze Welt ihr Auge gerichtet hatte! Die Bajonette hatten geholfen, sein Kaiserreich aufzurichten, die Bajonette mußten ihm helfen, es zu halten.

Er stand noch sechsundfünfzig Meilen, und wenn er drei Meilen Tagemarsch rechnete, also siebzehn bis achtzehn Tagemärsche von Moskau. Er hatte von Kundigen auf Grund der Wetterbeobachtungen von 30 Jahren einen Voranschlag machen lassen, wie lange er wohl noch Zeit haben würde, den Krieg bei erträglicher Witterung fortzuführen und es war ihm herausgerechnet worden, daß er noch über zwei Monate, also über die Monate September und Oktober, verfügen könne. Diese Zeit schien ihm genug, um endlich den Widerstand des Zaren zu brechen und Alexander zum Frieden geneigt zu machen. Er wußte, daß eine einzige entscheidende Schlacht, ihn zum Herrn von Moskau machen würde und von dem Besitz von Moskau erhoffte er einen ehrenvollen Frieden. Dieses glänzende, hochgetürmte Moskau, diese uralte Zarenstadt pries er seinen Soldaten als das Ziel und zugleich das Ende ihrer Anstrengungen. Damit peitschte er sie an, ihr Letztes in anstrengenden Märschen herzugeben und in bevorstehenden Schlachten ihr Leben für dies Ziel einzusetzen.

Hier hinter Dorogobusch vorwärts nach Wiäsma sah ein Augenzeuge die prachtvollen kaiserlichen Garden:

„Der Kaiser ist in der Nacht bei unserem Biwak, in dem wir zu beiden Seiten der Moskauer Straße stehen, vorbeigekommen. Gegen Mittag marschierten erst die französischen Garden ab. Ich sah solche zum ersten Male und werde den Eindruck, den die Grenadiergarde auf mich machte, nie vergessen. Das sind dem Äußeren nach, worauf ich mich nur hier beschränken will, Soldaten im vollkommensten Sinne des Wortes! Ich habe wohl im allgemeinen, der Taille nach, größere Soldaten, aber nie eine so große Anzahl bärtiger, sonnenverbrannter und spiritueller Gesichter vereinigt gesehen. Viele mochten wohl darunter sein, die nicht über sieben Zoll maßen, aber diese waren durch einen sehr kräftigen und muskulösen Körper entschädigt; ich sah diese versuchten, des Krieges gewohnten Soldaten im Feldschritte passieren und hatte die beste Gelegenheit, zu beobachten, mit welcher militärischen Gewandtheit und Leichtigkeit sie daherschritten und Gewehr und Tornister trugen; auch söhnten mich diese Soldaten mit den Bärenmützen (gewiß eine recht zwecklose militärische Kopfbedeckung) einigermaßen wieder aus, weil solche mir gewissermaßen die Überzeugung aufzudringen schienen, daß auf diese Gesichter Bärenmützen gehören und sie diese als eine Zierde trugen, weil sie einen Feind im Kampfe erlegt hatten."

Die große Moskauer Heerstraße hatte eine beträchtliche Breite und war mit einer doppelten Allee von Birken besetzt; sie führte über eine weite Ebene dahin und an ihr lagen



Übergang über den Dniepr bei Dorogobusch

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

blühende Städte: Dorogobusch, Wiäsma, Gschatsk, die damals je 12—15000 Einwohner hatten. Überall war die Ernte geschehen und die Ernährung des Heeres ließ sich jetzt besser durchführen, als vordem in Litauen.

In dicht gedrängten Kolonnen wurde der Vormarsch angetreten. Zunächst wie immer König Joachim Murat mit seiner Reitermasse, dann Marschall Ney, dann Davoust und die Kaisergarde. Die Nachhut bildeten die Westfalen unter Andoche Junot. Rechts der großen Heerstraße ging Fürst Poniatowski mit seinen Polen vor, links der Vizekönig Eugen Beauharnais mit seinen Italienern. Das Kavalleriekorps des Generals Latour-Maubourg deckte nach rechts die Flanke der Armee und marschierte über Jelnia. Der Waldbestand dieser Gegend war viel geringer als bisher an den Ufern der Düna und des Dniepr. So wurde die Übersicht erhöht und der Marsch fand keine Schwierigkeiten.

„Am 27. August," berichtet Graf Wedel, „stießen wir bei Ribeky auf den Feind, Murat war bei der Spitze der Avantgarde. Nachdem er dieselbe hatte halten und aufmarschieren lassen, ritt er in Begleitung eines einzigen Adjutanten weit voraus auf eine Anhöhe, von wo er mit dem Fernrohre nach allen Seiten ausschaute. Nach etwa 10 Minuten kehrte er im gestreckten Galopp zurück, als dicht hinter ihm eine Granate einschlug. Augenblicklich hielt er sein Pferd an, sah sich nach der Kugel um und ritt im Schritt weiter, bis sie geplatzt war; dann erst jagte er im Galopp auf uns zu. Ein tausendstimmiges, begeistertes „Vive le roi de Naples!" tönte aus den Reihen der Truppen, welche mit Staunen diese kühne Verachtung der Gefahr gesehen hatten.

Gleich darauf rückten wir in Front aufmarschiert vorwärts, bis wir an eine Schlucht kamen, hinter welcher auf erhöhtem Terrain Infanterie-Tirailleurs waren und uns mit ihrem Feuer belästigten. Murat, der beim Obersten hielt, befahl diesem ein Peloton abzusenden, „pour chasser cette canaille-là du bord du ravin."*) Der Oberst entgegnete: „Deux pelotons feraient meilleur effet!"**)

„Ils ne valent qu'un!"***) antwortete Murat. Ich ward beordert, mit meinem Zuge den Befehl auszuführen. Auf den Feind gerade loszugehen, war unmöglich, weil das Terrain frei, die Schlucht tief und das jenseitige Ufer höher war. Ich ritt daher im Trabe erst zurück, dann links ab, fand, vom Feinde unbemerkt, in einem kleinen Gebüsch eine bequeme Passage durch die hier nicht tiefe Schlucht und fiel mit lautem Hurra über den ersten Flügel der Tirailleurs her, der dem Busche zunächst stand. Die vordersten warfen sich auf die Erde; weil wir aber aus Erfahrung wußten, daß sie bald wieder aufstehen und hinter uns herfeuern würden, so hatte ich schon vorher befohlen, alles, was am Boden liege, mit der Lanze zu durchstechen. Während wir ihnen so viele Leute töteten oder blessierten, liefen die übrigen nach der Mitte zu auf einen Haufen zusammen, waren jedoch nicht ruhig genug, um ihren Schuß zu behalten, sondern richteten schon aus der Ferne ein unsicheres Feuer auf uns, das uns keinen Schaden tat. Ich führte nun meinen Zug im gestreckten Lauf auf diesen Haufen und war so glücklich, ihn gleich im ersten Chok niederzureiten. Es ward nun niedergehauen und -gestochen, was Säbel und Lanze erreichen konnte. Da fiel plötzlich ein Kartätschschuß unter uns: — wie man auf einen Wolf schießt, der mit einem Menschen im Kampfe ist, auf die Gefahr hin diesen zu treffen, so schossen die Russen auf uns, ohne sich um die eigenen Leute zu kümmern; — gleich darauf fiel ein zweiter Schuß, der vier Pferde niederwarf und in geringer Entfernung sprengte ein starker

*) Um jene Kanaillen dort zu verjagen.

**) Zwei Pelotons werden mehr Erfolg haben!

***) Nicht mehr als eines!



Im Biwak vor Wiäsma am 30. August 1812
Nach Faber du Faur

Das Bild zeigt uns am Morgen des 30. August von einer nahen Anhöhe aus, um welche das dritte Korps lagert, und auf welcher die Generale im Gespräch versammelt sind — den Brand von Wiäsma — einer Stadt von 15000 Seelen, die wie Dorogobusch und wie die meisten anderen Orte auf und neben der Straße schwerlich von den Bewohnern selbst angezündet worden ist. Wo eine Kosaken-Arrieregarde abzieht, welche Vorräte, die man etwa nicht fortschaffen konnte, zerstören soll, wo eine französische Avantgarde einzieht, ein französisches Kommando durchzieht, die bekanntlich Feuer und Licht nie sorglich bewahren, wo alle Häuser von Holz sind, ist die Feuersbrunst unermüdlich. Auf einer Flammenstraße mußte der große Eroberer dahin ziehen.

Haufen Kosaken auf uns ein, auch richteten die Tirailleurs, welche sich in die Schlucht gerettet hatten, ihr Feuer auf uns. Jetzt rief ich meinen Leuten zu: „Auseinander! alle einzeln zurück, so gut jeder kann!“ Nach dem Holze, wo wir hergekommen waren, konnten wir nicht zurück, weil von dort her die Kosaken kamen. Auf meinen Ruf verschwanden meine Leute in der Schlucht, gerade als ein dritter Kartätschschuß auf uns abgefeuert wurde.

Als wir an der anderen Seite der Schlucht an dem steilen Ufer, dieser zu Fuß, sein Pferd nach sich ziehend, jener zu Pferde, wie jeder der Kraft seines Tieres traute und das Terrain es erlaubte, hinaufkletterten, erschienen die Kosaken am anderen Ufer und feuerten einige unwirksame Schüsse auf uns ab. Ich hatte vier Pferde und zwei Mann verloren. Als ich einrückte und den König von Neapel salutierte, sagte er: „C'est bien! vous les avez vigoureusement chassés!“*) Zum Obersten sagte er: „Notez-le pour la croix; vous voyez qu'un peloton a suffi; avec deux, vous auriez perdu plus de

*) Sehr gut! Sie haben sie gehörig gejagt. —

monde. Soyez avare avec vos gens!"*) Das Terrain, wo dies kleine Scharmützel verfiel, lag höher und konnte von der Division übersehen werden; so war dies eine von den glücklichen Gelegenheiten, wo ein Offizier mehr durch Zufall, als durch eigenes Zutun sich Lob und Auszeichnung erwirbt. Ich habe den Orden der Ehrenlegion dafür erhalten."

Auf das russische Volk machte die Übergabe von Smolensk an die Franzosen einen tiefen Eindruck. Die altrussische Grenzstadt, das Tor des Landes in Feindeshand, das war bitter. Geflissentlich hatte die russische Regierung bis jetzt immer nur die Nachrichten von Siegen in das Volk dringen lassen und die glücklichen Gefechte des Wittgensteinschen Korps an der Düna, sowie der Erfolg des Generals Tormassow gegen die Sachsen bei Kobryn waren zu großen Siegen aufgebauscht und öffentlich waren Dankfeiern mit Tedeum für diese Erfolge der russischen Waffen abgehalten. Immer hieß es: „Smolensk wird das Grab der Franzosen sein" — und dennoch war jetzt die Stadt in den Händen des französischen Kaisers und 4000 Mann seiner jungen Garde lagen innerhalb ihrer Mauern.

Natürlich suchte der Russe, der Soldat sowohl wie der Bürger, für das ständige Zurückgehen der Armee einen Sündenbock und natürlich war es kein anderer als Barclay de Tolly, der angeschuldigt wurde, seine Pflicht nicht getan zu haben. Im Heere herrschte ein tiefer Unmut gegen diesen General und am Hofe zu Petersburg besorgten Großfürst Konstantin und General Bennigsen und ihre anderen Helfer, daß nach Kräften gegen Barclay intrigiert wurde. Kaiser Alexander war nicht so leichtgläubig, alles das, was ihm zugetragen wurde, für bare Münze zu nehmen; er wußte ganz gut, was er an dem General Barclay de Tolly hatte, er wußte auch, daß er zur Zeit keinen besseren Mann an die Spitze des Heeres stellen konnte, aber er mußte auf der einen Seite mit dem immer lauter werdenden Volkswunsch nach einem Nationalrussen als Oberfeldherrn rechnen und auf der anderen Seite sich hüten, die kleine mächtige Partei, die sich um den Großfürsten Konstantin geschart hatte, sich zur Feindin zu machen. Ein dritter, nicht zu unterschätzender Grund aber war der, daß in Kutusow an die Spitze der Armee ein Mann gestellt wurde, zu dem jeder gemeine Soldat ein unbedingtes Zutrauen hatte.

Dem Kaiser Alexander wurde die Wahl des neuen Oberfeldherrn der russischen Armee herzlich schwer; zudem waren aus der Armee selbst lebhafte Wünsche nach Petersburg gedrungen, daß Fürst Bagration, der sich bisher dem General Barclay freiwillig untergeordnet hatte, das Oberkommando übernehmen solle. Bagration selbst war ein so vornehmer Charakter, daß es ihm ganz fern lag, gegen Barclay zu hetzen und zu intrigieren, aber er mußte es wiederum für seine Pflicht halten, seine Meinung ganz frei auszusprechen und das hat er in ehrlicher Weise getan. „Die ganze Armee," schrieb er nach Petersburg, „hat mich einstimmig gebeten, daß ich das Oberkommando übernehmen solle, ich habe aber nichts darauf erwidert, weil mir der Wille meines Monarchen höher steht; man mag mich um Gotteswillen senden wohin man will und wenn es als Regimentskommandeur nach der Moldau oder dem Kaukasus sei: hier kann ich nicht bleiben, das ganze Hauptquartier ist hier mit Deutschen so angefüllt, daß es einem Russen unmöglich ist zu existieren." Kaiser Alexander legte schließlich die Wahl eines neuen Oberfeldherrn in die Hände eines Komitees, und die hohen Herren, die diesem angehörten, einigten sich auf den alten Kutusow, der, lorbeerumkränzt, gerade aus der Türkei zurückgekehrt war. Das schien der richtige Mann. Hatte ihn nicht die große Katharina, die Anhalterin, „mein Kutusow" genannt? Wenige Tage bevor das Komitee sich auf Kutusow einigte, hatte Kaiser Alexander, der

*) Notieren Sie ihn für das Kreuz (der Ehrenlegion)! Sie sehen nun, daß ein Peloton genügte; mit zweien würden Sie nur mehr Leute verloren haben; seien Sie sparsam mit den Leuten!



Michael Ilarionowitsch Golenischtschew Fürst Kutusow

sich wohl denken konnte, auf wen die Wahl fallen würde, den Besieger der Türken zum Fürsten ernannt. Am 20. August, dem Tage nach der Schlacht von Walutina-Gora ließ der Kaiser den General zu sich rufen und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber aller Armeen und der gesamten russischen Landwehr. Ganz Rußland jubelte über diese Ernennung, denn hier waren alle Bedingungen erfüllt. Ein Vollblutrusse, welcher der Welt gezeigt hatte, daß er zu siegen verstand, zugleich aber der an Rang älteste General der Armee übernahm den Oberbefehl, und allerorten hoffte man, daß jetzt die Dinge eine andere Wendung nehmen würden.

Michael Ilarionowitsch Golenischtschew Kutusow war, als er an die Spitze der russischen Heere trat, 67 Jahre alt. Ein sehr verwickelter Charakter dieser Kutusow; persönlich tapfer und die Gefahr für nichts achtend, war er im Grunde kein Draufgänger, wie der alte Suwarow, den er gern zu kopieren liebte. Es war nicht seine Art alles auf eine Karte zu setzen; aber er war klug, genug jede sich irgendwie bietenden kleinen Vorteile gegen den Feind zu nützen. Er einte in sich zugleich die Eigenschaften eines Feldherrn und eines gewiegten Diplomaten, er war ein fein gebildeter Hofmann und verstand den Zaren richtig zu behandeln, obgleich Alexander diesen Mann nicht gerade liebte und ein Freund der Deutschen war. „Der Kaiser," so schreibt Oberst von Wolzogen, „willigte nur ungern ein, da er für seine Person kein besonderes Vertrauen in Kutusow setzte, ihn vielmehr als einen unmoralischen Intriganten, ja gefährlichen Charakter persönlich verachtete." Aber all diesen altrussischen Herren war ja der Zar mehr das „Väterchen" als die Majestät. Barclay und den deutschen Herren, höchstens mit Ausnahme des alten in allen Sätteln gerechten Generals von Bennigsen, blieb der Zar immer die westeuropäische Majestät, der man diente, ehrlich und aufopfernd diente, der man aber als aufrechter Mann schließlich nicht die letzte Willensfaser beugte. Bei diesen Russen war das anders. In ihrem Verhältnis zum Zaren bestand eine gewisse Vertraulichkeit, erzeugt durch jahrhundertelange Gewaltherrschaft, die auch den Verdientesten heute noch nach Sibirien schleudern konnte, um ihn in wenig Wochen vielleicht wieder zu rufen und an die erste Stelle zu setzen. Man wußte in diesen Kreisen, daß das, was heute Gesetz war, morgen nicht mehr gelten konnte. Man duldete vom Zaren das Undenklichste und erlaubte sich auf der anderen Seite wiederum die allergröbsten Vertraulichkeiten, wie sie Westeuropa selbst bevorzugten Monarchengünstlingen nicht gestattete, denn diese russischen Herren wußten immer, daß sie als letztes Mittel Verschwörungen und Staatsstreiche hatten. — In solchem Verhältnis stand auch Kutusow zum Kaiser Alexander. Wir entsinnen uns des Augenblicks, der auch in diesen Blättern geschildert wurde, als bei Austerlitz der Zar mit Kutusows Anordnungen nicht zufrieden war und der General seinem Oberherrn kurz antwortete: „Dann befehlen Sie, Sire." Auf der anderen Seite aber zeigte er eine Unterwürfigkeit und eine Kunst der Schmeichelei gegenüber dem Kaiser und einflußreichen Personen des Hauptquartiers, die ein Deutscher nie fertig gebracht haben würde. In einer Episode des Krieges, so wird erzählt, empfahl man dem Feldmarschall einen besonderen Artilleriekommandanten zu ernennen. „Aber gewiß," sagte Kutusow, „Hierzu eignet sich am besten Rieswij, der hat Verstand, Erfahrung und kennt dies Geschäft besser als alle anderen." Kaum hatte Kutusow diese Worte gesprochen, in welchen doch eine Ernennung lag, als ein Generaladjutant des Kaisers eintrat und zu dem Feldmarschall sagte: „Seine Majestät der Kaiser wünscht, daß das Kommando der gesamten Artillerie einer Person übertragen wird, die Wahl sei Eurer fürstlichen Durchlaucht überlassen. Seine Majestät glaubt aber, daß für diesen Platz der General Jermolow sehr geeignet wäre." — „Aber fragen Sie nur den Herren

hier," antwortete Kutusow blitzschnell, indem er auf den General zeigte, der soeben die Ernennung Rieswijs entgegengenommen hatte, „fragen Sie nur den Herrn, wir haben soeben verabredet und ich selbst wollte Seine Majestät darum bitten, daß General Jermolow Artilleriekommandant werden möchte, kann man denn überhaupt eine bessere Wahl treffen?" So war Kutusow. Der alte 67jährige Herr war also ein guter Komödiant und verstand sich auf manches Rollenfach. In seiner neuen Stellung als Oberkommandant der russischen Armee hielt er es für gut den großen Suwarow zu mimen. Am 29. August traf er bei der Armee in Zarewo-Saimischtsche ein, ganz Suwarow. Sein Rock hatte keine Epaulettes, eine Ledermütze ohne Schirm bedeckte seinen Kopf, über der einen Schulter hing lässig die Schärpe, über der anderen der historische Kantschu, aber leider konnte er nicht wie sein Vorbild Suwarow dauernd zu Pferde sitzen. Ausschweifungen und Schlemmereien die er bis in dies hohe Alter nicht lassen konnte, hatten den Körper arg mitgenommen, dennoch lief es wie ein Lauffeuer durchs Lager: „der alte Kutusow ist gekommen, um die Franzosen zu schlagen" und das war viel. Als Kutusow auf seiner Reise ins Hauptquartier der Armee zu Gschatsk Generalstabsoffiziere antraf, die zur Erkundung von Stellungen an der Moskauer Straße ausgesandt waren, herrschte er sie an: „Rückwärts, meine Herren, brauchen wir keine Stellungen mehr, wir sind ohnehin weit genug zurückgegangen." Als der einäugige Feldherr, er hatte schon als junger Mensch in einer Türkenschlacht sein rechtes Auge verloren, dann mühsam zu Pferde sitzend, in einem Aufzuge à la Suwarow durch das russische Lager ritt, brach von allen Seiten der Jubel der Soldaten aus. Als er an den Reihen der Truppen entlang ritt, sagte er wie im Selbstgespräch, aber natürlich so laut, daß jedermann es hören konnte: „Nun, wie kann man mit solchen jungen Leuten zurückgehen!"

Obgleich Fürst Kutusow viel zu klug war, um nicht zu wissen, daß auch für ihn ebenso wie für seinen Vorgänger Barclay de Tolly zunächst das Heil in einem vorsichtigen Zurückgehen liegen würde, tat er, da ganz Rußland doch eine Schlacht wünschte und nach einer Kraftprobe zwischen seiner Armee und den Franzosen dürstete, zunächst so, als sei er entschlossen, vorzugehen und anzugreifen, oder doch in der Stellung, die er bei Zarewo-Saimischtsche vorfand, dem Feinde die Schlacht anzubieten. In Begleitung Barclays beritt Kutusow die Stellung der Armee, hielt sie für günstig und fest und befahl mit den Schanzarbeiten fortzufahren. Aber dann plötzlich schlug seine Stimmung um. Mit ihm war so mancher zurückgekommen, welchen die Festigkeit Barclays allmählich aus dem Hauptquartier entfernt hatte. Als Generalquartiermeister brachte Kutusow auch den General von Bennigsen mit, der immer seine Lust im Verneinen und Intrigieren fand und ein persönlicher Feind Barclays war. Der und andere Besserwisser veranlaßten Kutusow diese Stellung aufzugeben, indem sie ihm beibrachten, daß es für seinen Ruhm doch nicht vorteilhaft sei, sich in einer Stellung zu schlagen, die sein Vorgänger für ihn ausgesucht habe, kurz, Kutusow der bei seinem Eintreffen großartig jedes Zurückgehen abgeschworen hatte, mußte jetzt selbst die Befehle zum weiteren Rückzug geben. Indessen muß man, um Kutusow gerecht zu werden, erwähnen, daß von anderer Seite berichtet wird, er habe den Plan, sich auf den Höhen von Borodino zu schlagen, schon von Petersburg her mitgebracht. Da er es nun durchaus nicht liebte, seine Entschlüsse nur eine Minute früher, als es ihm Zeit schien, kundzugeben, so ließ er ruhig an den Verschanzungen der von Barclay gewählten Stellung weiter arbeiten und gab dann plötzlich im letzten Augenblick erst seinen Entschluß kund, sich noch weiter gegen Moskau zurückzuziehen. Außerdem hatte er die Absicht, die Verstärkungen, die der General Miloradowitsch ihm zuführte, an 15000 Mann, noch an

sich zu ziehen, bevor er die Entscheidungsschlacht vor den Toren Moskaus lieferte. Denn die Kämpfe um Smolensk und das heftige Treffen bei Walutina-Gora hatte der vereinigten russischen Armee doch starke Verluste gebracht. Eine Schlacht, das erkannte Kutusow, mußte geliefert werden, schon der ganzen Volksstimmung wegen und weil auch das Heer sie verlangte. Das ständige Zurückziehen hatte auf den Geist der Truppen, wenigstens in vielen Regimentern, nicht gut gewirkt. Die Regimentskommandeure waren machtlos gegen das Marodieren, daß inzwischen auch im russischen Heere einriß. Kutusow erwähnt in einem Armeebefehl, daß an einem Tage 2000 in der Gegend umherstreifende Soldaten, die sich ohne Erlaubnis von ihren Regimentern entfernt hatten, von der Gendarmerie aufgegriffen wurden. Er will gegen die Ergriffenen dies eine Mal Gnade für Recht ergehen lassen, droht aber an, sie in Zukunft wegen Landstreichens mit dem Tode zu bestrafen. Man darf aber aus diesen Erfahrungen nicht etwa auf den Geist der ganzen Armee schließen, der war einwandfrei und gut. — Prinz Eugen von Württemberg schreibt über die Qualität der russischen Soldaten bemerkenswerte Worte:

„Den eigentlichen Gehalt der russischen Truppen zu prüfen, fand ich hinlänglich Gelegenheit und überschätze ihn wohl nicht in folgenden Angaben: Der junge Rekrut ist gewöhnlich duldsam, sehr gelehrig und findet sich leichter in sein unabwendbares Schicksal, als es in anderen Ländern mit Gewalt ausgehobene, ihrem gewohnten friedlichen Lebenskreise entrissene Landleute tun würden. Im Verlauf einiger Zeit wird das Regiment sein neues Vaterland, und von dem Grade der Anhänglichkeit, dessen ein russischer Soldat für das seinige beseelt sein kann, muß man Zeuge gewesen sein, um daran glauben zu können. Kein Wunder also, daß sich mit solchen Gesinnungen der russische Soldat gut schlägt. Auch ist er zu einem Grade von Anhänglichkeit an seinen Anführer, den er einmal lieb gewonnen hat, fähig, der meines Erachtens nach, in keiner anderen Armee übertroffen werden kann. So viel darf ich als für die Masse geltend erkennen. Der Subalternoffizier ist durchschnittlich sehr tapfer; nur in den allerseltensten Fällen habe ich davon Ausnahmen erkannt, wenigstens wäre es einer feigen Natur schwer geworden, sich unter den Kameraden zu erhalten, und es mag daher gekommen sein, daß ich in der Linie fast lauter mutige, oft tollkühne Offiziere erkannte."

Der neue Oberfeldherr befehligte also nach diesen Darstellungen ein ausgezeichnetes Menschenmaterial; dazu kam, daß er die Verstärkungen Miloradowitschs und allmählich auch bereits ausgerüstete Abteilungen der russischen Landwehr an sich heranziehen konnte, so daß sich die Verluste, die bei Smolensk und auf dem weiteren Rückzug eingetreten waren, nicht nur ausglichen, sondern die russische Armee sich sogar verstärkte. — Der Kaiser Napoleon dagegen hatte einstweilen Verstärkungen nicht zu erwarten. Die Verluste in den Schlachten und die Verluste auf dem Marsch konnte er nicht ersetzen, vielmehr war er gezwungen auch noch Besatzungen zu detachieren, wie diese 4000 Mann junger Garde, die auf dem Schlachtfelde bitter notwendig waren und die er jetzt in Smolensk lassen mußte. Und jeder Tag des Vormarsches kostete Menschen. Die russische Hitze hielt an; unter 26° Reaumur gab es längst nicht. Alles was an Ernährung für die Soldaten der großen Armee noch aufgetrieben wurde, bestand in einer Hand voll Mehl und einem Stück Rindfleisch von den Schlachtherden, die im Train geführt wurden. Salz, um Fleisch und Mehl zu würzen, gab es überhaupt nicht mehr. Dabei fehlte es an Wasser. Die Russen pflegten ihre Biwaks und Lager am östlichen Ufer der Flüsse zu beziehen, sodaß die nachdrängende Vorhut der Franzosen nicht heran konnte; was in Tümpeln und Teichen den Franzosen erreichbar war, war meistens verdorben. Die Verluste wurden allmählich unheimlich. Die

Mordbrennerei in der Armee oder vielmehr zur Seite der Armee nahm immer mehr überhand. „Wohin das Auge blickt", schreibt Oberstleutnant von Loßberg aus Dorogobusch, „sieht man brennende Dörfer und ich finde darin die Bestätigung, daß diese von den Einwohnern, sobald die russische Armee zurückgeht, verlassen und wenn nicht vorsätzlich, unsererseits durch Unvorsichtigkeit oder aus Nachlässigkeit angezündet werden. Letzteres geschieht dadurch, daß in allen Wohnungen der Russen sich Backöfen befinden, daß unsere Soldaten besonders die Nachzügler und Marodeure von allen Armeekorps die Backöfen zum Brotbacken benutzen und dann das entzündete Feuer nicht wieder auslöschen, oft aus Ärger darüber, weder Menschen noch Nahrung noch sonst etwas von Wert in den Häusern gefunden zu haben. Von den zu beiden Seiten der Straße befindlichen Schlössern und adligen Höfen sieht man nur noch die Trümmer und wenn sie noch nicht abgebrannt sind, so findet man trotzdem gewiß keine Dielen und keine Möbel, welche nicht aufgehoben oder zerschlagen sind, weil die Marodeurs kostbare Gegenstände oder Geld darin gesucht haben. Ebenso ergeht es den Tapeten und besonders den Spiegeln, die in tausend Fetzen und Stücken in den Zimmern umherliegen. Das Herz blutet einem, wenn man diese Greuel sieht, welche so ganz nutzlos und selbst zum größten Nachteil unserer eigenen Subsistenz ausgeübt werden und woraus uns besonders der Nachteil erwächst, daß bis zu unserem Armeekorps als dem allerletzten in der Nachhut befindlichen Korps der großen Armee nur höchst selten eßbare Gegenstände gelangen." — Als am 2. September Marschall Junot einen genauen Rapport über die Stärke seines Armeekorps an das kaiserliche Hauptquartier entsenden sollte, waren von den 19000 Westfalen, welche die Weichsel erreichten, im ganzen 8400 Mann in Reihe und Glied! So sah es bei den Westfalen aus, ähnlich zum Teil schlimmer aber bei den meisten Armeekorps der großen Armee.

Von Tag zu Tag hoffte Napoleon, daß es endlich zu einer Schlacht kommen würde. Wohl niemals in seinen Feldzügen hat der Kaiser eine Schlacht so sehnlichst herbeigewünscht als damals jene vor den Toren Moskaus, die ihm den Besitz der Hauptstadt des russischen Reiches einbringen sollte, denn von diesem Besitz erhoffte er alles, erhoffte er vor allen Dingen einen günstigen Frieden, welcher ihm aus der Klemme, in welche er täglich mehr geriet, helfen sollte.

So hielten sich die französischen Vortruppen unter Joachim Murat und Davoust auf den Fersen der russischen Nachhut des Generals Konownitzyn. Dieser Konownitzyn hatte Mühe sich der fortdauernden Angriffe der französischen Marschälle zu erwehren, aber Peter Petrowitsch Konownitzyn verstand sein Geschäft. Prinz Eugen von Württemberg, der in Smolensk an der Seite dieses Konownitzyn gefochten hatte, sagt von ihm: „Er war ein Mann, der seinen Eigenschaften nach den leuchtendsten Gestirnen der Napoleonischen Glanzepoche hätte an die Seite gestellt werden dürfen, ohne ihren Ruhm zu beschatten." Fast täglich kam es zu Gefechten, fast täglich mußte Konownitzyn Front machen und die Zähne zeigen. Generalmajor Kreuz, der unter seinem Kommando stand, hatte die Aufgabe mit einem Dragoner- und Kosakenregiment die rechte Flanke der Nachhut zu decken. Dieser tapfere Kreuz hat auch das Undenklichste vollführt. Als Konownitzyn zu ihm schickte und ihm sagen ließ, er müßte irgend eine Brücke halten, bis die ganze Arrieregarde hinüber sei, müßte sie halten und wenn er mit seinen Leuten auf seinem Posten sterben müsse, antworte Kreuz lakonisch: „Ich bin derselben Ansicht." Aber es ging alles gut. Als General Kreuz an das Ufer gedrängt wurde, passierte er mit seiner Kavallerie schwimmend den Fluß und dann ging es über Hecken und Planken querfeldein bis es ihm sogar noch gelang, dem Feinde einen Hinterhalt zu stellen und ihm einen Verlust von 500 Mann zuzufügen.

Am 1. September traf der Kaiser Napoleon in Gschatsk ein. Hier brachte ihm Murat die Nachricht, daß General Kutusow den Oberbefehl über die Russen übernommen habe und bei der Armee eingetroffen sei. Napoleon frohlockte. Das war der alte Gegner von Austerlitz. Nun glaubte er die ersehnte Schlacht und den Sieg dazu in der Tasche zu haben. Sofort gingen an alle Korps die Befehle, die Truppen einen Tag ruhen zu lassen, alle Nachzügler heranzuziehen, eine Besichtigung abzuhalten und die Listen der Bestände einzureichen. Der Kaiser wollte eine genaue Übersicht seiner Kräfte. — Während des dreitägigen Aufenthaltes in Gschatsk goß es in Strömen und die Temperatur sank bedenklich. Die Wege wurden aufgeweicht und grundlos, die Nächte in den feuchten, kalten Biwaks vermehrten die Krankheiten, die ohnehin schon bestanden, und die Pferde stürzten auf den schwierigen Wegen vor Entkräftung zu Hunderten, ja zu Tausenden. Seine Marschälle machten dem Kaiser dringende Vorstellungen, daß es unmöglich sei, weiterzumarschieren ohne die völlige Auflösung der Armee herbeizuführen. Ney, Murat, Berthier, selbst Davoust waren sich über die Unmöglichkeit, auf so durchweichten Wegen weiter vorzurücken, einig. „Nun," sagte darauf Napoleon, „wenn sich das Wetter morgen nicht ändert, so gehen wir nicht weiter!" Aber — das Wetter änderte sich. Am 4. September früh ging die Sonne in vollem Glanze auf und der Kaiser befahl seiner Avantgarde gegen Mittag aufzubrechen, da er voraussah, daß die Sonne die Wege einigermaßen trocknen würde. So marschierte die Armee Napoleons von neuem vorwärts, — der großen Schlacht entgegen.



Der war auch einst mit an der Moskwa!
Nach einer Zeichnung von Bellangé



Alexander I., Kaiser von Rußland

Nach einer Zeichnung von Aug. Desnoyers gestochen von Bourgeois de la Richardière

9. Kapitel.

An der Moskwa.

Die Scharmützel zwischen Murats Reitern und den Kosaken der russischen Nachhut wurden täglich lebhafter; schon waren die französischen Kavalleristen und die gewandten schnellen Steppenreiter der Russen gute Bekannte geworden; wenn sie der Kosaken ansichtig wurden, so pflegten die Franzosen zu rufen: „Moskau! Moskau!“ und als Antwort darauf kam von russischer Seite: „Paris! Paris!“

König Murat war immer der Erste des Morgens, der durch sein Erscheinen vor der Front das Zeichen zum Vormarsch gab. Er verstand es so, seine Truppen zu begeistern, daß Franzosen, Deutsche und Polen, ja selbst die Preußen in die Zurufe mit einstimmten, die ihn begrüßten. In seiner bunten Kunstreiterkleidung kam er dahergeritten. Er trug eine grüne, reich mit goldenen Litzen besetzte Kutka, einen breiten goldenen Gürtel, an welchem ein kurzes, scharfgebogenes Schwert hing. Auf seinem goldverzierten Hute stand ein Federbusch, den vier schwankende Reiherfedern einfaßten; dazu trug er blanke, mit Pelz eingefaßte Reiterstiefel und rote Reithosen. Eine grün-, rot- und goldgestickte Schabracke deckte seinen Sattel. Auch das Gefolge war zum Teil phantastisch gekleidet und reich mit Tressen und Gold besetzt. Ein pechrabenschwarzer Mohr in der Tracht eines Mamelucken ritt auf schwarzem Pferd dazwischen. Die Kosaken selbst hatten an diesem bunten Aufzug des Königs Murat, ihres flinken Feindes, ein unverhohlenes Behagen, ein kindliches Vergnügen förmlich; sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß das Geschrei, mit welchem sie ihn zu empfangen pflegten, mehr nach Beifall klang als nach feindlichem Haß. Sie nannten den bunten Mann den König „Franconi“.

Der alte Fürst Kutusow trat so eigentlich das unversehrte Erbe an, das General Barclay de Tolly ihm überlassen mußte. Die große Gewissenhaftigkeit Barclays hatte dem Zaren das russische Heer erhalten. Wie wäre es wohl gekommen, wenn Barclay sich, dem Drängen seines Hauptquartiers nachgebend, zur unrechten Zeit, zu früh in eine Entscheidungsschlacht eingelassen hätte, als die Übermacht Napoleons noch zwei- bis dreifach war! Sein ständiges Zurückziehen, bei welchem er aber dennoch in den vielen und zähen Nachhutgefechten die Absicht der Russen kundgab, sich bis aufs äußerste zu wehren, war der Armee zum Heil geworden. Zunächst mußte der alte Kutusow auch das Erbe der Taktik seines Vorgängers antreten. Er mußte sich ebensogut weiter zurückziehen, wie Barclay das getan hatte, trotz der pomphaften Rede, mit welcher er die Stabsoffiziere in Gschatsk abgefertigt hatte: daß es für die Russen im Rücken der Armee keine Stellungen mehr gebe. In mancher Beziehung war Kutusow allerdings seinem Vorgänger überlegen. „Kutusow“, sagt Clausewitz, „war in seiner Jugend ein tüchtiger Haudegen gewesen und

hatte damit eine große Geistesgewandtheit und Anlage zur Klugheit und List verbunden, das gibt immer einen guten General. Kutusow hätte gewiß die Schlacht von Borodino nicht geliefert, von der er doch wahrscheinlich keinen Sieg erwartete, wenn ihn nicht die Stimmung des Hofes, des Heeres und des ganzen Rußland dazu genötigt hätte. Er sah diese Schlacht vermutlich nur als ein notwendiges Übel an. Er kannte die Russen und verstand sie zu behandeln. Mit unerhörter Dreistigkeit betrachtete er sich immer als Sieger, verkündigte überall den nahen Untergang des feindlichen Heeres und gab sich bis auf den letzten Augenblick das Ansehen, als wolle er Moskau durch eine zweite Schlacht schützen, ließ es an Prahlerei keiner Art fehlen. Durch diese Art schmeichelte er der Eitelkeit des Heeres und des Volkes; durch Proklamationen und durch religiöse Anregungen suchte er auf das Gemüt zu wirken, so entstand eine neue Art von Vertrauen, freilich nur ein erkünsteltes, welches sich aber im Grunde an wahre Verhältnisse anknüpfte, nämlich — an die schlechte Lage der französischen Armee. So war der Leichtsinn und die Marktschreierei dieses alten Schlaukopfes in der Tat nützlicher als Barclays Ehrlichkeit es gewesen wäre. Kurz, der einfache, ehrliche, tüchtige, aber ideenarme Barclay, unfähig die große Tatsache bis auf den Grund zu durchblicken, wäre von dem moralischen Gewicht des französischen Sieges erdrückt worden, während der leichtsinnige Kutusow ihm eine dreiste Stirn und einen Haufen Prahlerei entgegensetzte und so glücklich in die ungeheure Lücke hineinsegelte, die sich bereits in der stolzen französischen Armada befand."

Eine Schlacht vor den Toren von Moskau mußte also geschlagen werden und es lag dem Obergeneral der russischen Armee ob, während des Rückzuges und stets gedrängt von der bissigen französischen Vorhut, eine Stellung zu finden, in welcher er die Schlacht anbieten konnte. „Rußland", schreibt Clausewitz, „ist sehr arm an Stellungen. Da, wo es noch große Moräste gibt, ist das Land so bewaldet, daß man Mühe hat, Platz zur Aufstellung einer bedeutenden Truppenzahl zu finden, wo die Wälder gelichtet sind, wie zwischen Smolensk und Moskau, ist der Boden flach, ohne bestimmt ausgesprochene Bergrücken, ohne tief eingeschnittene Täler, die Äcker sind ohne Einfriedigungen, folglich überall zu passieren, die Dörfer von Holz zur Verteidigung nicht geeignet. Dazu kommt, daß man doch auch in diesen Gegenden selten eine freie Umsicht hat, weil sich überall kleinere Waldpartien befinden. Man hat also keine große Wahl unter den Stellungen. Wenn nun, wie dies bei Kutusow der Fall war, ein Feldherr sich ohne Zeitverlust schlagen, folglich innerhalb einiger Märsche die Gelegenheit dazu finden soll, so sieht man wohl ein, daß man noch mehr vorliebnehmen muß."

Mit Hilfe seines Generalstabschefs, des Generals der Kavallerie Graf Bennigsen — dem der alte Russe übrigens keine Sekunde über den Weg traute, da er stets glaubte, daß Bennigsen ihm den Kommandostab aus der Hand zu intrigieren beabsichtigte — mit Hilfe Bennigsens also und des Generalquartiermeisters des Generals Barclay, Oberst Toll, wurde nun eine Stellung hinter der Kalotscha, vor der Front des Zentrums das Dorf Borodino, ausgewählt. Der rechte russische Flügel bog sich in der Front gedeckt durch die Kalotscha bis an die Moskwa heran. Die Moskwa ist hier infolge ihrer Tiefe nicht passierbar. Hier auf dem rechten Flügel kommandierte der General der Infanterie Miloradowitsch, derselbe, welcher die Verstärkungen dem russischen Heer zugeführt hatte. Dieser rechte Flügel stand südlich der Straße, welche bei Borodino über die Kalotscha führt, das Dorf Gorki durchläuft und weiter über Moschaisk nach Moskau führt. Dies ist die Moskauer Hauptstraße. Südlich dieser Straße stand das russische Zentrum. Hier kommandierte General Dochturow. Das Oberkommando über den rechten Flügel und das Zentrum



Biwack von Gschatsk 2. September 1812
Nach Faber du Faur

als die Hauptteile der ersten Westarmee hatte General Barclay de Tolly, der stillschweigend und dem Befehl des Zaren gehorsam, in das Kommando der ersten Westarmee zurückgetreten war. — Den linken Flügel kommandierte Fürst Bagration. Das VII. Infanteriekorps des Generals Rajewski verlängerte etwas zurückgebogen das Zentrum und lehnte sich links an das Dorf Semenowskoie. Südlich dieses Dorfes stand das VIII. Infanteriekorps unter Generalleutnant Borosdin. Die alte Smolensker Straße, welche im äußersten linken Flügel dieser Stellung über Utiza nach Moskau führt, wurde von dem III. Infanteriekorps unter Generalleutnant Tutschkow I. (dem Bruder des gefangenen Tutschkow III., dem, wie wir hörten, Napoleon in Smolensk einen gewissen Auftrag gab). Seine Divisionsgenerale waren Strogonow und Konownitzyn. Weiter zurück standen 15000 Mann Landwehr, die allerdings hauptsächlich nur mit Piken bewaffnet waren.

Diese Stellung also deckte, mit dem rechten Flügel an der Moskwa, mit dem äußersten linken Flügel, den die Kosaken General Karpows bildeten, über die alte Smolensker Straße hinausgehend, beide gegen Moskau führende Straßen, die sich übrigens bei Moschaisk vereinigen. Der rechte Flügel parallel mit der Kalotscha laufend, die zwischen hohen Ufern dahinfließt, und in der äußersten rechten Flanke durch die nicht passierbare Moskwa gedeckt, hatte eine ausgezeichnete Position. Er war einfach unangreifbar. Weniger gesichert dagegen war die Aufstellung des Zentrums und nach dem linken Flügel zu wurde die Sache immer unsicherer. Die Hauptreserven, die russischen Garden und zwei Kürassierdivisionen hatte man hinter dem Dorf Knäskowo aufgestellt. Der linke Flügel dagegen hatte keine eigentlichen Reserven; er hatte auch keine Anlehnung. Sein Schicksal konnte vorausgesehen werden, wenn Kaiser Napoleon einen wuchtigen und nachhaltigen Angriff gerade gegen ihn richtete.

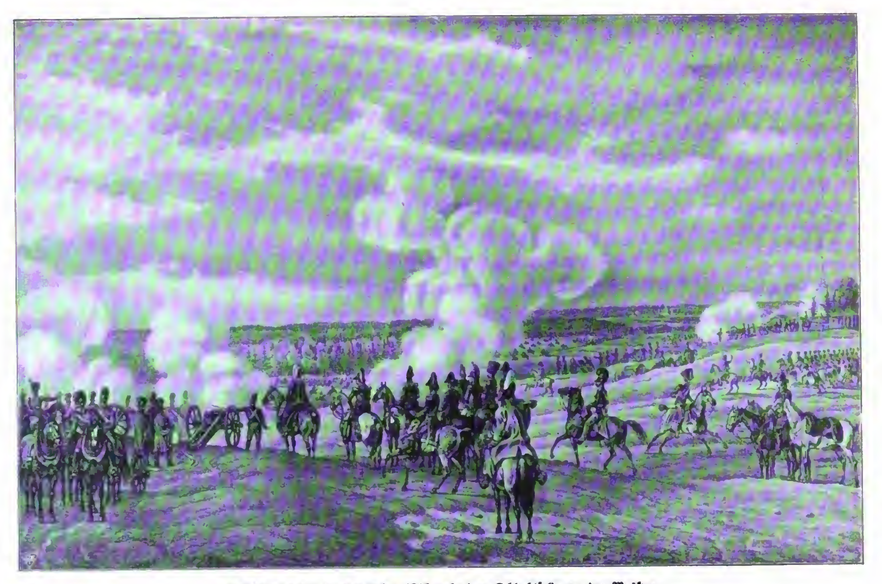
Als der russische Generalstab am 4. September die Stellungen beritt, erkannte Fürst Bagration sofort die Schwäche des linken Flügels. Kutusow und Bennigsen aber meinten,

daß der große Wald von Utiza den Flügel genugsam decke. General Barclay de Tolly immer offen, immer ehrlich, nahm nun aber entschieden die Partei des Fürsten Bagration, von dem er doch wahrhaftig genug Ärger erlebt hatte. Barclay erklärte, daß eine Umgehung des linken Flügels durch die Wälder sehr zu befürchten sei und daß eine Aufrollung desselben dann wahrscheinlich würde. Die Folge war, daß Schanzen angelegt wurden. Auf dem Höhenzuge, westlich von Semenowskoie, zwischen diesem Dorf und Utiza wurden drei Schanzen angelegt, die den Namen „Bagrationsschanzen" führten. Eine weitere Verschanzung wurde nördlich Semenowskoie gegen Borodino vorgeschoben, nach dem Führer des VII. Infanteriekorps „Rajewskischanze" genannt. So lag, während der rechte Flügel eigentlich ganz in Sicherheit stand und Napoleon an einen Angriff desselben gar nicht denken konnte, die Sicherung des linken Flügels hauptsächlich nur in diesen Schanzen und — in der Bravour ihrer Verteidiger. „Diese Schanzen," so berichtet Clausewitz, „lagen im Sandboden, waren nach hinten offen, entbehrten aller äußeren Verstärkungsmittel und konnten also nur als einzelne Punkte von einer etwas erhöhten Widerstandsfähigkeit betrachtet werden, einen ernstlichen Sturm konnte keine aushalten. Daher auch die meisten zwei- oder dreimal verloren gingen und wiedergenommen werden mußten. Aber man muß doch sagen, daß sie das ihrige zu dem kernigen, herzhaften Widerstande der Russen beigetragen haben: sie waren ja für den linken Flügel der einzige Vorteil der Lokalität, der den Russen blieb."

War also der rechte Flügel unangreifbar aufgestellt, so war der linke Flügel nur zu sehr angreifbar. Ein weiterer Fehler der russischen Aufstellung war der, daß die Kavallerie der einzelnen Korps und die Reserven zu nahe an die Front herangeschoben waren. Die Folge davon war, daß Kavallerie und Reserven, ohne zu einer Tätigkeit zu kommen, schon von vornherein sehr stark unter dem feindlichen Feuer leiden mußten. Gewiß lag in der Tiefe der russischen Aufstellung eine Gewähr stärkeren Widerstandes; aber sie wurde durch die ungeheuren Verluste denn doch viel zu teuer bezahlt.

Die russische Armee, welche sich bei Borodino dem Kaiser Napoleon entgegenstellte, zählte außer den 15000 Mann Landwehren, ungefähr 120000 Mann, worunter sich 7000 Kosaken befanden; besonders stark war die russische Artillerie: sie zählte 640 Geschütze und war der französischen um fast 70 Geschütze überlegen.

Der Kaiser Napoleon gebot nach den Feststellungen seiner Generale, die er für den 2. September sich ausgebeten hatte, im ganzen über ungefähr 130000 Mann und 587 Geschütze. Das war alles, was er von den fast dreimal hunderttausend Mann seines Gewalthaufens, die er im letzten Junidrittel selbst über den Njemen führte, noch übrig hatte. Zwar bestand diese französische Armee durchweg aus alten gedienten Soldaten, aus abgehärteten Kriegern, denn natürlich waren die an Willen und Körper schwächeren Elemente zuerst zurückgeblieben, gestorben und verdorben. Was die französische Armee an Kriegstüchtigkeit und Schlachtengewohnheit mehr einzusetzen hatte, das wurde sicher ausgeglichen durch minderwertige französische Artillerie und durch die abgetriebene Kavallerie, deren Pferde in der bevorstehenden Schlacht das letzte hergeben mußten, wenn überhaupt durch ihre Attacken etwas erreicht werden sollte. Jedenfalls war durch den ständigen Rückzug Barclays und durch die beiden großen Bundesgenossen, die Kaiser Alexander vor wenig Monaten dem Grafen Louis Narbonne genannt hatte, durch den Raum und die Zeit allmählich ein Gleichgewicht der Kräfte herbeigeführt, so daß sich hier bei Borodino an der Kalotscha zwei Heere maßen, deren keines eine eigentliche Übermacht gegenüber dem anderen besaß.



Am Morgen des 5. September 1812 nahe dem Schlachtfelde an der Moskwa
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Von den Höhen von Walujewo aus rekognoszierte Napoleon die russischen Stellungen. Er widmete ihnen ein eingehendes Studium, denn er war es nicht gewohnt, sich blind in eine Aufgabe zu stürzen. Darin glich er ganz Friedrich dem Großen. Er erkannte mit seinem Feldherrnblick sofort, daß der rechte russische Flügel in fast unangreifbarer Stellung stand, daß die Moskwa ohne Brücke nicht zu passieren sei und daß ein Angriff auf den rechten russischen Flügel allzu viel Blut kosten würde, wenn er überhaupt gelänge. Das Zentrum dagegen, sowie der linke Flügel schienen ihm mit gutem Erfolg angreifbar. Er erkannte auch, daß es vor allen Dingen galt, die Schanzen, die vorwärts des linken russischen Flügels bei Schewardino aufgeworfen und mit Geschütz besetzt waren, zu nehmen. Er traf sofort seine Vorkehrungen, dies Werk anzugreifen. Fürst Poniatowski erhielt den Befehl, südlich Schewardino in den großen Wald von Utiza einzudringen und diese Schanzenstellung zu flankieren. Drei Reiterkorps unterstützten seine Bewegung; es waren die der Generale Nansouty, Montbrun und Latour-Maubourg. Während diese bedrohliche Bewegung gegen den Rücken der vorgeschobenen russischen Position geschah, gingen die Divisionen Compans, Friant und Morand über die Kalotscha — der Fluß war leicht zu durchwaten — gegen Schewardino vor. Mit einer starken Kanonade gegen das nur halbfertige, in aller Eile flüchtig aufgeworfene Werk begann das Ringen um diesen Außenposten der russischen Schlachtlinie. Doronino und Alexinki wurden erobert. Die Redoute von Schewardino dagegen war nicht so leicht zu haben. Fürst Bagration in Person befand sich hier auf dem Posten. Kaum hatte Compans die Redoute erstürmt, als der Fürst sich selbst, den Degen in der Hand, an die Spitze seiner Kolonnen stellte und ihn wieder hinauswarf. Diese leicht angelegte und in ihrem natürlichen Widerstand durchaus nicht feste Position wurde verzweifelt verteidigt. Wo ein Bagration und ein Davoust sich gegenüberstanden, da ging es gewiß nicht gelinde zu. Schließlich als der Kaiser, der unter keinen Umständen es zulassen durfte, daß die Schlacht mit einem Mißerfolg einsetzte, immer mehr Truppen über die Kalotscha warf und als Poniatowski, begleitet von starker Kavallerie die linke Flanke bedrohte, befahl Kutusow dem tapferen Fürsten Bagration, auf die Hauptposition von Semenowskoie zurückzugehen. Der Kampf hatte ungefähr neun Stunden gedauert. Die Verluste waren auf beiden Seiten schwer, man sagt, daß 6000 Russen und 4000 Franzosen auf dem Platze blieben.

Der Kaiser Napoleon erkannte nun, daß ihm ein zäher und furchtbar erbitterter Feind gegenüberstehen würde und daß er von vornherein seine ganze Kraft einsetzen müsse, wenn es ihm überhaupt gelingen sollte, den russischen Damm, der sich hier zwischen Moskau und seine Armee geschoben hatte, zu durchstoßen oder zurückzudrängen.

Wie tief und stark dieser Damm war, das zeigte die hereinbrechende Nacht als längs der Kalotscha von der Moskwa bis hinunter nach Utiza die russischen Wachtfeuer aufflammten, ein gewaltiger breiter Bogen wohl unterhaltener dicht nebeneinander lodernder Lagerfeuer. Die französische Armee dagegen war erst nach dem Erfolg von Schewardino eilig in ihre Biwaks gerückt und die Linien ihrer Biwakfeuer waren nur dünn. Im Zentrum der französischen Stellung und nach dem linken Flügel zu mangelte es außerdem an Holz und, wenn ein Feuer mühsam in Gang gebracht war, so konnte es leicht wieder durch den feinen Regen und den empfindlich kalten Wind gelöscht werden. Hier traten schon die Vorboten auf, daß in Rußland der Herbst nach heißem Sommer früh einzutreten pflegt.

Als Kutusow und seine Berater, einmal durch den Gewaltstoß, den der französische Kaiser bereits am 5. September gegen Schewardino geführt hatte und dann durch die außerordentlich starke Anhäufung der französischen Truppenmassen im Zentrum und auf dem



Vor der Schlacht an der Moskwa am Abend des 5. September 1812. Kampf um Schewardino
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

rechten Flügel einsahen, daß vermutlich der französische Stoß dem russischen linken Flügel gelten sollte, wurde beschlossen daß die nördlich Gorki an die Moskwa gelehnte Stellung geräumt werden oder doch nur schwach besetzt bleiben sollte, und das Dorf Gorki der Anlehnungspunkt des rechten russischen Flügels werden sollte, um die ganze Stellung mehr nach Süden zu verschieben und den linken Flügel wesentlich zu verstärken. Aber diese Anordnung kam nicht mehr zur Ausführung. Es war so viel anderes noch zu tun. In Begleitung einer Popenschar und der beiden heiligen wundertätigen Marienbilder, die Barclay de Tolly aus Smolensk mitgeführt hatte, durchzog der alte Feldmarschall das Lager. Er hielt es für gut, besonders das religiöse Gefühl in seinen Scharen wachzurufen; der Kluge erkannte, welch ein starkes Moment in diesem religiösen Gefühl für seine Russen lag. Dieser Kutusow war auch ein Mann, der über die Macht des Wortes gebot. Sein Aufruf, den er an die Truppen richtete, ist — man mag sonst über Kutusow denken, wie man will, — einfach klassisch.

„Brüder und Waffengefährten! Durch dieses von Euch hochverehrte Bild rufen wir den Himmel an, sich mit den Menschen zu verbinden gegen den Tyrannen, der die ganze Welt beunruhigt. Nicht zufrieden, Millionen von Geschöpfen, die Ebenbilder Gottes, zu vernichten, dringt dieser Erzempörer gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit bewaffneter Hand in unsere Heiligtümer, befleckt sie mit Blut, stößt eure Altäre um und setzt sogar die Bundeslade des Herrn, die wir in diesem heiligen Bilde verehren, der Gefahr aus, durch Zufälle, durch die Elemente und durch ruchlose Hände entweiht zu werden. Befürchtet aber nicht, daß der Gott, dessen Altäre durch diesen Wurm, den seine Allmacht aus dem Staube erhob, entweiht wurden, nicht mit Euch sei. Besorget nicht, daß er sich weigere, seinen Schild über Eure Reihen auszubreiten und seinen Feind mit dem Schwerte des heiligen Michael zu bekämpfen.

In diesem Glauben will ich schlagen, siegen und sterben, überzeugt, daß meine brechenden Augen den Sieg sehen werden. Soldaten! tut Eure Schuldigkeit, denkt an das Opfer Eurer in Flammen aufgegangenen Städte und an Eure Kinder, die Euch um Schutz anflehen. Denkt an Euren Kaiser, Euren Herrn, der Euch als den Nerv seiner Kraft ansieht und morgen, bevor die Sonne untergegangen, werdet Ihr Euren Glauben und Eure Treue auf dem Boden Eures Vaterlandes mit dem Blute des Angreifenden und seiner Krieger gezeichnet haben."

Über die Pflege dieser geistigen Güter vernachlässigte der alte Feldmarschall allerdings auch nicht den Leib. Er hatte dafür gesorgt, daß aus dem Gouvernement südlich Moskau starke Zufuhren an Lebensmitteln und Getränken — der Wutki wird nicht vergessen worden sein — im russischen Lager anlangten. Während dieser zwei Tage vor der Schlacht lebten die russischen Truppen im Überfluß. Als besondere Mär aber durchlief das Lager, als die eigenste Erfindung des Oberfeldherrn, daß am Morgen des 6. September ein Adler das Haupt des Fürsten umschwebt habe, ein unzweifelhaftes Vorzeichen für den Sieg.

Dergleichen Märchen wagte allerdings Napoleon seinen Franzosen nicht aufzutischen. Wir erinnern daran, daß er schon die Intelligenz der Fischweiber für zu groß hielt, um Übernatürliches zu glauben. Aber es war vieles in diesem Kaiser wiedererwacht, das an die alten großen Zeiten von Lodi und Marengo, von Austerlitz und Jena erinnerte, seine Spannkraft war sichtlich gehoben, seine Tätigkeit am 6. September, dem Vortage der Schlacht, unermüdlich. Schon um 3 Uhr früh, als kaum der Morgen graute, saß Bonaparte im Sattel. Er ritt zur Rekognoszierung der russischen Stellungen hinaus, von der geheimen Furcht beseelt, daß ihm Kutusow noch im letzten Augenblick entwischen könnte.



Der Vizekönig mit seinem Stabe am Abend des 5. September 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig.

Für ihn konnte es zurzeit nichts Schlimmeres geben, als einen abermaligen Verzicht auf die Entscheidungsschlacht. Er war vergnügt, als er sah, daß der Russe noch in seinen Stellungen stand. Sein Feldherrnblick spähte über den Woinabach, der vor Borodino vorüber in die Kalotscha hineinfließt, er maß die steil abfallenden Kalotschaufer, keine Geländefalte entging seinem scharfen Auge. Von diesem linken Flügel ritt er über das Zentrum vor. Er inspizierte die eroberte Redoute von Schewardino und bestieg südlich des Dorfes Doronino die Höhen, von wo aus er die Stellung des linken russischen Flügels recht gut beobachten konnte. — Als er dann nochmals gegen Borodino zurückkehrte, fielen von dort einige Schüsse. Der Kaiser wandte sein Pferd und ritt in sein Zelt zurück, das in einem Viereck der alten Garde stand. Während er hier den Angriff ausarbeitete, traf aus Paris der Palastoffizier Monsieur Bausset ein, welcher Briefe von Marie Louise und ein neues Bild des kaiserlichen Sohnes, des Königs von Rom, brachte. Der Kaiser war über diese Gabe höchst erfreut. Er mag ihrem Eintreffen in so entscheidungsvoller Stunde eine gewisse Bedeutung beigemessen haben. Er ließ das Bild auf einen Stuhl vor sein Zelt stellen, damit sich die alten Grenadiere seiner Garde daran erfreuten, und bald umstanden dichte Gruppen der getreuen Männer das Bild des kaiserlichen Prinzen. Aber dieser Glückspost folgte umgehend eine Hiobspost. Aus Spanien traf der Oberst Favrier ein und brachte die Kunde von der Niederlage des Marschalls Marmont bei Salamanka durch Herzog Wellington. Aber der Kaiser war nicht der Mann, sich durch Unglücksnachrichten in einem Unternehmen, das er vorhatte, hemmen zu lassen; wenn er hier eine glückliche Schlacht schlug, wenn ein entscheidender Sieg den Zaren zwang, Frieden zu machen, so konnte er Spanien in wenig Monaten von neuem unterjochen. Sieg war für ihn jetzt alles! Und um diesen Sieg sich nicht entgehen zu lassen, um die Russen unter allen Umständen festzuhalten, beging der Kaiser an diesem Abend des 6. September einen bedenklichen Fehler, als er den Vorschlag seines fähigsten Generals, des Marschalls Davoust, ablehnte und auf seiner eigenen Meinung, die einem ausgesprochenen Frontangriff zuneigte, bestand. — Davoust hatte nämlich die außerordentliche Schwäche des linken russischen Flügels erkannt und schlug dem Kaiser vor, ihm eine Umgehung dieses Flügels anzuvertrauen. Davoust wollte seine fünf Divisionen, lauter Kerntruppen, in einem Nachtmarsch südlich durch die Wälder von Utiza gegen die alte Smolensker Straße führen, mit hartem Griff die äußerste linke Flanke der Russen anpacken und dann mit Hilfe des französischen Zentrums, das die Front angreifen sollte, die ganze russische Stellung so aufrollen, daß die Armee in das Delta der Kalotscha und der Moskwa gedrängt würde. Aber Kaiser Napoleon wollte dies nicht riskieren. Er fürchtete, daß Kutusow, von einer solchen Umgehungsbewegung bedroht, sich noch vorzeitig zurückziehen würde, denn ihm stand, wenn er gegen Davoust schnell einige Korps aufstellte, ja noch immer die große Moskauer Straße frei, und ihm, so nahe dem Ziele, nochmals entwischte. Der zweite Grund war der, daß er fürchtete, seine eigene Armee auf diese Weise zu trennen und so zu schwächen, daß ein plötzlicher Vorstoß der Russen ihm gefährlich werden konnte. So rückten denn in der Stille und im Dunkel der Nacht die französischen Truppen in die ihnen vom Kaiser angewiesenen Stellungen ein. Um 3 Uhr morgens war alles pünktlich vollführt. Der Gewalthaufe stand dem Dorfe Semenowskoie gegenüber; das waren die Divisionen Morand, Desaix und Compans, gleich hinter ihrer Mitte das Korps Ney. Dahinter Junot mit seinen Westfalen, der dem Kommando des Marschalls Ney unterstellt war, damit er ferner keine Dummheiten mache. Sechstausend Schritt hinter Junot stand die junge Garde, Kommandant Marschall Mortier, die Garde-Kavallerie, Kommandant Marschall Bessières



Am Vortage der Schlacht an der Moskwa

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

und wiederum einige tausend Schritt zurück die alte Garde, versammelt vor Fomkino um die Zelte des Kaisers. Dies war der Gewalthaufe des Heeres, der durch unermüdliche und immer wiederholte Stöße die russische Stellung durchbrechen und zertrümmern sollte. Das große Kavalleriekorps stand unmittelbar hinter den Divisionen Desaix und Compans; hier war alles zusammengeballt, die Kavallerie von Ney, Davoust, Nansouty, Montbrun und Latour-Maubourg. Fürst Poniatowski mit seinen Polen marschierte gegen Utiza. Gegenüber Borodino stand der Vizekönig Eugen Beauharnais, unterstützt von der Kavallerieabteilung des Generals Grouchy. Diese Aufstellung war das Resultat der unermüdlichen Tätigkeit, die Napoleon am 6. September entfaltet hatte. Noch in der Nacht trieb es ihn wieder von seinem Lager auf und er ritt nochmals die Stellungen des italienischen Armeekorps ab, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei und ob Kutusow inzwischen irgendwelche Bewegungen gemacht hatte, die sein Kalkül ändern könnten.

Aber der alte Kutusow hatte an den Stellungen so gut wie gar nichts geändert. Er hatte vor Heiligenbildern gekniet, seine Soldaten gesegnet, seine wunderschöne Ansprache gehalten und sich dann darauf beschränkt hinter der Front des Heeres gut zu frühstücken. Er konnte die Gepflogenheiten eines Lebemannes auch im Feldlager in den bedrohtesten Situationen nicht lassen; er liebte die Tafelfreuden und zog — der alte abgelebte Faun — auch gern die Frauen seiner Offiziere an die Tafel, bei welcher er dann die Unterhaltung durch leichten Witz belebte. Er hatte sich mit einem Stab von vornehmen jungen Russen umgeben, die auf ihn eingeschworen waren. An einen Sieg seiner Waffen glaubte er sicherlich nicht. Es war ihm auch genug, wenn die Bravour seiner Russen die Entscheidung zweifelhaft machte oder schließlich zu einem geordneten Rückzug führte. Das Übrige, so sagte sich der leichtsinnige Mann, würde dann die Zeit tun, denn der russische Winter rückte heran und Kutusow hielt es, wie wir gehört haben, hauptsächlich nur für seine Aufgabe, den Kaiser zu täuschen, nicht ihn zu besiegen, — ihn zu täuschen und immer weiter heranzulocken an den großen Abgrund, bis er mit samt seinem Heere unausbleiblich hinabstürzen mußte.

Erst nach Mitternacht suchte Napoleon, von den Italienern zurückkommend, sein Zelt wieder auf. Sein Hauptquartier lag, wie gesagt, vorwärts Fomkino, das von Kutusow in Tartarinowo. Zwischen diesen beiden Orten lagen in Biwaks über eine Viertelmillion Menschen versammelt, die, von Waffen starrend, sich gegenseitig zu vernichten gedachten. Noch schliefen diese Hunderttausende und nur die Vorposten wachten an ihren Lagerfeuern; für so manchen aber, der da auf der Streu oder auf der bloßen Erde im Biwak lag und, unter dem Kopf den Tornister oder den Mantelsack, ruhig schlief, sollte dies der letzte Schlaf im Leben sein, sollte dies das Vorspiel nur sein zu einem ewigen Schlaf.

Aus dieser Vornacht zur großen Schlacht leuchtet blitzartig eine kleine Szene auf, die vieles zeigt und ahnen läßt: inmitten seiner Garden in seinem Zelt schlief, den treuen Rapp zur Seite, der Kaiser Bonaparte, der Eroberer und Unterdrücker. Um die schlecht unterhaltenen Wachtfeuer gelagert, ruhte eine Gruppe von Offizieren der Weichsellegion. „Im Gespräche über Vergangenheit und Zukunft," berichtet einer von ihnen, „brachte man die Zeit hin, bis Ermüdung die Augen schloß. Doch schon um Mitternacht regte es sich wieder. Empfindliche Frische scheuchte viele wieder vom feuchten Boden auf. Es mochte drei Uhr in der Frühe geworden sein. Hinter unserm Lager marschierten lange Züge Kavallerie auf den rechten Flügel zu, — es waren Franzosen, Deutsche und Polen. Vor einem Regiment sang eine sonore schöne Stimme Schillers Reiterlied aus Wallensteinslager, ein geschulter aber schwacher Chor wiederholte den Refrain der letzten Strophe:



Nahe Borodino am 6. September 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte, —

schallte es zu uns herüber, als sie unserm Regiment gegenüber waren. Ich ließ fragen, was das für Truppen seien und erfuhr, daß es Preußen waren."

Noch schwiegen auch die ehernen Münder der 1200 Geschütze, die, wohl postiert, aufgefahren waren, um auf den Wink der Feldherren ihr Brüllen anzuheben. Wohl waren die Russen mit ihrer Artillerie im Vorteile, aber die ganze, dichte Aufstellung der russischen Armee ließ dann am Tage der Schlacht die Artillerie längst nicht so zur Entwicklung kommen, wie sie eigentlich hätte kommen müssen. Napoleon und seine Generale verstanden es viel besser ihre Artillerie zu verwenden, „sie ist meine Waffe!" Auch die russische Reiterei war besser imstande, die Pferde viel besser gepflegt, viel leistungsfähiger. Schon hatte bei den Franzosen der König von Neapel, Joachim Murat, sich bitter beklagt, daß die Pferde von Tag zu Tag schwächer würden und die Attacken daher nicht mehr die richtige Kraft hätten. „Woran wird das wohl liegen, Euer Majestät?" entgegnete hierauf der General Nansouty, „einfach daran, daß die Pferde keinen Patriotismus haben; unsere braven Soldaten schlagen sich auch ohne Brot, aber die Pferde wollen nichts tun ohne Hafer."

Der General Rapp hatte als Generaladjutant seinen Dienst beim Kaiser, er erzählt:

Die Nacht brach herein. Ich hatte den Dienst. Ich schlief im Zelte Napoleons. Die Stelle, an welcher sein Feldbett stand, war gewöhnlich durch eine leinene Zwischenwand von dem übrigen Raume getrennt. Napoleon schlief sehr wenig; ich mußte ihn aber trotzdem verschiedene Male wecken, um ihm die Vorpostenrapporte mitzuteilen; aus denselben ging hervor, daß die Russen erwarteten, angegriffen zu werden.

Um 3 Uhr morgens rief der Kaiser einen seiner Kammerdiener und ließ sich Punsch bringen; ich hatte die Ehre, zu dem Frühstück eingeladen zu werden. Er fragte mich, ob ich gut geschlafen hätte; ich erwiderte ihm, die Nächte wären schon recht frisch, ich wäre oft aufgewacht.

„Wir werden also heute," sagte er, „mit diesem famosen Kutusow zu tun haben. Sie werden sich ohne Zweifel erinnern, daß er es war, der bei Braunau während des Austerlitzer Feldzuges kommandierte! Er ist drei Wochen in Braunau verblieben, ohne auch nur ein einziges Mal sein Zimmer zu verlassen; er ist nicht einmal zu Pferde gestiegen, um sich die Befestigungen anzusehen. Der General Bennigsen, obwohl er ebenso alt ist, ist doch ein ganz anderer Kerl! Ich kann mir nicht erklären, weshalb Alexander nicht den Hannoveraner an Stelle von Barclay gestellt hat."

Er trank sein Glas aus, las einige Berichte und fuhr fort:

„Nun Rapp, was meinst Du? Werden wir heute gute Geschäfte machen?" — „Kein Zweifel, Sire! Außerdem sind wir gezwungen zu siegen."

Nachdem Napoleon sich nochmals eine Weile in die Berichte vertieft hatte, fuhr er wieder fort:

„Das Glück ist nichts als eine Dirne. Ich habe es oft behauptet und fange an, es zu spüren." — „Sie werden sich erinnern, Sire, daß Sie mir bei Smolensk sagten, der Wein wäre eingegossen, er müßte getrunken werden. Das ist jetzt mehr denn je nötig. Zeit zum Zurückweichen gibt es nicht mehr. Auch die Armee weiß, daß sie ihre Subsistenzmittel nur in Moskau finden kann und daß es bis dahin nur noch 30 Lieues sind." — „Diese Armee," rief Napoleon, „wie ist sie reduziert! Was noch übrig blieb, aber ist gut . . . . . meine Garde allein ist, so wie sie war, immer die alte."



Biwak des Vizekönigs vor Borodino

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Er ließ den Fürsten von Neuchâtel rufen und arbeitete mit ihm bis 5½ Uhr. Dann stiegen wir zu Pferde: die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, untermischt mit den Jubelrufen der Soldaten.

„Das ist dieselbe Begeisterung, wie bei Austerlitz. Lassen Sie den Armeebefehl vorlesen, Rapp!"

Derselbe lautete:

„Soldaten! Die Schlacht, nach welcher Ihr solange verlangt habt, steht bevor: an Euch ist es nun, den Sieg zu erringen. Er ist notwendig für uns; er wird uns Überfluß an Allem bringen, gute Winterquartiere und eine glückliche Rückkehr in die Heimat. Benehmt Euch so wie bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk. Möge die fernste Nachwelt noch von Eurer Haltung in dieser Schlacht erzählen, möge man von jedem unter Euch sagen: auch er war bei dieser großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Die Zurufe verdoppelten sich: die Truppen drängten zum Kampfe und bald begann derselbe." — Soweit Rapp, die treue Seele. —

Der Morgen des 7. September war ein schöner, klarer Herbstmorgen, die Luft ging frisch; als der Kaiser aus seinem Zelt trat, rief er den Herren seines Stabes die Worte zu: „Sehen Sie, meine Herren, welch schöne Sonne! Das ist die Sonne von Austerlitz!" Er stieg zu Pferde und ritt mit seinem Gefolge in die Schanzen von Schewardino, welche General Compans zwei Tage vorher erobert hatte. Es war gegen 6 Uhr. Schon befand sich die Division Compans auf dem Marsche durch das Gehölz von Utiza gegen die südlichste der drei Bagrationschanzen vorgehend; links von ihr, etwas zurück und zunächst durch den Wald gedeckt, marschierte die Division Desaix, als Soutien folgte nahe hinter Compans der General Friant. Der General Sorbier mit drei starken Batterien, unterstützte den Angriff der Divisionen. Die Batterien waren 102 Geschütze stark. Marschall Davoust selbst leitete den Angriff. Als Compans aus dem Walde heraustrat und vor sich die Schanze hatte, empfing ihn ein unheimliches Kartätschenfeuer. Die russischen Geschütze, schwere Zwölfpfünder, hatten eine viel größere Tragkraft als die französischen. Die 102 Kanonen, die auf französischer Seite ein furchtbares Gebrüll anhoben, taten zunächst wenig Schaden, wohl aber wüteten die russischen Geschütze unter den Angreifern; aber es waren Elitetruppen, welche hier vor die Bagrationschanze geführt wurden, sie versagten nicht, sie durchschritten den ausgetrockneten Kamenkabach und gingen sofort zum Sturm gegen die Schanze vor. Um die zuerst angegriffene südliche Schanze entstand ein wütendes Handgemenge. Es waren russische Grenadiere, die darin steckten und sich ihrer Haut verzweifelt wehrten. Schwer verwundet sanken die beiden Divisionäre General Compans und General Desaix vom Pferde. Marschall Davoust befand sich bei der Batterie Sorbier, als er ein Schwanken unter den Truppen bemerkte, hervorgerufen durch das Fallen beider Führer. Sofort setzte sich der Marschall an die Spitze des 57. Linienregiments und drang nach. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, er stürzte so schwer, daß eine Pistole in seinem Sattelgurt zersprang. Schon hatte General Sorbier, der dies sah, einen reitenden Boten an Napoleon geschickt, mit der Kunde, daß der Fürst von Eckmühl gefallen sei. Napoleon schickte den General Rapp, um sein Kommando zu übernehmen. Aber schon hatte Davoust sich unter seinem Gaul wieder hervorgekrabbelt und sich auf ein neues Pferd gesetzt. Er führte die Brigade Teste von neuem vor, General Teste selbst war schwer getroffen. Inzwischen war auch Rapp da. Rapp führte das 61. Regiment Linie, dasselbe, das er schon in Ägypten geführt hatte, gegen die Schanze;



Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

aber dieser Rapp war der reine Kugelfang, er hatte immer Pech: er erhielt einige Streifschüsse, die ihm Uniform und Hemd vom Arm rissen, und wurde dann von einer Kartätschenkugel, deren Splitter seine linke Hüfte trafen, vom Pferde geworfen. Es war seine zweiundzwanzigste Verwundung. Inzwischen hatte Napoleon das durch die starken Führerverluste hervorgerufene Stocken des Angriffs wohl bemerkt und sofort befohlen, daß Marschall Ney vorginge. Das war um 7 Uhr. Um $^{1}/_{2}$8 Uhr war Davoust im Besitze der ersten linken Schanze.

Als Fürst Bagration sah, daß die Franzosen mit großer Übermacht und Entschlossenheit auf der ganzen Linie gegen seine Schanze vorbrachen — auf dem rechten Flügel ging inzwischen auch der Herzog von Abrantes vor — raffte er zusammen, was er eben zur Hand hatte. Er warf gegen die eroberte Schanze den General Newerowski — wir kennen diesen tapferen Newerowski von Krasnoi her — mit seiner 27. Division; gleichzeitig ging General Rajewski vor und Prinz Karl von Mecklenburg. Die Franzosen wurden aus der blutig eroberten Schanze wieder hinausgeworfen.

Aber schon war Ney da, Michael Ney an der Spitze des 24. leichten Regiments. Die beiden Divisionen Davoust griffen ebenfalls von neuem an und mit überwältigend raschem Vorstoß wurden die Russen aus allen drei Schanzen vertrieben. Fürst Bagration zog heran, was er konnte. Die Division Konownitzyn, die General Tutschkow bei Utiza dringend nötig hatte, wurde herbeigerufen, und der stolze Georgier verstand sich dazu, den General Barclay de Tolly um Unterstützung zu bitten. Barclay hatte von dem Fürsten Bagration wahrhaftig Ärger genug gehabt und nicht zum wenigsten dem Einfluß des Fürsten hatte er es zu verdanken, daß ihm das Kommando genommen worden war. Aber der Georgier war, wenn auch heißblütig und rasch in seinem Haß, doch eine zu vornehme Natur, als daß er nicht hier, wo das Geschick des Vaterlandes auf dem Spiele stand, unbedingt das getan hätte, was die Pflicht ihm gebot. Zu dem alten Kutusow, der mit seinem Generalquartiermeister Bennigsen und seinem glänzenden Gefolge vornehmer Nichtstuer auf der Höhe von Gorki hielt, sandte Bagration gar nicht erst, er sandte direkt zu Barclay, und Barclay half ungesäumt. Er ließ sofort aus Knäskowo 3 Garderegimenter und 8 Grenadierbataillone, sowie 24 Zwölfpfünder nach Semenowskoie zur Unterstützung Bagrations abmarschieren, Eilmarsch, Halblaufschritt! Und das Korps Baggehuffwudt ging zu General Tutschkow auf den äußersten linken Flügel ab, um die Division Konownitzyn zu ersetzen.

Aber inzwischen hatte Fürst Bagration schwere Zeit. Die Franzosen hatten starke Kavalleriemassen ins Gefecht geworfen und die russische Infanterie war aus den Schanzen bis in den Grund der Semenowka zurückgewichen. Da brach die zweite Kürassierdivision Duka vor, zugleich ging Newerowski mit seiner ganzen Infanteriedivision zum Angriff über. König Murat selbst geriet ins Handgemenge. Schon hatte ihn ein Russe beim Kragen, als der gewandte König Joachim vom Pferde sprang, sich den Griffen des Russen entwandte und sich in die linke Schanze zu einem Württembergischen Bataillon rettete, welches die Schanze mit Zähigkeit festgehalten hatte. Dies ist der Augenblick, den auch General von Scheler in seinem Bericht über Borodino schildert, wie wir noch hören werden. — Die Marschälle Davoust und Ney hatten dem Kaiser die Eroberung der Schanzen sofort gemeldet, aber zugleich bekanntgegeben, daß sie nicht in der Lage seien, sich ohne Verstärkungen zu halten. Der Kaiser aber zögerte Verstärkungen abzusenden. Es war eben 9 Uhr früh und wer konnte wissen, was dieser Entscheidungstag noch bringen würde! Napoleon zeigte in diesem Augenblicke eine sonst nie bei ihm gekannte Scheu, mehr Truppen einzusetzen; aber die Vorstellungen des Ordonnanzoffiziers waren zu dringend und der ganze Erfolg



Auf dem Schlachtfelde an der Moskwa vor Semonowskoie den 7. September 1812. — Murat greift ein russisches Karree an

Nach Faber du Faur

gegen die Schanzen wurde in Frage gestellt, wenn nicht sofort Verstärkung geschickt wurde. Der Kaiser befahl, daß die Division Claparède, die Weichselbivision der jungen Garde, eingreifen solle. Aber kaum war der Offizier fortgesprengt, als ihm schon ein anderer nachritt, um ihn zurückzurufen. Der Kaiser ging unruhig auf dem Hünengrabe von Schewardino, auf welchem die Schanze angelegt war, hin und her und beriet mit dem Majorgeneral Berthier, was zu tun sei. Was niemals vorgekommen war, das kam hier vor. Eine halbe Stunde lang zögerte Napoleon, eine halbe Stunde lang beriet der sonst so blitzschnell Entschlossene. Es sind eine Menge Vermutungen über den Grund zu dieser nie gekannten Unentschlossenheit des Kaisers ausgesprochen worden: Krankheit, man sagt, er war stark erkältet, Abspannung von den Anstrengungen des gestrigen Tages, Verminderung der Entschlußkraft, hervorgerufen durch die zunehmende Korpulenz, — all das aber will uns nicht zutreffend dünken. Jemand, der nicht zu große Geldmittel hat, ist notgedrungen gezwungen, sparsam zu sein, und so ging es hier in bezug auf Truppen dem Kaiser. Er durfte seine Reserven nicht zu früh angreifen. Schließlich bestimmte Napoleon die Division Friant, die noch als Soutien der bereits engagierten Divisionen Compans und Desaix am Waldrande hielt, dem Marschall Ney zur Hilfe zu kommen.

Inzwischen, bevor noch der tapfere Friant — „so tapfer wie Friant," hieß ein geflügeltes Wort im französischen Heere — zur Stelle war, unternahm Fürst Bagration mit dem eingetroffenen 17. Bataillon der Garde einen neuen Angriff gegen die Schanzen. Der französische General Péler, welcher hier an dieser Stelle mitkämpfte, schreibt: „In dem Maße, wie die Unterstützungstruppen Bagrations eintrafen, gingen sie mit der größten Kühnheit über die Leichname der Gefallenen zur Wiedereroberung der verlorenen Schanze vor. Die russischen Kolonnen bewegten sich genau nach dem Kommando ihrer Führer, selbst lebendige Schanzen; sobald sie auf das freie Terrain kamen, wurden sie von unseren Kartätschen niedergeschmettert, wurden von Reiterei und Infanterie angegriffen, aber die tapferen Krieger ließen sich durch nichts stören, sie drangen auf uns ein, wie zuvor, und bei diesem erneuten Angriff wurde Fürst Bagration auf den Tod verwundet." Ein Kartätschensplitter zerschmetterte ihm das Bein, er sank vom Pferde und wurde bewußtlos hinweggetragen. Er starb 10 Tage später an seiner schweren Wunde, nachdem er vorher noch dem General Barclay de Tolly die Hand zur Versöhnung geboten hatte. — Die Verluste der Russen waren ungeheuer. Oberst Wolzogen erzählt in seinen Erinnerungen, daß er einem Leutnant begegnete, der einen Trupp von 30 bis 40 Mann aus der Schlachtlinie führte. Unwillig forderte Wolzogen den Offizier auf, sich wieder in sein Regiment zu stellen. „Dies ist mein Regiment," sagte der Leutnant, „alles andere ist tot und verwundet." Vom Regiment Litauen blieben in einer Stunde 956 Mann auf dem Platze.

Als die Division Friant eingriff, gegen 11½ Uhr, eroberten die Franzosen zum vierten Male die Bagrationschanzen zurück und stießen nun auch über die Höhen von Semenowskoie gegen das Dorf selbst vor. Eine gewaltige Kavalleriemasse unter Murat unterstützte den französischen Angriff; wiederholt wurden die Franzosen zurückgeschlagen, aber schließlich bemächtigte sich Friant des lichterloh brennenden Dorfes, während die Kavallerie von Nansouty und Latour-Maubourg in wütendem Angriff auf die zurückweichenden Russen einritt. Hier war die Unordnung der russischen Regimenter so groß, daß ein Nachdringen mit frischen französischen Truppen unvermeidlich die Auflösung dieses Teils der Armee zur Folge gehabt hätte; aber auch die Divisionen der Marschälle Ney und Davoust waren so erschöpft, daß sie auf weiteren Vorstoß verzichten mußten, denn der Kaiser wollte seine Garde zur Verstärkung nicht heransenden.

Zu gleicher Zeit als die Divisionen des Korps Davoust die Bagrationschanzen angriffen, in der Morgenstunde um 6 Uhr, war der Vizekönig Eugen Beauharnais mit seinen Kolonnen gegen das Dorf Borodino vorgebrochen. Die italienischen Regimenter von der Division Delzons, in dichtem Handgemenge mit den russischen Gardejägern, drangen über die Kalotschabrücke durch den jenseits des Ufers emporsteigenden Hohlweg gegen den Hügel von Gorki vor. Das Ungestüm des Angriffs war so groß, daß eine auf dem Hügel haltende russische Batterie bestürzt abfuhr, ohne einen Schuß getan zu haben. In diesem Augenblick griff der General Barclay, der zur Stelle war, persönlich ein. Er warf den Feinden neue Regimenter entgegen und es gelang auch, den Ansturm abzuschlagen und die Italiener sogar über die Kalotschabrücke nach Borodino zurückzuwerfen. Aber das Dorf selbst konnte nicht wieder erobert werden, dies hielt Delzons mit seinen Truppen zähe fest. Inzwischen war die ebenfalls dem Befehl Eugen Beauharnais' unterstellte Division Morand über das ausgetrocknete Bett des Semenowkabaches vorgegangen und schon befanden sich ihre Plänklerketten am Fuße der Anhöhe, auf welcher die Rajewskischanze errichtet war. Als Beauharnais sah, daß ein Angriff von Gorki aus zu große Schwierigkeiten biete, überschritt er mit seinen beiden Divisionen Broussier, lauter Italiener, Gérard, lauter Franzosen, seinen Garden und dem Reiterkorps Grouchy auf drei Brücken die Kalotscha und rückte gegen die Rajewskischanze vor. Die Schanze war mit einer Batterie gespickt; an ihrem Fuße standen, wohl postiert, russische Jägerregimenter, rechts und links von den Batterien je vier Infanteriebataillone, die unter Umständen den angreifenden Feind in die Flanke nehmen konnten. General Rajewski selbst kommandierte hier. Das Feuergefecht der Division Morand gegen die Jäger kam nur langsam vorwärts; erst als der Vizekönig starke Artillerie auffahren ließ, wurden die Jäger durch das Bett der Semenowka gegen die Höhen zurückgedrängt. Der Übergang über den Fluß verzögerte indessen den Hauptangriff gegen die Schanze, so daß erst um 10 Uhr Broussier angreifen konnte. Aber er wurde zurückgeworfen. Da setzte auch die Division Morand ein und beide Divisionen griffen, unterstützt von wütendem Artilleriefeuer, die Schanze jetzt an. Die Brigade des Generals Bonami, bestehend aus dem 30. französischen und dem 2. badischen Infanterieregiment, hatte die Spitze. Mit wütendem Angriff brach Bonami und brachen seine Soutiens gegen die feuerspeienden Berge der Rajewskischanze vor. Als man auf dem Entscheidungspunkt stand, begann den Russen die Munition zu mangeln, ihre Kanonen wurden infolgedessen stumm und — der Feind hatte die Schanze.

Dieser starke Erfolg des Vizekönigs konnte, wenn er mit Nachdruck ausgenutzt wurde, die allerschlimmste Wendung für die Russen haben, denn ihre Stellung war hier durchbrochen. Es war um dieselbe Zeit, als Ney mit furchtbarem Ungestüm zum dritten Male um die Schanzen Bagrations warb, um dieselbe Zeit, als der tapfere Fürst Bagration zu Tode getroffen sank. — Hier sollte der kühne Mut des Generals Jermolow helfen. Vergeblich hatte sich Barclay de Tolly bemüht, die Flüchtigen des Regiments Paskewitsch, die von der Rajewskischanze zersprengt zurückfluteten, von neuem zu sammeln. Der alte Kutusow, der auf der Gorkihöhe hielt, auf einem Schimmel inmitten eines glänzenden Gefolges, „ließ", wie Clausewitz treffend bemerkt, „diejenigen gewähren, welche gerade die Sache in Händen hatten." Da traf bei dem Fürsten die Meldung ein, daß Marschall Ney die Bagrationschanzen zum dritten Male genommen habe, daß aber Fürst Bagration selbst bewußtlos aus der Schlacht getragen sei. Kutusow wandte sich mit der trockenen Bemerkung an den General Jermolow — wir haben schon von ihm gehört, von diesem Vollblutrussen — und sagte: „Mein Lieber, sieh' mal zu, ob sich dort nichts tun läßt."

Jermolow gab seinem Pferde die Sporen und sprengte in der Richtung des linken Flügels davon. Er traf den Obersten Nikitin: „Nehmen Sie drei reitende Batterien und verlieren Sie mich nicht aus den Augen!“ Auch der junge Generalchef der Artillerie Graf Kutaisow schloß sich den beiden an. Da, im Augenblick, als sie zwischen Knäskowo und der Rajewskischanze dahinsprengten, wogten in der größten Unordnung die russischen Truppen von dort zurück. Jermolow erkannte, daß die Rajewskischanze genommen sei und daß für den Augenblick nichts so nützlich sein könnte, als sie mit Gewalt zurückzuerobern. Er ließ die Batterien, die ihm folgten, sofort gegen die Franzosen auffahren und ihr Feuer gegen die Schanze eröffnen. Wohl hatte die Brigade Bonami in den Schanzen achtzehn russische Geschütze erobert, aber — wie wir schon hörten, fehlte die Munition. Die französische Artillerie war aber noch nicht in den Schanzen eingetroffen. Jermolow raffte, als die Batterien zu schießen begannen, alles, was er an Truppen fassen konnte, zusammen — zunächst war es nur ein drittes Bataillon des Regiments Ufa — sammelte die Fliehenden und machte wütende Bajonettangriffe gegen die Schanze. In dem Augenblick erhielt er auch von General Barclay de Tolly zwei Jägerregimenter zur Unterstützung. Ohne einen Schuß zu tun, stürmten diese Russen vor, sie ließen nur das Bajonett sprechen. Das Morden war entsetzlich. Die Brigade Bonami wurde vollständig aufgerieben, die Toten lagen zu Haufen. Der tapfere General Bonami blieb mit zwanzig Wunden besät in der Schanze liegen. — General Barclay war selbst bei den Vordersten, man sagt, daß er, der jetzt an allem verzweifelte, den Tod dort suchte. Aber der war ihm versagt. Einer der ihn dagegen nicht suchte, war der junge, hoffnungsvolle Graf Kutaisow. Er war noch nicht dreißig Jahre alt und schon General. Er hatte in Barclays Armee die Stelle eines Artilleriechefs, und daß dieser hochbegabte Mann hier fiel, war ein starker Verlust für die Russen und besonders für das Geschick des Tages verhängnisvoll, denn die Artillerie wurde lange nicht so ausgenutzt, wie es sicher unter Kutaisows Befehl geschehen wäre. Dieser Kutaisow hatte übrigens jene bekannten Ahnungen, wie sie so oft vorkommen. Er zeigte am Vorabend der Schlacht einen tiefen Ernst und sagte zu seinen Kameraden: „Ich glaube nicht, daß ich morgen Abend noch am Leben bin.“

Also die Rajewskischanze war jetzt wieder in den Händen der Russen. Aber die Marschälle Ney und Davoust hatten das Dorf Semenowskoie in Händen und auf den dortigen Höhen starke Batterien auffahren lassen. Der linke Flügel der Russen war aufs schwerste bedroht. Um jene Zeit kam der Prinz Eugen von Württemberg mit vier Linienregimentern, an Zahl noch ungefähr 3600 Mann, durch die Büsche von Knäskowo, um im Zentrum eine Lücke auszufüllen. Während er noch im Walde marschierte, schlugen schon die Kanonenkugeln von Semenowskoie her in seine Reihen ein. Auch die Batterien des Vizekönigs beschossen die heranrückenden russischen Soutiens. Mit seinem ganzen Gefolge ritt Barclay de Tolly selbst vor, wie immer das Bild eiserner Ruhe und voller Geistesgegenwart. Aber gerade, als der Prinz seine Reihen gegen die Rajewskischanzen vorführen wollte, waren schon Jermolow und Kutaisow eingedrungen und hatten ihm seinen Lorbeer vorweggenommen. Barclay de Tolly teilte dem Prinzen dies mit, während der Krater von Semenowskoie her seine Lava über die Regimenter ausschüttete. General Barclay befahl dem Prinzen, eine starke französische Infanteriekolonne anzugreifen, die zwischen der eroberten Rajewskischanze und Semenowskoie hervorbrach. Glückte es ihr, durchzubrechen, so war es um den ganzen linken russischen Flügel und das Zentrum geschehen. „An sich,“ so berichtet der Prinz, „war dies ein Schritt in die Hölle. Vor uns stand nämlich eine Masse von nicht zu überschauender Tiefe, aber schon in der Front imposant genug, links



General Prinz Eugen von Württemberg
Nach einer Lithographie

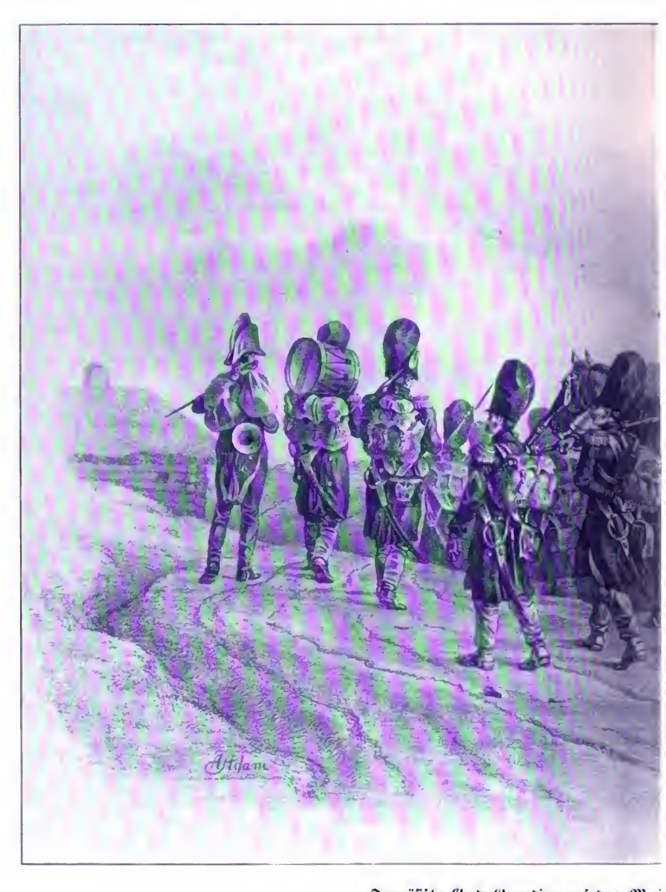
von uns eine Batterie, deren Ausdehnung sich gar nicht schätzen ließ, deren Bestand die Franzosen aber auf 80 Geschütze angegeben haben, und von allen Seiten lag überdies feindliche Reiterei auf der Lauer, um uns den Rückweg abzuschneiden. Zur Sicherung dieses Rückzuges mußte sich hinter dem entwickelten Regiment Wolhynien je ein Bataillon Tobolsk an dessen Flügel angliedern. Im zweiten Treffen folgte in einiger Entfernung die zweite Brigade in Kolonnen. In dieser Ordnung ging es nun in gerader Richtung gegen die feindliche Masse vor, während uns die gewaltige Batterie mit ihren Kugeln überschüttete. In dieser gräßlichen Kanonade wurden die Generale Schröder und Rossiy schwer verwundet. Von den beiden Regimentern Wolhynien und Tobolsk blieben mehrere hundert Mann tot auf dem Platze und mir wurden innerhalb ganz kurzer Zeit drei Pferde unter dem Leibe erschossen, — das letzte zugleich mit dem Bataillonsadjutanten, der abgesprungen war, um mir das seinige anzubieten. Das ganze schaurige Bild dieser Blutszene würde mein Gedächtnis zu den bösen Träumen zählen, wenn nicht solche besondere Haltepunkte

ihm in dem Glauben an die Wirklichkeit des Geschehenen zur Hilfe käme. Trotz dem ungeheuren Verluste rückte die Division dennoch vor, und die feindlichen Kolonnen warteten uns nicht ab, sondern zogen sich wieder die Höhen herab, während unsere Dragoner an uns vorbei eilten und die feindlichen Batterien und ihre Flanken bedrohten."

Zu dieser Zeit rüstete der Vizekönig Eugen Beauharnais den zweiten Sturm gegen die Rajewskihöhen. General Miloradowitsch glaubte, um Verstärkungen bitten zu müssen, und Barclay, der dem Herzog hier mitten im Feuer zum dritten Mal begegnete, befahl, die zweite Brigade, die das zweite Treffen bildete, mehr nach rechts zu ziehen, um Miloradowitsch zu unterstützen. In dem Augenblicke kam auch schon der Adjutant dieses Generals Alexander Bibikoff, ein Mann, der sich um die russischen Landwehren und deren Ausbildung ein außerordentliches Verdienst erworben hatte, zum Prinzen von Württemberg gesprengt und entbot ihn dringend zu seinem General. „Wo steht Seine Exzellenz?" rief Prinz Eugen. Alexander Bibikoff hebt den Arm und deutet nach dem Standpunkt des Generals. Da zerfleischt ihm ein Granatsplitter den erhobenen Arm und zerschmettert den Knochen. Bibikoff, gelassen im Sattel sitzend, hebt den andern und sagt: „Dort, mein Prinz, eilen Sie."

Inzwischen waren durch die Lücke von Semenowskoie her unter dem Schutz der wütend brüllenden Batterien fortwährend scharfe Stöße der französischen Kavalleriemassen unter Murat, Montbrun, Latour-Maubourg gegen die russischen Regimenter geführt worden. Die russischen Generale Barclay de Tolly, Miloradowitsch, Rajewski mußten wiederholt in den Bataillonskarrees der Brigade Wolf Schutz gegen den Ansturm der französischen Reiterei suchen. Aber die Rajewskischanze war zurückerobert, wurde gehalten und über Semenowskoie konnte Marschall Ney mit seiner Infanterie nicht vordringen, denn diese war von der furchtbaren Blutarbeit zu erschöpft und der Kaiser versagte jede weitere Unterstützung.

Der Obergeneral der russischen Armee, Fürst Kutusow, hielt inzwischen auf seinem Schimmel noch immer auf der Höhe von Gorki, ohne sich viel um das, was um ihn vorging, zu kümmern, fast apathisch. Dabei ließ sich der Mann einen außerordentlichen Vorteil, der sich unverhofft bot, vollständig entgehen. Der Kosakenhetmann Graf Platow hatte nämlich schon morgens früh mit etwa 2000 Kosaken sich eine Furt durch die Kalotscha gesucht und als er den Fluß passiert hatte, fand er zu seinem höchsten Erstaunen, daß dem rechten russischen Flügel überhaupt nichts gegenüberstand, außer einer schwachen Kavalleriebrigade unter dem General Ornano vom italienischen Korps. Sofort ließ Platow seinen Adjutanten, den Prinzen von Hessen-Philippsthal, nach Gorki zurücksprengen, um sich von Kutusow Unterstützungen auszubitten und den sichtlichen Vorteil auszunutzen. Dem Obersten Toll, der neben dem Fürsten hielt, leuchtete die Sache ein und er glaubte, daß hier ein Erfolg zu erzielen sei. Fürst Kutusow selbst aber hörte all den Reden und Beratungen teilnahmlos zu, „wie einer (nach Clausewitz), der nicht recht weiß, wie ihm der Kopf steht", und sagte nur von Zeit zu Zeit: „c'est bon, faites-le! oder eh bien, prenez-le!" Und alles, was der General reiten ließ, waren 2500 Mann der leichten Garde-Reiterei unter dem General Uwarow. Bevor dieses Reiterkorps mit zwölf Geschützen noch den Fluß passiert hatte, wurde es fast Mittag. Schon hatte der Vizekönig zum zweiten Sturm auf die Rajewskischanze seine Massen zusammengezogen, als ihm plötzlich die Kunde kam, daß seine linke Flanke und das Dorf Borodino bedroht seien. Er erschrak und ritt sofort mit einigen Stabsoffizieren über die Kalotscha zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Gleichzeitig ließ er einige reitende Jägerregimenter des Korps Grouchy und die



Französische Garde-Grenadiere auf dem Mar[

Nach einer Lithographie von Albert Adam. Aus dem Historis[



ſch nach Moyaisk am 10. September 1812

ſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

Verlag von Georg Wigand in Leipzig



Alexander Bibikoff
Nach einer Zeichnung von F. Ferriere gestochen von F. Vendramini

italienischen Garden wieder auf das linke Ufer der Kalotscha übergehen. Gerade als Eugen Beauharnais an der bedrohten Stelle eintraf, erfolgten die ersten russischen Angriffe. Beauharnais mit seinem Adjutanten mußte sich in das Karree des 84. Linien-Infanterieregiments retten, um nicht überritten zu werden. Da aber Uwarow ohne gehörige Unterstützung von Artillerie und Infanterie gegen das Dorf Borodino nichts ausrichten und auch den Übergang über die Woina nicht wagen konnte, angesichts der französischen Truppen, die schnell zur Unterstützung der bedrohten Position herbeizogen, so kam die ganze Bewegung der Generale Platow und Uwarow nicht in Fluß. Wie gefährlich ein wuchtiger Vorstoß der Russen an dieser völlig ungedeckten Flanke des französischen

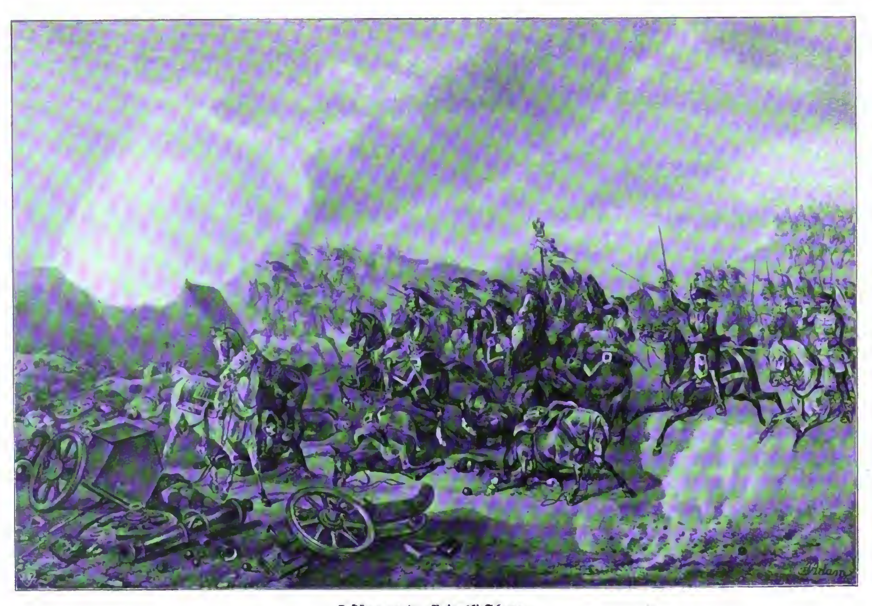
Heeres hätte werden können und wie günstig für zwei bis drei Stunden ihre Aussichten hier waren, geht am besten daraus hervor, daß Napoleon selbst, sobald er von der Bewegung hörte, sich an Ort und Stelle begab, um nach dem Rechten zu sehen. Aber er überzeugte sich bald, daß nichts Ernstliches vorlag, und daß eine Wiedereroberung der Rajewskischanze die Russen von selbst nötigen würde, den Versuch gegen seine linke Flanke und Borodino aufzugeben.

Gegen 2 Uhr mittags befahl der Kaiser dem Vizekönig, die Rajewskischanze von neuem anzugreifen. Gegen die Front wurde aus den Divisionen Broussier, Morand, Gérard eine Sturmkolonne gebildet, welche, durch die Kavalleriedivision Kastel vom Korps Grouchy unterstützt, zugleich in der Front und in der rechten Flanke angreifen sollte. Gegen die linke Flanke dieser russischen Stellung dagegen in der Rajewskischanze, welche unaufhörlich von den bei Semenowskoie aufgefahrenen Batterien des Korps Ney bespieen wurde, ließ der Kaiser nur starke Kavalleriemassen reiten. Voran die Division Wathier vom Korps Montbrun, welche Graf Caulaincourt der Jüngere anführte, der Bruder des Oberstallmeisters und Günstling des Kaisers, denn Montbrun war nicht mehr.

General Barclay de Tolly hatte die Anstalten wohl bemerkt und alles, was er an Truppen noch fassen konnte, zusammengerafft, um dem Sturm zu begegnen. Graf Ostermann mit dem 4. Infanteriekorps mußte unter starken Verlusten durch die feuerspeienden Batterien bei Semenowskoie in die Schlachtlinie einrücken. Die Regimenter Preobraschensk, Semenow wurden herangezogen und was an Kavalleriereserven noch verfügbar war, mußte reiten. Furchtbar waren die Verluste, die diese Reserven erlitten, als sie in ihre Stellungen einrückten. Auch die Batterie des Obersten Nikitin — sie war es, wie wir wissen, die auf General Jermolows Wunsch die Wiedereroberung der Schanzen einleitete — stand noch immer im Feuer, sie hatte bereits 93 Kanoniere und 113 Pferde verloren, 7 Geschütze waren zusammengeschossen und unbrauchbar.

Als er die Infanteriekolonnen vorschreiten sah, gab Graf Augustin Caulaincourt seiner Division Wathier ein Zeichen zum Angriff. Die Rajewskischanze rechts flankierend, brachen diese Geschwader vor und es gelang ihnen auch im ersten Ansturm von hinten in die Schanze hineinzureiten, aber in diesem Augenblick des Sieges zerriß dem Führer eine Flintenkugel die Pulsader am Halse und warf den tapferen Mann aus dem Sattel. Der Tod Caulaincourts brachte Verwirrung in die Reihen der Reiter und die Wogen von Kürassen ebbten unter dem scharfen Feuer russischer Infanterie zurück. Aber schon nahten die sächsischen Gardes du Korps, schon nahten westfälische und polnische Reitergeschwader. General Thielmann von den Sachsen setzte, an der Spitze dieser Gardes du Korps in der Front auf die Schanze zureitend, über Graben und Brustwehren hinein in das Werk und diesen sächsischen Gardekürassieren gelang es zuerst, sich in der Schanze zu halten. Für diese Tat ernannte der König von Sachsen den braven Thielmann zum Generalleutnant und erhob ihn später in den erblichen Freiherrnstand.

Nun brach von allen Seiten Infanterie und Kavallerie über die Schanze herein. Was an Russen noch darin war, wehrte sich verzweifelt. In einer Ecke des Werkes, obwohl krank und ermattet, aber ungebrochenen Geistes saß der General Lichatschew. Mit matter Stimme versuchte er den Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre, das Feldgeschrei der Kämpfenden zu übertönen. Als er sah, daß alles vergeblich sei, sprang er von seinem Feldstuhl auf, sammelte die letzten Verteidiger der Schanze und warf sich mit ihnen gegen die feindlichen Bajonette, um zugleich mit dem anvertrauten Werk auch sein Leben zu lassen. Schwer verwundet fiel er in die Hände der Feinde und starb einige Monate später auf dem Transport nach Frankreich in der Festung Königsberg.



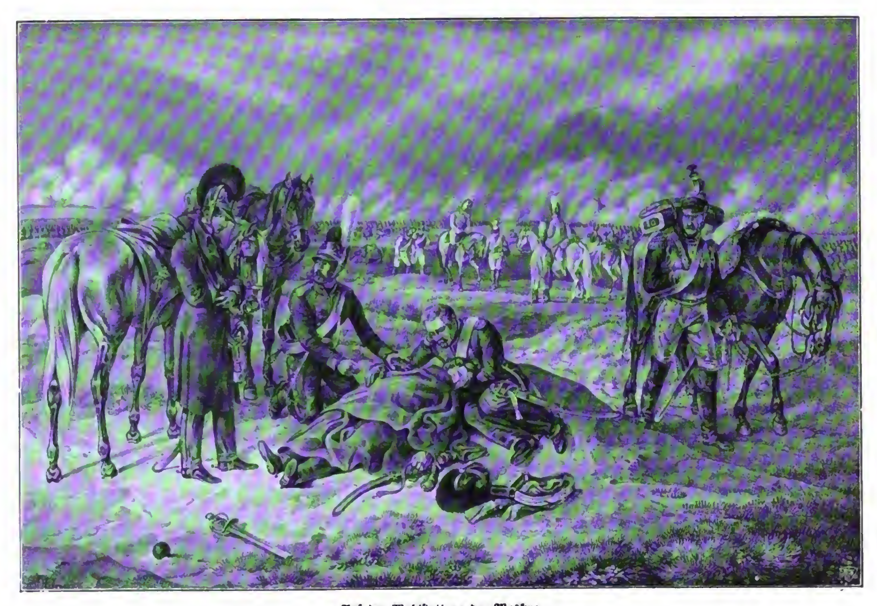
Erstürmung der Rajewski-Schanze

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Dieser Kampf um die Rajewskischanze und die von ihr gestützte russische Stellung währte kaum eine Stunde; er war der blutigste in der ganzen Schlacht, ein zäher, wilder Kampf, ein Handgemenge aller Truppengattungen gegeneinander. Barclay de Tolly selbst war beständig im Gedränge und mußte oft den Degen ziehen, um sich seiner Haut zu wehren. Er mußte die letzten Reserven, die Chevalier-Garde einsetzen, um das völlige Durchbrechen seiner Stellung zu verhindern. Schritt für Schritt wurde der Boden hier verteidigt und um 3 Uhr nachmittags trat bei den Franzosen wie bei den Russen eine solche Ermattung ein, daß nur noch die Kanonade der Artillerie unterhalten wurde.

Seit Stunden schon hatten seine Marschälle, vor allen Dingen König Murat und dann auch immer dringender werdend Davoust und Ney den Kaiser gedrängt, für einen letzten Angriff zur völligen Zertrümmerung der russischen Armee seine Garden einzusetzen. Der Kaiser, der sonst in seinen Schlachten oft in der Front zu erscheinen pflegte, um Fehler zu verbessern, Batterien selbst zu richten und den Gang der Dinge an den entscheidenden Punkten selbst zu leiten, hielt sich an diesem Tage nur auf dem Hünengrabe von Schewardino auf und ging in der Schanze, die am 5. September dem Fürsten Bagration entrissen war, mit seinem Generaladjutanten Berthier rastlos auf und ab. In seinem Stabe war auch der Marschall Bessières. Nur einmal kam Napoleon von Schewardino fort und das war, als plötzlich die Kunde zu ihm drang: die Russen wollten einen Vorstoß gegen seinen linken Flügel, über die Kalotscha hinweg, unternehmen. Er überzeugte sich, wie wir hörten, persönlich, daß nichts daran war, dann kehrte er in die Schanze von Schewardino zurück und blieb während des ganzen Tages dort. Er hielt sich also ziemlich weit hinter der eigentlichen Schlachtlinie. Noch standen seine ganzen Garden unberührt da. Er hatte nur einige Garde-Batterien gegen General Uwarow vorgeschickt. Setzte er jetzt, wo die russische Stellung schwer erschüttert, am linken Flügel bei Semenowskoie bereits durchbrochen war, seine 20000 Mann Garden, diese frischen Truppen, seit zwanzig Jahren auf den Schlachtfeldern Italiens, Ägyptens, Österreichs und Preußens erzogen, setzte er diese Gewaltmassen energisch ein, so wurde aus dem zu drei Vierteilen bereits errungenen Sieg ein entscheidender, — eine schwere Niederlage für die russische Armee, eine Niederlage, aus welcher Kutusow kaum feste Truppenverbände mehr hätte retten können. König Murat drängte, die Marschälle, die in der Front gefochten hatten, drängten, aber in diesem Augenblick, als der Kaiser schon halb entschlossen war, durch seine Garden den letzten Stoß zu tun, als man schon den Befehl zum Vorrücken erwartete, trat Marschall Bessières vor. Es war derselbe Bessières, der anno 1796 bei Primolano mit dem Degen in der Hand ganz allein eine Batterie eroberte, ein Mann, an dessen Mut und Entschlossenheit keiner zweifeln konnte. So wogen die Worte, die er jetzt zum Kaiser sprach, doppelt schwer. „Sire", sprach Bessières, „ich möchte mir erlauben Sie daran zu erinnern, daß wir in diesem Augenblick 600 Stunden von Frankreich entfernt sind." Marschall Berthier stimmte ihm bei. Der Kaiser überlegte noch einen Augenblick und gab dann den endgültigen Bescheid: „Je ne ferai pas démolir ma garde. A huit cents lieues de France, on ne risque pas sa dernière reserve." „Ich werde meine Garden nicht schädigen, 800 Meilen von Frankreich riskiert man nicht seine letzten Reserven."

„Eine auffallende Erscheinung ist mir die Versicherung mehrerer Generale und unterrichteter Offiziere, daß man das Benehmen des Kaisers am Schlachttage in der französischen Armee und besonders in den Hauptquartieren von Davoust, Ney und Murat laut tadelt und auch ich kann nur dem Urteile derer beipflichten, welche behaupten, daß derselbe mit den Garden zu weit hinter der Armee stand, von welcher er den ganzen Tag nicht weg-



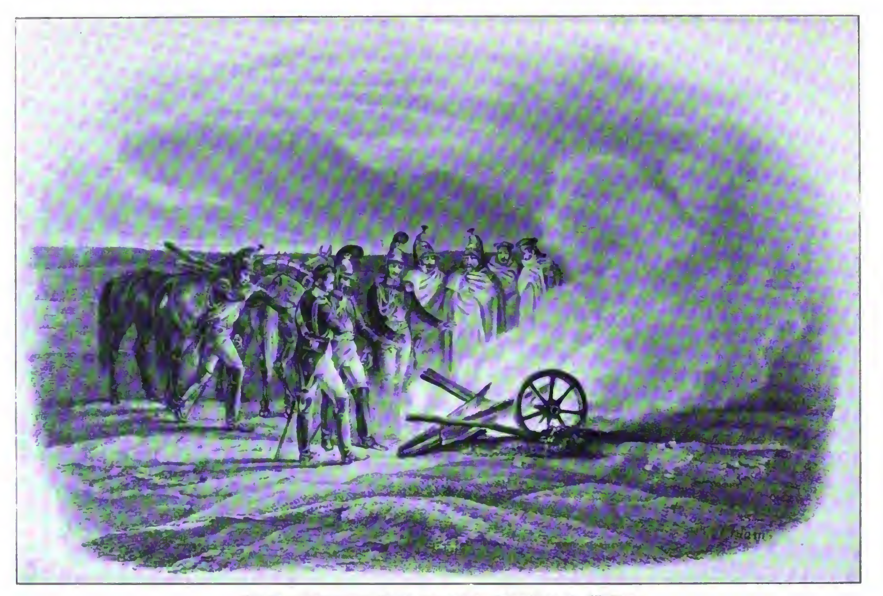
Auf der Wahlstatt an der Moskwa

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

gekommen sein soll, was die nachteilige Folge hatte, daß alle Meldungen von den Armeekorps, welche im Feuer standen, ihn zu spät erreichten. Hätte er diese Garden nicht zu sehr geschont, so würde die Schlacht viel entscheidender geworden sein. Ferner sagen jene Tadler: Daß die russische Stellung nach Davoust's Vorschlage durch eine Umgehung des Waldes auf derem linken Flügel mit Benutzung der alten Straße von Smolensk nach Moskau hätte forciert werden müssen." So lautet eine bemerkenswerte Tagebucheintragung des Herrn von Loßberg, — der Kaiser war nicht mehr der von Lodi und Austerlitz!

Barclay de Tolly der die tiefe Erschütterung seiner Regimenter nur zu gut erkannte, erwartete um jene Zeit in tiefster Befürchtung den Angriff der kaiserlichen französischen Garden. Warum er nicht erfolgte, haben wir soeben gehört. Als Barclay de Tolly nun sah, daß weder ein weiterer Angriff gegen seine Front geschah, noch auch, daß von der linken Flanke aus eine Umgehung drohte, sendete er den Obersten von Wolzogen zum Fürsten Kutusow, um sich weitere Verhaltungsbefehle auszubitten, nachdem er ihm genau die Stellung der beiden russischen Heere geschildert hatte. „Lassen Sie sich die Antwort aber jedenfalls schriftlich geben," fügte Barclay hinzu, „denn mit Kutusow muß man vorsichtig sein." Was der ehrliche Wolzogen mit dem russischen Oberfeldherrn erlebte, das mag er selbst erzählen: „Ich ritt lange ehe ich den Fürsten fand; endlich traf ich ihn und seine Suite, die so zahlreich war, daß sie mir wie ein Hilfskorps erschien, auf der Landstraße nach Moskau, etwa eine halbe Stunde hinter der Armee. Diese Suite bestand fast nur aus jungen, reichen, vornehmen Russen, die in allerlei Genüssen schwelgten und an dem furchtbaren Ernste des Tages in keiner Weise teilnahmen; — auch Oberst Toll befand sich darunter und verzehrte soeben einen Kapaun. Als ich meine Meldung mit einer Schilderung über die Stellungen und den Zustand des russischen Heeres anfing und sagte, daß außer auf dem rechten Flügel und zur Linken der Landstraße alle wichtigen Posten verloren gegangen seien und sich die Regimenter sämtlich in der größten Erschöpfung und Zerrüttung befänden, schrie mir Kutusow entgegen: ‚Bei welcher hundsföttischen Marketenderin haben Sie sich besoffen, daß Sie mir einen so abgeschmackten Rapport machen? — Wie es mit der Schlacht steht, muß ich doch wohl selbst am besten wissen! Die Angriffe der Franzosen sind überall siegreich zurückgeschlagen worden, so daß ich mich morgen selbst an die Spitze der Armee setzen werde, um den Feind ohne weiteres von dem heiligen Boden Rußlands zu vertreiben!' — Dabei sah er seine Umgebungen herausfordernd an, und diese nickten ihm begeisterten Beifall zu. —

Ich war über diesen schimpflichen Empfang um so mehr entrüstet, als ich nur das berichtet hatte, was ich im Gewühl der Schlacht mit eigenen Augen gesehen und andererseits von Kutusow wußte, daß er sich den ganzen Tag über im Rücken der Armee unter Champagnerflaschen und Delikatessen aufgehalten. — Bald indessen gewann ich die Fassung wieder, indem ich Kutusows schlaue unlautere Absicht, die ihm dies Benehmen gegen mich diktiert hatte, vollkommen durchschaute. Gewiß — sagte ich mir — sollen seine Umgebungen den wahren Zustand des Heeres nicht erfahren und, um sein präpariertes Schlachtbulletin nicht Lügen strafen zu können, in dem Glauben gelassen werden, daß die Russen einen glorreichen Sieg erfochten haben. Dabei setzte er allerdings richtig voraus, daß Napoleon, da er seinerseits von morgens früh 6 Uhr bis nachmittags um 5 Uhr gleichfalls keinen vollständigen Sieg zu erfechten vermocht, sondern vielmehr das Gefecht abgebrochen hatte, dasselbe auch nicht wieder aufnehmen und das Schlachtfeld von den Russen daher die Nacht über würde behauptet werden können. Da ich somit das Motiv seiner heftigen Rede gegen mich richtig durchschaut zu haben, überzeugt war, so entgegnete ich ihm in aller Ge-



Biwak der italienischen Ehrengarde nach der Schlacht an der Moskwa

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

lassenheit, daß ich ihm überlassen müsse, meinen Rapport nach Gefallen aufzunehmen; der General Barclay wünsche indessen, durch eine schriftliche Ordre zu erfahren, ob er das Gefecht fortsetzen, oder was sonst geschehen solle. — Hierauf ging Kutusow mit dem Obersten Toll auf die Seite und besprach sich mit ihm. Nach einiger Zeit hatte letzterer eine Ordre an Barclay aufgesetzt, die ersterer unterschrieb und mir übergab. Ich ritt nun sogleich zu Barclay zurück und traf bei der Batterie, welche sich vor dem Hügel von Gorki befand, wieder mit ihm zusammen. Die Ordre enthielt die Anweisung, daß, wenn Napoleon das Gefecht nicht wieder eröffne, russischerseits auch nichts weiter geschehen solle. Indessen möchte Barclay die Armee in eine Stellung zu bringen suchen, deren rechte Seite sich an den Hügel von Gorki anlehne, die linke aber sich in der Richtung nach einer Waldspitze jenseits der alten Smolensker Straße hinstrecke, welcher Wald durch das Korps von Baggehuffwudt behauptet werden müsse. An des gefallenen Bagration Stelle solle Dochturow das Kommando des linken Flügels der Armee übernehmen. Übrigens aber müsse für den morgenden Tag alles vorbereitet werden, damit Kutusow die Franzosen angreifen könne. — Barclay schüttelte den Kopf und sagte mir: er wisse nicht, wo er morgen dazu noch Kräfte herbekommen solle; wollte man die Franzosen gleich auf der Stelle abermals angreifen, so wäre dies vielleicht noch eher ausführbar; morgen aber würde die Erschöpfung der Soldaten, die zwölf Stunden hindurch ohne alle Nahrungsmittel die größten Anstrengungen gehabt und nun auch während der Nacht nichts bekommen könnten, so groß sein, daß an einen wiederholten Angriff gar nicht mehr zu denken wäre."

Auf dem äußersten linken Flügel der russischen Stellung beim Dorfe Utiza und dem großen Hünengrab östlich von Utiza, hinter welchem die russischen Milizen verborgen waren, wogte noch der Kampf. Fürst Poniatowski hatte das Dorf am frühen Morgen schon angegriffen und genommen, aber er wurde um 8 Uhr früh bereits wieder hinausgejagt und erst die Unterstützung durch die Westfalen machten ihn stark genug, das Dorf von neuem zu nehmen. Um jene Zeit wurde auch General Tutschkow I. genötigt, seine Division Konownitzyn zur Verstärkung der Stellung bei Semenowskoie abzugeben. Das Waldgebiet bei Utiza erschwerte das Gefecht sehr. Poniatowski, der über Utiza hinaus Boden zu gewinnen suchte, kam nicht recht vorwärts. Aber immerhin war die Lage des Generals Tutschkow höchst bedenklich und er stand in Gefahr abgeschnitten, zu werden. Da sandte General Barclay de Tolly ihm das Korps Baggehuffwudt zur Unterstützung, auch die Division Konownitzyn wurde wieder herangezogen. Als für den Kampf um Semenowskoie genügend Reserven eingetroffen waren, als auf der ganzen Linie schon der Kampf mehr und mehr schwieg, nachmittags um 4 Uhr, führte der westfälische General von Ochs noch persönlich seine Westfalen vor und versuchte Baggehuffwudt, der auf dem Hünengrab hinter Utiza Aufstellung genommen hatte, von links zu flankieren. Hier spielte sich eine kleine Szene zwischen Andoche Junot und dem Stabsoffizier von Loßberg ab, die zeigt, daß man dem tapferen Herzog Unrecht tat, wenn man ihn der „Feuerscheu" bezichtigte. Loßberg sagt: „Hierbei fällt mir ein, daß ich auch während der Schlacht und zwar als ich das Regiment vor dem Holze (nachdem ich dasselbe eben verlasse hatte) in Linie aufmarschieren ließ, um nicht in der Kolonne durch Kartätschenfeuer noch größeren Verlust zu erleiden, mit Junot folgende Unterredung hatte. Derselbe befand sich ungefähr 20 Schritt vom rechten Flügel des Regiments, wo er, indem ich mich ihm näherte, um schneller seine etwaigen Befehle ausführen zu können, zu mir sagte: „On a bien fait, de mettre le Regiment en ligne; comment s'appelle le Capitaine de vos Grenadiers?"*) — Meine Antwort war: „De

*) Man hat wohlgetan, das Regiment in Linie aufmarschieren zu lassen; wie heißt Ihr Grenadierkapitän?



Ritt über das Schlachtfeld an der Moskwa

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Loeffen, mais il n'est que Lieutenant." Worauf er mir gleich in das Wort fiel und entgegnete: „Cet Officier a beaucoup de sang froid, il merite d'être decoré." — Dieser Offizier füllte nämlich in dem Augenblicke mit der größten Ruhe wieder die Rotten und ließ die Kompagnie links (nach der Mitte des Bataillons) schließen, indem kurz zuvor mehrere Grenadiere durch eine Lage Kartätschen darin gefallen, wobei ihm selbst zwei Kartätschen durch den Tschako gegangen waren, was Junot bemerkt hatte. — Diese paar Worte sind mir deshalb auch merkwürdig, weil sie mein Urteil bestätigten: Daß der Herzog nichts weniger als feuerscheu gewesen ist, was ihm nach seinem Benehmen bei Smolensk Schuld gegeben wird; nur zu seiner höheren Intelligenz als Heerführer habe ich nicht das mindeste Vertrauen." — Nein, ein Heerführer war er nicht, der ehemalige Sergeant von Toulon, aber „feuerscheu" — Andoche Junot? — Niemals! — Baggehuffwudt hielt die dort erscheinende Kolonne zunächst für Russen, aber Prinz Eugen von Württemberg hatte junge Augen und rief dem General zu, daß die Kavallerie weiße westfälische Mäntel trüge. Es wurde beraten, ob die Stellung auf dem Hünengrab aufgegeben oder gehalten werden sollte, denn Poniatowski, die westfälische Unterstützung erkennend, griff jetzt von neuem das Hünengrab an. „Nun," rief Baggehuffwudt, „so will ich denn eine Handvoll Grenadiere nehmen und den Plunder damit festhalten." Dieser General war auch ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann, der dem Tod ohne Wimpernzucken ins Auge zu sehen pflegte. Im Krieg des Jahres 1807 stand er einst mit seinem 4. Jägerregiment bei Zegrz am Narew auf Vorposten. Mit den gegenüberstehenden französischen Feldwachen war ein kurzer Waffenstillstand verabredet. Ohne dies zu wissen, schoß ein dummer Rekrut auf einen französischen Offizier; vom jenseitigen Ufer des Narew erscholl alsbald ein wütendes Geschrei: „Verrat und Rache!" Baggehuffwudt, ein Mann von gewaltigem Wuchs und starker Korpulenz — er war in dieser Beziehung wohl der umfangreichste Offizier der russischen Armee — ritt sogleich persönlich fest an den Uferrand heran und rief hinüber: „Es war ein Mißverständnis. Bedürfen Sie aber einer Repressalie, nun wohl, so bin ich deshalb hier. Schießen Sie auf mich, Sie sehen, ich bin kein schwer zu treffendes Ziel!" — Sofort ging drüben ein französischer Tirailleur in Anschlag, aber ein Offizier hinderte ihn am Schießen mit den Worten: „Sur tout autre, mais pas sur ce brave homme!" „Auf jeden andern, aber nicht auf diesen tapferen Mann."

Prinz Eugen von Württemberg bot sich sofort an, dem Fürsten Poniatowski entgegen zu gehen, aber der Pole griff mit Ungestüm und Übermacht an, und es blieb den Russen nichts anderes übrig, als die Stellung am Hünengrab aufzugeben. Damit war auch der äußerste linke russische Flügel zurückgedrängt und die Schlacht auf der ganzen Linie zugunsten des Kaisers Napoleon entschieden.

Wie aus jenem Bericht Wolzogens hervorgeht, wollte Kutusow den Erfolg der Schlacht als einen Sieg aufgefaßt haben und in der Tat waren schon seit Stunden seine Feldjäger mit einem schönen Siegesbericht an den Kaiser nach Petersburg unterwegs. Wohl war es Sitte, daß ein höherer Stabsoffizier, der an der Schlacht teilgenommen und sich besonderes Verdienst erworben hatte, mit solchen Siegesbotschaften in die Hauptstadt abritt. Aber der alte Kutusow konnte einen Wissenden nicht gebrauchen. Seine Feldjäger mußten weit hinter der Front in Moschaisk sich aufhalten und der Fürst besorgte ihre Instruktion persönlich, damit nur ja nichts versehen würde. Dieser General war immer mehr Diplomat und Politiker als Feldherr. Hiervon weiß auch der General von Boyen etwas zu berichten, der ein Jahr später, als der Krieg sich schon nach Deutschland hinübergespielt hatte, bei Kutusow Dienst tat. „Natürlich," schreibt Boyen, „war es für Kutusow nicht



Nach der Schlacht

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

unwichtig, daß alle Dinge nur nach seiner Ansicht vorgestellt wurden, und um dies zu erreichen, verfuhr er in der folgenden Art: wenn irgend ein Bericht angekommen war, ließ er mich rufen, erzählte mir den Vorgang und trieb mich dann anscheinend nach Hause zu eilen, um dem König Bericht abzustatten. Wenn ich dann aber an der Tür war, rief er mich zurück, stellte sich über jede mögliche Verzögerung besorgt und bot mir, um diese zu vermeiden, sein Papier und Petschaft an und ich mußte mich neben ihm setzen, um an den König zu schreiben, er aber übernahm noch obendrein die Besorgung des Briefes." — So klug war also Kutusow und so klug war er auch nach der Schlacht von Borodino. Sein Rapport an den Kaiser war in einer äußerst geschickten Weise redigiert. „Gestern bei Tagesanbruch," heißt es in demselben, „um 4 Uhr dirigierte der Feind, den Nebel benutzend, alle seine Streitkräfte gegen den linken Flügel unserer Armee. Die Schlacht wurde allgemein und währte bis zur Nacht; der beiderseitige Verlust ist groß; der Verlust des Feindes muß. nach seinen hartnäckigen Angriffen auf unsere verschanzte Stellung zu urteilen, den unsrigen um viel übersteigen. Die Truppen Ew. Kaiserlichen Majestät haben sich mit unglaublicher Tapferkeit geschlagen: die Batterien gingen aus einer Hand in die andere, und es endigte damit, daß der Feind mit seinen überlegenen Streitkräften nirgends, auch nicht einen einzigen Schritt Boden gewann. Ew. Kaiserliche Majestät geruhen zuzugeben, daß nach einer blutigen, fünfzehn Stunden lang fortgesetzten Schlacht, unsere und die feindliche Armee in Unordnung geraten sein mußten, und in Folge des Verlustes, der an diesem Tage stattfand, war die früher eingenommene Stellung natürlich zu weitläufig geworden und der Stärke der Truppen nicht entsprechend, und daher, da es sich hier nicht um den Ruhm gewonnener Schlachten handelt, sondern das Ziel des ganzen Bestrebens auf die Vertilgung der französischen Armee gerichtet ist, faßte ich den Entschluß, nachdem ich die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, 6 Werst zurückzugehen, was bis jenseits Moschaisk sein wird, und nachdem ich die durch die Schlacht in Unordnung geratenen Truppen gesammelt, meine Artillerie erneuert, und mich durch die Moskauische Miliz verstärkt habe, werde ich, im glühenden Vertrauen auf die Hilfe des Allerhöchsten, und auf die bewiesene, unglaubliche Tapferkeit unserer Truppen, sehen, was ich gegen den Feind unternehmen kann."

Über diesen so hübsch redigierten „Sieg der russischen Waffen" herrschte im ganzen Zarenreiche unendlicher Jubel und überall im Reiche wurde das Tedeum angestimmt und der glorreiche Sieg von Borodino gefeiert. Im letzten Grunde, das muß man sagen, hatten übrigens weder Napoleon noch auch Kaiser Alexander eine Ursache, ein Tedeum singen zu lassen und Siegesfeste zu feiern. Es war ein furchtbar blutiges Ringen um nur einige Werst des russischen Bodens gewesen, was da bei Borodino am 7. September stattfand. Die Verluste auf beiden Seiten waren entsetzlich. Der französische Kaiser hatte hier die blutigste Schlacht seiner Feldzüge geschlagen. Der Kaiser hat später auf St. Helena dem General Gourgaud wiederholt erklärt, daß die Schlacht von Borodino oder vielmehr, wie die Franzosen sie nannten, „die Schlacht an der Moskwa" seine bedeutendste gewesen sei. „Von allen meinen Schlachten, die ich geführt habe, war die vor den Toren Moskaus die bedeutendste, die Franzosen zeigten sich ihrer würdig, den Sieg davonzutragen und die Russen erwarben sich ein Recht ‚die Unbesiegten' genannt zu werden. Von meinen 50 Schlachten traf ich in dieser Schlacht auf den größten Widerstand und errang den geringsten Erfolg."

Hier auf dem Blachfelde von Borodino an den Ufern der Moskwa hatten sich eine Viertelmillion Streiter gegenüber gestanden. Aus den Berichten, die Napoleon sich geben

ließ, geht hervor, daß an 60000 Artilleriegeschosse verbraucht wurden, daß fast zwei Millionen Gewehrpatronen verschossen wurden, und damals hatten die Soldaten nicht wie heute Hinterlader oder Magazingewehre, die im Raum einer Minute eine Anzahl von Geschossen ausspieen, sondern jeder Schuß mußte einzeln von vorn hineingeladen werden, und dabei fast zwei Millionen Schüsse, nur auf französischer Seite! Dies muß man bedenken, um abzuschätzen, wie ungeheuer die Blutarbeit von Borodino war. Es gab auf französischer Seite Kompagnien, die nur noch zehn Gewehre zählten. Man sagt, daß ein russisches Kürassierregiment nach der Schlacht einen Bestand von fünf Mann hatte.

Besonders schwer waren die Verluste der Württemberger, die gefochten hatten wie die Löwen und denen Murat seine Rettung dankte. Ihr General von Scheler berichtete an seinen König:

„Was das Benehmen der königlichen Truppen anbelangt, so hat dieser kleine Rest bewiesen, daß er den Kern der königlichen Truppen enthält. Während der ganzen Dauer der Schlacht kam er keinen Augenblick aus dem Kanonenschuß. Aber selbst wenn die Kugeln und Granaten in die Kolonnen schlugen, in welcher Formation sehr häufig selbst im Kartätschenfeuer marschiert werden mußte, so wurde auch keinen Augenblick die Ruhe und Haltung gestört. Viele französische Offiziere bezeigten laut ihre Achtung. Seine Majestät der Kaiser schickte während der Bataille einen Adjutanten an den General Marchand und ließ denselben nach dem Gang der Dinge fragen; General Marchand sagte dem Adjutanten: „Melden Sie dem Kaiser, daß die Württemberger die Schanze, welche von dem 57. und 72. Regiment verlassen wurde, behauptet und dadurch Seine Majestät den König von Neapel von der Gefangenschaft befreit haben."

Unter den Offizieren ist keiner, welcher nicht jeden Auftrag mit Unerschrockenheit und Mut ausgeführt hätte und alle teilten von Anfang an bis ans Ende die Gefahr mit dem Soldaten und sorgten durch möglichste Aufmerksamkeit für dessen Erhaltung. Nur wenige hundert Schritte vom Lager entfernt kam sofort die ganze Division in das Kanonen- und Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien, in welchem Feuer zirka 1000 Schritte bis zu der Redoute marschiert werden mußte, woselbst alsdann auch ein starkes Gewehrfeuer des Feindes bei dessen Angriff auf die Redouten uns in die Flanke faßte. Auf dieser Strecke ist es vorzüglich gewesen, wo die königliche Division, wie auch die beiden anderen des Korps die größten Verluste erlitten. Je geringer aber der Zeitraum des größten Verlustes war, desto mehr wurde die Haltung der Truppen erprobt, die sich im Avancieren keinen Augenblick aufhalten ließen und immer Reih und Glied hielten. Kaum waren wir bei der Schanze angelangt, und kaum hatte ich die Infanterie zu deren Besetzung befehligt, so erhielt ich eine Gewehrkugel am Hals, welche mich vom Pferde stürzte, so daß ich besinnungslos hinweggebracht wurde. Zu derselben Zeit wurden in der Nähe einer Reihe von Offizieren die Pferde erschossen, in den Gliedern fielen öfters mehrere Rotten zugleich. (Brave Schwaben, — aber — o Gott! — wofür blutetet ihr eigentlich?)

Als ich wiederum zur Besinnung gekommen und verbunden war, übernahm ich das Kommando noch während der Schlacht und habe solches, da ich keine weiteren Folgen empfinde, bis dato behalten. Seine Majestät der König von Neapel kam bei dem Rückzug der Kavallerie in ein sehr starkes Gedränge, indem derselbe durch mehrere Kürassiere und Kosaken persönlich verfolgt wurde. Seine Majestät ritt auf unsere Infanterie zu, welche plötzlich auf die Verfolgenden Feuer gab und durch Herunterschießen von mehreren Seiner Majestät Luft machte. Da die feindliche Kavallerie sich bereits im Rücken und Flanke zeigte, so warf sich der König in die Redoute hinein und vertraute sich somit

unserem Schutz, indem derselbe zugleich Zeuge des guten Benehmens der Truppen war, welchen er vielen Beifall zu erkennen gab." — Wie bunt die Weltgeschichte die Menschen zusammenwürfelt! Der Gastwirtssohn von La Bastide-Fortunière im Karree der treuen Schwaben als Majestät von Neapel! —

Das Blut von Zehntausenden tränkte den Boden dieser furchtbaren Wahlstatt. Das russische Heer war fast um die Hälfte seines Bestandes geschwächt. Getötet waren drei Generale und über 200 Stabsoffiziere, verwundet 14 Generale und über 1200 Stabsoffiziere. An 10000 Unteroffiziere und Soldaten lagen tot, 10000 waren verwundet, 10000 wurden vermißt. Dies alles nur von der ersten unter Barclays Kommando stehenden Westarmee. Die Verluste der zweiten Armee, unter Bagration, waren im Verhältnis noch viel größer, man kann sie auf 20000 Mann anschlagen. Berichte existieren nicht, da alle Regimentskommandeure tot und verwundet vor dem Feind blieben. Mit welcher Tapferkeit und Ausdauer gefochten wurde, zeigte sich darin, daß die Franzosen im ganzen nur 1000 Gefangene machten, nur 12 Geschütze eroberten. — Als der Oberst Toll im Auftrage des Fürsten Kutusow sich von den Stellungen am Abend der Schlacht überzeugt hatte, begegnete ihm eine Truppe, die er für die Reste eines Regiments hielt. „Was ist das für ein Regiment?" fragte Toll. — „Das ist die zweite Grenadier-Division!" war die Antwort.

Unter den Generalen, die auf russischer Seite fielen, war der Fürst Bagration, der hoffnungsvolle Graf Kutaisow und zwei Tutschkows, — Tutschkow I und Tutschkow II; verwundet waren General Jermolow, Graf Ostermann, Prinz Karl von Mecklenburg, General Lichatschew, der die Rajewskischanze verteidigte, gefangen wurde und in Königsberg an seinen Wunden starb, und so viele andere Führer mit guten Namen.

Der tapfere Georgier Fürst Peter Bagration wurde nach Moskau geschafft und von dort weiter nach dem Dorfe Simi, wo er nach furchtbaren Leiden an seiner schweren Wunde starb. Kurz vor seinem Tode traf ein Handschreiben Kaiser Alexanders bei ihm ein, das seine Verdienste warm anerkannte, zugleich schenkte ihm der Kaiser 50000 Rubel, — dem armen, sterbenden Mann!

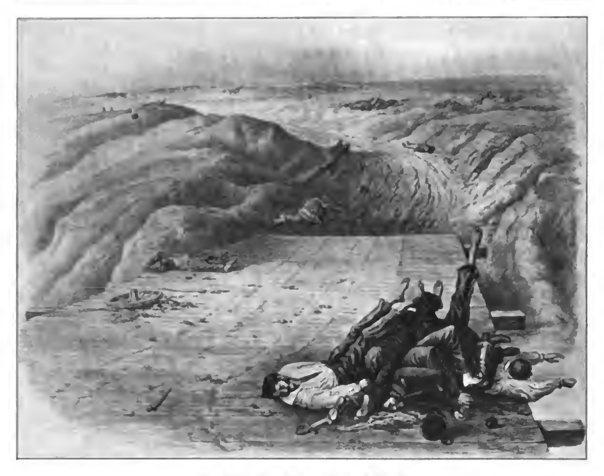
Kaiser Napoleon verlor an Getöteten, Verwundeten und Versprengten fast 28000 Mann. Tot auf dem Platze blieben 12 Generale und 10 Obersten, darunter die Generale Montbrun und Augustin Caulaincourt. Verwundet waren der General Rapp, — dem Napoleon zurief, als er ihn sah: „Rapp, mußt Du denn immer daran glauben?" — General Grouchy, Morand, Friant, Compans und eine Reihe anderer Divisionäre, darunter auch der Kommandant der Württemberger, General von Scheler. Neun Brigadegenerale waren tot und 23 verwundet. — Wahrlich, diese Schlacht vor den Toren Moskaus hatte eine grauenhafte Zahl von Opfern gekostet!

In dem Tagebuch des westfälischen Stabsoffiziers von Loßberg — die Westfalen blieben in und um Moschaisk, nahe dem Schlachtfeld — steht Schaudervolles über den Befund der Wahlstatt:

„Das, was für die unglücklichen Verwundeten geschehen konnte, war leider wenig, denn es gebrach an allen Anstalten zu ihrer Hilfeleistung. Gleich wie alles auf die Erhaltung der Armee bezügliche bekanntlich von Hause aus gänzlich außer Augen gelassen war, ebenso schlecht war es auch mit dem Lazarettwesen bestellt. Die Wundärzte der Truppen und der fliegenden Feldlazarette verbanden und amputierten zwar während der Schlacht wie in den folgenden Tagen eine große Menge Verwundeter, aber Tausende blieben ohne Verband und starben. Es fehlte an Beförderungsmitteln, sie fortzuschaffen,

Auf dem Schlachtfelde an der Moskwa

Nach Faber du Faur



Die Kalotschabrücke nach der Schlacht
Nach Faber du Faur

Das ist die Brücke über die Kalotscha bei Borodino. Wir haben sie von Borodino her betreten. Wie man einen Haufen Späne, der im Weg liegt, auf die Seite wirft, so liegt ein Haufen Leichen rechts am Brückenrand durcheinander, denn der Troß der großen Armee ging in den Tagen nach der Schlacht hier durch. Drüben verdeckt uns das steile Ufer die Aussicht, sonst würden wir rechts auf 1000 Schritte die Kurganbatterie erblicken. Die Straße wendet sich als Hohlweg links hinan und die zahlreichen Gruppen von Toten zu beiden Seiten derselben sind Zeugen des blutigen Kampfes am Morgen und insbesondere des Verlustes der Franzosen, als sie nach der Brücke zurückgeworfen wurden.

denn in den verheerten und verlassenen Ortschaften ließen sich Wagen nicht auftreiben; deshalb blieben auch die meisten derjenigen, welche bereits verbunden waren, liegen und kamen um. Die leicht Verwundeten und die, welche nur einigermaßen kriechen konnten, schleppten sich den Truppen nach oder gingen auf gut Glück zurück, bis sie irgendwo eine elende Hütte oder gleichfalls den Tod fanden. Viele suchten in den seitwärts des Schlachtfeldes liegenden, oft meilenweit entfernten Ortschaften Unterkunft, wo sie später von den Einwohnern umgebracht oder den umherschwärmenden Kosaken ausgeliefert wurden.

Wir standen einige Tage, von Leichen und Sterbenden umgeben, auf dem Schlachtfelde, mußten aber des Geruches wegen mehrmals den Platz wechseln. Die Szenen des



Auf der großen Straße von Moschaisk nach Krimskoje
Nach Faber du Faur

Hier begegnet uns an der großen Straße von Moschaisk nach Krimskoje ein Anblick, bei dem wir die glücklich preisen, deren Wunden dort auf dem Wahlplatz der Regen ausgewaschen, deren Todesfieberhitze er gekühlt hat — deren Gebeine als längst leblosen Erdstoff die späte Flamme friedlich verzehrt. Hier sind sie, die ihr Leben schon wie einen Raub davon gebracht sahen, lebendig im Feuer verdorben. Es liegen die verkrümmten, verkohlten Gerippe mit abgefallenem Kopf an demselben Platz, wo sie auf dem Dielenboden der Hütte lagen, deren letzte Pfostenreste neben ihnen rauchen. Andere minderschwache Blessierte sind auf Händen dem Feuer entkrochen, und haben sich hier in eine stehengebliebene Zimmerecke zwischen der Feuerwand und den Resten eines russischen Kachelofens zusammengebettet. Einer scheint an der letzten Anstrengung schon verschieden. Schreckhaft, von Schmerz oder Phantasien gequält, blickt ein anderer auf; ruhiger, tapferer schaut der aufrecht sitzende Grenadier vor sich hin und das Kreuz der Ehre ziert auch in dieser letzten Probe, auf die kein Tagesbefehl vorgesehen hat, seine Brust mit Recht. — Dieses Dorf war eines der flüchtigen Spitäler um Borodino.

Jammers und des Elends, die sich hier auf Schritt und Tritt darboten, spotten jeder Beschreibung; das Ächzen und Stöhnen der Verstümmelten und Sterbenden, das uns selbst dann noch verfolgte, als wir uns etwas weiter entfernten und das besonders bei Nacht schrecklich für das Ohr war, erfüllte das Herz mit Grausen. Ich habe gesehen, daß Soldaten solchen Unglücklichen, die weder leben noch sterben konnten, auf ihr Bitten mit abgewandtem Gesicht durch eine Kugel den Tod gaben. Bald betrachteten sie das als eine Pflicht des Mitleids und wurden von den Offizieren dazu angeregt, solche, die nicht mehr zu retten waren, aufzusuchen und von ihren Qualen zu befreien. Als ich am fünften Tage abermals das Schlachtfeld beritt, fand ich, mit Schaudern schreibe ich es nieder, Unglückliche neben Pferdekadavern liegen, an deren Fleisch sie nagten. Nachts sah man viele einzelne

matte Flammen auf diesen Gefilden des Todes emporleuchten; sie rührten von Feuern her, die solche Unglücklichen, welche zusammengekrochen waren, angezündet hatten, um sich vor der Kälte der Nacht zu schützen oder ein Stück Pferdefleisch zu rösten."

General von Clausewitz, der sich, wie wir wissen, damals auf russischer Seite befand und der auch um die Mittagszeit den Flankenangriff bei den Generalen Uwarow und Platow gegen den linken Flügel des Vizekönigs Eugen Beauharnais und das Dorf Borodino mitmachte, hat, mit seinen klugen Augen alles beobachtend, den Stand der Dinge am Abend der Schlacht richtig eingeschätzt; hier ist seine Meinung:

„Obgleich man in der Armee glaubte, über das Resultat dieser Schlacht noch zweifelhaft sein zu dürfen, obgleich man viel davon sprach, man müsse das Schlachtfeld, welches man doch eigentlich noch nicht verloren hatte, behaupten und durch Standhaftigkeit den Sieg erzwingen, weil die Franzosen auch sehr erschöpft schienen: so war doch die Sache eigentlich völlig entschieden, und der schlaue Kutusow nicht mehr zweifelhaft, was er zu tun habe. Die Überlegenheit der Franzosen, welche vor der Schlacht schon merklich gewesen war, war durch die Schlacht selbst gewachsen, weil die Russen allerdings mehr verloren hatten als die Franzosen; in dem zehnstündigen Kampfe war die Wage keineswegs im völligen Gleichgewicht geblieben, sondern sie war zum Nachteil der Russen merklich gesunken; bei Erneuerung des Kampfes ließ sich ein besseres Resultat nicht erwarten; die Stellung war schon ganz verschoben, die Rückzugsstraße bedroht, und die nächste Station des Unglücks wäre eine völlige Niederlage gewesen. Jetzt war das Heer noch in Ordnung, man konnte in Ordnung abziehen. Kutusow beschloß, den Rückzug in der Nacht anzutreten, und er tat unstreitig nur, was die Klugheit gebot.

Bonaparte seinerseits konnte den Rückzug Kutusows erwarten; hatte er sich darin geirrt und dieser wäre am 8. noch auf dem Schlachtfelde gewesen, so mußte er ihn freilich wieder angreifen und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er es getan haben würde. Eine andere Frage ist, ob Bonaparte, da noch Zeit genug übrig war und er noch eine starke Truppenmasse ganz intakt hatte, nicht am 7. noch größere Anstrengungen hätte machen und den Sieg bis zu einer völligen Niederlage des Feindes steigern sollen. Unstreitig wäre dies in dem Geiste desjenigen Verfahrens gewesen, dem er so große Erfolge in der Welt verdankte. Vielleicht hätte er durch neue Angriffe mit allen Waffen neue Erfolge erhalten und wäre dann auf den Punkt gekommen, wo die Masse der Kavallerie im Verfolgen die Zerstörung der russischen Armee vollenden konnte. — Denkt man sich aber in den augenblicklichen Standpunkt Bonapartes ganz hinein, erinnert man sich nämlich, wie groß das ganze Unternehmen war, wie groß die Kräfte, welche er dazu aufgeboten hatte, und wie diese Kräfte bis dahin so über alle Erwartung schnell zusammengeschmolzen waren, daß er anfangen mußte, zu befürchten, er werde nicht ausreichen, so begreift man, daß von nun an die Erhaltung seiner Armee bis zu dem Augenblick, wo von Frieden die Rede sein werde, ihm als Hauptsache erscheinen konnte. Den Sieg hatte er, in Moskau durfte er hoffen einzuziehen, ein mehreres mit Daransetzung des Letzten zu erzielen, schien ihm weder Not noch Rat."



10. Kapitel

Moskau

Alles, was Fürst Kutusow aus dieser Mordschlacht von Borodino oder an der Moskwa, wie die Franzosen sie tauften, heimbrachte, waren 52000 Mann. Die Hälfte des russischen Heeres lag auf der Wahlstatt, war tot, verwundet oder versprengt. Der russische Obergeneral konnte es unter diesen Umständen nicht wagen, dem Feinde noch eine zweite Schlacht vor Moskau anzubieten. Am 13. September traf die russische Armee auf ihrem Rückzuge vor Moskau ein und besetzte die Höhen vor der Stadt. General Bennigsen hatte eine neue Schlachtstellung ausgesucht, aber abgesehen von der geschwächten Truppenzahl, die man Napoleon nur noch entgegenstellen konnte, schien auch den sämtlichen Generalen des russischen Hauptquartiers diese Position unhaltbar. Besonders General Jermolow gab seinem Zweifel in seiner lebhaften Weise Ausdruck. Fürst Kutusow, der bis zuletzt den Schein wahren wollte, denn er ließ seine Umgebung immer gern bis zum plötzlichen Entschluß im Dunkel über seine Absichten, faßte den lebhaften Jermolow scherzhaft an der Hand und fühlte ihm den Puls: „Bist Du gesund, mein Lieber?" Der Bau der Verschanzungen wurde inzwischen fortgesetzt und die Generale versammelten sich auf dem Grußberg vor Moskau um Kutusow. Der Prinz Eugen von Württemberg kam auch hinzu und schildert diese Szene sehr anschaulich:

„Kutusow saß in einem Lehnstuhle auf einer kleinen Erhöhung an der Straße, von einer zahlreichen Generalität umgeben. Soviel ich bemerken konnte, herrschte unter dieser Verschiedenheit der Meinungen. Barclay, der überhaupt wenig sprach, hatte die richtige Ansicht: daß hier, wo man stände, keine Annahme des Treffens möglich sei, und man also vor- oder zurückgehen müsse. Kutusow, dem man die innere Unruhe deutlich ansah, hörte schweigend viele der gefällten Urteile an. Es gehörte auch wohl wahrlich kein geringer Entschluß dazu, um, der Meinung des Heeres und des Volkes zum Trotz, sich kühn über alle Verantwortlichkeit zu erheben und dem Feinde die alte Hauptstadt des Reiches nach einer Schlacht zu überlassen, die man für gewonnen ausgegeben, — nach einem Rückzug, den man freiwillig unternommen hatte, — und mit einer Armee, von der behauptet wurde, daß sie hier, — die Miliz und Kosaken mit inbegriffen, — wieder 90000 Streiter zählte.

In diesem an sich selbst schon ergreifenden Momente schallte plötzlich der Donner der Geschütze von dem Nachtrab her und verkündete die Annäherung des Feindes. Die Möglichkeit des ferneren Zurückweichens schien den meisten durch die Schranken der Ehre versperrt. Nach ihrer Ansicht war, so wie die Tiefe des Grabes dem irdischen Wandler, auch Moskau das Ziel und das Grab des russischen Kriegers. Das Jenseits liege in einer anderen

62*

Welt. — In den örtlichen Beziehungen, in denen sich hier das Heer befand, war natürlich eine Niederlage vorauszusetzen. Während ich im Jahre 1810 in Garnison in Wilna stand, wo Kutusow damals Kriegs-Gouverneur war, besaß ich seine Gewogenheit. Ich erinnere mich hier noch sehr wohl seiner an mich gerichteten Worte, als er jetzt die Versammlung verließ und mich auf seinen bereits gefaßten Entschluß des Rückzuges hinwies. ‚Mein Kopf, mag er nun dumm oder klug sein, ist's schließlich allein, auf den ich mich verlassen muß!' — Graf Rostopschin, Kriegs-Gouverneur von Moskau, kam kurz darauf an mich heran und sagte mir mit dem lebhaftesten Eifer: „Würde ich gefragt, so rief ich: ‚Vernichtet die Hauptstadt, ehe ihr sie dem Feinde preisgebt!'" — „Dies ist die Ansicht des Grafen Rostopschin. Was den Gouverneur der Stadt betrifft, der dazu berufen ist, für ihr Heil zu wachen, so kann dieser einen solchen Rat nicht geben." — Es hatte dieser Gedanke mich gleich so ergriffen, daß ich zum Biwak der Division zurückkehrend, ihn allen meinen Umgebungen mitteilte. „Es ist kaum glaublich!" rief ich, „es wäre eine Riesentat, aber das wahre Kraftmittel in dieser entsetzlichen Krise."

Am selben Abend fand noch ein Kriegsrat statt, in welchem die Meinungen abermals aufeinander platzten. Endlich, als es zu keinem Resultat kommen wollte, raffte Kutusow sich auf und tat seinen längst gefaßten Beschluß mit den folgenden Worten kund: „Mit dem Verluste Moskaus ist Rußland noch nicht verloren. Ich aber halte es für die erste Pflicht, die Armee vor dem Untergange zu bewahren, sich den Unterstützungen zu nähern und selbst durch die Räumung Moskaus den Feind dennoch in sein unvermeidliches Verderben zu stürzen. Ich beabsichtige daher, durch Moskau und auf der Straße nach Riäsan zurückzugehen. Ich fühle sehr wohl, daß ich es bin, der alles wird bezahlen müssen, aber ich opfere mich für das Wohl meines Vaterlandes. Ich befehle den Rückzug!"

Bis zuletzt, so wird gesagt, hatte Kutusow den Grafen Rostopschin, den Gouverneur von Moskau, in dem Glauben gelassen, daß er vor den Toren der Stadt noch eine Schlacht liefern werde. Jetzt erfuhr aber Rostopschin durch einen Dritten den Entschluß des Feldherrn, und sein heftiger Charakter trieb nun auch ihn zu einem Entschlusse, den er, wie wir hörten, dem Prinzen von Württemberg tags zuvor schon angedeutet hatte. Der Graf war ein Mann von westeuropäischer Bildung, wenngleich sein Wissen nicht gerade sehr tief war. Aber für einen Posten, wie er ihn als Gouverneur von Moskau inne hatte, genügte ja ein starker Wille und eine aus diesem hervorgehende, nicht versagende Entschlußkraft. Er war Nationalrusse vom Scheitel bis zur Sohle, dem Kaiser grenzenlos ergeben und voll heißer Liebe zum heiligen Rußland. Sein Name und seine Persönlichkeit hatten Gewicht in Moskau und es war ihm gelungen, die Einwohnerschaft bis zuletzt zu beruhigen, daß kein Franzose Moskau betreten würde. Die Schlacht von Borodino hatte ihm Kutusow wie einen Sieg geschildert. Am 11. September erließ Rostopschin eine Proklamation, in der es hieß: „Der durchlauchtigste Fürst ist nach Moschaisk zurückgegangen, um sich sobald wie möglich mit seinen ihm entgegenrückenden Unterstützungen zu vereinigen. Er hält eine feste Stellung besetzt und der Feind wird es nicht wagen, ihn anzugreifen. Der Durchlauchtigste hat erklärt, daß Moskau bis zum letzten Tropfen Blut verteidigt werden solle und wenn man sich in den Straßen schlagen müsse." Und noch am 13. September, also an demselben Tage, wo Kutusow den Rückzug befahl, Rostopschin aber noch nichts davon wußte, schrieb dieser an den Kaiser Alexander, daß er bis zuletzt alle Mittel zur Beruhigung der Einwohner angewendet habe, daß aber der eilige Rückzug des Heeres und das Ankommen so vieler Verwundeter, deren Züge alle Straßen verstopften, Schrecken errege.



Bei Swenigorod an der Moskwa

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

„Da ich selbst überzeugt bin," fuhr der Gouverneur fort, „daß das Schicksal Moskaus von einer Schlacht abhängt, werde ich alles tun, um die noch zurückgebliebenen Einwohner aus der Stadt zu entfernen. Ich bürge mit meinem Kopfe dafür, daß Bonaparte Moskau ebenso leer finden soll, als Smolensk." Und nun plötzlich, in der Nacht vom 13. zum 14. wurden die Einwohner mit der furchtbaren Botschaft aus ihrem Schlafe geschreckt, daß sie in wenig Stunden Moskau zu verlassen hätten. Denen, die diesem Befehl nicht folgten, wurden harte Strafen angedroht.

„Man denke sich eine Bevölkerung von fast 300000 Menschen, die plötzlich unter dem größten Tumulte aus dem Schlafe mit der Ankündigung aufgeschreckt wird, in wenigen Stunden ihre Häuser und ihre ganze Habe im Stiche lassen zu müssen, ohne zu wissen, wohin! — Transportmittel für die Rettung des Eigentums waren außer denen, die der Einzelne besaß, nicht vorhanden und trotzdem wurde dem Befehle vom größten Teil der Bewohner pünktlich Folge geleistet. — In welchem traurigen Zustand dies jedoch geschah, läßt sich denken. Es war ein herzzerreißender Anblick, Greise, Wöchnerinnen und Kinder bunt durcheinander, beladen mit allem, was sich irgend in der Eile fortschleppen ließ, unter hellen Tränen ihre Häuser verlassen und in die weite Einöde des russischen Reichs ziel- und obdachlos hinausziehen zu sehen!" Alles raffte die wertvollste Habe zusammen und beeilte sich, dem Befehl des Gouverneurs nachzukommen. Was dennoch nicht folgte, oder wegen Krankheit und aus anderen Gründen nicht folgen konnte, verkroch sich auf dem Hausboden und in den Kellern. Das Schlimmste war, daß gar keine Wagen und Pferde zu bekommen waren, um die Habe der Einwohner fortzubringen. Die Polizei hatte sich auf Befehl des Gouverneurs an die Tore begeben, um die Kolonnen des Heeres in Empfang zu nehmen und zu führen. Diese Abwesenheit der Polizei benutzte der Pöbel, um plündernd in die Häuser einzudringen. Es waren aber auch Kaufleute da, welche die Soldaten und wer sonst daran teilnehmen wollte, aufforderten, ihre Kaufläden zu plündern, bevor der Feind dies besorge. Lieber wollten sie ihre Waren den Landsleuten gönnen, als den feindlichen Truppen. Alle Hauptstraßen waren mit Fuhrwerken vollgestopft und es gelang den Fußgängern nur mit Mühe, sich durchzudrängen. Man sah Familien auf den Straßen umherirren, die nicht wußten, wo hinaus sie sollten, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen. Was die Stadt verließ, suchte in den nächsten Dörfern Unterkunft, viele aber mußten die Nächte auf der Landstraße zubringen. Von den 300000 Einwohnern, die Moskau hatte, blieben kaum 14000 in der Stadt; dies waren fremde Kaufleute und Moskauer Pöbel.

Schon in der Nacht vom 13. zum 14. September hatte der Durchmarsch des russischen Heeres durch Moskau angefangen. Der Train, eine ungeheure Masse von Fuhrwerken, rollte während der ganzen Nacht durch die Straßen. Gegen 3 Uhr früh, der Tag graute kaum, ritt die Kavallerie ein, alsdann die Landwehr, dann Infanterie, Artillerie und zuletzt die Kosaken. Die ganze Armee marschierte in einer Kolonne durch die Stadt, weil nur eine Brücke zur Verfügung stand. Man hatte den Truppen gesagt oder angedeutet, daß man sie nur durch Moskau hindurchführe, um durch einen Flankenmarsch den Gegner von neuem anzugreifen. Dennoch fiel Tausenden dieser Männer die Ahnung schwer auf die Brust, daß die heilige Stadt der Zaren ohne Schwertstreich aufgegeben werden sollte. In der Kolonne war natürlich ein fortwährendes Stocken. Wolzogen sah, daß große Truppenmassen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie untereinander, an den Ufern der Moskwa standen und nicht hinüber konnten. Er riet, da die Moskwa nicht sehr tief ist, den Kavallerieführern an, ihre Leute hindurchreiten zu lassen, und als die Kavallerie das

Beispiel gab, zogen auch sofort die Landwehren ihre Stiefel aus, krempelten die Hosen auf und wateten „gleich den Kindern Israels" ungefährdet durch den Fluß.

Fürst Kutusow, der diese ganze Unordnung sah und der wohl seelisch tief ergriffen sein mochte, denn es ist bezeugt, daß ihm die Übergabe Moskaus furchtbar nahe ging, sagte zu dem Fürsten Galitzin, der Moskau genau kannte: „Führe mich so, daß wir mit niemandem zusammentreffen." An der Brücke, wo sich alles staute, traf er dennoch auf den Gouverneur Rostopschin, der mit einem Kantschu in der Hand mitten unter den Truppen stand und die Brücke für die Artillerie frei zu machen suchte. Beide sprachen kein Wort miteinander. Inzwischen ließ Barclay de Tolly, der beschlossen hatte, sofort nach dem Durchmarsch durch Moskau sein Kommando über die 1. Westarmee niederzulegen, auf einem großen freien Platz die Regimenter an sich vorbeidefilieren. Er saß seit achtzehn Stunden im Sattel und entwickelte in diesen letzten Tagen seines Kommandos eine außerordentliche Tätigkeit, um die Reste der 1. Westarmee, die ihm einst vom Kaiser anvertraut war, möglichst ungefährdet hinter Moskau zu bringen. Er war der letzte Führer, der mit seiner Suite gegen 11 Uhr mittags aus der Stadt ritt. Oberst von Wolzogen war bei ihm, auch Graf Rostopschin hatte sich angeschlossen. Da bemerkte Wolzogen in einiger Entfernung von der Straße eine Menge Fuhrwerke, die unter Bewachung von Soldaten sich langsam fortbewegten. Als er hinzuritt, bemerkte er, daß es die Feuerspritzen der Stadt Moskau waren. Befremdet fragte er den Grafen Rostopschin, warum er denn diese mitgenommen habe. „Dazu habe ich meine guten Gründe," entgegnete trocken Rostopschin; „indessen für meine Person habe ich nichts aus der Stadt mitgenommen, als das Pferd, auf dem ich reite und den Anzug, den ich auf dem Leibe trage."

Die Nachhut des Heeres befehligte der General Miloradowitsch, derselbe, der bei Borodino den rechten Flügel führte.

„General Miloradowitsch," sagt Eugen von Württemberg, „war eine seltene militärische Erscheinung. Er war ein Ritter im strengsten Sinne des Wortes, an Tapferkeit nicht zu übertreffen, sein Gleichmut in Gefahren war groß über alle Maßen und so überraschend, daß man Augen und Ohren nicht zu trauen glaubte. Im ärgsten Feuer blieb sein Witz unerschöpflich und er zwang damit seinen Zuhörern selbst im Momente des nahen Todes noch ein unwillkürliches Lächeln ab. Er zürnte und strafte nie anders als durch beißende Satire, verlor selbst im ärgsten Getümmel und im Augenblicke allgemeiner Zerrüttung nicht die Fassung, und lachte in solchen Fällen noch herzlich über das eigene Mißgeschick. Seine Tagesbefehle von 1812 waren allerdings in ihrer Originellität zuweilen unverständlich. Selten wußte man, wo er sein Hauptquartier genommen hatte, aber auf die ersten Kanonenschüsse war man sicher, ihn ansprengen zu sehen. Auch dann folgte nach seinem gewöhnlichen freundlichen Willkommen die Versicherung an den Kommandierenden: „Handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben, betrachten Sie mich nur als Ihren Gast." — Er hatte den Befehl von Kutusow, den Feind solange wie möglich aufzuhalten und er stand gut anderthalb Meilen vom Dragomilowskischen Tore, nahe an den berühmten Porzellanfabriken Moskaus. Das war am 14. September, um dieselbe Zeit, als der volle Rückzug der Hauptarmee im Gange war. Gegen Mittag näherte sich der König Joachim Murat mit der Spitze seiner Reiterei der Stellung, die Miloradowitsch eingenommen hatte. Der Russe gestand sich, daß er in eigener Lage sei. Hielt er die Stellung fest, so konnte er von seiner Rückzuglinie abgeschnitten werden, zog er sich aber zu eilig zurück, so erfüllte er den Zweck nicht, den zu erfüllen er hier aufgestellt war: den Rückzug der Armee zu sichern. So entschloß er sich klug, mit Murat in Unterhandlungen einzutreten, und rief den Stabsrittmeister Akinsow,

der fertig französisch sprach, zu sich. Dieser mußte zum König von Neapel reiten und ihm erklären, daß die Franzosen, wenn sie Moskau in unversehrtem Zustande besetzen wollten, den abziehenden Truppen Zeit lassen müßten, die Stadt zu passieren. Andernfalls würden sie sich bis zum letzten Mann schlagen und dem Feinde nur Ruinen überlassen. Einer seiner Adjutanten bemerkte: „Exzellenz, man spricht nicht auf solche Weise mit den Franzosen!“ worauf Miloradowitsch kalt zur Antwort gab: „Was ich tue, ist meine Sache; Ihre Sache ist — zu sterben.“ Akinsow erhielt außerdem noch die Weisung, sich solange wie möglich beim Feinde aufzuhalten, um Zeit zu gewinnen. Der Rittmeister trug auch den Brief bei sich, den Kutusow aus dem Hauptquartier geschickt hatte, in welchem die 9000 verwundeten und kranken Russen, die in Moskau lagen, der Großmut des Feindes empfohlen wurden. Akinsow nahm einen Trompeter mit sich und ritt zu den feindlichen Vorposten, wo er sich beim General Sebastiani meldete. Der schickte ihn zum König Murat selbst. Als Akinsow weiterritt, bemerkte er, daß bereits fünf Kavallerieregimenter in Schlachtordnung aufmarschiert waren und zum Angriff bereit schienen. Er fand den König von Neapel in seiner bekannten phantastischen Kleidung, umgeben von einer großen Suite von Stabsoffizieren. Murat hob theatralisch sein federgeschmücktes Barett, er liebte die Pose: „Kapitän, was bringen Sie?“ Der Russe übergab das Schreiben Kutusows: „Es ist unnötig,“ rief Murat, „die Verwundeten und Kranken der französischen Großmut zu empfehlen, wir betrachten Gefangene nicht als Feinde!“ Als der Rittmeister dann den Vorschlag des Generals Miloradowitsch vortrug, zögerte Murat anfangs, seine Zustimmung zu geben, sah aber dann doch ein, daß es wohl so am besten sein würde und erklärte sich einverstanden. Er gab seinen Vortruppen den Befehl, Halt zu machen und das Feuer einzustellen. Dann richtete er an Akinsow die Frage: „Kennen Sie Moskau?“ — „Ich bin geborener Moskauer,“ entgegnete Akinsow ihm. — „So bitte ich Sie,“ rief Murat, „den Einwohnern zu sagen, daß sie ruhig in ihren Häusern bleiben sollen, wir werden ihnen nichts tun und nicht die geringste Kontribution von ihnen erheben, wir werden sie in jeder Weise schützen.“ Dann stieg in ihm ein unheimlicher Argwohn auf, und er fragte plötzlich: „Moskau ist doch nicht etwa von den Einwohnern verlassen? Wo befindet sich Graf Rostopschin?“ — Akinsow blieb kalt und ruhig: „Ich war beständig bei der Arrieregarde, Majestät, und weiß daher weder über Moskau noch über den Grafen Rostopschin etwas.“ — „Es ist ein beschwerlicher Krieg,“ seufzte König Murat jetzt, an sein Neapel und den sonnigen Süden denkend. — „Wir schlagen uns für das Vaterland,“ entgegnete der Russe, „und fühlen daher nicht die Härte des Feldzuges!“

Inzwischen hatte der General Sebastiani eine Unterredung mit Miloradowitsch. Der Oberst von Clausewitz war hierbei zugegen. „Der Kaiser,“ rief General Sebastiani wiederholt aus, „wird seine Garde an die Spitze der Armee setzen, um jede Art von Unordnung von vorn herein unmöglich zu machen.“ — „Es mochte etwa 3 Uhr nachmittags sein,“ erzählt Clausewitz, „als wir in Moskau einzogen und zwischen fünf und sechs Uhr, als wir jenseits der Stadt aufmarschiert waren. Moskau hatte ziemlich das Ansehen einer verlassenen Stadt. Ein paar hundert Menschen von der geringsten Klasse kamen dem General Miloradowitsch entgegen und flehten um seinen Schutz. In den Straßen sah man hin und wieder einen Haufen derselben versammelt, die unserem Durchzug mit wehmütigen Blicken zusahen. Übrigens waren die Straßen mit flüchtendem Fuhrwerk noch so angefüllt, daß General Miloradowitsch ein paar Regimenter Kavallerie voranschicken mußte, um Platz zu schaffen. Am schmerzlichsten war der Anblick einer Menge Verwundeter, die in langen Reihen längs den Häusern lagen und vergeblich gehofft hatten, weggeschafft zu werden.



Michael Miloradowitsch, General der Infanterie
Nach einer Zeichnung von P. de Rossi gestochen von F. Vendramini

Diese Unglücklichen sind wohl alle ein Opfer des Todes geworden. Als General Miloradowitsch am Kreml vorüberritt, sah er, wie der Kommandant der Moskauer Garnison, Generalleutnant von Brosin, mit zwei Bataillonen aus dem Kreml abmarschierte und zwar unter klingendem Spiel. „Was für eine Kanaille hat Ihnen befohlen, mit Musik auszurücken?“ schrie empört Miloradowitsch. Treuherzig meinte Brosin: „Wenn die Garnison bei Übergabe einer Festung freien Abzug erhält, rückt sie mit klingendem Spiele aus, das steht im Dienstreglement Peters des Großen.“ Miloradowitsch runzelte die Brauen. „Steht denn in Peters des Großen Dienstreglement auch irgend etwas von der Übergabe Moskaus? — Ich befehle Ihnen, daß Ihre Musik schweigt.“ Gleich hinter Moskau hatte Miloradowitsch noch eine Unterredung mit dem General Sebastiani. Infolge des Zeitverlustes, den das Passieren der vielen Fuhrwerke durch die Stadt mit sich brachte, hatte der Durchmarsch der russischen Nachhut länger gedauert, als die Franzosen dachten, und Sebastiani stand plötzlich mit einigen Regimentern ganz nahe der russischen Stellung. Miloradowitsch selbst ritt jetzt zum General Sebastiani und machte ihn auf die Gefährlichkeit der gegenseitigen Truppenannäherung aufmerksam. Der Franzose deutete lächelnd auf die Fuhrwerke und die vorübermarschierenden Truppen und sagte: „Ew. Exzellenz müssen zugestehen, daß wir rechtschaffene Leute sind; alles dies könnte unser sein!“ — „Sie irren sich,“ entgegnete der Russe kalt, „Sie würden dies nicht eher in Ihre Hände bekommen, als nachdem Sie über meine Leiche geschritten wären, und die 100000 Mann, die hinter mir stehen, würden meinen Tod rächen.“

Auch bei dieser Unterredung war Herr von Clausewitz zugegen. Plötzlich hörte er in nächster Nähe von einem Ulanen-Regiment ein Kommando herüberschallen, das ganz die Berliner Mundart trug, und es waren wirklich, was Clausewitz sehr schmerzlich berührte, zwei preußische Regimenter, brandenburgische Ulanen, deren eines seine Garnison in Berlin gehabt hatte.

Der russische Rückzug bewegte sich nicht weiter östlich, sondern er bog von Moskau aus auf der Straße nach Riäsan südlich ab. Dieser Plan, nicht weiter nach Osten vorzurücken, sondern nach Süden auszubiegen und sich allmählich an die Rückzugsstraße des Feindes dicht heranzuschieben, war in der Lebhaftigkeit eines Gesprächs mit dem Generalquartiermeister Oberst Toll dem Kopfe Clausewitz' entsprungen. Er hatte das Bild gebraucht, daß Rußland mit seinem gewaltigen Raum ja genügend Gelegenheit böte, „mit dem Feinde Zeck zu jagen," sodaß man also, wenn man immer im Rückzug bliebe, am Ende wieder an der Westgrenze zugleich mit ihm ankommen könne, denn der ungeheure Raum des russischen Reiches mache es dem Angreifenden unmöglich, durch bloßes Vorwärtsmarschieren die zurückgelassenen Länderstrecken gleichzeitig zu decken und strategisch zu besitzen. Dieser spielend hingeworfene Gedanke war dann solange in den Kreisen der russischen Generalstabsoffiziere behandelt worden, bis sich auch Kutusow seiner bemächtigte und sich schließlich immer mehr nach Westen schob, um am 20. September bei Tarutino an der Nara ein Lager zu beziehen.

Um 2 Uhr nachmittags, während die Kavallerie an der Spitze sich den Toren Moskaus näherte, ritt Kaiser Napoleon den Poklonberg oder Grußberg hinan, von dessen Höhe aus man die alte Zarenstadt vor sich ausgebreitet sieht. Den Kaiser begleitete eine glänzende Suite. „La voilà donc enfin cette fameuse ville! il était temps!" „Da ist sie endlich, diese berühmte Stadt! — Es war Zeit!" Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser an seine Umgebung, dann stieg er vom Pferde. Der Plan von Moskau wurde auf der Erde vor ihm ausgebreitet und mit Hilfe seines Sekretärs Lelorgne, der russisch verstand, suchte er die wichtigsten Punkte in und um Moskau auf. Es dauerte längere Zeit, bevor er seine Truppen verteilt hatte. Als er mit dieser Arbeit fertig war, gab ein Kanonenschuß das Signal an die Heereskolonnen, den Marsch gegen Moskau fortzusetzen. Am Dragomilowskischen Tor erwartete der Kaiser die Abgesandten der Stadt. Er war in dieser Beziehung verwöhnt. Alle die großen Hauptstädte Europas: Mailand, Wien, Berlin hatten ihm als Sieger gehuldigt; stets waren Deputationen erschienen, würdige Männer, die mit tiefen Verneigungen und gebeugten Rücken die Schlüssel ihrer Stadt dem Kaiser überlieferten und in wohlgesetzter Rede um Schonung für die Stadt und die Einwohner baten. Aber hier vor Moskau war das alles ganz anders. Keine Abgesandten kamen, vergeblich wartete Napoleon stundenlang; er zeigte bereits eine bedenkliche Ungeduld. Endlich kam ein Offizier von den Vortruppen angesprengt und machte dem Kaiser die Meldung, daß die große, weite Stadt völlig verlassen sei. „Moscou déserte! Quel événement invraisemblable. Il faut y pénétrer. Allez et amenez moi les boyards!" „Wie, Moskau verlassen! Welch unwahrscheinliches Ereignis. Gehen Sie der Sache sofort auf den Grund und schaffen Sie mir die Bojaren her," wandte sich der Imperator an den Intendanten der großen Armee, den Grafen Daru. Daru sprengte davon und überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Meldung des Offiziers. Moskau war verlassen. Nur Pöbelhaufen und eine Anzahl Ausländer, Franzosen und Deutscher, die dort Handel trieben, befanden sich noch in der Stadt. Daru kannte den Kaiser und sammelte einige Kaufleute, die er vor Napoleon brachte und die Moskaus Räumung bestätigten. Der

Kaiser wandte sich von dieser kläglichen Deputation entrüstet ab, stieg wieder zu Pferde und ritt in die Vorstadt hinein, wo er sich mit seinem Gefolge in einigen Privathäusern einquartierte, die von niemand bewohnt waren, als von vier Türhütern. Und in diesem Quartier traf der Kaiser die ersten Anordnungen: Marschall Mortier wurde General-Gouverneur von Moskau, General Durosnel Kommandant und der frühere französische Konsul in St. Petersburg Lesseps Intendant des Gouvernements Moskau. Dieser Lesseps hatte schon als 18jähriger Jüngling den berühmten Geographen Lapérouse auf seiner Reise um die Welt begleitet, anno 1784. Sein Sohn war der berühmte Lesseps, der den Suezkanal gebaut hat. — Den Aufruf an die Einwohner, den Lesseps verfassen sollte, unterließ er, weil — keine Einwohner mehr vorhanden waren. König Murat erhielt den Befehl, der russischen Armee zu folgen und sich fest an ihre Fersen zu heften. Seine Regimenter zogen zuerst in Moskau ein. Das allererste Regiment, das in die verlassene Zarenstadt einzog, war ein preußisches Ulanenregiment.

Nachdem Napoleon die erste Nacht in der Vorstadt Moskaus zugebracht hatte, bezog er in der Morgenfrühe des nächsten Tages den alten Zarenpalast, den Kreml. Sein Hauptquartier und ein Teil seiner Garden zogen mit ihm dahin. Es wohnte sich in diesem gewaltigen Palast durchaus nicht bequem; die Unterkunft war schlecht und General Rapp, der noch an seiner Wunde von Borodino her litt, mochte gar nicht dort sein. Aber bequem oder nicht bequem, Kaiser Napoleon und sein Heer, soweit es noch vorhanden war, hatten das Ziel ihrer Wünsche, wochenlanger Hoffnungen und monatelanger Beschwerden endlich erreicht. So wie dieses Heer die Stadt mit ihren vielen vergoldeten Kuppeln begrüßte, so mögen einst nach endloser Wüstenwanderung die Kreuzfahrer Jerusalem begrüßt, so mögen die Seeleute, die mit Kolumbus durch den weiten, wogenden Ozean gesegelt waren, die Küsten Amerikas begrüßt haben. Hier in Moskau mußten unerschöpfliche Hilfsquellen sein, hier in Moskau, in der Stadt, wo die Zaren Rußlands sich die Krone aufs Haupt zu setzen pflegten, wo die Gebeine ihrer Väter begraben lagen, hier mußte auch der Frieden geschlossen werden zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander, denn die Franzosen standen jetzt im Herzen des russischen Reiches.

Für die Folge hatte nun aller Mangel und alle Not, wie es schien, ein Ende, denn hier war alles in Fülle vorhanden. Lebensmittel, Wein, Branntwein, Fourage für die Pferde, Kleidung, Leder für die Sättel und Sielenzeug, Leinwand für die armen Verwundeten, kurz, das geschwächte Heer konnte sich hier vollständig ausruhen und erneuern und zum Frühjahr wieder kampfgerüstet und gestärkt auf den Plan treten, wenn eben der Kaiser Alexander es nicht vorzog, den Frieden so rasch wie möglich zu schließen.

Ja, das alles konnte eintreffen, wenn das Geschick und der Graf Rostopschin es nicht anders bestimmt hätten!

Aber schon in der ersten Nacht, während Napoleon im Kreml schlief, wurde es klar, was Graf Rostopschin damit gemeint hatte, als er Herrn von Wolzogen erklärte, er habe für die Fortschaffung der Feuerspritzen „seine guten Gründe". Plötzlich brannte es an verschiedenen Stellen in der Stadt. Zuerst ein großer Basar, ein großes Kaufhaus, dann die Börse, die Bank, dann Privathäuser. Zuerst glaubte man, daß es Zufall sei, daß Soldaten schlecht mit Feuerung und Licht umgegangen seien, wie das ja in diesem Kriege nicht zum erstenmal vorkam; aber die Flammen loderten an den verschiedensten Enden der Stadt empor, bald hier, bald da. Die Brandherde lagen so weit auseinander und schienen so planmäßig verteilt, daß man bald begann, an verabredete Brandstiftung zu glauben, und das war es auch. Der Gouverneur von Moskau hatte auf den Höfen seiner

beiden Paläste gewaltige Massen von brennbaren Stoffen anhäufen lassen; eine Anzahl gedungener Personen, man sagt auch, daß sich viele Polizeisoldaten daran beteiligt hätten, trugen von diesen brennbaren Stoffen in die Häuser und zündeten sie an. Ganz klar aber wurde die Absicht den Franzosen, als sie vergeblich nach Feuerspritzen und Löschvorrichtungen suchten; nichts war zu finden und es war ganz unmöglich, das Feuer einzudämmen.

Schließlich wurden die Bemühungen der Franzosen, den Brand zu löschen, immer lauer und man ließ dann brennen, was da brennen wollte. Bald loderte der größte Teil der Stadt, ein heftiger Nordweststurm, der sich am Morgen des 16. September erhob, entfachte das Feuer immer gewaltiger. Man sagt, daß das Hin- und Herwogen der ungeheuren Feuersbrunst ein dem Donner ähnliches Getöse erzeugte, in welches sich das Zischen der Flammen und das Knistern und Krachen des einstürzenden Gebälks zu einer unheimlichen Musik mischte.

Der Kaiser Napoleon stand stundenlang an einem offenen Fenster des Kreml und starrte in diesen ungeheuren Brand, der seine Hoffnungen auf reichliche Winterquartiere in Moskau zu begraben schien. Welche Gedanken mögen damals sein Hirn durchzuckt haben! Er trat hier einer Gewalt gegenüber, die ihm bis zu dieser Stunde nicht begegnet war. Hier war allerdings die Tat eines einzelnen Mannes die Ursache der furchtbaren Feuersbrunst, aber dennoch prägte sich in diesem Nationalrussen Rostopschin, der Moskau entzündet hatte, der Wille eines ganzen Volkes aus, das zum Widerstand bis zum äußersten entschlossen schien.

Das Feuer wütete während des 16. September so arg, daß schließlich der Kreml, in welchem Napoleon sich einquartiert hatte, nur noch eine Insel in diesem glühenden Meer bildete. Schon flogen die Brände auf die Dächer der Pferdeställe und Verwaltungsgebäude des Kreml und entzündeten sie; der Zeughausturm wurde mit Mühe gerettet. Im Keller des Kreml befanden sich große Pulvermassen, in den Höfen waren die Parks der Gardeartillerie aufgefahren mit ihren zahlreichen Munitionswagen; die höchste Gefahr bestand, daß der Kreml mit samt dem Kaiser in die Luft flog, wenn er sich nicht entschloß, ein anderes Quartier zu wählen. Dieser Bonaparte, wir wissen es, war höchst abergläubisch und es ging ihm sehr wider den Strich, den Kreml zu verlassen; vergeblich baten ihn Eugen Beauharnais und die Marschälle Bessières und Lefèbvre. Schließlich sagte ihm der Major-General Berthier, daß er, wenn die Russen das IV. Korps angriffen, von der Armee abgeschnitten werden könne. Das bewog dann den Kaiser, den Kreml zu verlassen. Er ließ nur ein Bataillon Garde zur Bewachung der Burg zurück. Schon war der Weg zum IV. Armeekorps, zu welchem er sich begeben wollte, sehr schwierig geworden. Bei jedem Schritt stieß Napoleon auf brennende Trümmer und Schutthaufen. Erst gegen sechs Uhr abends traf er im Schloß Petrowskoje ein, wo er mitten unter den Biwaks des IV. Korps Quartier nahm.

Aber selbst diese Feuersgluten von Moskau, die wie tausend Fackeln emporloderten und dem Kaiser der Franzosen den Abgrund zeigten, auf den er zutaumelte, vermochten nicht, die Pläne dieses seltenen Kopfes zu hindern. In Petrowskoje tauchte in dem kaiserlichen Hirn plötzlich der gewaltige Plan auf, das brennende Moskau Moskau sein zu lassen und sich in Gewaltmärschen mit dem Reste seines Heeres nach Petersburg zu werfen. Unmöglich schien diesem Manne nichts. „Impossible“ une bête du mot.“ („Unmöglich“ ein Vieh von einem Wort“). So dachte der große Mirabeau, so dachte dieser Bonaparte, der von den Felsen seiner Heimatinsel Korsika herabgestiegen war, um



Auf Vorposten vor Moskau

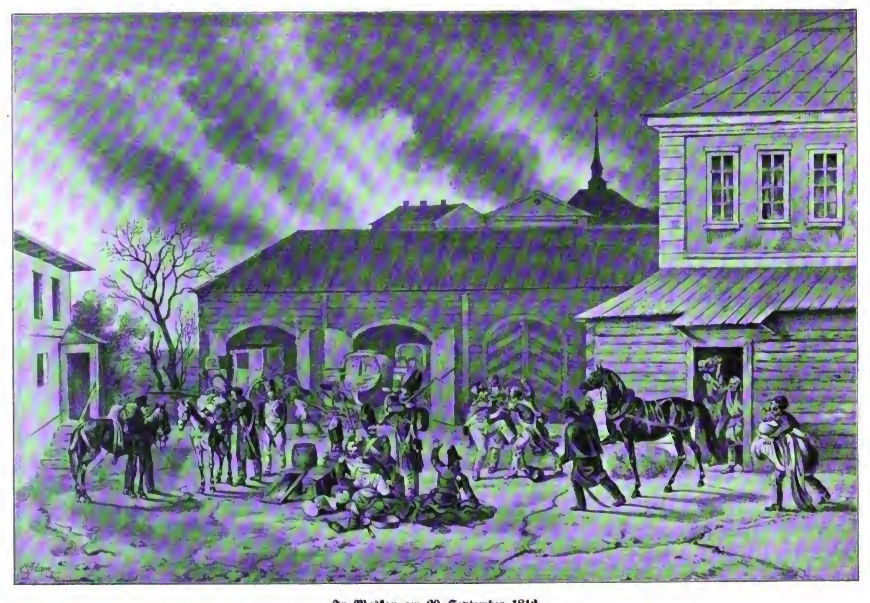
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

eine Welt zu erobern. Sollte, so kalkulierte er, selbst dieser Vormarsch gegen Petersburg den Zaren noch nicht beugen und zum Frieden geneigt machen, so wollte er seine ganze Operationsbasis verschieben, alle Hilfskorps und die vier Korps Macdonald, Oudinot, Saint-Cyr und den im Anmarsch begriffenen Viktor mit seinen 35000 Mann an sich ziehen und das Heer Wittgensteins von seinen Verbindungen abschneiden, vernichten und eine neue Front bilden, die von Smolensk bis Riga reichte. Ein gewaltiger Plan, das ist gar keine Frage, ein Plan, der, wenn man das Genie Bonapartes in die Rechnung setzt, auch unbedingt Aussicht hatte auf Erfolg. Aber diese 100000 Soldaten, die er in Moskau noch bei sich hatte, also ein Drittel nur noch des Gewalthaufens, den er selbst vor drei Monaten über den Njemen geführt hatte — diese Soldaten waren alle Menschen von Fleisch und Blut, die essen und trinken, die schlafen und ruhen mußten, um überhaupt feldfähig zu bleiben; hatten nicht diese drei Monate schon zweimal hunderttausend Mann gekostet? Seine Marschälle stellten ihm das vor, seine Marschälle hatten unter diesem außerordentlichen Mann seit fünfzehn Jahren im Felde gestanden. Jeder Schritt, den er tat, jede Schlacht, die er schlug, mit Ausnahme wohl nur derjenigen von Aspern, war ein Erfolg gewesen. Sie glaubten alle an sein Glück und sie trauten ihm Kräfte zu, die nicht versagten, aber dies ganze russische Unternehmen sah denn doch zu bedenklich aus. In keinem der Feldzüge waren die Truppen auf einem siegreichen Vormarsch in diesem ungeheuren Maßstabe zusammengeschmolzen; und nun plötzlich mit dem Drittel Soldaten, das noch vorhanden war, mit einer völlig heruntergekommenen Kavallerie dies Unternehmen gegen Petersburg, das Gewaltmarsch auf Gewaltmarsch erforderte! Seine Marschälle rieten ab so viel sie konnten, nur Eugen Beauharnais nicht. Eugen Beauharnais, dies tapfere Soldatenblut, war bereit, mit seinem Stiefvater durch Dick und Dünn zu gehen, aber was Davoust und Berthier sagten, hatte doch mehr Gewicht, als was Eugen sagte. „Er ist tapfer, aber er ist ein Querkopf," meinte der Kaiser einst selbst über diesen Eugen.

Das Feuer in Moskau wütete fort. Während des 17. und 18. September war es am schlimmsten. Wie eine gewaltige Brandfackel leuchtete die heilige Stadt Rußlands über dem weiten Lande auf. Der rotflammende Himmel, der über Moskau sich spannte, erfüllte die Herzen der Soldaten und Bauern mit wilden Rachegefühlen gegen diesen Feind, welchen sie für den Urheber dieser Zerstörung hielten. Von den 4000 steinernen Häusern, die Moskau damals besaß, brannten alle bis auf 200 nieder, von 8000 Holzgebäuden blieben nur 500 stehen, alles andere wurde zu Asche und schwelenden Trümmern. Auch die 1600 Kirchen brannten zur Hälfte aus. Nur 100 blieben unbeschädigt, und das Gräßlichste war, daß Hunderte von russischen und französischen Verwundeten, die sich nicht retten konnten, in den Flammen umkamen.

Um von den Schätzen, die Moskau barg, aus den Feuersgluten doch wenigstens das zu retten, was noch zu retten war, wurde erst den Garden und später den anderen Regimentern die Plünderung erlaubt. Und so zerstreute sich schon am 16. September die Soldateska in der brennenden Stadt, um Lebensmittel, Kleider, Geld, Silbergeräte und was irgendwie sich finden ließ, zusammenzuraffen. Wir werden einige Augenzeugen über diese Plünderungsszenen noch hören.

Endlich am 19. September ließ das Feuer etwas nach, und sobald Aussicht vorhanden war, daß der Rest Moskaus, der noch stand, erhalten werden würde, kehrte der Kaiser in den Kreml zurück. Es lag Napoleon daran, festzustellen, daß die Russen selbst ihre Hauptstadt dem Feuer überliefert hatten. Es waren einige zwanzig Menschen verhaftet worden, die zum Teil auf der Tat ertappt waren, wie sie brennbare Stoffe in die Häuser getragen



In Moskau am 20. September 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

und entzündet hatten. Einige davon waren Moskauer Polizeisoldaten, andere gehörten dem Handwerkerstand an und einer war der Diener eines russischen Fürsten. Sie wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zehn von ihnen erschossen, die anderen aber ins Gefängnis gesperrt, um sie unschädlich zu machen. Über die Entstehung dieses Moskauer Brandes, von dem die schreckliche Kunde alsbald durch die ganze zivilisierte Welt ging, ist man lange Jahre hindurch in Zweifeln gewesen. Graf Rostopschin hatte, wie wir schon hörten, zu dem Prinzen Eugen von Württemberg sehr eigentümliche Worte gesprochen. Er hat später jede Anstiftung zu diesem Brande entschieden abgeleugnet, aber seine Aufrufe an die Bevölkerung des Gouvernements Moskau, die er später erließ, zeugen von einem so harten Fremdenhaß, daß er schon der Mann war, dem Kaiser Napoleon die Stadt über dem Kopfe anzuzünden. „Die Persönlichkeit des Grafen Rostopschin," sagt Clausewitz, „war nicht von der Art, um glauben zu lassen, daß eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Empfindung oder roher Fanatismus die Federkraft zu dieser Tat abgegeben habe. Er besaß das Wesen und die Bildung eines gewandten Weltmannes, gepfropft allerdings auf eine stark russische Natur. Mit Kutusow lebte er in entschiedener Feindschaft und klagte ihn laut an, daß er mit frecher Falschheit bis zum letzten Augenblick ihn und alle Welt habe glauben machen, er werde noch eine Schlacht für die Rettung Moskaus wagen. In jedem Fall ist es wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß eine Tat, welche nach Meinung der Menschen von so ungeheurem Einfluß auf das Schicksal Rußlands gewesen ist, wie eine Frucht verbotener Liebe vaterlos dasteht und allem Anschein nach ewig mit einem Schleier bedeckt bleiben wird." „Ich habe," sagte Rostopschin später, als er sich zur Kur in Baden-Baden aufhielt und dort auch dem Schriftsteller Varnhagen von Ense begegnete, „ich habe die Gemüter der Menschen entzündet, und an diesem furchtbarsten aller Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht." Und zu einem Freunde, dem Medizinalrat Formey in Berlin sagte er, als Formey im Vertrauen fragte, wie es eigentlich mit dem Brande Moskaus gewesen wäre: „Mein lieber Formey, danach hat mich bis heute selbst Kaiser Alexander nicht gefragt und ich bin daher niemandem eine Antwort schuldig."

Aber auch die zerstörte Stadt bot noch, wie wir aus Berichten von Zeitgenossen erfahren, Mittel genug, das Heer auf Wochen hinaus zu ernähren und zu kleiden; denn in den Kellern, die vom Brande nicht gelitten und den Häusern, die von den Flammen nicht ergriffen waren, fanden sich reichliche Vorräte von Lebensmitteln, von Branntwein, Wein, Tuchen, Leder, Pelzen und Kleidungsstücken jeder Art. In den Gewölben des Kreml standen 150 Geschütze, dazu fand sich ein gewaltiger Vorrat von Gewehren und Patronen. In einem Pulvermagazin, das abseits der Stadt lag, wurden 40000 Pfund Pulver und eine Unmenge Schwefel und Salpeter zur Pulverfabrikation entdeckt. So konnte das Heer auch seine Munition ergänzen. Die Kronen der Zarinnen Anna und Elisabeth und des zweiten Peter, die Kronen von Sibirien, Kasan und Astrachan, goldene Gefäße, Schüsseln, Becher, goldene und silberne Leuchter, das alles wurde im Kreml vorgefunden. — Was aber in dem Flammenmeer völlig verbrannt war, das war wichtiger als all der Gold und Silberkram: ein unermeßlicher Vorrat von Fourage für die Pferde war untergegangen. Die Tiere litten selbst hier in Moskau Not. Es kam dazu, daß die Franzosen längst nicht so gute Pferdepfleger waren, wie die Deutschen, besonders die Preußen und Polen. Ein deutscher Offizier brachte seine drei Pferde durch den ganzen Feldzug mit zurück über die Grenze, weil er für seine Tiere mehr sorgte, wie für sich selbst. Er hatte, als die Not aufs äußerste gestiegen war, das dichte Dachstroh von den Dächern heruntergebrochen und seine Tiere damit gefüttert.



Graf Feodor Wasiljewitsch Rostopschin
Nach einem Gemälde von E. Gebauer gestochen von F. Meyer

Indes, das in Moskau gelandete Heer des Kaisers Napoleon und der Kaiser selbst mußten sich mit den Verhältnissen so abfinden, wie sie einmal lagen. Nach den Gewaltmärschen in der sommerlichen Hitze war den Truppen Ruhe und Erholung das allererste Bedürfnis und bis auf die Avantgarde unter dem König Murat, die südlich von Moskau dem Feinde unmittelbar gegenüberstand und oft genug beunruhigt wurde, fanden die Truppen diese Ruhe und Erholung, fanden auch genügend Lebensmittel, um den geschwächten Körper wieder zu heben. Hier mögen die Berichte der Augenzeugen folgen, die ein lebhaftes Bild geben von dem Augenblicke an, wo Moskau vor deren Augen lag, bis hinein in die Tage des Brandes und der Plünderung und was sonst von Belang ist.

Zunächst ein Bericht des württembergischen Regimentsarztes Roos:

„Eine Stadt mit hundert vergoldeten Turmspitzen kommt in Sicht," mit dieser frohen Kunde sprengt der Leutnant Finkh von den Louisjägern am 14. September um die Mittagszeit zurück zum Regiment. Die brigade étrangère befand sich wiederum an der Spitze von Murats Reiterei; diese Reiter: Polen, Württemberger, Preußen waren die ersten, welche die Hauptstadt des Feindes, das heilige, glänzende Moskau erblickten, die ersten auch, welche in die Stadt einritten.

Die brigade étrangère, das württembergische Louisjägerregiment unter dem Major von Lützow, das preußische Ulanenregiment unter dem Major von Werther und das polnische Husarenregiment unter dem Oberst Uminski, stand also im Angesicht von Moskau. Gespannt blieben alle unsere Erwartungen, weil wir jetzt das große Moskau in einer Ausdehnung, wie ich sie bei großen Städten noch nie gesehen habe, etwa eine halbe Stunde entfernt vor Augen hatten. Bald betraten wir die Hauptstraße wieder und rückten auf derselben vor.

Rechts auf dem Felde, nahe an der Straße ritt Napoleon im grauen Überrock auf einem Schimmel; er war heute bis zur vordersten Spitze der Avantgarde gekommen, mit ihm ein kleines Gefolge, und an seiner linken Seite ging ein langer polnischer Jude in seiner Nationaltracht. Napoleon hatte seine Blicke auf die jetzt noch näher vor uns liegende Hauptstadt gerichtet, und der Jude machte Deutungen und Explikationen, die sich auf gewisse Punkte der Stadt zu beziehen schienen. Als wir den ersten Häusern der Stadt ganz nahe gekommen waren, machte sich Murat an die Spitze der Division, und Napoleon ritt von der Straße rechts ab, als ob er die Absicht hätte, sich dort in ein nahes Landhaus zu begeben.

Das 10. polnische Husarenregiment unter Oberst Uminski rückte zuerst in die Stadt, darauf folgten die preußischen Ulanen; dann kamen die württembergischen Jäger zu Pferde Herzog Louis. Hinter uns ritten die vier französischen Husaren- und Jägerregimenter unserer Division; reitende Artillerie und weitere Divisionen folgten. — Die ernste Aufmerksamkeit auf das, was sich nun ergeben würde, der Gedanke, nach so vielen Leiden, Entbehrungen und Mühen, diesen Tag erlebt zu haben und zu den ersten zu gehören, die in diese interessanten Mauern einzogen, ließ uns das Vergangene jetzt vergessen. Mehr oder weniger war jeder von Siegesstolz erregt, und wo solcher sich nicht zeigte, fehlte es nicht an Offizieren und alten Kriegern, welche die Wichtigkeit des Ortes und der Zeit durch ernste Worte hochgeltend zu machen wußten.

Es war an unsere Division der strengste Befehl gegeben worden, daß unter keinem Vorwand, bei unausbleiblicher Todesstrafe, es jemand wagen sollte, abzusitzen oder aus den Reihen zu reiten. — Während wir die Straße bis zum Flusse Moskwa durchritten, war keine menschliche Seele von Einwohnern zu sehen. Die Brücke war abgerissen, wir

Napoleon in Moskau

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

ritten durchs Wasser. Jenseits des Wassers trafen wir einige Menschen an, die unter ihren Türen und an den Fenstern standen, jedoch schienen sie nicht sonderlich neugierig zu sein. Weiterhin fanden sich schöne Gebäude von Stein und von Holz aufgeführt, mitunter auch Herren und Damen auf den Balkonen.

Unsere Offiziere salutierten freundlich; es wurde artig wiedergegrüßt. Doch sahen wir immer noch sehr wenig Einwohner und bei den Palästen nur Leute, die wie Diener aussahen. Tief in der Stadt trafen wir auf müde russische Soldaten, Nachzügler zu Fuß und zu Pferd. Alles dieses ließ man passieren. Unser Marsch ging langsam mit vielen Krümmungen durch die Straßen, in welchen die Menge der Kirchen, ihre uns fremde Architektur unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Wir kamen über einen Marktplatz, fanden dessen hölzerne Buden offen, die Waren in Unordnung zerstreut und auf der Straße liegend, als ob Plünderer da vor uns gehaust hätten.

Murat ritt an unseren Reihen bald rück- bald vorwärts, war äußerst ernst und tätig und wo er nicht selbst hinkam, da waren seine Blicke. Er war an der Spitze, als wir zwischen großen alten Gebäuden am Arsenal anlangten. Viel lärmendes Volk sammelte sich hier, Waffen schleppend. Ein paar Kanonenschüsse, die Murat abbrennen ließ, verscheuchten die Menge. — Ruhig ging unser Marsch weiter durch die größte der Städte, die ich je gesehen. Jetzt ging freundlich die Sonne unter, als wir aus der Stadt wieder ins Freie ritten; drei Stunden hatte unser Durchmarsch gedauert. Russische Reiter, Kosaken und andere waren da, welche mit unseren Leuten Hände schüttelten und in Schnaps fraternisierten; bald aber ritten Dragoner vorüber und warfen feindliche Blicke zu uns herüber. Wir blieben, die Russen zogen ab.

Rechts der Straße, die nach Wladimir und Kasan führt, bezogen wir mit einer Kürassierdivision und etwas Artillerie ein Lager. — Es war längst Nacht geworden; wir waren alle noch munter, da entstand, ich glaube, es war in der Mitte der Stadt, eine Explosion von so schreckbarer Gewalt, daß bei jedem, der dies mit ansah oder hörte, der erste Gedanke der sein mußte, es sei ein Munitionsmagazin, ein Pulverturm in die Luft gesprengt oder eine sogenannte Höllenmaschine von großem Umfang losgebrannt. Aus einem plötzlich entstandenen Flammenmeer stiegen in großen und kleinen Bogen Feuerkugeln auf. Nach wenigen Minuten sahen wir in verschiedenen Gegenden der Stadt Feuerflammen aufsteigen; wir zählten deren achtzehn, später noch mehrere.

Vom ersten Anfang an sahen wir diese grauenvolle Szene ganz deutlich, denn unser Lager war höher als die Stadt. Es war Mitternacht geworden, die Flammen hatten so um sich gegriffen, daß sie wie ein Feuermeer über den Koloß von Stadt hinwogten."

Nach diesem württembergischen Herrn mag der Ostfriese Graf von Wedel von den Lanciers erzählen:

„Am 14. hatte die Division Bruyère die Avantgarde. Wir zogen durch ein niederes Gehölz, welches von Retranchements durchschnitten war, die aber der Feind aufgegeben hatte, dann einen Hügel hinan, auf welchem ebenfalls verlassene Schanzen errichtet waren. Mir schien diese Position sehr stark zu sein; ich hörte später, daß sie leicht zu umgehen gewesen und strategisch schlecht gewählt sei, weshalb auch die Russen sie aufgegeben hätten.

Als wir oben auf dem Hügel angekommen waren, sahen wir im hellen Sonnenschein zu unseren Füßen eine ungeheure Stadt mit Hunderten von Türmen und Türmchen in der weiten Ebene vor uns. Moscou! Moscou! tönte es durch die Reihen. Ist das wirklich Moskau? Ja, es ist Moskau, das langersehnte! Tausendstimmiger Jubel ertönte durch die Glieder! Wir sind am Ziele! Der Krieg hat ein Ende. Die versprochenen Winterquartiere liegen

vor uns. — Alle Mühseligkeiten, alle Not, alle Leiden waren vergessen. Wir, die wir uns täglich tapfer unter Murats Augen geschlagen haben, wir, deren Reihen auf die Hälfte herabgesunken sind, wir werden unter Murats Schutz in Moskau bleiben. Die Truppen hinter uns, die wenig vom Kriege gelitten haben (das glaubten wir), werden in die Umgegend gelegt werden. Unser warten jetzt Belohnungen, sie werden kaiserlich ausfallen, nach Verhältnis unserer Mühen und Gefahren. Unser warten Beförderungen, sie müssen bedeutend sein, denn es sind ja so viele Vakanzen. Aus Mühe und Not wird jetzt Freude und Überfluß erwachsen.

So war unser Gedankengang, so redeten wir uns zu, als wir die ungeheure Stadt mit ihren vergoldeten Türmen, mit ihren rot und schwarz gemalten Dächern, mit ihren Palästen und niederen Häusern, mit den großen grünen Parks innerhalb der Stadt, die keine Ähnlichkeit mit unseren Städten und einen ganz orientalischen Charakter hat, vor uns ausgebreitet sahen.

Plötzlich sprengte ein Ordonnanz-Offizier des Kaisers an uns vorbei und gleich nachher erschallte das Kommando: Colonne halten! Da zogen die kaiserlichen Garden en grande tenue wie zu einer Parade an uns vorüber. „Voilà cette garde, qui ne s'est point battue pendant toute la guerre! Elle va faire belle jambe à Moscou. Nous, la canaille, nous n'y metterons pas le nez! C'est indigne! c'est une horreur!*) riefen sich die Offiziere zu. Mit innerer Wut sahen wir diese prächtige, beneidete, bevorzugte Garde an uns vorüberziehen und unsere schönen Phantasiebilder begannen bereits zu zerrinnen.

Von der Höhe des Sperlingsberges, auf der wir hielten, sahen wir jenseits Moskaus in der Ebene lange schwarze Züge; mit Fernrohren erkannten wir, daß es Massen von Volk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen waren, welche die Stadt verließen. Kein Schornstein rauchte. Sollten die Einwohner entflohen sein? Ist es möglich, daß 300000 Einwohner ihre Heimat verlassen, wie ein paar hundert ihr Dorf?

Während wir so Moskau betrachteten und die verschiedensten Gefühle uns aufregten, zeigten sich links von uns größere Abteilungen von Kosaken. Tête de colonne à gauche! Marche! Adieu Moscou! Wir hinter den Kosaken her, die durch die Moskwa reiten, wir nach durch den Fluß und bald waren sie uns aus den Augen entschwunden.

Wir bezogen ein Biwak dicht vor einer Vorstadt, auf einem Hügel an der großen Heerstraße nach Petersburg. Es war diesmal eine besondere Lebhaftigkeit im Lager. Jeder war aufgeregt durch die Nähe der Stadt, durch die Hoffnung auf den Frieden, durch den Verdruß über die vermeintliche Zurücksetzung gegen die Garden, die als bloße Paradetruppen betrachtet wurden.

Als die Offiziere so in Gruppen im lebhaftesten Gespräch zusammenstanden, sahen wir südlich im entgegengesetzten Teile der Stadt schon am 14. September gegen Abend Rauchsäulen von brennenden Häusern aufsteigen. Wir waren in gewaltiger Aufregung. Wenn Moskau in Feuer aufgeht, wie alle Städte bisher, so schließt der Kaiser Alexander keinen Frieden! Mit Moskau brannte Wohnung, Kleidung, Nahrung, alles, was wir bedurften; das begriff jeder, der Soldat so gut wie der Offizier. Was soll aus uns hungrigen, abgerissenen, ermatteten Menschen mit unseren abgetriebenen Pferden werden, wenn das ganze Volk fanatisiert zu den Waffen greift und mit den russischen Truppen zusammen über uns herfällt? Hier, Hunderte von Meilen vom Vaterlande und von unseren Hilfsquellen! Wir waren in höchst niedergeschlagener Stimmung.

*) Seht diese Garde, die sich während des ganzen Krieges nicht geschlagen hat! Sie wird in Moskau schöne Beute machen. Wir, die Kanaille, wir werden die Nase nicht hineinstecken! Das ist niederträchtig! Das ist ein Skandal!

Es war zwischen 6 und 7 Uhr, als wir am 14. das erste Feuer sahen; in der Nacht brachen Feuer an mehreren Stellen aus, und am 15. wuchs die Feuersbrunst zu großem Umfange.

Mein Bursche war mit dem Handpferde seit dem 13. verschwunden. Ich erbat mir vom Obersten Urlaub, nach Moskau hineinreiten zu dürfen; mir war vorzüglich daran gelegen, Reis und Rotwein zu bekommen, was mir der Arzt als bestes Mittel gegen mein Übel angeraten hatte, und das hoffte ich in Moskau zu finden. In den Vorstädten waren fast alle Türen und Läden verschlossen und keine Einwohner zu sehen. Weiter in der Stadt hatten die Soldaten die Häuser erbrochen; aus den Läden wurden Lebensmittel aller Art und Getränke zu den Fenstern hinaus verteilt. Das Gedränge war so arg, daß ich weiter ritt, in der Hoffnung, für mich Nützliches zu finden. Weiterhin waren alle Häuser erbrochen. Außer hin und wieder einen lumpigen Bettler sah man keinen Russen. Die Soldaten liefen auf den Straßen umher mit allerlei Beute. Da will es ein glücklicher Zufall, daß ich an einem Geländer vor einem Hause Josephs Klepper und mein Handpferd angebunden finde. Es war ein Krämerladen. Auf dem Handpferd lag ein Sack, gefüllt mit harten Gegenständen, wie Bücher in Oktavformat anzufühlen. Was zum Teufel fällt dem Joseph ein, hat er eine Bibliothek geplündert? Ich trat ins Haus und rief laut: Joseph! Er kam. Was hast du da in dem Sack? fragte ich ihn. Von dem schönen Honigkuchen, der in Wiasma so gut schmeckte, antwortete er. Ich stieg ab, ließ ihn mein Pferd halten und ging ins Haus. Ich fand eine ganze Kiste voll Reis, warf sofort die Honigkuchen weg, füllte den Sack mit Reis, etwas Zucker und anderen nützlichen Lebensmitteln und trat den Rückweg zum Regimente an. Unterwegs kaufte ich noch von einem Soldaten für 5 Franks einige Flaschen Rotwein. Auch von anderen wurden allerlei Vorräte ins Biwak geschafft, wo jetzt ein Überfluß herrschte, den wir seit lange nicht gewöhnt waren. Nach dem Genuß von Reis, Reiswasser, Rotwein und Kaffee hörte meine Krankheit, zumal da wir schönes, warmes Wetter hatten, ganz auf.

Vier Tage hatten wir hier gelegen, als wir Befehl erhielten, zum Korps des Königs von Neapel zu stoßen, der schon früher mit unserer 2. und 3. Brigade und anderen Truppen durch Moskau dem Feinde nachgezogen war. Wir fanden nicht ohne Mühe einen Weg durch das jetzt an allen Enden brennende Moskau, dessen Rauchsäulen bei gänzlicher Windstille schnurgerade in die Höhe stiegen und, erst durch den Luftzug in den höheren Regionen gebogen, kompakt bis an den äußersten Horizont zusammenblieben. Die Nacht wurde durch den Brand hell erleuchtet.

Wir erreichten bald das Korps unter Murat.

Die aus Moskau mitgenommenen Vorräte waren in wenigen Tagen verzehrt. Der Mangel an Lebensmitteln und Fourage stieg aufs höchste. Die Russen, die vor uns hier gelegen, hatten alles zerstört, was nur irgend hätte brauchbar sein können. Dabei täglich Märsche und Kontermärsche, fortwährend Scharmützel, nie, auch nicht nachts etwas Ruhe, da die Kosaken und leichte russische Kavallerie uns alarmierten und überfielen, wo sie nur konnten. Die Reihen lichteten sich auf eine erschreckende Weise. Das Wetter war bei Tage schön, aber die Nächte begannen bei klarem Sternenhimmel empfindlich kalt zu werden. Was im Anfange des Feldzuges die wohlgenährte, gutgekleidete Truppe ertragen konnte, dazu war der ausgehungerte, abgerissene, ermattete Soldat bei größerer Anstrengung und ohne alle Verpflegung nicht mehr fähig.

Nicht der Verlust vor dem Feinde, der uns nur beunruhigte, aber nie ernstlich angriff, sondern Hunger und Strapazen lichteten unsere Reihen.



Moskauer Szene am 23. September 1812

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Die Pferde wurden schwach und elend; es ist ein entmutigendes Gefühl für den Reiter, wenn er das Vertrauen zur Kraft seines Pferdes verliert und dennoch kämpfen soll. Die Pferde wurden gar nicht mehr abgesattelt; der Eiter, der aus den Wunden der Sattelbruckstellen floß, verbreitete in den Biwaks einen abscheulichen Gestank und zerfraß die Satteldecken.

Am 29. September kam es wieder einmal bei Czerikowo zu einem lebhaften Gefechte, wo wir viele Leute einbüßten, welche bei den Chargen stürzten oder nicht folgen konnten, wenn wir, was jetzt häufiger der Fall war, geworfen wurden.

Am Tage nach diesem Gefechte bemerkten wir in der Ferne auf einer die Gegend dominierenden Höhe ein in italienischem Stile erbautes prächtiges Schloß. Wir hofften dort zu finden, was wir bedurften. Näher gekommen sahen wir, daß es ausgebrannt war und nur die Mauern noch standen. An die Hauptfassade war eine ausgehobene Tür gelehnt, auf welcher, mit Kreide groß und deutlich geschrieben, folgende Worte zu lesen waren:

> Le comte Rostopchine, Gouverneur de Moscou, propriètair de ce château, l'a incendié de sa propre main, afin qu'aucun chien de français ne puisse y loger!*)

Diese Inschrift, Beweis eines fanatischen Hasses, machte auf uns einen widrigen Eindruck. Sie schien uns der Ausdruck der Stimmung des ganzen Volkes. Überall war das Volk geflohen, hatte alles hinter sich verbrannt und verwüstet und lauerte im Versteck auf jeden, der sich von der Truppe entfernte, um ihn grausam zu ermorden. Von Städten und Dörfern existierten nur noch ausgebrannte Ruinen.

Wir wußten, daß auch Moskau von den Russen selbst angezündet war, und daß alle Anstrengungen des Kaisers, alle Füsilladen der Brandstifter unvermögend gewesen waren, der Ausbreitung des Brandes Einhalt zu tun. Es war also klar, die ganze Nation war fanatisiert; man machte sie geflissentlich glauben, daß wir Moskau angezündet, daß wir überall Brand, Mord und Verwüstung verbreiteten. Daß der Kaiser Alexander, selbst wenn er wollte, bei dieser Stimmung seines Volkes einen Frieden nicht schließen könne, war uns unzweifelhaft. Wir hatten nicht bloß Krieg mit den Soldaten; das ganze Volk war gegen uns in Waffen, der Adel, der Bauer, der Städter. Wir sahen alle Greuel des spanischen Krieges auf uns hereinbrechen, aber in furchtbarerer Gestalt, bei einem ungünstigen Klima, in einem wüsten, aller Hilfsmittel baren Lande, zehnmal so weit vom Vaterlande entfernt, welches uns unerreichbar schien." Also kurz: — der Anfang vom Ende!

Ein dritter Augenzeuge jener Moskauer Zeit, der Stabsoffizier Herr von Loßberg vom westfälischen Korps, stand mit seinem Regiment noch bei Moschaisk vor Moskau. Er schrieb an seine Frau:

Im Schlosse sprach ich einen von Moskau kommenden französischen General, welcher erzählte, daß Murat mit der Avantgarde sich mehrere Stunden jenseits Moskau befände und der Kaiser gestern Nachmittag um 4 Uhr seinen Einzug in diese Stadt unter dem größten Jubel der Einwohner gehalten habe. Die frohe Stimmung, welche sich über diese Mitteilung in den vier Bataillonen Westfalen verbreitet hat, läßt sich nicht beschreiben. Sowohl der Offizier als der Soldat sieht hier das Ende aller gehabten Leiden und versetzt sich in der Phantasie in die angenehmsten Lagen, indem er den Frieden als gewiß annimmt. — Nichts ist amüsanter, als die Anhörung der verschiedensten Wünsche, welche zum Vorschein kommen. Von den Offizieren bekomplimentiert sich einer mit seinem Wirte

*) Der Graf Rostopschin, Gouverneur von Moskau, Besitzer dieses Schloßes, hat es mit eigner Hand angezündet, damit kein Hund von Franzose darin wohnen möge.

in Moskau und hört denselben fragen: Welchen Wein er trinke? Ob er eine Matratze dem Federbette vorzöge? — Ein anderer findet in seinem Quartier Deutsche, auch artige Damen, welche musikalisch sind; der dritte geht in die Komödie; der vierte ist auf einen Ball gebeten, und so geht das bei den Offizieren ins Unendliche fort. Der Soldat hält sich dann mehr an das Materielle; dieser spricht nur vom guten Essen, von Wein, Bier und Branntwein.

Die vier westfälischen Bataillone standen gestern und vorgestern auf einem Kartoffelfelde, was Veranlassung gab, daß eine Kompagnie des Regiments den üppigen Versuch anstellte, Kartoffeln in Champagner kochen zu wollen, welches ich durch die allgemeine Fröhlichkeit noch zur rechten Zeit gewahr wurde und verhinderte, indem ich derselben auch begreiflich machte, daß man mit Spirituosen nichts zum Kochen bringen könne.

Ich habe mir einen bedeutenden Vorrat von allen Lebensmitteln, insbesondere Wein, Kaffee, Tee und Zucker gesammelt, um der Zukunft mit einiger Zuversicht entgegensehen zu können; desgleichen habe ich mir eine bequeme Reisekalesche und Droschke verschafft, welche beide Wagen nur mit Mühe aus einem brennenden Wagenfabrikgebäude gezogen worden sind, bevor sie der Brand ergriff. Wie viele Fabrikgebäude habe ich in dieser Weise nutzlos verbrennen sehen! Auch der Lust, einen englischen Flügel aus einem brennenden Palaste in mein Quartier tragen zu lassen, konnte ich nicht widerstehen, und wenn ich darauf die bekannten Sachen spiele und Dich im Gedanken akkompagniere, so denke ich: Warum höre ich nicht Deinen Gesang bei meinem einfachen Instrumente in der Heimat und warum muß ich solche Greuel sehen!

Der Himmel ist in der Richtung nach Moskau ganz gerötet und eine ungeheure Rauchsäule steigt auf. — Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß diese Stadt dasselbe Schicksal, wie alle Orte von Smolensk bis hierher, haben könnte! — Wie wären da alle unsere Wünsche vernichtet! —

Meine bangen Ahnungen von gestern sind in Erfüllung gegangen und ich kann mir es nicht anders denken, als daß der französische General, welcher uns den vom Jubel der Einwohner begleiteten Einzug Napoleons in Moskau erzählt hat, selbst getäuscht worden ist. Die große unglückliche Stadt von 300000 Einwohnern steht in vollen Flammen und wird ausgeplündert. Man behauptet, von russischer Seite wären Brander in die Häuser gelegt worden, welches den Kaiser, darüber aufgebracht, veranlaßt habe, die Plünderung zu befehlen; jedoch sind dieses nur Sagen.

Wir stehen nach einem Marsche von neun Stunden in einer Vorstadt, genannt Smolensk, auf einem Felde und zwar in den Ringmauern der Stadt, nicht weit vom Tore und in der Nähe einer Kirche.

Da alles plündert, so haben wir ebenfalls mehrere Offiziere und per Kompagnie zwölf Mann hineingeschickt, die Gott weiß was alles aus der menschenleeren Stadt herausschleppen und wir sind auf einmal in den höchsten Überfluß versetzt, die feinsten Weine, besonders viel Champagner, trinken die Soldaten. Zur Ehre derselben muß ich jedoch anführen, daß ich zwar sehr viele derselben recht munter, aber nicht einen einzigen betrunken gefunden habe. Die Vorstadt, worin wir biwakieren, ist nach Versicherung der zum Marodieren kommandiert gewesenen Offiziere durch eine Brücke, welche über die Moskwa führt, von der eigentlichen Stadt getrennt.

Das Plündern wird in der unglücklichen Stadt, so wie gestern, fortgesetzt und die ganze Armee nimmt Anteil daran. Es soll zwar ein kaiserlicher Befehl existieren, daß ein jeder Soldat, der beim Plündern ergriffen wird, arretiert werden soll, allein die Sache

wird so systematisch betrieben, daß es unmöglich sein würde, diesen Befehl auszuführen; denn nicht einzelne Leute, sondern geschlossene Abteilungen, mit Stabs- und Subaltern-Offizieren an der Spitze, von allen Nationen, woraus die große vereinigte Armee zusammengesetzt ist, die in und um Moskau steht, gehen von Haus zu Haus, oder, wenn diese bereits abgebrannt sind, von Keller zu Keller, indem sie den Schutt wegräumen und die Eingänge dazu aufzufinden wissen. Auf diese Weise werden auch Souterrains gefunden, worin die Fabrikanten und die Kaufleute ihre Warenlager nach der hiesigen Sitte en gros und en détail aufgestellt haben, welches nicht verborgen bleiben konnte, indem ein Kamerad dieses dem anderen, gleichviel von welcher Nation, mitteilte.

Übrigens halten wir die strengste Ordnung in unserer Vorstadt, und noch stehen alle Häuser unversehrt; auch in der Stadt diesseits des Kremls, sowie links zur Seite davon hat die Feuersbrunst noch nicht um sich gegriffen, aber jenseits der Zarenburg sowie rechts davon brennt es an allen Orten.

Unser Regiment und die zwei leichten Bataillone haben die Kirche und die nebenstehenden Häuser in der Vorstadt belegt. Ich bin in einem solchen Hause auf die bequemste Weise eingerichtet und es fehlt mir an nichts; besonders bin ich mit Kolonialwaren und mehreren Sorten Seefischen versehen und da wir auch Wein, Fleisch und Brot haben, so besitzen wir alles, was wir nur wünschen können. Worauf ich nicht einen minderen Wert lege, daß die in die Stadt geschickten Detachements mehrere Souterrains mit gewöhnlichen Tuchen zu Hosen und Mänteln, sowie Leder, worunter viel Juchtenleder, vorzüglich aber Sohlleder zur Fußbekleidung gefunden haben und daß ich Handwerksstuben habe einrichten können. — Die 850 Mann, woraus das Regiment mit seiner Artillerie besteht, werden in allen diesen Stücken neu gekleidet; dieses glückliche Los teilen auch die zwei leichten Bataillone mit dem Regimente. Ziemlich gute Leinwand haben wir ebenwohl gefunden.

Erhielten wir nur nicht alles auf eine so gräßliche Weise! Wie viele Familien werden nicht von der höchsten Stufe des höchsten menschlichen Glückes zur tiefsten Armut herabgesunken sein!

Mehrere französische Offiziere, welche zum III. Armeekorps gehören, haben mir versichert, daß, als sie den 17. zur Unterstützung Murat's in die Stadt einmarschiert wären, noch viele Einwohner sich in derselben befunden hätten, wo ihnen von mehreren (Deutschen und Franzosen von Geburt) erzählt worden sei, wie sie keine Ahnung von dem Einzuge der Franzosen gehabt und die Feuersbrunst sie so überrascht habe, daß die meisten Einwohner in der größten Hilflosigkeit mit Frauen und Kindern aus ihren Häusern geflüchtet waren und alles preisgegeben hätten.

In dem Hause, wo ich wohne, lebt noch eine alte Frau, deren Stube ich aus Besorgnis, daß sie vor Hunger sterben würde, mit Gewalt habe erbrechen lassen, indem sie ihr Dasein darin durch heftiges Schreien und Schelten, sobald man sich ihrer Tür nahte, kund gab. Im Bette liegend empfing sie mich und meinen Dolmetscher (denselben Unteroffizier von der Artillerie, welcher mir so gute Dienste beim Pferdekauf in Warschau getan hatte) mit einer Flut von Schimpfworten, was mich aber nicht abzuhalten vermochte, ihr Suppe und Fleisch mit einer guten Bouteille Wein vorzusetzen, womit ich, so lange wir Hausgenossen sind, fortfahren werde. Ob sie gesund oder krank ist, vermochte auch der Regimentsarzt, welchen ich kommen ließ, nicht auszumitteln, indem sie uns den Rücken zukehrte, mit geballten Fäusten um sich schlug und wie eine Besessene schrie.

Marschall Mortier ist zum Gouverneur der Stadt ernannt worden, welche dieser in eine Menge Bezirke eingeteilt und einem jeden derselben einen Kommandanten vorgesetzt hat.

Napoleon hat bereits gestern morgen den Kreml, welchen derselbe bewohnte, verlassen und ein Landhaus bezogen, welches eine halbe Stunde von der Stadt auf dem Wege nach Petersburg liegt."

Der Leutnant von Martens vom württembergischen Kontingent, ein geborener Italiener, gibt seine Erlebnisse sehr fesselnd wieder. Er erzählt:

„In Gesellschaft einiger Kameraden verließ ich am frühen Morgen unser Lager, um Moskau vor dem gänzlichen Untergange näher zu betrachten, denn noch glänzten, von den nächtlichen Feuersäulen schöner als von der Sonne beleuchtet, die vielen goldenen Kuppeln der dem Feuer trotzenden Kirchen und Türme. Ein widerlicher durchdringender Brandgeruch hatte sich schon überall gelagert, von der Vorstadt, die ich gestern betrat, war beinahe keine Spur mehr sichtbar. Im Innern der Stadt wähnte ich noch ganze Straßen unversehrt zu sehen, doch die meisten Häuser waren bereits ausgebrannt und die noch stehenden rein ausgeplündert. Unsere Pferde mußten über heiße Aschen- und Schutthaufen herabgestürzte eiserne Bedachung, tote Pferde und Leichname schreiten. Viele der unglücklichen Einwohner irrten, vom grenzenlosen Jammer ganz abgestumpft, in den Straßen herum, während Soldaten verschiedener Nationen in ganzen Gruppen auf Beute ausgingen. Besonders viele Leute der Stadt bemerkte ich auf den Stufen eines großen Tempels versammelt; von den Franzosen wurden viele von ihnen genötigt, die Beute ins Lager zu tragen, wer gute Stiefel hatte, mußte sie gegen die abgetragenen der Soldaten austauschen. Sehr bedenklich wurde meine Lage, als ich mich unvorsichtigerweise in den noch brennenden Teil der Stadt begab. Wie schrecklich schlugen da die Flammen aus den Fensteröffnungen und Türen, das Pflaster leckend, heraus, da trieb der hierdurch verursachte Luftzug mir glühende Asche von verbrannten Gegenständen ins Gesicht, zugleich fiel ein, vom Feuer aus seinen Fugen emporgehobenes Kupferdach, krachend in die Straße, ein gleiches Stück hing, wie Damokles Schwert noch über meinem Haupte, und ich hatte nichts eiliger zu tun, als mich von dieser gefährlichen Stelle zu entfernen. Auf einem, vom Feuer noch verschont gebliebenen freien Platze angelangt, entwickelten sich vor meinen Augen Szenen ganz neuer Art. Vor einem Weinkeller wimmelte es von züm Teil schon berauschten Franzosen, sie gaben sich nicht die Mühe, die Pfropfen der Champagnerflaschen zu lösen, sondern sie schlugen mit dem Säbel ihnen die Hälse ab und schnitten sich beim Trinken so in die Lippen, daß Schaum mit Blut vermengt auf ihre Montur herunterlief. Vor dem Hinabsteigen in den Keller wurde ich von einem gutmütigen Franzosen ernstlich gewarnt, mit ausgespreizten Füßen stand er über einem Vorrat solcher Flaschen, und überließ mir gerne zwei derselben, die ich auf meinem Pferde befestigte. Über diesen gutherzigen Menschen mußte ich lachen; selbst ziemlich angetrunken hatte er seine Freude, andere in ihrer totalen Trunkenheit im Weinkote sich wälzen zu sehen. Der Tag neigte sich und mahnte zur Rückkehr, allein, wohin ich mich in der Richtung unseres Lagers wandte, stand nun alles in Flammen, ich wählte zum Leitfaden einen mit Beute beladenen Wagenzug, doch auch dieser konnte nur bis auf einen freien Platz gelangen. Mir klebte bei dieser Feuersglut die Zunge am Gaumen; ich löschte meinen brennenden Durst mit dem erhaltenen Champagner, allein der noch so mäßige Genuß dieses so ungewohnten Getränkes hatte so üble Folgen, daß ich ohne Hilfe einiger Offiziere das Lager nicht wieder erreicht hätte.

18. September. So hell wie der Tag war in unserem Lager auch die vergangene Nacht, vom Flammenmeer beleuchtet, ein Schauspiel voll Entsetzen und Erhabenheit, wie nicht seinesgleichen zu erleben ist; in diesem hellen Schein trug ich wieder, wie sonst am

Biwakfeuer, die Tagesbegebenheiten in mein Tagebuch ein, denn nur nächtliche Muße blieb mir zu diesem Geschäfte.

Meine Neugierde war noch nicht befriedigt und statt müßig im Lager zu verweilen, benützte ich die erhaltene Erlaubnis, wieder die brennende Stadt zu durchwandern, meine Kameraden hatten jedoch vom gestrigen Tage genug und so nahm ich heute meinen ebenfalls berittenen Diener mit. Die losgelassenen, durch die bisherige Zurückhaltung und die leeren Versprechungen schon ganz mißmutigen Soldaten überließen sich nun der zügellosesten Plünderung, sie durchsuchten alle Häuser und Tempel, die von den Flammen noch nicht ergriffen waren, mit Beute beladen trieben sie die aus ihren Verstecken hervorgeholten Einwohner vor sich her und luden ihnen auf, was sie selbst nicht tragen konnten. Bei diesen Greueln kamen viele derselben ums Leben; so sah ich heute inmitten zerschlagenen Hausgeräts eine Frau mit einem Kinde im Kot zertreten. Aber auch viele dieser Plünderer, vom ungewohnten Genuß des Tabaks, Weins und sonstiger geistiger Getränke berauscht, erstickten im Rauche oder kamen in den Flammen um. Ich vermied heute sorgfältig die brennenden Stellen und ging den wütenden Horden aus dem Wege. Kleidungsstücke, Bücher, Instrumente sah oft ich im Kote liegen und manchmal stutzte mein Pony vor einem toten Pferde oder einer Leiche, die verbrannt oder überfahren, kaum zu erkennen waren. Durch ein Doppeltor gelangte ich zufällig auf einen sehr großen Platz zwischen dem Kreml und einem großartigen Kaufhause, es war die Stelle im chinesischen Stadtteil, wo der Pöbel unserem Vortrab einigen Widerstand leistete. — Vom Lager aus führte mich der Weg über die Moskwa und durch das St. Nicolastor, welches die Vorstadt (Sloboda) vom ersten Stadtteil Belaigorod, der vom Neglinaja-Fluß durchströmt wird, trennt. Mit Staunen betrachtete ich den mit festen Mauern und Türmen eingeschlossenen Kreml, der in seiner morgenländischen Pracht noch ganz unversehrt vor mir stand. Der Eintritt in sein Inneres wurde mir von der kaiserlichen Wache verwehrt, da Napoleon morgen wieder in diesen Mauern einziehen werde, und so wandte ich mich nach dem im Feuer aufgehenden Kaufhaus, dessen reichhaltige Läden von einer Menge Soldaten ausgeleert wurden, noch ehe die Flamme sie ergriff. Auch im Hofe dieses mächtigen Gebäudes ging es schauerlich zu, hier lagen erschlagene Russen, die sich wahrscheinlich ihres Eigentums noch wehren wollten; aus einem unterirdischen Gewölbe schleppten Soldaten metallene Platten herauf, jeder glaubte hier Silber in Masse zu finden und das Gedränge wurde fürchterlich. — Von diesem wüsten Treiben fiel mein Blick auf eine Gruppe italienischer Soldaten, welche ganz gemütlich Wassermelonen verzehrten; zu ihnen gesellte ich mich und bekam von dieser so lange nicht mehr genossenen Frucht in diesen nördlichen Regionen wider Vermuten zu genießen. Feigen und Datteln, eingemachte Pfirsiche und anderes Obst von den seltensten Sorten waren hier reichlich vorhanden, ebenso Kaffee und Zucker, nirgends aber Mehl und Brot, was aber das Unentbehrlichste von allem gewesen wäre. Alle Fässer waren zertrümmert, ihren Inhalt sah man auf dem Boden zerstreut. In einem anderen Teile des Gebäudes waren Soldaten mit Aufladen von Tüchern beschäftigt, einen Ballen graues Tuch nahmen wir mit, um uns im Lager Schutz gegen die feuchtkalten Nächte zu verschaffen, ein guter Vorrat von dem eingemachten Obst wurde ebenfalls aufgepackt. Als es Abend wurde, dachte ich an die Rückkehr; an der Barriere angelangt, fand die Wache Anstand, meine bescheidene Beute durchzulassen, allein der Offizier, an den ich mich wandte, ließ mich ungehindert weiterziehen. Unsere Soldaten hatten sich indessen auch nicht vergessen, aber statt Lebensmitteln suchten sie Schätze zu sammeln, die sie später doch nicht verwerten oder mitnehmen konnten."

Den Schluß dieser Reihe von Augenzeugen-Berichten mag Herr von Borcke machen. Er kam aus preußischem Dienst nach der Katastrophe von 1806/07 in das westfälische Heer, dessen Kontingent, wie schon erwähnt, in Moschaisk vor Moskau stand. Er schreibt:

„Unser Leben in Moschaisk war ein beständiger Kampf um den Unterhalt. Einwohner gab es nicht, nicht ein einziger Hund oder ein anderes lebendes Tier war zurückgeblieben; zwar fanden sich in Häusern und Kellern oder an abgelegenen Orten vergraben noch einige Vorräte, die aber nur dem Finder zugute kamen, während das Städtchen für die Masse der Hungernden eine Wüste war. Die Gegend im weiten Umkreis mußte das, wie gewöhnlich, büßen; man schickte Verpflegungsbeamte, geschützt durch kleine Kommandos, aus, um Lebensmittel herbeizuschaffen. In der ersten Zeit hatte diese Maßregel guten Erfolg und mittelst der gesammelten Vorräte fand eine regelmäßige Verpflegung statt. Aber schon längst gewohnt, nur dem Triebe der Selbsterhaltung zu folgen, dachte jeder an sich; vom höchsten bis zum untersten Offizier schickte man unter der Hand seine Leute zur Einholung von Lebensbedürfnissen aus, wobei es nicht selten zu Mord und Totschlag kam. So trug sich jeder, den Hamstern gleich, möglichst viele Vorräte für den nahenden Winter zusammen. Marketender und Spekulanten, ja Offiziere von hohem Range, begaben sich nach Moskau, um aus der allgemeinen Plünderung Nutzen zu ziehen und sich in den Besitz feinerer Bedürfnisse wie Kaffee, Zucker, Tee, Wein u. a. m. zu setzen. Sie kauften dort von den französischen Soldaten für wenig Geld diese Dinge und außerdem die größten Kostbarkeiten, wie Gold- und Silbergeschirre, Zobelpelze, ganze Equipagen und brachten dies alles nach Moschaisk zurück. Das bekannte System der Franzosen, die Truppen nach dem Verlassen des Vaterlandes nicht mehr zu löhnen, hatte das bare Geld sehr selten gemacht, denn seit sechs Monaten hatten wir keinen Sold empfangen; so läßt sich wohl verstehen, was für Wunder ein Fünffrankenstück oder gar ein Napoleonsd'or tat! Ganz unerklärlich war es, welche Vorräte an Eßwaren, feinen Genußmitteln und Luxusgegenständen aller Art trotz der Zerstörung von Moskau den Franzosen noch in die Hände gefallen waren und ihre Wirkung bis zu uns, bis in das acht Meilen entfernte Moschaisk, ausübten. Ich war so glücklich, durch einen Zufall in den Besitz meines ganzen rückständigen Gehalts zu gelangen, und verschaffte mir nun für wenige Franken einen solchen Vorrat von Kaffee, Tee und Zucker, daß ich während des ganzen Aufenthalts keinen Mangel litt, andern davon abgeben konnte und beim Abmarsch noch für einige Wochen genug hatte. Auch kaufte ich mir von einem Offizier für einen Napoleonsd'or einen Zobelpelz, der vielleicht fünfzig wert war und der mich gegen den Winter schützen sollte. Leider sollte er seine Bestimmung nicht erfüllen, wie ich später berichten werde. So war während des ganzen Aufenthaltes eigentlicher Mangel nicht zu spüren, nur das zur Ernährung Notwendigste, Fleisch und besonders Brot, war für die Masse der Soldaten keineswegs hinreichend vorhanden. Es waren vielleicht zehn Tage vergangen, als die Verbindung zwischen uns und Moskau, sowie die nach Wjäsma und Dorogobusch durch Kosaken und bewaffnete Bauern unterbrochen wurde, obgleich an verschiedenen Punkten Detachements zur Aufrechterhaltung derselben zurückgeblieben waren. Ordonnanzen blieben aus, es kamen keine Genesenen mehr an, die Nachrichten wurden immer seltener, und mehrere nach Lebensmitteln ausgeschickte Abteilungen wurden ganz oder zum Teil aufgehoben. Unsere Lage erschien mit jedem Tage mißlicher und die Sicherheit war zuletzt unmittelbar vor dem Orte so gefährdet, daß nur größere Abteilungen ihn verlassen konnten. Auch einzelne Offiziere, die in der Nähe spazieren oder auf die Jagd gegangen waren, verschwanden. Als in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober endlich ein ganzes Bataillon, welches als Seitenposten in Wereia stand, überfallen und nieder-

gemacht oder gefangen worden war, mußten wir uns in Moschaisk selbst mit Wachen und Posten umgeben." — Soweit die Augenzeugen.

Die erste Kunde von der Übergabe Moskaus an die Franzosen und von dem gewaltigen Brande drang durch einen aus dem Gouvernement Moskau entflohenen Gutsbesitzer nach Petersburg. Die Schlacht von Borodino war in Petersburg nur als Sieg bekannt; sie war öffentlich durch ein Tedeum gefeiert. Der Kaiser Alexander hatte dem Fürsten Kutusow ein Handschreiben voll höchster Anerkennung gesandt und ihm ein Geschenk von 100000 Rubeln gemacht. Als zweite Kunde aber traf ein Schreiben des Grafen Rostopschin ein, der Kutusow die kampflose Räumung der Stadt nicht verzeihen konnte. „Majestät," schrieb Rostopschin, „ein Adjutant des Fürsten Kutusow hat mir ein Schreiben überbracht, in welchem der Fürst Polizeioffiziere verlangt, um die Armee durch die Stadt Moskau auf die Straße nach Riäsan zu führen. Der Fürst sagt, daß er Moskau aufgeben müsse. Ew. Majestät, das Benehmen Kutusows entscheidet über das Schicksal der Hauptstadt und des ganzen Reiches. Rußland wird schaudern, wenn es die Räumung Moskaus erfährt, woselbst sich die ganze Größe Rußlands vereinigt und der Staub der Vorfahren Ew. Majestät ruht. Ich folge der Armee. Ich führe alles mit fort: mir bleibt nur übrig, das Vaterland zu beweinen."

Nach Empfang dieser Nachricht, die den Zaren aufs tiefste erregte, sandte Alexander sofort seinen Generaladjutanten Fürsten Wolkonski ab, um sich im Hauptquartier Kutusows über die Lage des Heeres und die Ursache der Aufgabe Moskaus zu überzeugen.

Aber schon zwei Tage später traf der Kurier Kutusows selbst ein, der Oberst Michaud, derselbe, welcher so dringlich von der Behauptung des Lagers von Drissa abgeraten hatte. Der Kaiser empfing ihn gütig in seinem Kabinett. „Sie bringen mir traurige Nachricht, Oberst," sagte Alexander. — „Sehr traurige, Ew. Majestät," entgegnete Michaud, „den Verlust Moskaus." — „Aber warum hat man meine alte Hauptstadt übergeben, ohne eine Schlacht zu wagen?" — „Sire, die Umgebung Moskaus bot keine Stellung dar, um eine Schlacht gegen die stärkeren Kräfte des Feindes zu wagen. Der Feldmarschall hat geglaubt, Ew. Majestät die Armee erhalten zu sollen, denn der Verlust derselben wäre, ohne Moskau dennoch retten zu können, von viel größerer Bedeutung gewesen. So wird sich die Armee durch die Verstärkungen, die von allen Seiten herzuziehen, vermehren und wir werden bald die Offensive ergreifen können und den Feind aus dem Herzen Rußlands wieder vertreiben." Der Kaiser atmete tief. „So steht der Feind in Moskau, Herr Oberst?" — „Ja Sire, und Moskau liegt in Asche, seitdem er einzog. Als ich abreiste, stand ganz Moskau in Flammen." Bei diesen Worten füllten sich die Augen des Kaisers mit Tränen. Dann faßte er sich. „Nach Ihrer Beschreibung, Herr Oberst, ersehe ich, daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert und besonders von mir. Ich unterwerfe mich dem Willen der Vorsehung, aber sagen Sie mir, wie hielten sich die Truppen, als sie, ohne einen einzigen Schuß getan zu haben, durch Moskau zogen? Waren sie nicht niedergebeugt?" — „Ew. Majestät," fragte nun Michaud, „erlauben Sie mir, daß ich als Soldat offen reden darf?" — „Ich fordere immer Aufrichtigkeit," entgegnete der Kaiser freundlich, „aber jetzt bitte ich Sie, Herr Oberst, sagen Sie mir aufrichtig die ganze unverhüllte Wahrheit." — „Majestät, ich muß gestehen, ich verließ die Armee vom Feldmarschall Kutusow bis zum letzten Soldaten in einer unbeschreiblichen Furcht . . . . ." — „Wie sagen Sie, meine Russen in Furcht? So sind sie durch das Unglück gebrochen?" — „Nein, Ew. Majestät, wir alle fürchten nur, daß Sie in der Güte Ihres Herzens Frieden schließen möchten und daß wir alle der Erfüllung unseres heißesten Wunsches beraubt werden würden, uns mit dem Feinde zu schlagen und Ew. Majestät unsere Ergebenheit zu beweisen."



Auf der Straße von Moschaisk nach Moskau am 22. September 1812
Nach Faber du Faur

Auf der Straße von Moschaisk nach Moskau. Den 22. September. Wieder ein Überfall. Die Straße her fliehen in wilder Hast Fußgänger, Reiter, Offiziere, der Train der württembergischen Artilleriereserve, der sich eben nach seinem Park begab, um anzuspannen, ist in die Flucht der andern gerissen. Der Schrecken ist um so größer, weil dieser Zustand ein ganz neuer ist: der Russe Angreifer nun, nachdem in Moskau der Sieg vollendet zu sein schien! Der Park wäre verloren gewesen, wäre nicht zum Glück eben jetzt ein Bataillon der alten Garde hier angekommen. Schnell und besonnen bereitet es sich, hinter einem schönen Landhaus verdeckt, den Feind zu empfangen. — So ward der Park noch gerettet.

Der Kaiser, indem er Michaud auf die Schulter klopfte, sagte: „Sie erleichtern mein Herz; Sie beruhigen mich. Kehren Sie zur Armee zurück und sagen Sie meinen Soldaten und meinen treuen Untertanen, wo Sie irgend Gelegenheit haben, daß, wenn mir kein Soldat mehr bleibt, ich meine getreuen Edelleute und meine guten Bauern aufrufen, mich an ihre Spitze stellen und alle Mittel meines Reiches erschöpfen werde. Rußland bietet mir mehr Hilfsmittel, als der Feind glaubt. Aber, wenn meiner Familie, durch das Schicksal und die Vorsehung der Götter, nicht mehr vergönnt ist, auf dem Throne meiner Vorfahren zu regieren, alsdann lasse ich, nachdem ich alle Kräfte erschöpft habe, meinen Bart so lang wachsen (indem er mit der Hand auf den Leib zeigte) — und es ist besser, im Innern Sibiriens trocknes Brot zu essen, als die Schande meines Vaterlandes und meiner getreuen Untertanen, deren Opfer ich zu würdigen weiß, zu unterschreiben. Die Vorsehung prüft uns, wir wollen hoffen, daß sie uns nicht verläßt." Bei diesen Worten ergriff der Kaiser Michauds Hand und fuhr fort: „Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sage; vielleicht werden wir eines Tages mit Freuden daran denken: Napoleon oder ich, ich oder



Biwak acht Stunden von Moskau, links der großen Straße, am 23. September 1812
Nach Faber du Faur

Acht Stunden von Moskau links der großen Straße. Dem württembergischen Park schlossen sich die Reste anderer Zersprengter an und mehrere weitere Reservezüge, auch ein italienischer. Vorsichtig rekognoszierend rückte man nun langsam vorwärts. Hier schlug man am 22. auf freiem Feld eine große Wagenburg im Viereck und brachte so die Nacht zu. Morgens am 23. zeigte sich feindliche Reiterei rechts. Wir sehen es der Mannschaft, diesen Italienern an, daß sie vom Frühstück und während der Vorbereitungen zum Anspannen aufgescheucht werden. Der württembergische Jäger, der Linieninfanterist, betrachten mit ruhig erfahrenem Blick der Feinde Bewegungen.

er — aber zugleich können wir nicht regieren. Ich kenne ihn; er wird mich nicht mehr täuschen." — „Gnädigster Herr!" — antwortete Michaud — „Ew. Majestät unterschreiben in dieser Minute den Ruhm der Nation und das Heil Europas." — „Möchte Ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen," sagte der Monarch — „ruhen Sie jetzt aus, und seien Sie alsdann bereit, zur Armee zurückzukehren."

So empfing Kaiser Alexander den Kurier Kutusows, so entschlossen war der Zar zur Fortsetzung des furchtbaren Krieges.

Kaiser Alexander hat in diesen Stunden jene Zähigkeit gezeigt, die ihm trotz seines weichen Gemüts eigen war, ein Erbteil alten Moskowitischen Herrscherbluts. Übrigens waren auch die Holstein-Gottorps eigensinnig und die Willenskraft seiner Großmutter Katharina, der großen Ansbacherin, ließ ebenfalls nichts zu wünschen übrig. Dieses Erbteil machte sich jetzt geltend. Alexander blieb fest, obgleich am Hofe unter Führung des zarischen Bruders, des Großfürsten Konstantin, eine starke Strömung für den Frieden war. Selbst die Kaiserin Mutter, die Württembergerin, eine Schwester des Königs von Württemberg, des treuen Verbündeten Napoleons, die sonst den Kaiser der Franzosen tief haßte, neigte sich dem Frieden zu. Die Strömung, die auf den Frieden drang, war außerordentlich stark. Um jene Zeit kam Herr von Wolzogen nach Petersburg und wurde von dem Kaiser empfangen.



Acht Stunden von Moskau, links der großen Straße, am 23. September 1812
Nach Faber du Faur

Derselbe Tag abends. An der Kirche des Dorfes erkennen wir, daß man sich noch auf demselben Platze befindet; an den langen Schatten, daß es Abend ist. Über dem Hohlweg drüben, der sich in das Dorf hinabzieht, tummelt eine Plänklerkette von Kosaken. Weiterhin auf dem Feld halten ganze Linien dieser malerischen Reiterei. Aber vor uns steht auch schon ihr gerüsteter Gegner: eine Tirailleurkette, aus den festen Gestalten der alten Garde mit der aufgestülpten Hose, dem rückgehakten Caput, aus rührigen Schwaben von den Jägern bestehend. — Der Feind bleibt in respektvoller Entfernung. Bald verschwindet er ganz am Horizont. Der Park ist für heute gerettet.

„In Petersburg," so berichtet Herr von Wolzogen, „traf ich auch den Minister von Stein wieder, welcher damals einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander ausübte und der einzige von seiner Umgebung war, der zur Ausdauer und Fortsetzung energischer Maßregeln riet. Ich halte es daher für ein großes Glück, daß dieser im übrigen so schroffe Mann gerade in dieser kritischen Epoche, das Ohr des Monarchen hatte, weil sein Charakter für Alexander wie geschaffen war und den festen Grundstein bildete, auf dem sich eine glücklichere Zukunft Europas aufbauen sollte." Und so war es denn dieser große Deutsche, dessen Haß gegen den korsischen Unterdrücker so gewaltig war, wie die Liebe zu seinem Volke und seinem Vaterlande, der die Energie des Kaisers Alexanders stählte und in unermüdlicher Tätigkeit die Stimmung der russischen Großen, der Orlow und Soltikow, der Uwarow und Liewen zur Fortsetzung des Krieges wachhielt. Auch der Gouverneur Rostopschin ließ es nicht daran fehlen, in zündenden Aufrufen das Volk gegen die Feinde anzustacheln. „Der Feind der menschlichen Gesellschaft, die Strafe Gottes für unsere Sünden, die teuflische Verführung, der französische Bösewicht," so hieß es in einem solchen



Vor Moskau am 11. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Moskau. 11. Oktober. Man sieht in der Mitte des Bildes die Ruinen des kaiserlichen und des Lefortschen Palastes. Rechts die Soltikowsche Brücke über die Jausa, über die in prachtvollen Gruppen die Bäume des Hofgartens hereinragen, links freundliche Landhäuser, die das Feuer verschont hat, wo die württembergischen Offiziere hausten.

Aufruf Rostopschins, „ist in Moskau eingedrungen und hat es dem Schwert und den Flammen überliefert. Er plündert die Tempel Gottes, er entweiht die Altäre durch sein unsittliches Leben, schändet die heiligen Gefäße durch seine Völlerei und seinen Spott, er benutzt die heiligen Meßgewänder zu Pferdedecken, reißt die Rahmen von den Heiligenbildern und nährt sein Biwakfeuer damit. Seine Pferde stellt er in unsere Kirchen, unsere Häuser plündert er, beschimpft unsere Frauen und Töchter; er reißt die Knochen unserer Väter aus dem Boden unserer Kirchhöfe und zerstreut die ehrwürdigen Gebeine auf der Erde, er nimmt euch die letzte Brotkrume und läßt euch den Hungertod sterben, er betrügt euch durch Versprechungen und, wo er Geld gibt, ist es gefälscht. Vertilgt dies ausländische Ungeziefer, Rechtgläubige, und übergebt die Leichname den Wölfen und den Raben! Dann wird Moskau wieder erstehen, wird sich wieder schmücken mit seinen goldenen Turmspitzen und seine steinernen Häuser zeigen und von allen Seiten wird die russische Nation herbeiströmen. Der Feind verzehrt alles wie eine Heuschrecke und seine unbegrabenen Leichname bilden förmliche Mauern; wohin er geht, türmen sich Grabhügel auf von Lebenden und Toten. In noch nicht zwei Wochen wird er um Gnade bitten, ihr aber, Rechtgläubige, werdet ihn nicht hören!“ Eine solche Sprache mußte das schwer beleidigte Volk bis zum äußersten reizen und aus ihr erklären sich die Untaten und Greuel, die in dem jetzt entbrennenden Parteigängerkrieg und Bauernkrieg an den gefangenen Franzosen und selbst an den Verwundeten begangen worden sind. An den Rändern der französischen Truppenstellungen entbrannte überall der hartnäckige Krieg, den geworbene Freischaren und bewaffnete Bauern unter verwegenen Führern unternahmen. Fortwährend wurden schwache Abteilungen überfallen, aufgehoben, gefangen weggeführt oder ermordet. Die Wagentransporte, welche der Armee Lebensmittel und Bedarfsmittel nachführten, wurden abgefangen, Kuriere aus dem Sattel geschossen, kurz — die Beunruhigung der französischen

Armee wuchs von Tag zu Tag. Die russischen Freischaren umgaben die ganze französische Armee förmlich wie mit einer Postenkette und erschwerten das Fouragieren dermaßen, daß die hierzu kommandierten Abteilungen sich nur noch in bedeutender Stärke und bisweilen sogar Artillerie mit sich führend, vom Lager entfernen mochten. Die Fürsorge für die Pferde litt hierunter besonders und mit jedem Tag kamen die armen Tiere in eine schlechtere Verfassung; sie starben zu Hunderten, ohne daß auch nur eine Möglichkeit des Ersatzes vorhanden gewesen wäre. Einer dieser kühnen Führer, der Kapitän Figner, in dessen Brust ein besonderer Haß gegen den Kaiser Napoleon loderte, hatte sich, als der Krieg begann, durch inneres Gelöbnis dem Tode geweiht und fürchtete nun gar nichts. Er zog französische Uniform an, die von Gefangenen oder Toten genommen war, und ritt, bald als Kürassier, bald als Lancier verkleidet, ganz getrost an marschierende Trupps oder Patrouillen heran, um sie auszukundschaften und sich dann seine Wissenschaft für Überfälle zu nutze zu machen. Dieser Figner ritt eines Tages mit einem Husarenleutnant des Regiments Sum, beide als französische Offiziere verkleidet, in das Dorf Woronowo, wo sich damals das Hauptquartier Murats befand. Sie schlichen unbemerkt durch die Vedettenlinie und ritten über eine Brücke, jenseits welcher sie französische Biwakzelte erblickten. Eine Schildwache rief sie an und verlangte das Feldgeschrei. Kapitän Figner, der dies nicht kannte, schrie den Wachtposten an, wie er dazu käme, die Offiziersrunde anzurufen, und der Soldat war so erschrocken, daß er die beiden ruhig passieren ließ. Figner ritt ganz kaltblütig an eine Gruppe französischer Offiziere heran, sprach mit ihnen über alles mögliche — er sprach fließend und ohne jeden Akzent das Französische — und ritt dann im Schritt seinen Weg zurück. Ein Rapport dieses Figner vom 23. September über seine Tätigkeit lautet: „Ich habe betreffend den dem Feinde zugefügten Schaden das Folgende zu berichten: 1. In der Umgebung Moskaus sind alle Lebensmittel vernichtet. 2. In den zwischen der Tulaer- und Swenigorodskischen Landstraße gelegenen Dörfern habe ich an 400 Franzosen getötet. 3. Auf der Moschaisker Straße habe ich einen Artilleriepark in die Luft gesprengt und 6 Geschütze unbrauchbar gemacht; gefangen wurden bei den Geschützen 4 Offiziere und 48 Mann, getötet 3 Offiziere und eine große Anzahl Mannschaften."

In ähnlichem Maßstabe, wie Kapitän Figner, wirkten eine ganze Reihe bedeutender Parteigänger- und Bauernführer. Die Verbindung des westfälischen Armeekorps, welches in und um Moschaisk stand, mit Moskau wurde stark bedroht, ja bisweilen unterbrochen. Es kam häufig vor, daß Offiziere oder Mannschaften, die, spazierengehend oder mit Angeln oder sonst wie beschäftigt, sich nur wenige hundert Schritt vom Kantonnement entfernten, nicht wieder zurückkamen. Diese fortwährende Beunruhigung wurde dem französischen Heer sehr empfindlich. Aber es war gar nichts dagegen zu tun, die Kavalleriepferde waren so mitgenommen, daß sich stärkere Kavalleriedetachements zur Verfolgung von Parteigängertrupps nicht mehr aufbringen ließen. Wohl verfuhr man, mit solchen Bauernführern, wenn man sie fing, sehr streng, — aber „die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor". Der Gutsbesitzer Engelhardt, ein alter Oberstleutnant a. D. und der Kollegien-Assessor Schubin, beide aus dem Gouvernement Smolensk, wurden aufgegriffen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 15. Oktober in Smolensk erschossen. Gegen diesen Engelhardt, der einen deutschen Namen trug, handelte man höchst seltsam. Bevor er zur Exekution hinausgeführt wurde, versuchte man ihn zu überreden, mit dem Grade eines Obersten in die Dienste des Kaisers Napoleon zu treten; aber der Mann widerstand allen Versuchen, riß, als man ihm die Binde vor die Augen legte, dem Sergeanten die Hand fort



Im Sommer- oder Hofgarten von Moskau am 16. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Moskau. 16. Oktober. Im Hofgarten an der Jausa über das Geländer der kleinen phantastischen Brücke gelehnt, von Goldgrün umleuchtet, das durch die hohen Kronen des prächtigen Parkwaldes bricht, steht ein angelnder Fischer und schaut in die leise ziehenden Wellen. Man vergißt mit ihm einen Augenblick das gigantische Schicksal, das alles gewandelt hat ringsum, und abermals wandeln will — bis auf diesen heimlichen, idyllischen Fleck. Doch der Fischer — und das gehört auch der Verwandlung an — ist kein Diener der russischen Hofküche, sondern ein württembergischer Kanonier.

und rief: „Schießt nach mir!" — Der kleinste Dienst, den irgend ein Bauer den Franzosen erwies, galt als Landesverrat. Es erreignete sich, daß die Bauern eines Dorfes, welches von den Franzosen überrascht wurde, in ihrem Schrecken die Ankömmlinge, wie es russische Sitte ist, mit Salz und Brot begrüßten. Als die Franzosen aus der Gegend vertrieben waren, erschienen auch die Bauern dieses Dorfes eines Sonntags in der nächsten Kirche zum Gottesdienst. Aber der Geistliche jagte sie hinaus. „Ihr gehört nicht zu uns, ihr habt euch nicht als rechtgläubige Russen gezeigt, sondern ihr habt die Franzosen aufgenommen, wie man einen Gast aufzunehmen pflegt." Jedes dieser kleinen russischen Dörfer wurde zu einem wütenden, bissigen Hunde, der dem Feind entgegenfuhr, sobald er sich zeigte. In wenig Wochen waren an 5000 französische Soldaten, die vereinzelt oder als Patrouillen umherritten, auf diese Weise aufgehoben und gefangen fortgeführt oder getötet.

Zu diesem aufreibenden Krieg, der die große Armee, Offiziere sowohl wie Soldaten, in starke Aufregung und Unsicherheit trieb, kam noch infolge der Plünderung in Moskau der Überfluß, dem sich auf Tage wenigstens sehr viele Truppenteile ergeben konnten, denn man fand namentlich große Weinvorräte, viel Champagner und viel Wutki, so daß die innere Disziplin sich arg gelockert hatte. Die Soldaten vom Plündern abzuhalten, war

den Offizieren gar nicht mehr möglich. Die Soldaten achteten kaum noch auf die Befehle ihrer Offiziere und deren Gegenwart hielt sie nicht ab, Unordnungen zu begehen. Es ist bezeichnend, daß der Kaiser schon am 29. September den folgenden Erlaß ausgeben lassen mußte: „Alle Offiziere, welchen Grades sie auch sein mögen," hieß es da, „müssen vor Sr. Majestät mit dem Säbel salutieren, sobald sie Truppen vor dem Kaiser vorüberführen. Es ist dies heute auf der Parade wieder nicht geschehen. Der Marschall, Herzog von Danzig, muß die Herren Offiziere an ihre Pflicht erinnern und die Korpskommandanten haben deren Ausübung zu überwachen."

Während aber, wie wir erfahren haben, Kaiser Alexander in Petersburg entschlossen war, lieber den Bart sich bis auf den Nabel wachsen zu lassen und mit seinen Bauern in Sibirien Kartoffeln zu essen, bevor er Frieden schlösse, trug sich der Kaiser der Franzosen lebhaft mit Friedenshoffnungen. Die Dinge verkehrten sich: der Besiegte wollte keinen Frieden, der Sieger begann ihn nachzusuchen. Es traf sich, daß ein Moskauer Edelmann namens Jakowlef, als die Bewohner Moskau verließen, sich zu spät auf den Weg gemacht hatte und mit seinem Wagen, seiner ganzen Bagage Soldaten in die Hände fiel, die ihn vollständig ausplünderten. Nun irrte er ohne Mittel mit den Seinen in Moskau umher und konnte ohne Erlaubnis des Kaisers die französischen Vorpostenlinien nicht passieren. Napoleon, dem der Name Jakowlef bekannt war, denn ein Bruder war russischer Gesandter in Stuttgart gewesen, ließ den Edelmann rufen und sprach unter Dolmetschung seines Sekretärs Lelorgne mit ihm. Der Kaiser beklagte sich lebhaft über den Brand Moskaus und nannte den Grafen Rostopschin einen Wahnsinnigen. Er gab in seiner Unterredung ferner zu verstehen, daß er gar nicht abgeneigt sei, mit dem Kaiser Alexander Frieden zu machen. „Wenn der Kaiser Alexander den Frieden wünscht," sagte Napoleon, „braucht er mich nur davon zu benachrichtigen (was Alexander gar nicht einfiel!). Ich sende ihm dann irgend einen meiner Adjutanten, den Grafen Narbonne oder den General Lauriston und wir könnten sofort Frieden schließen. Wenn er aber den Krieg will, so soll es geschehen. Meine Truppen bitten mich, sie nach Petersburg zu führen (was wiederum den französischen Truppen gar nicht einfiel!). Nun, meinetwegen, wir werden auch dorthin marschieren, und in diesem Falle wird Petersburg das gleiche Schicksal wie Moskau haben." Als der Kaiser eine Prise Tabak nahm, benutzte der Russe den Augenblick, um zu fragen, wo denn eigentlich die russische Hauptarmee sei. „Ihre Hauptarmee?" entgegnete Napoleon, „nun wohl, auf der Riäsanerstraße. Wittgenstein steht in der Richtung auf Petersburg, aber mein Marschall Saint-Cyr hat ihn vollständig geschlagen. Ihre Soldaten," fuhr er fort, „sind ausgezeichnet und Ihre Offiziere tapfer, aber sie sind nicht imstande, das zu ertragen, was die meinigen zu ertragen vermögen, die auf gleiche Weise sowohl Kälte als Hitze und jede Art von Entbehrung erdulden können. (Wo sind denn die zweimal hunderttausend Menschen geblieben, die du tot, krank und wegemüde auf den Straßen vom Njemen bis hierher zurückgelassen hast, o Kaiser?). Sie wollen Moskau verlassen? Wohlan, ich genehmige es, aber unter der Bedingung, daß Sie sich nach Petersburg begeben und Ihrem Kaiser erzählen, was Sie hier gesehen haben. Es kann Ihrem Monarchen nur angenehm sein (sehr fraglich!), von einem Augenzeugen das zu erfahren, was in Moskau geschehen ist." Der Russe entgegnete, daß er in seiner Stellung es niemals hoffen dürfe, dem Kaiser vorgestellt zu werden, aber Napoleon wußte Rat. Er kannte jedermann am Petersburger Hof und war über die Gesinnungen der Einzelnen ausgezeichnet unterrichtet. Graf Tolstoi war einer von denen, die den Zaren am meisten zum Frieden drängten. „Wenden Sie sich an den Hofmarschall Grafen Tolstoi," sagte Napoleon, „ich kenne ihn als einen

braven Mann. Lassen Sie sich durch den Kammerdiener beim Kaiser melden oder suchen Sie ihn zu treffen, wenn er spazieren geht." — Muß man sich nicht wundern über diesen Bonaparte, der einem Untertan so taktlose Zudringlichkeiten anrät, um zum Frieden zu kommen? Jakowlef mochte die Seltsamkeit seiner Lage empfinden. „Ich bin in Ihrer Gewalt, Sire," sagte er ausweichend, „aber ich bin ein Untertan des Kaisers Alexander und bleibe es bis zum letzten Blutstropfen. Fordern Sie nicht das von mir, Sire, was ich nicht wage, Ihnen versprechen zu können!" Napoleon sah den Russen einen Augenblick forschend an und brach dann die Unterredung ab mit den Worten: „Gut, ich werde an Ihren Kaiser schreiben; sagen Sie ihm, daß ich Sie zu ihm sende!" Und wirklich, Jakowlef ging nach Petersburg und überlieferte den Brief Napoleons einem Generaladjutanten Alexanders. Aber der Zar verweigerte es, diesen Gesandten auch nur zu empfangen. Den Brief las er und gab ihn auch dem schwedischen Botschafter zu lesen, damit er seinem Kronprinzen berichten könne, daß in ihm nichts stünde, als „Großsprecherei".

Zwar stellte sich Kaiser Napoleon so, als ob er in Moskau den ganzen Winter zubringen wolle, um mit dem Frühjahr, nachdem er Verstärkungen aus Frankreich, Italien, Deutschland, Holland herbeigezogen habe, den Feldzug von neuem zu beginnen. Es geschah alles mögliche, um die Russen in dieser Richtung zu täuschen, und zugleich auch die eigenen Truppen über die wirkliche Lage der Dinge, die dem Kaiser mit jedem Tag klarer wurde, im Dunklen zu lassen. Sogar eine französische Schauspielertruppe wurde aus Paris verschrieben und gab in dem zu vier Fünfteln niedergebrannten Moskau ihre Vorstellungen. Aber das konnte ein so klarer Kopf wie Bonaparte sich selbst nicht verbergen: seine Lage in Moskau war sehr schwierig und wurde täglich unhaltbarer. Die Transporte für die Armee, die Marschbataillone und was sonst noch nach Moskau unterwegs war, konnte nur unter starker Bedeckung und mit außerordentlicher Vorsicht marschieren. Die große Heerstraße von Smolensk bis Moskau war ständig bedroht. Die große Armee mit ihrem Kaiser befand sich in diesem Moskau wie auf einer Insel, die ein brausendes Meer, ein empörtes Volk, umwogte. Eine Katastrophe wurde unausbleiblich, wenn nicht schnell der Frieden geschlossen oder ohne Aufenthalt der Rückzug angetreten wurde.

Napoleon dachte an beides. Er ließ dem Herzog von Bassano, — mit seinem bürgerlichen Namen Minister Maret —, der in Wilna residierte, eingehende Instruktionen über den Transport der Lebensmittel zukommen, die aus Danzig, Kowno, Wilna herbeigeschafft wurden. Aus Paris traf das Muster einer Handmühle ein, nach welcher allenthalben in Wilna, Minsk, Warschau und Königsberg Handmühlen angefertigt werden sollten, damit die einzelnen Kompagnien sich das Getreide selbst mahlen und schroten konnten. Der Kaiser ließ in Deutschland große Mengen von Kleidungsstücken, Lazarettbedürfnissen und Munition aufkaufen, um sie der Armee zuzuführen. Für die Kavallerie und Artillerie sollten 14000 Pferde angekauft werden. General Broussier ging zu diesem Zweck nach Wilna, ausgerüstet mit einer Summe von vier Millionen Franks. Nach Paris ging an den Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, die Weisung, 22 Kompagnien Artillerie zu sammeln und ausmarschieren zu lassen zur Verstärkung der Batterien in den Elb- und Oderfestungen für den Fall, daß in Preußen Unruhen entstünden. Der Kaiser dachte an alles. „Wie lange wird es dauern, bis die Lazarette alle geräumt sein werden?" fragte er den Generaladjutanten Daru. — „Wenigstens 45 Tage, Sire!" — „Ach was, das ist zu viel, Ihre Berechnungen sind übertrieben. Nach der Erfahrung befindet sich drei Monate nach einer Schlacht kaum der sechste Teil der Verwundeten noch in den Lazaretten. Teilen Sie alle Verwundeten in zwei Abteilungen. Zur ersten zählen Sie alle diejenigen, welche

nach Verlauf eines Monats imstande sind, zu marschieren, sowie die noch nicht transportablen Schwerverwundeten, zur zweiten alle übrigen. Über die erste Abteilung machen Sie sich überhaupt keine Sorgen, sondern wenden Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit der Entlassung der anderen zu. Sie sehen, daß Ihre angegebene Frist sich abkürzen läßt und wir an Zeit, die uns so viel wert ist, gewinnen können."

Hier schätzte der Kaiser den Wert der Zeit hoch ein, seltsam, daß er sie dennoch in Moskau verlor, ohne daß man recht weiß, warum. Die Truppen lagen jetzt gut 14 Tage in Moskau, waren erholt, ausgeruht und einigermaßen verpflegt. Warum blieb der Kaiser also länger in Moskau, als es notwendig war? Hoffte er auf den Frieden? Hatte er andere Hoffnungen? Er konnte sie kaum noch haben. Die Strategie, sagt Gneisenau, ist die Lehre von dem richtigen Gebrauch der Zeit und des Raumes. Auf die erstere aber ist der größte Wert zu legen, denn sie kann nicht wiedereingebracht werden.

Napoleon faßte nun den Beschluß, seinen treuen Grafen Caulaincourt zum Zaren nach Petersburg zu senden, mußte aber auf die Vorstellungen des Grafen hin sich endlich überzeugen, daß der Schritt aussichtslos sein und immer mehr Zeit kosten würde. Er wollte es denn zuerst mit Kutusow versuchen. — Am 5. Oktober kam der General Lauriston bei den russischen Vortruppen an, und als Kutusow dies gemeldet wurde, schickte der zunächst den Fürsten Wolkonski zu seiner Avantgarde, um dort den französischen Parlamentär zu empfangen; aber Lauriston bestand darauf, zum Obergeneral geführt zu werden, indem er vorgab, mit ihm im Auftrage des Kaisers über die Auswechslung der Gefangenen unterhandeln zu sollen. — Fürst Kutusow empfing den Franzosen nur höchst ungern, er fürchtete, daß in seinem Hauptquartier von den Nationalrussen Vorwürfe gegen ihn laut würden, wenn er sich in irgendwelche Unterhandlungen einließe; da er aber über den von Lauriston vorgebrachten Gegenstand schließlich eine Unterredung nicht wohl ablehnen konnte, es auch für ganz politisch hielt, einmal zu sehen, was Napoleon eigentlich wollte, denn daß die Sendung dieses Generals, der jahrelang Botschafter am Hofe zu Petersburg gewesen war, nicht nur der Gefangenenauswechslung halber erfolgte, konnte sich der Fürst wohl sagen, und als kluger Spieler mischte er nun sofort seine Karten. Er gab Order, daß man den Grafen Lauriston bis in die Nacht hinein an den Vorposten aufhalte, ließ seine Truppen einige Bewegungen machen, durch welche das Lager noch weiter ausgedehnt wurde und ließ außerdem an vielen Stellen Wachtfeuer anzünden, wo überhaupt keine Truppen standen. Nachdem er sich so wohl präpariert hatte, zog der alte, klapprige, einäugige Herr zum erstenmal während des Krieges seine prächtigste Staatsuniform an, hübsch wattiert und die ganze Brust mit Orden behängt, um dem Franzosen gründlich zu imponieren. Gegen 11 Uhr nachts fand die Begegnung des kaiserlichen Generaladjutanten mit dem alten Fuchs von Kutusow in einer armen Bauernstube des Dorfes Tarutino statt. Der Obergeneral empfing aber den französischen Herrn ohne Zeugen. Er war viel zu mißtrauisch gegen seine gesamte Umgebung, als daß er jemand in den Stand gesetzt hätte, den Bericht an den Kaiser anders zu gestalten, wie er es wünschte. Es liegen also über diese denkwürdige Unterredung der beiden Herren zwei Berichte vor, einer von Kutusow, einer von Lauriston. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen.

Zunächst machte der Gesandte Napoleons den Vorschlag, die Gefangenen auszuwechseln, aber Kutusow lehnte denselben schlankweg ab. Hierauf tadelte Lauriston die Kriegführung der Russen, den Brand Moskaus, die Verheerung so weiter Landstrecken, beklagte sich auch über die unerhörten Grausamkeiten, die durch die Bauern und Freischärler an den Franzosen ausgeübt worden seien. Der Russe antwortete, daß, wenn er auch die Absicht

habe, zu helfen und zu bessern, er dies durchaus nicht vermöge, das liege außerhalb seiner Kraft, das Volk fasse diesen Krieg auf wie einen Tartarenkrieg, und so müsse er ertragen werden.

Nun ging endlich Lauriston auf den eigentlichen Zweck seiner Sendung ein, auf die Anbahnung einer Friedensvermittlung. „Die Freundschaft," sagte der Franzose, „die zwischen Ihrem Monarchen und dem Kaiser Napoleon besteht, ist unglücklicherweise durch das Spiel des Zufalls gestört worden, und es ist jetzt die beste Gelegenheit dazu, sie wieder herzustellen. Dieser außergewöhnliche Krieg, dieser unerhörte Krieg, soll er denn



Marquis de Lauriston
Nach einer Lithographie von Delpech

ewig dauern? Der Kaiser, mein Herr, hat den aufrichtigen Wunsch, diesen Streit zwischen zwei großen und edelmütigen Nationen für immer zu beenden."

Nach dieser Rede Lauristons wußte der kluge Kutusow Bescheid. Er hatte schon von dem Versuche gehört, den Kaiser Napoleon durch den Edelmann Jakowlef erfolglos in Petersburg angestellt hatte; daß sich der stolze Kaiser der Franzosen jetzt dazu verstand, nochmals durch einen Unterhändler bei dem Obergeneral anzuklopfen, zeigte deutlich, wie sehnlich er den Frieden herbeiwünschte und, vermutlich durch die Umstände gedrängt, herbeiwünschen mußte.

„Ich habe hierzu keinen Auftrag," entgegnete der Russe kühl, „und als ich zur Armee entsandt wurde, ist das Wort ‚Frieden' nicht ein einziges Mal erwähnt worden. Übrigens — alle diese Worte, die ich jetzt von Ihnen gehört habe, mögen sie nun von Ihnen selbst herrühren oder einen höheren Ursprung haben, mag ich meinem Kaiser gar nicht berichten. Die Nachwelt würde mich verfluchen, wenn man mich als den ersten Urheber irgend eines

friedlichen Übereinkommens betrachtete, denn derart ist gegenwärtig der Geist unserer Nation." Nun zog Lauriston einen Brief aus der Tasche, um ihn im Auftrage des Kaisers dem Feldmarschall zu überreichen. „Ich sende einen meiner Generaladjutanten zu Ihnen," hieß es in dem kaiserlichen Schreiben, „um mit Ihnen mehrere wichtige Gegenstände zu besprechen. Ich wünsche, daß Eure Durchlaucht seinen Worten glauben und besonders, wenn er die Gefühle der Hochachtung und der Zuneigung kundgeben wird, die ich seit langer Zeit für Ihre Person hege. Ich bitte Gott, mein Fürst, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme." Der französische General erklärte nun, daß Napoleon ihn persönlich bestimmt habe, zum Kaiser Alexander zu fahren und in Petersburg wegen des Friedens zu unterhandeln. Er bat Kutusow, die Genehmigung Kaiser Alexanders dazu einzuholen. Zugleich schlug er einen Waffenstillstand vor, bis die Antwort des Kaisers da sei und die Unterhandlungen eingeleitet werden könnten. Lauriston drängte sehr, und Kutusow merkte natürlich daraus immer mehr, wie hoch dem Kaiser Napoleon das Wasser an der Kehle stand. Es mag dem Fürsten schließlich bedenklich gewesen sein, mit dem Franzosen so lange allein zu bleiben, und er ließ den Generaladjutanten des Kaisers, den Fürsten Wolkonski, hereinholen, um sich zu decken. „Hier steht Fürst Wolkonski," sagte Fürst Kutusow, „der hierher gesandt wurde, um mir den allerhöchsten Willen kund zu tun, nach dem mir verboten wird, das Wort ‚Frieden' oder ‚Waffenstillstand' auch nur auszusprechen."

Wenngleich nun Kutusow recht wohl wußte, daß sein Zar nichts vom Frieden wissen wollte, hielt er es doch für politisch, den Kaiser Napoleon hinzuhalten; das lag auch ganz in der Taktik, die er bisher verfolgt hatte, und wir haben ihn in diesen Blättern sagen hören, als er aus Petersburg abreiste, daß er Napoleon nicht schlagen, daß er ihn täuschen wollte. Jedenfalls hat General Lauriston diese Unterredung so dargestellt, daß Kutusow allerdings selbst irgendwelche Verhandlungen abgelehnt habe, daß er aber bestimmte Hoffnung ausgesprochen, es werde ein Leichtes sein, die Zwistigkeiten zwischen beiden Monarchen zu schlichten und bald zu einem Frieden zu kommen, da sich Kaiser Alexander gewiß allen Bedingungen, die ihm von „seinem erhabenen Freunde" Kaiser Napoleon gemacht würden, fügen würde. Er wolle sofort, trotz der schlechten Wege, den Generaladjutanten Fürsten Wolkonski nach Petersburg schicken, um dem Kaiser die Vorschläge Lauristons zu unterbreiten.

Jedenfalls muß diese Unterredung Lauristons mit Kutusow im Kaiser die Hoffnung erweckt haben, daß man zur Einleitung der Friedensverhandlungen kommen würde, sonst ist es einfach unverständlich, daß er sich nach diesem 4. Oktober noch 14 Tage lang in Moskau aufhielt und nicht sofort Befehl zum Rückzug gab. Aber selbst wenn dieser Versuch bei Napoleon solche Hoffnungen erweckte, selbst dann war es ein gewaltiger Fehler des Kaisers, die Zeit in Moskau zu verlieren.

Trotzdem hielt es Napoleon, als Lauriston von Kutusow zurück war und nichts Greifbares aufzuweisen hatte, nicht einmal einen Waffenstillstand mitbrachte, für notwendig, seine Rückzugsstraße über Smolensk zu sichern. Er befahl dem Marschall Victor, dem Herzog von Belluno — sie hatten alle so wunderschöne, klangvolle Herzogstitel, diese Marschälle des Kaiserreichs — mit dem Hilfskorps, das er heranführte, auf Orsza zu marschieren, um sich zwischen die russischen Flügelarmeen zu schieben und im Notfalle den Marschällen Oudinot und Saint-Cyr gegen den Grafen Wittgenstein oder dem Fürsten Schwarzenberg gegen Admiral Tschitschagow zur Hilfe zu kommen, denn die größte Gefahr für die Rückzugsstraße der großen Armee lag jetzt darin, daß sich Wittgenstein und Tschitschagow

hinter ihrem Rücken die Hand reichten. Die beiden russischen Generale hätten dann einen Gewalthaufen von über 100000 Mann zur Verfügung gehabt, ihre Verbindung mußte also behindert werden. — Ferner galt es aber auch, an der Rückzugsstraße Proviant anzuhäufen und genügend Fuhrwerke zu sammeln, um die Verwundeten und Kranken aus den Hospitälern mitzuführen. Der Generaloberst Junot, der mit seinem westfälischen Korps in Moschaisk stand, und der General Baraguay d'Hilliers, der in Smolensk kommandierte, erhielten den ausdrücklichen Befehl, alles zusammenfahren zu lassen, was sie nur in der Gegend an Fuhrwerken auftreiben konnten.

Für das Gelingen des Rückzuges aber war außer dem schleunigsten Beginn desselben auch noch die Wahl der richtigen Straße von großer Bedeutung. Drei Straßen standen dem Kaiser Napoleon zur Verfügung; eine nördliche über Woloklamsk und Bieloi auf Witebsk, eine mittlere über Moschaisk, Wiäsma, Dorogobusch auf Smolensk und eine südliche über Kaluga, Juchnow, Jelnia ebenfalls auf Smolensk. Die nördliche Straße führte durch menschenleere arme Gegenden, war aber bisher vom Kriege noch gänzlich unberührt; außerdem: der Kaiser hatte, wenn er diese Straße wählte, einen gehörigen Vorsprung vor der russischen Hauptarmee. Es war die gegebene Straße. Wäre der Kaiser auf ihr rechtzeitig, als die Witterung noch gut war, zurückmarschiert, so hätte er sicher seine 100000 Mann ziemlich unversehrt nach Witebsk gebracht und an der Spitze dieser Hunderttausend, der Verstärkungen, die Marschall Viktor heranführte, der Truppen, die Saint-Cyr und Macdonald noch hatten, wäre dieser Feldherr, der erste seiner Zeit, ein bedrohlicher Gegner geblieben.

Die zweite Straße, die mittlere, war eben jene große Heerstraße von Smolensk nach Moskau, auf welcher das Heer vorgerückt war; an ihr lagen die Schlachtfelder von Borodino und Smolensk, sie war mit Leichen und mit Trümmern besät, die Gegend verwüstet und niedergebrannt. Sie war für den Rückzug am wenigsten geeignet, denn auf ihr mußte das Heer zugrunde gehen. Das erkannte der Kaiser, und so wählte er die dritte Straße, die zunächst nach Süden auf Kaluga führte. Hier traf er auf reiche, wohlangebaute Gegenden, die ebenfalls vom Krieg noch unberührt waren; aber diese südliche Straße war diejenige, die ihm von Kutusow und seiner Heeresmacht am leichtesten gesperrt werden konnte. Wollte er diese der drei Straßen wählen, so mußte er gewärtig sein, daß die Russen sich ihm entgegenstellten, und nur eine günstige Schlacht konnte ihm dann die Straße öffnen.

Einige Tage schwankte Napoleon zwischen der Wahl der Straße. Auch darüber verging Zeit, und die Zeit drängte. Am 15. Oktober fiel der erste Schnee und zeigte das Nahen des russischen Winters. Am 13. ging Lauriston nochmals zu Kutusow. Der Fürst empfing den Gesandten und erklärte ihm, daß eine Antwort vom russischen Zaren noch nicht eingegangen sei, aber er gestand eine Waffenruhe bis zum Eingang dieser Antwort jetzt zu. Am nächsten Tage war sie da. Der Zar dachte nicht an Frieden. „Als Sie," schrieb er, „zu der Ihnen anvertrauten Armee abgingen, haben Sie von mir selbst gehört, daß es mein Wunsch sei, alle Unterhandlungen mit dem Feinde und alle friedlichen Beziehungen zu vermeiden. Nachdem, was sich nun zugetragen hat, muß ich Ihnen heute wiederholen, daß der von mir gefaßte Vorsatz in seiner ganzen Tragweite von Ihnen streng aufrecht erhalten werden muß. Alle an Sie von mir abgehenden Befehle und Verfügungen, mit einem Worte alles, was Sie von mir hören, muß Sie von meinem festen Entschluß überzeugen, daß in der gegenwärtigen Zeit kein Vorschlag des Feindes den Kampf unterbrechen und die heilige Verpflichtung schwächen kann, das beleidigte Vaterland zu rächen." So schrieb Kaiser Alexander.

Nahe gegen die russische Stellung vorgeschoben, knapp eine deutsche Meile vor den russischen Vorposten stand als Avantgarde des französischen Heeres König Joachim Murat mit ungefähr 20000 Mann und einem Artilleriepark von 187 Geschützen, der ihm infolge der miserablen Bespannung aber nur eine Last war. Ebenso war seine Kavallerie sehr schlecht beritten. Die meisten dieser Pferde waren wenig verwendungsfähig, den Grund dafür haben wir oft genug erörtert. Er stand also hier bei Winkowo unmittelbar am Feind. Das nächste Truppenkantonnement stand zwei Meilen zurück bei Woronowo. Murat hatte das Hauptheer Kutusows in fünffacher Überlegenheit sich gegenüber. Wie immer waren die Franzosen überaus sorglos in ihrem Vorpostendienst, und dann war dieser Vorpostendienst ja allmählich zu einer ständigen Lebensgefahr geworden. Am meisten hatte das Muratsche Korps unter dem Parteigängerkrieg gelitten. — Im russischen Hauptquartier erkannte man, und besonders der Oberst Toll war es, der den Plan verfolgte, die gefährliche Stellung des Königs von Neapel, und man beschloß, ihn zu überfallen und aufzuheben. Alles wurde recht gut geplant und vorausbedacht. Die drei Infanteriekorps der Generale Baggehuffwudt, Tutschkow und Ostermann sollten mit zahlreicher Reiterei den linken französischen Flügel umgehen und im Augenblick der gelungenen Umgehung sollte das Gros des russischen Heeres die Stellung Murats bei Winkowo in der Front angreifen. Er sollte so, völlig von gewaltiger Übermacht umzingelt, gezwungen werden, die Waffen zu strecken. Alles war, wie erzählt wird, sehr fein eingeleitet und für den 17. Oktober schön geplant. Aber als zur gegebenen Stunde Fürst Kutusow rechtzeitig auf dem Platze erschien, um den Oberbefehl zu übernehmen, fand er niemand vor. Er war der einzige, der zur Stelle war. Das ganze Heer schlief noch und es stellte sich heraus, daß General Jermolow sich bei einer Kneiperei so betrunken hatte, daß er ganz vergessen hatte, die Befehle an die Truppen auszugeben. Der Fürst war wütend. Er entsetzte Jermolow, der seine Befähigung „zum Deutschen befördert zu werden" jedenfalls dadurch erweisen wollte, daß er, wie die alten Deutschen, immer noch eins trank, sofort des Kommandos als Generalstabschef und gab dem General Konownitzyn diesen Posten. Die Ausführung des Planes wurde auf den nächsten Tag verschoben. Der Vormarsch zur Umgehung sollte während der Nacht geschehen. Die Tambours und Hornisten mußten im Lager bleiben und zur gewohnten Stunde Zapfenstreich und Reveille blasen. Die Lagerfeuer wurden wie gewöhnlich angezündet. Inzwischen marschierten die Truppen durch den Wald oder vielmehr: sie tappten im Walde umher. Der alte Bennigsen, ebenfalls an die Siebziger wie der Oberfeldherr, hatte die Leitung dieses Unternehmens; aber die Kolonnen kamen auf ihrem Waldmarsche im Dunkel so durcheinander, daß sie sich wie ein Knäuel verhebberten und gar nicht wieder zu entwickeln waren. Es gab viel Streit bei dieser Gelegenheit zwischen den russischen Herren, die da kommandierten. Zwischen dem Oberst Toll, dem Vater der ganzen Idee, und dem General Baggehuffwudt, der sich, ohne daß er dafür konnte, verspätet hatte, kam es zu einer furchtbar heftigen Szene. Der Vollblutrusse Baggehuffwudt geriet in eine solche Wut, daß man ihn, der sonst sanft und liebevoll war, gar nicht wiedererkannte. Er lehnte jedes fernere Kommando ab. Er sagte zu dem Prinzen Eugen von Württemberg: „Machen Sie alle Ihre Dispositionen nach Ihrer Einsicht, mein Prinz, ich bleibe hier bei meinen Jägern, dies Volk ist mit mir aufgewachsen und kann auch mit mir sterben. Ich bin der Erste auf der feindlichen Batterie!" Dann reichte er dem Prinzen Eugen die Hand und drückte sie heftig: „Ich habe eine Ahnung," sagte er und rief dann im Davonsprengen, „Ihr Freund, mein Prinz, bis in den Tod!"

Es gelang das Reiterkorps des Generals Sebastiani zu überfallen. Dieser Sebastiani war ein schrecklich leichtsinniger Mensch, er ließ sich immer überfallen, er war ebenso leichtsinnig wie tapfer, er lernte auch in diesem russischen Kriege nichts hinzu. Er wurde also überfallen und hatte starke Verluste. Seine Geschütze und seine ganze Bagage gingen darauf. Aber wenn Kosaken eine Bagage abfangen, dann begeben sie sich sofort ans Plündern und haben zu weiteren Angriffen keine besondere Lust mehr. So ging es auch hier. Joachim Murat saß, als die Affäre anfing, sofort im Sattel, raffte von seiner abgetriebenen maroden Reiterei alles zusammen, was noch im Sattel saß, und ritt mit verwegenem Mut gegen die aus dem Walde hervorbrechenden zwei Jägerregimenter des Generals Baggehuffwudt an. Gleichzeitig spieen die wohlpostierten französischen Batterien Tod und Verderben. Baggehuffwudt fiel bei der zweiten Salve. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Allerdings, wenn einer wütend und isoliert an der Spitze seines Regiments gegen eine Batterie vorgeht, so haben Ahnungen dieser Art es leicht, in Erfüllung zu gehen. Es gelang dem König Murat, dem mit fünffacher Überlegenheit ausgeführten Angriffe zu begegnen, und er machte einen ganz anständigen Rückzug. Er verlor im ganzen nur 1600 Mann und 40 Geschütze, alles andere brachte er davon. General Konownitzyn erklärte infolge dieser russischen Mißerfolge ganz laut, daß das Gefecht eine Schmach für die russischen Waffen sei. General Bennigsen glaubte, daß Kutusow, der infolge der mißglückten Umgehung keinen Frontangriff gewagt hatte, ihn absichtlich im Stich gelassen hatte. Es entstand eine Todfeindschaft zwischen ihnen. Der Schlachtbericht, den Bennigsen an Kutusow sandte, war wie von Nadeln des Spottes gespickt. Kutusow wurde wütend und enthob Bennigsen der Funktionen eines Generalstabschefs. Nun rächte sich dieser alte Intrigant durch einen geheimen Bericht an den Zaren, in welchem er den Fürsten Kutusow beschuldigte, daß er ihn während des Gefechtes bei Tarutino absichtlich im Stich gelassen habe. — Er entblödete sich auch nicht, das Privatleben des Obergenerals anzuschwärzen. Er trug dem Zaren den Klatsch zu, daß Kutusow im Hauptquartier ein junges Mädchen, als Kosak verkleidet, mit sich führe. Alexander war viel zu vornehm, sich auf Zuträgereien einzulassen und schickte den Brief Bennigsens, ohne ein Wort hinzuzufügen, an Kutusow. Infolgedessen verließ Bennigsen wegen „zerrütteter Gesundheit" das Heer. Der unermüdliche Intrigant, Verschwörer und Kaisermörder schied auf diese ruhmlose Weise zunächst aus der Armee und nahm an dem Feldzug nicht ferner teil oder doch nur als Zuschauer. Der junge Graf Wedel, von dem wir schon so manches gehört haben, begegnete ihm als russischer Gefangener in Witebsk. Er nahm sich Wedels sehr liebenswürdig an und gab ihm 20 Dukaten. Er war nach Wedels Schilderung ein großer, hagerer Mann mit hoher Stirn und sehr ernstem Blick. Als sein Gegner Kutusow tot war, erhielt Bennigsen wieder ein größeres Kommando. Bei Leipzig, ein Jahr später und gerade am Jahrestag der Schlacht von Tarutino, 18. Oktober 1813, befehligte er den rechten Flügel der Verbündeten und erstürmte einen Tag später das Grimmaische Tor. Er war es auch, der Davoust in Hamburg belagerte. Wir werden also noch manches von ihm hören. Er war einer von denen, die, wenn sie fallen, immer auf die Füße fallen.



11. Kapitel

Dem Untergang entgegen

Diese Schlappe, welche die Armee des Königs Murat bei Winkowo erlitt und die zu einer völligen Umzingelung und Aufhebung hätte führen können, wenn die Russen ihre Sache richtig gemacht hätten, zeigte denn doch dem Kaiser Napoleon, wie ernst die Lage für ihn war und daß er auf Frieden nicht hoffen konnte. So beschleunigte er den Rückzug. Die Armee hatte jetzt fast 5 Wochen in und um Moskau gestanden und war, wenngleich an ihren Rändern fortwährend den Angriffen der Freischaren ausgesetzt, gut ausgeruht. Es hatten sich ja auch trotz des Brandes genug Vorräte in Moskau vorgefunden, und die Ernährung des Heeres war während dieser Zeit reichlich und in mancher Hinsicht üppig gewesen. Zwar ein großer Fehler war gemacht worden: die Vorräte waren nicht regelmäßig verteilt. So geschah es denn, daß der Kaiser selbst, durch die Reihen der Biwaks reitend, Überfluß und Mangel in seltsamer Weise gemischt fand. So hatte das eine Regiment Reis und Grütze in großer Menge, aber nicht die geringste Quantität von Gewürzen gehabt, ein anderes Champagner und gute Weinsorten, aber kein Fleisch und kein Brot. Es war überhaupt stets Fleischmangel vorhanden gewesen, die toten Pferde hatten schon ergiebig herhalten müssen, aber im großen ganzen war doch die Armee erholt, und da sie noch über 100000 Mann zählte, alles alte erprobte Truppen, die an ihrer Spitze den ersten Feldherrn der Welt hatten, so war sie immerhin noch ein gefährlicher Gegner. Nur die Reiterei war schlecht beritten, die Pferde meistens heruntergekommen, und ebenso war die Artillerie schlecht bespannt. Diesen beiden großen Übelständen war nicht mehr abzuhelfen. Kavallerie und Artillerie mußten sich so gut schlagen, wie es ging. — Am 19. Oktober wurde der Marsch auf der alten Straße nach Kaluga angetreten. An der Spitze marschierte das vierte Armeekorps, die Italiener unter dem Vizekönig. Dies Korps war noch am besten erhalten und an 25000 Mann stark. Hinter ihm marschierte Marschall Ney, dessen Korps rund 10000 Mann zählte. Dann folgte die alte Garde; sie hatte noch keine Schlacht mitgemacht in diesem Feldzuge. Bonaparte hatte diese Elitetruppe geschont wie seinen Augapfel. Während sie in den Schlachten und Gefechten immer in Reserve stand, war sie an der Krippe und in den eroberten Städten die erste. Das ganze Heer hatte einen Haß auf diese anmaßenden Garden, denen sozusagen alles in den Schoß fiel. Weil sie nie ins Feuer gekommen waren und also keine Verluste und Wunden davontrugen, nannte man sie spöttisch „die Unsterblichen“. An Fußtruppen zählte die Gardedivision noch 18000 Mann, an Kavallerie noch etwa 4500 Reiter. Die Pferde dieser Gardekavallerie waren wesentlich besser imstande wie die der übrigen Armee. Hinter der Garde marschierten 2 Divisionen des Korps Davoust, dann die Division Roguet von

der jungen Garde mit den Trophäen, die Napoleon aus dem Feldzug nach Paris heimbringen wollte. Die Nachhut bildete die Division Morand vom Korps Davoust und die Gardereiterbrigade Colbert.

Dies war das Heer, welches zunächst aus Moskau auszog. Aber nun standen bei Woronowo noch die Truppen Murats, die Weichsellegion, das fünfte Armeekorps unter dem Fürsten Poniatowski und die Reservekavallerie des Königs von Neapel, welch letztere etwa 5000 Mann stark war. — Außerdem stand bei Moschaisk noch das westfälische Korps unter dem Generalobersten Junot, welcher Order hatte, sich über Wereia an die Hauptarmee heranzuziehen. Die Westfalen zählten noch 5000 Mann Infanterie und fast 800 Reiter.

In Moskau ließ Napoleon den Marschall Mortier mit der Division Laborde von der jungen Garde, mit 5000 Mann Kavallerie und einige Sappeurkompagnien, sowie 4000 Mann unberittener Kavallerie zurück. Der Marschall hatte den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen, bevor er Moskau verließ. Er hat diesen Befehl verständigerweise nur sehr unvollkommen ausgeführt. Das gesamte französische Heer, was sich nun gegen Kaluga wandte, bestand aus rund 108000 Mann, wovon noch 15000 Reiter waren. Die Armee führte einen ungeheuren und im Verhältnis zu ihrer Stärke viel zu großen Geschützpark mit sich. Es waren 569 Geschütze, die mitgeschleppt wurden, dazu kamen über 2000 Fuhrwerke der verschiedensten Art. Man hatte dem Kaiser den Vorschlag gemacht, doch von den Kanonen die Hälfte zurückzulassen und die übrigen besser zu bespannen, aber sein harter Kopf wies den Vorschlag rundweg ab; er erklärte dies als der ruhmreichen französischen Armee unwürdig. Von den Reitern, wir sagten es schon, war nur noch die Gardereiterei einigermaßen imstande, die übrigen 11000 Mann Kavallerie waren von bedenklich geringer Verwendbarkeit. Ein ausreichender Patrouillen- und Aufklärungsdienst war nicht mehr durchzuführen. Dieser heruntergekommenen Kavallerie hatten aber die Russen eine vortreffliche und äußerst zahlreiche Reitermasse entgegenzustellen, was sich schon vom ersten Tage des Rückzuges an als ein sehr empfindlicher Vorteil des russischen Heeres erwies.

Augenzeugen haben schon damals, als das Heer aus Moskau auszog, gesagt, daß es weniger einer Kriegsarmee als einem wandernden Volkshaufen geglichen hätte. Alles, was irgendwie laufen und kriechen konnte, wollte mit fort aus Moskau, denn man fürchtete nur zu berechtigterweise die Rache der zurückkehrenden Bevölkerung und der russischen Soldateska, weil die Russen, Volk und Heer, in dem Glauben erhalten waren, daß Napoleon Befehl gegeben habe, die Stadt anzuzünden. Der Gedanke an blutige Vergeltung für diese vermeintliche Untat lebte in Hunderttausenden von Herzen im Volke und im Heer. Also keiner wollte zurückbleiben, nur 2000 verkrüppelte und schwer verwundete Menschen blieben in Moskau, alles andere zog aus. Ganze Schwärme von Kranken und Verwundeten und Fliehenden schlossen sich dem Heere an. Dazu kam, daß auch von den Schätzen, die in Moskau erbeutet worden waren, von all den verschiedensten Dingen, die zur Zeit, wo man um Haupt und Leben fechten mußte, gar keinen Wert hatten und das Fortkommen des Einzelnen sehr erschwerten, niemand etwas zurücklassen wollte. Der Kaiser hätte in früheren Feldzügen eine so unkluge Bepackung des einzelnen Mannes niemals geduldet, aber er glaubte wohl, um das Heer bei gutem Mute zu erhalten, die Leute nicht um ihre Beute bringen zu dürfen, und er drückte ein Auge zu. Die Infanteristen und auch die Pferde der Kavalleristen keuchten förmlich unter der Beute, die sie mitschleppten. Ebenso waren Tausende von Fahrzeugen, die in der Armee mitmarschierten, selbst die Munitionswagen und die Proviantrains, die Feldlazarettwagen mit Beute bepackt.



Napoleon verläßt Moskau am 19. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Viele Regimenter führten auch noch kleinere Herden von Rindvieh mit sich. Dies alles geht das Heer an. Aber die Marschälle, Generale und Stabsoffiziere hatten für ihren Privatbedarf noch viele Staatswagen und Equipagen aus Moskau mit fortgeführt, denn es fanden sich in der Stadt außerordentlich viele Wagen dieser Art. Und dann die Fremden, die in Moskau ansässig gewesen waren und jetzt die Flucht vorzogen; auch sie bildeten einen langen Wagenzug und schleppten fort, was irgendwie an beweglicher Habe sich mitführen ließ. Wo es die Straße ermöglichte, fuhren vier Reihen Wagen neben einander, aber natürlich mußte bei jeder Verengerung oder scharfen Biegung oder Brücke eine Stockung eintreten, die das Vorwärtskommen des Ganzen hinderte. Man hat die Zahl der Nichtstreiter und den ganzen Troß des Heeres, die Verwundeten, die Zivilisten und was sonst noch da war, auf über 30000 Mann geschätzt. Es werden aber höchstwahrscheinlich mehr gewesen sein. Man kann rechnen, daß diese ganze Menschenmasse, die sich da aus Moskau fortbewegte, Heer und Troß, wohl an 150000 Menschen umfaßte.

Fürst Kutusow erfuhr unbegreiflicherweise ziemlich spät von dem Abmarsch der Franzosen aus Moskau, denn trotz ihrer vorzüglichen Kavallerie hatten die Russen einen schlecht bedienten Vorpostendienst. Es wurde nun in einem Kriegsrat auf Antrag des Obersten Toll beschlossen, sich der abziehenden großen Armee bei Malo-Jaroslawetz in den Weg zu stellen. Aber als die russische Vorhut unter Dochturow am 24. Oktober mit Tagesanbruch diese Stadt erreichte, fand sie dieselbe schon durch zwei Bataillone der Division Delzons vom italienischen Korps besetzt. General Dochturow ging entschlossen zum Angriff über, warf das 33. Jägerregiment in die Stadt und drängte die beiden Bataillone des Feindes bis an die Brücke zurück. Eugen Beauharnais, der mit seinen übrigen drei Divisionen unweit der Stadt Biwak bezogen hatte, hörte das Schießen, setzte sich aufs Pferd und sprengte mit seinem ganzen Stab gegen Malo-Jaroslawetz vor. Am Eingang der Stadt traf er den General Delzons. Sofort erhielt der General Befehl, mit seiner ganzen Division den Fluß zu überschreiten und in die Stadt zu rücken. Zwei französischen Geschützen gelang es, über die Brücke vorzudringen. Auf der anderen Seite sandten die Russen noch zwei Jägerregimenter in die Front. General Jermolow kommandierte bei den Russen.

Als der Divisionär Delzons in die Front ritt, um seine Leute zum Aushalten anzufeuern, traf ihn eine Kugel und warf ihn tot aus dem Sattel. Der Brigadier Guilleminot übernahm das Kommando; er warf die russischen Jäger aus der Stadt, besetzte Kirchen und Häuser mit Tirailleurs und gab ihnen den Befehl, ihre Posten auf jeden Fall zu halten. Nun schickte Dochturow noch einige Linienregimenter ins Feuer, und diese gingen, das Gewehr ungeladen, ohne Hurrageschrei mit dem Bajonett vor. Einige russische Batterien wurden aufgefahren, die drei Jägerregimenter gingen von neuem gegen den Feind vor, und Guilleminot mit seiner Division wurde aus der Stadt geworfen und konnte nur noch den Kirchhof halten. Die russische Artillerie war hier der französischen vollständig überlegen. Der Vizekönig wagte nicht, seine Batterien auf das rechte Ufer des Flusses überzuführen, denn bei der elenden Bespannung lief er Gefahr, sie bei einem Rückzug zu verlieren. Der Vizekönig setzte nun noch seine dritte Division Pino ein. Es waren italienische Truppen, die während des ganzen Feldzuges noch nicht im Gefecht gewesen waren. An der Spitze ihrer Regimenter marschierten die Offiziere des Generalstabes, alles italienische Nobili mit alten historischen Namen. Unter dem Ruf „Vive l'Empereur" nahm die Division Pino die Anhöhe, erlitt aber schwere Verluste. Die Russen setzten alles ein, was sie an Kräften zur Hand hatten; aber Kutusow war zu vorsichtig.

als daß er mit der Hauptmacht, die nur eine knappe Meile entfernt vom Schlachtfelde stand, eingegriffen hätte.

Um die Mittagszeit traf der Kaiser Napoleon selbst auf den Anhöhen von Malo-Jaroslawetz ein. Ein Generalstabsoffizier, der ihm entgegensprengte und von der schwierigen Lage des vierten Korps Meldung machte, erhielt zur Antwort: „Reiten Sie zum Vizekönig zurück und sagen Sie ihm, da er den Kelch an den Mund gesetzt habe, er ihn nun auch austrinken möchte; ich habe Davoust befohlen, ihn zu unterstützen." Marschall Davoust ging vor und bedrohte die Russen in der Flanke. Es war eine furchtbar hartnäckige Schlacht, diese Schlacht von Malo-Jaroslawetz. Die Stadt ging achtmal von einer Hand in die andere über, schließlich war sie nur eine Brandstätte, bedeckt von ganzen Haufen von Verwundeten und Toten, welche die Passage der Straßen derart verstopften, daß die Artillerie über sie hinwegrasen mußte.

Auch der alte Kutusow war an das Schlachtfeld herangeritten. Als er die starke Bedrängnis seiner Truppen sah, wandte er sich an General Konownitzyn, der neben ihm ritt, und sagte: „Du weißt, mein Lieber, daß ich Dich gerne schone und Dich oft genug gebeten habe, Dich nicht auszusetzen, aber jetzt bitte ich Dich die Stadt zu reinigen." Konownitzyn ging mit einigen Grenadierregimentern vor, aber die Stadt zurückgewinnen konnte er nicht. Er war einer der letzten, der die Stadt verließ. Der Kampf ließ erst spät in der Nacht nach; noch um Mitternacht hörte man Kanonengebrüll und Gewehrfeuer. Der Kampf hatte 18 Stunden gedauert, die Verluste auf jeder Seite waren an 7000 Mann.

Die Sache stand so, daß der Generalquartiermeister von Toll seinem Oberfeldherrn den Vorschlag machte, Napoleon am nächsten Tage mit allen Kräften anzugreifen und ihn über die Luscha zurückzuwerfen; aber der alte Kutusow war dazu gar nicht geneigt, er gab sich alle Mühe, von dem großen Einfluß Tolls, den dieser auf den Fürsten hatte, frei zu kommen. Da kam der hagere General Bennigsen hinzugeritten. Die beiden waren sich seit der Affäre von Winkowo spinnefeind, aber noch hatte der alte Kutusow den intriganten Brief Bennigsens an den Kaiser nicht erhalten. „Ich wünsche Euer Durchlaucht den Erfolg einer zweiten Schlacht von Eylau. Wie es scheint, will der Kaiser Napoleon Malo-Jaroslawetz um jeden Preis behaupten und Sie morgen angreifen." — „Hörst Du?" das fragte Kutusow nun, die Gelegenheit klug benutzend, seinen Toll, „dieser erfahrene General berichtet mir, daß der Feind mich morgen angreifen will und Du, Du schlägst mir vor, daß ich handeln soll, wie ein verzweifelter Husar? Nein, es ist schon besser, wir machen uns bereit, den Feind zu empfangen." Das sagte Kutusow wohl, aber er dachte gar nicht daran. Er wollte sich durchaus nicht mit diesem gefährlichen Kaiser einlassen, vor dem er eine geheime Furcht hatte. Noch hatte Kutusow Austerlitz nicht vergessen, auch Borodino nicht, wo er doch schließlich der Unterliegende gewesen war. Vergeblich suchten General Jermolow und Oberst Toll ihn zum Angriff oder doch wenigstens zum Standhalten bei Malo-Jaroslawetz zu überreden; schließlich kam der alte Herr so ins Gedränge, daß er die Schlacht versprach, aber dennoch nur eine starke Abteilung unter General Miloradowitsch gegenüber Malo-Jaroslawetz zurückließ und selbst mit seiner Hauptmacht auf Gontscharewo zurückging, fast drei Meilen vom Schlachtfelde.

Der Kaiser Napoleon nahm am Abend dieser Schlacht inmitten seiner Garden im Dorfe Gorodnia Quartier. Er fand Unterkunft in der armseligen Hütte eines Leinwebers. Er ließ den König von Neapel, den Major-General Berthier, die Marschälle Bessières, Davoust, Eugen Beauharnais und den General Mouton, Grafen von der Lobau zu sich

rufen und fragte sie um ihre Meinung. Sonst pflegte dieser Kaiser sich blitzschnell selbst zu entscheiden, aber es war als ob seine Spannkraft gelitten hätte. Er hörte seine Generale; nur König Murat soll gesagt haben, daß nichts übrig bleibe, als anzugreifen, und daß hier die Verwegenheit zugleich die weiseste Vorsicht sei. Der Kaiser hörte sie alle. Viel Rat gab es nicht. Napoleon saß, den Kopf in beide Hände gestützt, vor sich die Karte auf dem schlichten Tisch des armen Zimmers und starrte schweigend wohl eine Stunde lang auf die Landkarte da vor sich. Seine Führer harrten in stummer Erwartung, was der Kaiser beschließen würde. Aber der hob dann plötzlich den Kopf, sah die Herren halb erstaunt an, und sagte: „Es ist gut, Messieurs, ich werde mich dann entscheiden."

Am nächsten Morgen gegen 5 Uhr traf der Ordonnanzoffizier Gourgaud von den Vorposten her ein und brachte die Meldung, daß die Russen noch dieselbe Stellung inne hätten. Die Meldung war falsch. Nur die russische Nachhut unter General Miloradowitsch stand, wie wir wissen, noch vor Malo-Jaroslawetz. Noch einmal rief der Kaiser in dieser Morgenfrühe seine Führer zusammen. Sie rieten jetzt alle von einer Schlacht ab; die Pferde der Reiterei und die Artillerie, meinten sie, seien in so schlechtem Zustand, daß sie versagen würden und daß selbst ein Sieg, wenn er möglich sei, nur den Untergang der beiden Waffengattungen zur Folge haben würde. Der Graf von der Lobau — wir sind diesem unerschrockenen Mann, diesem General Mouton, schon einmal in diesen Blättern begegnet — riet dringend zum sofortigen unaufhaltsamen Rückzug gegen den Njemen. „Kein anderes Heil," meinte Mouton, — er riet es wiederholt. Der Kaiser, der auf diesen Mann große Stücke hielt, schien erschüttert zu sein, dennoch wollte er selbst zunächst noch einmal rekognoszieren. Es tagte kaum, als Napoleon zu Pferde stieg. Caulaincourt, Berthier, Bessières, Rapp ritten mit ihm. Plötzlich brachen aus einem Walde Reiter hervor. Caulaincourt, der dem Kaiser am nächsten ritt, rief: „Sire, da kommen Kosaken!" — „Unmöglich," meinte der Kaiser. Aber schnell und unter lautem Geschrei kamen die Reiter heran. Rapp nahm das Pferd des Kaisers am Zügel und drehte es herum. — „Aber es sind die Unsrigen!" — „Nein Sire, es sind Kosaken, schnell fort!" General Rapp setzte sich an die Spitze der Stabswache und ritt gegen die Angreifer vor. Dann kam Bessières mit seinen reitenden Garde-Grenadieren und warf sie zurück. Trotzdem war es nahe daran, daß Napoleon gefangen worden wäre. Er verlor durch diesen Überfall einige Stunden Zeit. Um 10 Uhr ritt er von neuem gegen die russische Stellung vor und rekognoszierte von den Höhen von Malo-Jaroslawetz aus. Aber auch er konnte nichts anderes erspähen, als ihm in der Morgenfrühe gemeldet worden war. Er glaubte, daß Kutusow mit seiner ganzen Macht noch gegen ihn stände. Der Russe hatte an 90000 Mann zur Verfügung, denen der Kaiser hier nicht mehr als 63000 gegenüberstellen konnte. Seine Generale rieten nochmals entschieden von einem Angriff ab und der Kaiser faßte nun den folgenschweren Entschluß über Borowsk auf Moschaisk zurückzugehen und von dort aus die Straße gegen Smolensk zu verfolgen, — die völlig verwüstete, leere Straße, die über die Schlachtfelder von Borodino und Smolensk führte, die mit Toten und Trümmern besät war und den Truppen gar keinen Unterhalt bot.

Da, als schon die Rückzugsbefehle gegeben waren, traf im kaiserlichen Hauptquartier die Nachricht ein, daß Fürst Kutusow mit seiner Hauptarmee sich nach Gontscharewo zurückgezogen habe! Das war ein unerhörtes Glück für den Kaiser. Ohne nochmals eine Schlacht zu wagen, hatte sich der Russe in geheimer Furcht vor dem Genius des großen Gegners zurückgezogen und die Straße über Medyn und Juchnow freigegeben. Nur die vor Malo-Jaroslawetz stehende Nachhut unter Miloradowitsch war beiseite zu stoßen, und



Auf der Straße von Moskau nach Kaluga bei Bykassow am 23. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Bei Bykassowo am 23. Oktober. Ein Munitionswagen fliegt in die Luft, nicht durch Zufall, nicht wie nun schon regelmäßig geschah, durch die Arrieregarde angezündet, wenn die Wagen nicht mehr fortgebracht werden konnten wegen Ermattung der Pferde, sondern hier schießt ein vorüberreitender französischer Gendarm seine Pistole in einen Wagen, den eben die Trainsoldaten geöffnet hatten, um ihn zu erleichtern, mitten im Zug ab. Tot stürzt der Selbstmörder vom Pferd und hat andere auf seinem neuen Weg mitgenommen. Wollte er sich und ihnen das weitere Elend ersparen?

der Weg nach Smolensk lag frei vor ihm; er war viel kürzer als der Umweg über Moschaisk und er führte durch angebaute reichere Gegenden.

War das zu lange Bleiben in Moskau und das Verlieren von unersetzlichen vierzehn Tagen der erste Fehler, den der Kaiser machte, so war hier das Auslassen der Gunst des Augenblicks und das Festhalten an dem Entschluß, über Moschaisk zurückzugehen, der zweite schwere Fehler, der in seinen Folgen die große Armee dem Untergange zuführen sollte. Als der Kaiser aus Moskau abmarschierte, hatte er noch immer bei seinen Truppen — die Generale und Stabsoffiziere glaubten nicht daran — den Glauben aufrecht zu erhalten gesucht, daß es sich nur um einen Vorstoß gegen die russische Armee handle und daß man, nachdem ein Sieg erfochten sei, nach Moskau zurückkehren werde. So hatte er es verstanden, auch diesem Rückzug zunächst den Charakter eines Vormarsches zu geben. Die Armee hatte bei Malo-Jaroslawetz die russischen Angriffe abgeschlagen, es war also bis dahin der Zug der Franzosen ein Vormarsch, eine Angriffsbewegung gewesen, aber jetzt, wo man gegen Norden bog und auf Moschaisk marschierte, begann der ausgesprochene

eigentliche Rückzug, der fortan unaufhörlich und atemlos sich bis über die preußische Grenze fortsetzen sollte. Unter furchtbaren Verhältnissen mußte das Heer von diesem Tage ab mehr als 140 deutsche Meilen durchmessen, größtenteils unter hartem Winter, in Schnee und Eis, in klingender Kälte und auf einer Straße, an welcher man nur Trümmer ausgebrannter Dörfer und Städte fand, so daß dies heruntergekommene und erschöpfte Heer aus einem Biwak in das andere ziehen mußte. Es ist keine Frage: die Vernichtung der großen gewaltigen Armee, die um Mitte des Juni über eine halbe Million Mann stark gegen Rußland vorbrach, ist nicht allein dem russischen Winter zuzuschreiben, das ist eine Legende, die der Kaiser Napoleon und seine dienstfertigen Zeitungsschreiber und Historiographen der Welt auftischten. Die tatsächlichen Verhältnisse waren so, daß der furchtbar heiße Sommer und der zähe Widerstand, das Niederbrennen der Dörfer, das Fortrasieren aller Subsistenzmittel durch die sich zurückziehenden Russen, die miserable Verpflegung seitens der Armeeverwaltung, daß diese Faktoren hauptsächlich zum Untergange der Hunderttausende beitrugen und daß der Rückzug durch Eis und Schnee des strengen russischen Winters nur die letzten Hunderttausend aufrieb, das allerdings so gründlich, daß Kutusow mit voller Berechtigung das Wort aussprechen konnte, wenn man ihn drängen wollte, er solle den Kaiser angreifen: „Tout cela se fondra sans moi.“ „Das alles wird ohne mein Zutun zugrunde gehen.“

Die Nachhut der großen Armee führte einstweilen Marschall Davoust. Er hatte genug zu tun, sich den General Miloradowitsch vom Leibe zu halten. Auch Platow mit seinen 10000 Kosaken und leichten Kavallerieregimentern, sowie mehrere Parteigängertrupps beunruhigten fortwährend den Rücken und die Flanke der großen Armee. Kutusow hatte beschlossen, den Rückzug ständig durch einen Parallelmarsch zu begleiten und den Kaiser Napoleon so den Flügelarmeen, welche Graf Wittgenstein nördlich und Admiral Tschitschagow südlich der großen Rückzugsstraße kommandierten, entgegenzutreiben. Die Voraussetzung war allerdings, daß Wittgenstein das Korps von Saint-Cyr und die heranmarschierende Hilfsarmee unter dem Kommando des Marschall Victor zurückdrängte und daß Admiral Tschitschagow dauernde Vorteile gegen den Fürsten Schwarzenberg und den General Reynier gewann. Die Kämpfe dieser Flügelarmeen werden hier seinerzeit noch geschildert werden müssen. Zunächst aber liegt es uns ob, den Zug des Hauptheeres zu verfolgen.

Am 27. Oktober nahm der Kaiser sein Hauptquartier in Wereia zwischen Borowsk und Moschaisk. Hier stieß der Marschall Mortier zu ihm, der von Moskau mit seinen 8500 Mann eingetroffen war, und ebenso der Fürst Poniatowski mit seinem polnischen Korps. Der Herzog von Treviso, der hünenhafte Mortier, hatte in Moskau den Grafen Wintzingerode und seinen Adjutanten, den Fürsten Narischkin, gefangen genommen. Wintzingerode war zu früh in die Stadt gedrungen, nach seiner Aussage allerdings als Parlamentär, um den Marschall zur Übergabe aufzufordern, aber er hatte keinen Trompeter bei sich gehabt, sondern nur einen Kosaken, der an seine Lanze ein weißes Taschentuch gebunden hatte. Der Kaiser Napoleon führte dem Grafen gegenüber eine sehr eigentümliche Szene auf, die seinen eigenen Marschällen und Generalen höchst peinlich war. Inmitten seines ganzen Stabes empfing Bonaparte die beiden Gefangenen. „Sie dienen dem russischen Kaiser?“ fragte er Wintzingerode. — „Ja, Sire.“ — „Und wer hat Ihnen dies erlaubt?“ fuhr Napoleon ihn an, „Nichtswürdiger, der Sie sind! Ich stoße überall auf Ihre Person; warum kamen Sie nach Moskau? Jedenfalls um zu spionieren, was dort geschah.“ — „Nein, ich kam als Parlamentär und zählte auf die Rechtschaffenheit Ihrer Truppen.“ —



Vor Borowsk am 26. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Vor Borowsk den 27. Oktober. Die Stadt steht in Flammen. Die Garde, das dritte Korps und das zweite und vierte Reiterkorps der großen Armee lagern vor ihr, schon mit Spuren der Unordnung und Auflösung und — der Feind kommt! Die Kosaken sind da! — Die Gruppe vorn, die, Gesunde und Verwundete zusammen, ums Kochfeuer liegt, rafft die Gewehre auf, der Kranke schlägt halb liegend an, und hinter ihnen galoppiert die Garde-Kavallerie, an überfallenen Flüchtlingen vorüber, noch in schöner Haltung, der letzte Abendstrahl der alten Pracht, gegen den Feind.

„Und was wollten Sie von meinen Truppen? Spionieren wollten Sie nichtswürdiger Mensch! Sie sind es, der den Kaiser Alexander überredet hat, gegen mich den Krieg zu führen, ich weiß dies, Graf Caulaincourt hat mir das gesagt! Sie haben auf räuberische Weise meine Soldaten an den Landstraßen getötet, Ihr Urteil ist gesprochen! Erschießt ihn, Gensdarmen! Befreit mich von ihm! Ich lasse nicht mit mir scherzen. Binnen sechs Wochen werde ich in Petersburg sein. Aber man mag ihn sofort erschießen oder meinetwegen ein Kriegsgericht einsetzen; wenn er Sachse oder Bayer oder deutscher Untertan ist, so gehört er mir, ist er das nicht — nun, so ist es eben eine andere Sache!" Diesem Ausbruch der kaiserlichen Raserei stand Wintzingerode kühl gegenüber. „Ich erwarte den Tod von einer französischen Kugel bereits seit 25 Jahren," sagte der Graf ruhig, „ich bin zu allem bereit, für meine Frau und Kinder sorgt der Kaiser Alexander." Trotzdem wiederholte der Kaiser noch mehreremale, daß er den Grafen erschießen lassen würde, wenn er bayrischer oder sächsischer Untertan sei. Der Kaiser wandte sich dann an Narischkin. „Wenn man den Namen Narischkin führt," so rief er theatralisch aus, „so dient man

nicht einem solch Nichtswürdigen, solch einem Überläufer!" Die Marschälle und Generale des Kaisers waren über diesen Auftritt sprachlos. Natürlich legten sie sich ins Mittel und verhinderten jedes Kriegsgericht und jeden weiteren Übergriff. Sie wußten ganz gut, daß ihnen das Messer an der Kehle saß und was hätte wohl werden sollen, wenn Napoleon in seiner Raserei einen russischen General erschießen ließ und die Russen Gleiches mit Gleichem vergolten hätten, denn sie alle konnten jeden Augenblick dasselbe Schicksal erleiden, wie es Wintzingerode hier drohte! Schon jetzt war Kaiser Alexander aufs tiefste verletzt und erzürnt, als er von der Gefangennahme und der Bedrohung Wintzingerodes hörte. Der sonst so weichmütige Mann schrieb empört an Kutusow: „Wenn Napoleon in seiner Böswilligkeit so weit geht, Wintzingerode erschießen zu lassen, so geben Sie die Erklärung ab, daß man dasselbe mit dem General Ferrière tun würde. Erfahren Sie aber, daß Wintzingerode erschossen ist, so ist auch Ferrière unverzüglich zu erschießen, und berichten alsdann in das feindliche Lager, daß künftig für einen Jeden, der russische Uniform trägt und erschossen wird, jedesmal fünf Franzosen mit dem Leben büßen sollen und zwar von den höchsten Graden angefangen, alle, die sich in der Gefangenschaft befinden, ohne Ausnahme." — Wintzingerode blieb am Leben und es geschah weiter nichts. Aber man sieht aus dieser Stimmung auf beiden Seiten, zu welch entsetzlicher Bitterkeit dieser Krieg gediehen war.

Und nun trat der furchtbare Verbündete, der Winter, auf die Seite der Russen. In der Nacht zum 28. Oktober sank das Thermometer auf 4 Grad Reaumur unter Null. Zwar das Wetter am Tage war noch gut. Die gefrorene Landstraße ermöglichte ein schnelleres Marschieren, aber die Biwaks forderten schon ihre Opfer. Am 28. Oktober ging die Spitze der Kolonnen durch Moschaisk und über das Schlachtfeld von Borodino.

Hier mag Herr von Borcke vom westfälischen Korps seine Beobachtungen mitteilen:

„Am 28. langte Napoleon mit seinen Garden, von Borowsk kommend, in Moschaisk an. Schon seit einigen Tagen hatten wir den Befehl, den Garden, wenn sie kämen, Platz zu machen, indessen konnten wir diese Bewegung nicht mit den soeben erfochtenen Siegen und der Verheißung, uns in die Winterquartiere nach den südlichen Provinzen zu führen, zusammenreimen. Jedenfalls brach an demselben Tage, dem 28. Oktober, das westfälische Korps gegen Mittag von Moschaisk auf. Bis zum letzten Augenblick vor dem Abmarsch ließ man uns in Ungewißheit über den einzuschlagenden Weg, obgleich nunmehr kein Zweifel mehr über die Richtung desselben obwalten konnte. Ein Unglück ahnendes Gefühl bemächtigte sich eines jeden, als wir den Ort verließen und den wohlbekannten Weg über das Schlachtfeld nach dem Kloster Kolotzkoje einschlugen, wo das große Hospital gewesen war und mehrere Tausend Verwundete und Kranke lagen. So betraten wir denn als Vortrab der Franzosen wieder die unglückliche Straße, auf welcher wir vor zwei Monaten gekommen waren, auf der wir die gräßlichsten Spuren der Verheerung zurückgelassen und Elend und Entbehrungen aller Art ertragen hatten. Einige Tausend unberittene Kavalleristen aller Gattungen in ein besonderes Korps formiert folgten uns unmittelbar, auf diese der Kaiser Napoleon mit seinen Garden. Der Herzog von Abrantes hatte den Befehl erhalten, das Hospital im Kloster Kolotzkoje aufzuräumen, alle reisefähigen Kranken mitzunehmen und in Ermangelung von aufzutreibenden Wagen sich derjenigen der Korps zu bedienen, von denen jeder, selbst die der Generale, eine bestimmte Anzahl dieser Unglücklichen aufnehmen sollte. Dies geschah nun zwar, soweit die Ausführung des Befehles überhaupt möglich war; doch die größere Zahl der Schwerverwundeten blieb liegen. Was von diesen nur irgend kriechen oder sich fortschleppen konnte und keinen Platz fand, hängte sich eine

Zeitlang an Wagen und Geschützen an, bis am Ende alle ohne Ausnahme, der eine früher der andere später, durch die zunehmende Not, durch Hunger, Kälte und Entartung des Gefühls ihrer Kameraden im Stiche gelassen, umkamen oder den Russen in die Hände fielen. Unser Korps war beim Abmarsch noch etwa 5000 Mann stark; einige Detachements, welche schon während des Vorrückens von Dorogobusch an zurückgelassen waren, schlossen sich jetzt wieder an.

Wenn der Winter auch heranrückte und schon in den letzten Tagen vor dem Ausmarsch etwas Schnee gefallen war, so blieb vorerst das Wetter doch heiter und schön, so daß uns selbst während der nächtlichen Biwaks die Kälte wenig belästigte. Unsere Leute waren noch ziemlich gut gekleidet, der lange Aufenthalt in Moschaisk hatte ihnen gut getan, es herrschte volle Ordnung und Disziplin, so daß man das kleine Häuflein eine Achtung gebietende Truppe nennen konnte. Mich traf gleich nach dem Abmarsch ein empfindlicher Schlag. Kaum einige Stunden von Moschaisk verlor ich meinen Wagen, den ich mir während der Ruhezeit angeschafft und mit drei herrlichen russischen Pferden bespannt hatte. Es brach ein Rad, welches sich nicht ersetzen ließ. Obgleich die Landstraße breit genug war, kam der Wagen durch die große Menge der von Anbeginn an ohne Ordnung folgenden Fahrzeuge ins Gedränge, die Beutelustigen, welche Lebensmittel darin witterten, fielen darüber her und plünderten ihn so rein aus, daß der Mann, den ich dabei hatte, mit den leeren Pferden zu mir kam. Außer einem kleinen Mantelsack, welchen der mich begleitende Reitknecht auf dem Pferde trug, büßte ich alle meine Habseligkeiten ein, darunter auch den schönen Zobelpelz, den ich aus der Moskauer Plünderung für einen Spottpreis erstanden hatte; doch der Verlust der Lebensmittel erschien empfindlicher als alles Andere und brachte mich fast zur Verzweiflung, da ich das spätere unsagbare Elend nicht ahnen konnte. Aber schon nach wenig Tagen war der Kummer verschmerzt; denn als die Geschütze der Pferde bedurften, nahm man diese, wo man sie zunächst fand, und so verlor ich auch meine drei Wagenpferde; damals blieben unzählige Luxuswagen stehen, welche Marschällen und Generalen gehörten. Immer noch war ich glücklich daran, denn ich besaß noch drei Reitpferde und einen Mantelsack mit einiger Wäsche. Der verlorene Prachtpelz ward bald durch einen gewöhnlichen Bauernschafspelz ersetzt, welchen ich einem Franzosen abkaufte und der mir vortreffliche Dienste leistete; so war ich in einer beneidenswerten Lage."

Ein anderer Augenzeuge: „Moschaisk war noch mit Verwundeten angefüllt und es mangelte an Fuhren, um sie fortzubringen, und alle, die zu gehen imstande waren, folgten uns, viele auf Krücken gestützt. Die andern überließ man der Großmut des Feindes und ihrem Elende, das nicht größer als das der mit uns Ziehenden sein konnte. Je mehr wir uns dem Schlachtfelde näherten, um so mehr war diese Gegend in Trauer gehüllt. Menschen, Pferde und Geschütze hatten schon früher zu Tausenden diese Felder zertreten und zusammengefahren. Nichts gewährte aber einen gräßlicheren Anblick als die Menge von Toten, die seit zweiundfünfzig Tagen hier gelegen und kaum noch ein menschliches Aussehen hatten. Als wir uns der großen Verschanzung bei Borodino näherten (der Rajewskischanze nämlich), wo der Kampf am furchtbarsten gewütet hatte, fanden wir noch an derselben Stelle eine Menge Leichen von jenen, die sich auf diesem kleinen Raum um den Besitz der Schanze erwürgt hatten. So weit das Auge reichte, sahen wir zur linken Seite über das ausgedehnte Schlachtfeld zerstreut nichts als tote Menschen, Pferde und Waffentrümmer aller Art. Die Sonne schien hell am wolkenleeren Himmel, aber die Luft war bereits so kalt, daß man sich auf jede mögliche Weise Schutz verschaffen mußte. Gegen Abend erreichten wir das altbekannte Kloster Kolotzkoi, dessen Räume mit kranken

und verwundeten Soldaten angefüllt waren. Napoleon erteilte den strengen Befehl, daß jeder an Kolotzkoi vorbeifahrende Wagen einige Verwundete aufnehmen sollte und infolgedessen waren wir an diesem Morgen die Zeugen eines beispiellosen Tumultes. Eine hier besonders aufgestellte Wache hielt jeden Wagen, der vorbei wollte, an, und mit Gebrüll drängten sich die Verwundeten und Verstümmelten heran, denn jeder wollte aufgenommen sein, aber nur den Wenigsten gelang es, hinaufzukommen; wie schon in Moschaisk blieben viele zurück und viele andere folgten der Kolonne zu Fuß. Nach einer sehr frostigen Nacht, wo wir kein Stroh zum Liegen und kein dürres Holz zum Feueranmachen bekommen konnten, zogen wir weiter. Der Himmel war heiter, die Luft aber eisig kalt. Wir marschierten durch Gridnewo, wo ich mich während der Schlacht befand, und auch heute erlebten wir wieder schauderhafte Szenen. 2000 gefangene Russen marschierten, da der Feind sich jetzt in unserer Flanke und im Rücken zeigte, vor unserer Kolonne, und jene unter ihnen, welche nicht weiter kommen konnten und erschöpft zu Boden fielen, wurden auf der Stelle niedergeschossen, und so sahen wir mehrere der Unglücklichen mit zerschmettertem Haupte am Boden liegen. In der Umgebung des Kaisers wagte nur der menschlich denkende Caulaincourt seinem empörten Gefühle Luft zu machen. Er nannte dies Verfahren eine unverantwortliche Grausamkeit und fragte, ob das etwa die Zivilisation sei, die wir den Russen brächten. Mit Recht fügte er hinzu, daß der Feind seine Repressalien nehmen werde, und nicht lange fanden wir denn auch Franzosen, welche durch Kosaken auf die schauderhafteste Weise verstümmelt waren." — Das war also der Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt und die nackte Vernichtung ohne jede Eindämmung, der Krieg bis aufs Messer.

Das Thermometer sank. Als am 31. Oktober Wiäsma erreicht wurde, waren 8° Kälte. Der Kaiser, welcher die Hitze gut vertragen konnte — er nahm bekanntlich mit Vorliebe brühendheiße Bäder und verweilte stundenlang darin — war gegen die Kälte empfindlich. Er zog seine Uniform aus und legte einen schönen warmen Pelz an, von erbsgrüner Farbe mit goldenen Schnüren und Trodbeln verziert und mit Marder besetzt, trug eine Pelzmütze und Pelzstiefel. Seine Garde lachte, als sie den „kleinen Korporal" in diesem Aufzug zu Pferde sitzen sahen. Er aber lachte mit ihnen. Allerdings die Folge davon war, daß jeder Offizier, jeder Soldat, der eines Pelzes habhaft werden konnte, sich denselben anzog. Im übrigen trug Bonaparte ein völlig gleichgültiges Benehmen zur Schau. Selbst der Franzose Thiers, ein großer Verehrer des Kaisers, schreibt in seiner Geschichte Napoleons: „Inmitten seiner Garde, die an der Spitze marschierte, das Wenige was von Lebensmitteln vorhanden war, aufzehrte und den Nachfolgenden nur tote Pferde überließ, sah Napoleon nichts von dem Rückzug und wollte nichts davon sehen, dadurch wäre er ja genötigt gewesen, den schrecklichen Folgen seiner Mißgriffe nahe zu sein. Er zog vor, dieselben zu leugnen und beharrte dabei — zwei Meilen von der Nachhut entfernt und ohne Kenntnis ihrer Bedrängnis — über dieselbe zu schelten, statt sie zu führen."

Die Nachhut führte also Marschall Davoust. Er mußte fortwährend die Kosaken und leichten russischen Vortruppen abwehren und oft in Schlachtstellung aufmarschieren. Überdies war der Marschall so gewissenhaft, daß er kein Gepäckstück und keine Kanone verlieren wollte. So kam er nur sehr langsam vorwärts. Die große Heereskolonne war ganz und gar auseinandergezerrt. Sie bedeckte mit ihrem Troß eine Wegstrecke von 12 Meilen.

Wieder einige Bilder aus dem Tagebuche eines Mitkämpfers:

„Am 1. November kamen wir in Wiäsma an. Bis dahin war der Marsch in ziemlicher Ordnung vonstatten gegangen, obgleich schon vor und hinter uns die Explosionen

der nicht fortzuschaffenden Pulverwagen ertönten und eine Masse von vereinzelten Soldaten, Marketendern und Fuhrwerken aller Art sich zwischen die Kolonnen drängte und Unordnung verursachte. Tote und sterbende Menschen und Pferde, umgestürzte Geschütze und Wagen bezeichneten bereits den Weg, der stets neue Bilder des Jammers darbot und das Herz mit Schauder und trüben Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllte. Trotzdem wir die am weitesten vorn Befindlichen waren, erkannten wir die Stellen kaum wieder, wo nahe der Landstraße Dörfer und Häuser gestanden hatten Die Trümmer der Stadt Gschatsk, welche schon beim Vorbeimarsch ein Raub der Flammen geworden war, rauchten von neuem, Wiäsmas Reste brannten, und mit vieler Mühe und Gefahr, der Pulverwagen halber, mußten wir uns durch die brennenden Trümmer hindurchwinden. Unsere Soldaten zehrten zuerst noch von den aus Moschaisk mitgenommenen geringen Vorräten an Brot und Mehl, und hielten sich so während des Tagemarsches selbst bei ihren Fahnen. Aber wenn derselbe vollbracht war und die Truppen sich zum Biwak einrichteten, verließen schon vom zweiten Tage ab, außer den auf gut Glück zur Suche von Lebensmitteln ins Land hineingeschickten Abteilungen, viele Soldaten während der Nacht den Lagerplatz, um Nahrung zu suchen, wenngleich sie noch nicht gerade der Hunger, sondern mehr die Sorge um die Zukunft dazu zwang. Es konnte nicht fehlen, daß ein Teil sich verirrte und den überall lauernden Kosaken und Bauern in die Hände fiel; so fehlten denn morgens beim Abmarsch täglich einige. Den Pferdebesitzern blieb gleichfalls nichts übrig, als ihre Leute zum Fouragieren fortzuschicken, wenn die Tiere nicht verhungern sollten; so kam es, daß mancher Offizier seinen treuesten Diener, oft seine einzige Hilfe, verlor.

Am 2. November erreichten die Russen den französischen Nachtrab bei Wiäsma und es kam dort an diesem Tage und am 3. zu heftigen Gefechten, infolge deren die französischen Korps den Rückzug mehr beeilten, da das Drängen hinter uns her und damit die Unordnung größer wurde. Bis zum 3. war das Wetter schön gewesen, aber am 4. fiel starker Schnee, und die Kälte stieg von nun an mit jedem Tage so sehr, daß schon Verwundete und Kranke, die sich bis dahin mitgeschleppt hatten, durch den Frost umkamen. Auf den Biwakplätzen lagen jeden Morgen Leichen; die Pferde, nur auf das wenige Futter, was ihnen vielleicht die Fouragierungen brachten, oder auf etwas Stroh von den Dächern angewiesen, widerstanden der Kälte noch weniger, als die Menschen, die so lange, als noch etwas zu finden möglich war, dem Triebe der Selbsterhaltung nachgingen. Der Mangel am Beschlage trug viel zum massenhaften Eingehen der Pferde bei, denn sobald sich der Weg mit Glatteis bedeckte, raubte das Ersteigen der geringsten Anhöhen, der stumpfen Eisen wegen, ihnen die letzten Kräfte. Kanonen und Wagen wurden im Stiche gelassen, Pulverwagen in die Luft gesprengt; der Reiter, wie der General, ließ das Pferd, das er vielleicht schon tagelang am Zügel hinter sich hergezogen hatte, endlich entkräftet mitten auf der Landstraße stehen. Beim Aufbruch aus den Biwaks lagen die Pferde der Kavallerie reihenweise, wie sie abends gestanden hatten, steif gefroren da."

Hier bei Wiäsma hatten sich die beiden Korps des Vizekönigs Eugen Beauharnais und des Fürsten Poniatowski zusammengeschoben. Davoust mit der Nachhut folgte dicht hinter ihnen her. Diese drei Korps zählten hier alles in allem gut 37000 Mann. Vor drei Wochen waren sie aus Moskau und ihren Kantonnements bei Moskau 74000 Mann stark abmarschiert. Diese drei Wochen hatten ihnen also die Hälfte ihres Bestandes gekostet. Als Davoust aus dem Dorfe Fedorowskoi heraustrat, sah er sich plötzlich von dem General Miloradowitsch und dem Prinzen Eugen von Württemberg heftig angegriffen. Der Marschall kam in die größte Gefahr, abgeschnitten zu werden, und es war nur ein

Glück, daß Eugen Beauharnais noch zu rechter Zeit die Not der Nachhut bemerkte. Er schickte die Divisionen Guilleminot und Broussier, sowie das Korps des Fürsten Poniatowski sofort zur Hilfe. So konnte Davoust sich hinter die Flügel der zu seiner Hilfe neu aufmarschierenden Divisionen zurückziehen. Der alte Kutusow stand mit seiner Armee nicht weit davon, aber er schickte keine Unterstützung. General Miloradowitsch und Prinz Eugen von Württemberg mußten sehen, wie sie fertig wurden. General Miloradowitsch wandte eine besondere List an, um sich für seinen Angriff die Erlaubnis des alten Fürsten einzuholen. Er teilte ihm mit, daß der Feind in starker Unordnung vormarschiere, ein Angriff daher vorteilhaft sein würde und fügte als Schluß hinzu: „Ich versichere Ew. Durchlaucht, daß uns nicht die geringste Gefahr bevorsteht." Dann sagte er zu seinem Gefolge: „Wäre Suwarow an Kutusows Stelle, so hätte ich nur geschrieben: ich ziehe zum Angriff aus, und Suwarow hätte mir geantwortet: ‚Mit Gott,' — allein mit Kutusow da muß man anders verfahren." — Als dies Billett des Generals Miloradowitsch im Hauptquartier ankam und von dem General du jour Konownitzyn geöffnet wurde, war es — leer.

Aber auch ohne die Hilfe des Feldmarschalls fügten die russischen Generale den Franzosen und besonders der Nachhut des Marschalls Davoust heftige Verluste zu. Es wurden über 4000 Mann getötet, verwundet und gefangen. Marschall Ney, der auch Halt gemacht hatte und nach Wiäsma zurückgeritten war, wurde Augenzeuge, wie das Korps Davoust ziemlich aufgelöst durch Wiäsma ging. „Das Schlimmste, was dieser Tag bewirkt hat," berichtete Ney an den Kaiser, „ist, daß meine Truppen Augenzeugen der Unordnung des Korps waren. Ein so unheilbringendes Beispiel lähmt die moralische Kraft des Soldaten. Bessere Anordnungen hätten ein günstigeres Resultat ergeben." — Allerdings Marschall Ney hatte gut reden und es ist fraglich, ob es ihm in Davousts Lage viel besser ergangen wäre.

Der Kaiser war erzürnt auf Davoust, es kam zwischen beiden zu einer erregten Szene und Napoleon übertrug jetzt dem Marschall Ney die Führung der Nachhut. Es sah um jene Zeit schon sehr bedenklich um die Truppen aus. „Die Truppen," sagt ein Augenzeuge, der Regimentskommandeur Fezensac vom Neyschen Korps, „schienen von den erlittenen Anstrengungen entmutigt und entkräftet. Eine zahlreiche Menge Nachzügler folgte, zum größten Teil ohne Waffen. Viele von ihnen biwakierten zugleich mit uns in dem Walde von Wiäsma. Ich bemühte mich, sie noch vor dem Anrücken der Nachhut zum Aufbruche zu veranlassen. Wir mußten sie so weit wie möglich zurückhalten, denn man konnte es nicht zulassen, daß sie sich in unsere Reihen drängten und diese dadurch in Unordnung brachten. Es begann kaum zu tagen, als das III. Korps aus seinem Biwak aufbrach. Zugleich verließen auch diese Nachzügler ihre Lagerfeuer. Die Kranken und Verwundeten lagen noch um dieselben herum und baten uns, sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Wir aber, die wir keine Transportmittel hatten, stellten uns, als wenn wir ihre Bitten nicht hörten. Da viele von diesen Nachzüglern noch kampffähig waren und trotzdem ihre Fahnen verlassen hatten, so war ich so unwillig darüber, daß ich meinen Leuten befahl, sie mit Kolbenstößen fortzujagen und im Falle eines Zusammenstoßes mit dem Feinde ohne weiteres auf sie zu schießen, wenn sie die Bewegung des Regimentes hindern würden." So weit war es also damals bei Wiäsma schon gekommen, aber es sollte noch viel schlimmer kommen.

Mit dem 4. November setzte der russische Winter streng ein. Es fiel Schnee und das Thermometer sank auf 12° unter Null. Tagelang schneite es nun ununterbrochen



Kriegselend
Nach Charlet

bei starker Kälte. Bald lag der Schnee fußhoch und der einsetzende rauhe Wind wehte Schanzen auf, die frei gewehten Stellen waren vereist und der Marsch durch die Schneemassen und über das Glatteis war namenlos beschwerlich. Während des 8. November und der darauffolgenden Nacht fiel der Schnee in so dichten Massen, daß er bald halbmannshoch lag. Dabei ging ein kalter, schneidender Nordwind und die Kälte stieg bis auf 15 ja bis auf 18 ° unter Null, und so mußten nun diese Reste der großen Armee, des stolzen Heerkörpers, die vor wenig Monaten über Rußlands Grenzen vorgebrochen waren, durch diese Winterwüste zurückwandern auf vereisten Straßen, durch fußhohen Schnee, bei kaltem, schneidendem Nordwind. Die Biwaks glichen bald Schlachtfeldern. In der Nacht zum 9. November, wo das Thermometer 15 ° unter Null zeigte, erfroren auf einem einzigen Biwakplatz 300 Menschen. Und trotzdem konnten diese wankenden, übermüdeten Krieger nur in Biwaks rasten. Die Dörfer, die an dieser Heerstraße lagen, waren bereits während des Vormarsches im Sommer niedergebrannt und boten nur wenig Schutz gegen den kalten Winterwind. Wenn einer den Rest einer zusammengebrochenen Mauer erreichte und sich dahinter verkriechen konnte, so war er schon gut daran. Mit erfrorenen Wangen und Nasen, mit erfrorenen Händen und Füßen, gehüllt in bunte Lumpen, zog diese Kriegerschar dahin. Von einer Armee war wenig mehr zu erkennen. Die Russen waren diesem regellosen Menschenhaufen fortwährend auf den Fersen. „Es fiel heute auf," schreibt

Eugen von Württemberg, „daß unter den Toten, die am Wege lagen, viele gar keine Wunden zeigten. Am 6. November, wo wir im steten Schneegestöber vorwärts marschierten, kostete es Mühe, all die Hindernisse zu übersteigen, welche uns die Zerstörung des Feindes selbst entgegenstellte. Unübersehbare Haufen von Leichen, tote Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen, zerstörte Waffen, vorzüglich an den Übergängen über Flüsse, beschwerten unser Fortschreiten. Die Kälte war sehr empfindlich."

Scharenweise erschienen diese unglücklichen, verfrorenen Menschen an den Biwaksfeuern der Russen, und diese ließen sie gutmütig gewähren und kümmerten sich überhaupt nicht um sie. Aber wenn dann die russischen Soldaten fortzogen, so fielen die meisten dieser Nachzügler in die Hände der russischen Bauern, die nicht eben glimpflich mit ihnen verfuhren. Diese aufs tiefste erbitterten russischen Bauern, die auf dem Vormarsch von den siegreichen Franzosen so viel Unbill erlitten hatten, überließen sich jetzt einem wilden Rachegefühl. Sie rissen den frierenden kümmerlichen Gefangenen ihre letzten Lumpen und Kleider vom Leibe und trieben sie, splitternackt ausgezogen, dann rudelweise dem Heere nach. Aber das war noch die mildeste Form ihre Rache. Ein Augenzeuge sah einen Bauern, der triumphierend umhertanzte und, ein langes blutiges Messer schwingend, verkündigte, daß er soeben 20 Franzosen hintereinander geschlachtet habe. Selbst die Weiber beteiligten sich an diesen Morden, aber es ist zu gräßlich, um zu erzählen, was sie nach der Überlieferung vollbracht haben sollen. Der englische General Wilson, der mit den Russen zog, sah auf seinem Wege in dieser Schneewüste eine junge Französin nackt und blutüberströmt liegen, der man ihr junges Kind geraubt hatte. „Rendez-moi mon enfant! rendez-moi mon enfant!" war der einzige Schrei, den sie fortwährend ausstieß.

In einem Dorfe hatten die Bauern 50 Franzosen gefangen und beschlossen, diese in ihrer Gewalt befindlichen Menschen lebendig zu begraben. Es wurde eine große Grube aufgeworfen und die Unseligen wurden gezwungen, hinein zu marschieren. Alles sträubte sich, bat, flehte, winselte, aber da plötzlich raffte sich ein kleiner, halbwüchsiger Tambour auf, griff zu seiner Trommel, schlug den Takt und führte so die dem Tode geweihte Schar hinein in das lebendige Grab. Dies wird erzählt und berichtet. Dennoch wollen wir glauben, daß es nicht geschehen sei. Wir wollen der Menschheit wegen glauben, daß das Gerücht hier vergrößert hat, wie es ja vielfach zu tun pflegt.

Aber das, was der Stift einwandfreier Augenzeugen festgehalten hat, das ist immer noch entsetzlich genug, um sagen zu können: ein solches Drama, wie es sich hier in den Schneefeldern Rußlands abspielte, ist in den Jahrtausenden der Geschichtsschreibung kaum je verzeichnet worden.

Hier ist der Bericht des württembergischen Leutnants von Martens — ein kleiner Auszug nur:

6. November. Der Grund zu den folgenden namenlosen Leiden wurde an diesem Tage von der Natur gelegt, die Witterung nahm eine furchtbare Wendung, der Himmel verfinsterte sich, schwere Wolken senkten sich tief herab und der bisherige Regen ging in anhaltendes Schneegestöber über. Große Scharen von Krähen flogen mit dem Sturm daher; auch dieses luftige Gesindel schien über das Unrecht, welches wir dem russischen Volke zugefügt haben, empört zu sein; es erwartete nur den Augenblick, über die Leichname herfallen zu können. Bald nach dem Aufbruch des frühen Morgens gelangten wir mit dem Krankenfuhrwerk durch das zerstörte Städtchen Dorogobusch, woselbst die Leichen der früher Dahingeschiedenen bereits eingeschneit waren; eine Notbrücke brachte uns über den Dnieper; gegen Abend fuhr die Wagenburg beim Dorfe Pnewa auf. In welchem Zustand



Die Fahne
Nach einer Zeichnung und Lithographie von Debricourt

sich aber hier die unglücklichen Verwundeten befanden, vermag ich kaum zu schildern; da lagen sie gleich eingeschneiten Toten auf den russischen Wägelchen, mehrere wurden als völlig tot befunden in den Schnee heruntergeworfen, der nun ihr Grab wurde. Wir suchten für diese Nacht unsere Zuflucht unter den Wagen. Bereits am ersten Schneetag sanken Hunderte vor Ermattung nieder und standen nicht mehr auf; sterbend wandte sich ihr Blick, Hilfe flehend, zu den Vorüberziehenden, dann hüllte Nacht ihr Auge ein und die Qual war von ihnen genommen. Anfangs bezeichnete ein Schneehügel die Stelle, wo der Tote lag, aber bald war jede Spur in der unabsehbaren Schneewüste verschwunden.

7. November. Es schneite die ganze Nacht unaufhörlich fort und die Kälte stieg bereits auf einen hohen Grad. Durch Schnee und Feuer waren meine Stiefel bereits zugrunde gerichtet und recht froh konnte ich sein, ein zweites Paar schon in Moskau mitgenommen zu haben. Smolensk sollte heute erreicht werden, wo bessere Pflege den Unglücklichen zuteil werden konnte, aber viele waren nicht so glücklich, dieses heiß ersehnte Ziel zu erreichen. Mit Hornstein eilte ich voraus, um daselbst die Ankunft dieses Wagenzuges beizeiten anzuzeigen.

Schlecht gekleidet, meist ohne gute Fußbekleidung, ohne Nahrung und ohne stärkende Getränke zog alles stumm über die weite Schneefläche hin; wir kamen am Schlachtfeld von Smolensk vorbei, aber tiefer Schnee deckte schon die Tausende zu, welche hier gefallen waren. Diese unerhörten Leiden mußten endlich alle kriegerische Haltung brechen, welche das Heer noch behauptet hatte. Niemand befahl, niemand gehorchte mehr; selbst der stolze Napoleon streckte nun seine Hand aus, nicht zum Befehl, sondern sie zu erwärmen. In dem schauerlichen Schneesturm dieses Tages bemächtigte sich eines Jeden der Drang nach eigener Rettung, der russische Winter löste vollends alle Ordnung auf und die Truppen der verschiedenen Nationen mengten sich untereinander; Massen von Schneeflocken wurden durch den gewaltigen Sturm aus der Luft und vom Boden herauf uns ins Gesicht gepeitscht und mechanisch folgten wir dem Menschentroß. Wagen und Geschütze blieben stehen, die gefallenen Pferde standen nicht mehr auf. Nachmittags um 1 Uhr erreichten wir Smolensk, und da wir uns beim Vortrab befanden, war der Andrang noch nicht so bedeutend. Gegen unsere Erwartung fanden wir in der oberen Stadt noch ganze Straßen, die nicht abgebrannt waren, eine der längsten führte uns zum württembergischen Spital, wir kündigten daselbst die baldige Ankunft der Kranken aus Moskau an und bezogen ein Parterrezimmer rechts vom Eingange dieses großen Gebäudes; in den Stallungen des Hinterhauses konnten auch unsere Pferde untergebracht werden, sie bekamen wieder ordentliches Futter und wir lang entbehrtes köstliches Brot und Fleisch, womit wir wieder auf menschliche Weise unsern Hunger stillen konnten.

Das Gefühl der Kameradschaft wich von Tag zu Tag mehr aus den Reihen dieser Unglücklichen, die teilnahmlos dahintrabten. Jeder war nur mit sich beschäftigt. Die Leiden seines Mitmenschen rührten ihn gar nicht mehr. Sobald einer in den Schnee sank, machten sich zwei oder drei andere darüber her, ihn seiner Kleidungsstücke zu berauben, denn er galt ihnen als ein verlorener Mann. Es streckten sich den Weitermarschierenden flehende Arme aus dem Schnee entgegen, aber einige kurze Seitenblicke, das war alles, was so ein Unglücklicher erhaschen konnte. Wieder einer! Nichts neues mehr! blieben doch täglich Hunderte, ja Tausende auf diese Weise liegen, um unter der weißen Decke ins das Jenseits hinüber zu schlummern. Es gab auch Szenen von unerhörter Tragikomik. Sank da ein französischer General ermattet in den Schnee. Alsbald trat ein Grenadier an ihn heran und begann ihm die Stiefel auszuziehen. „Mais je ne suis pas mort!“ Aber



Episode aus dem Feldzug in Rußland

Nach einer Zeichnung von Charlet lithographiert von Raffet

ich bin nicht tot! rief der General, und der andere antwortete: „Eh bien, mon général, j'attendrai!“ Nun wohl, mein General, ich werde warten!

„Doch bei all diesem Jammer und Elend fehlte es an einzelnen humoristischen Szenen nicht. So erinnere ich mich eines Hauptmanns von meinem Regiment, klein von Gestalt, aber groß als Gourmand, von uns allen als solcher längst gekannt, der am nächtlichen Biwakfeuer, wo er oft nicht über das Fragment eines Pferdeschenkels zu verfügen hatte, in dem Vorschmack der Genüsse schwelgte, welche ihm nach Zurückkunft in seine liebe Garnison Gmünd bevorstanden und ihn entschädigen sollten für die namenlosen Entbehrungen, welche er in diesem vermaledeiten Rußland erleiden mußte. Seine Phantasie malte sich die Vorbereitungen, welche jenem projektierten lukullischen Mahle vorausgehen sollten, lebhaft aus. „Ich setze mich in den Gasthof zur Post oder zum Rad an einen schön gedeckten Tisch, verlange vom Kellner die Speisekarte und wähle das Delikateste aus, was sie enthält. Dazu nun einen Schoppen Uhlbacher — denken Sie sich, meine Herren, einen Uhlbacher! Sie kennen ja alle diesen vortrefflichen Rebensaft!“ — So und ähnlich fuhr er fort, glücklich zu träumen. Der Refrain lautete aber immer: „Vor allem muß mir meine Frau, sowie ich nach Hause komme, sogleich einen Zwiebelkuchen backen.“ Sehr übel pflegte er es aufzunehmen, wenn wir ihm erwiderten, die Zwiebeln zu jenem Kuchen dürften wohl kaum schon gepflanzt sein. Und doch hatten wir leider recht. Der Arme starb in der Gefangenschaft im Spital zu Wilna, ohne Gmünd, Gattin und Zwiebelkuchen jemals wieder zu sehen.

Das folgende Bild ist ähnlich, wenn auch drastischer. — Ein trüber, schneeiger Abend war es, an welchem mich der Zufall an das durch einige bayerische Chevauxlegers der dichten Schneeflocken wegen nur spärlich unterhaltene Biwakfeuer führte, wo nicht nur ich, sondern auch der dem württembergischen Armeekorps attachierte Generalauditor von Kapf durch diese gutmütigen Bursche die gastfreundlichste Aufnahme für diese Nacht finden sollten. Das heftige Schneegestöber verhinderte das helle Auflodern einer erwärmenden Flamme, und trübe gestimmt, vom Frost durchschauert, im tiefen Schweigen, schauten alle in das rauchende Feuer. Da erschallte plötzlich eine dumpfe Stimme aus unserem Kreise; es war diejenige eines Chevauxlegers, welchen ich mit A. bezeichnen will. A.: „Aber das ist ä Sauleben!“ — Sein Kamerad B. antwortete: „Das ist freilich a rechts Sauleben.“ — A.: „Jetzt möcht' i no beim Storchenwirt sitzen in Augsburg.“ — B.: „I wollt' emal gar nix sagen vom Storchenwirt, wenn i no beim Bräu säß!“

In einer solch außerordentlich kalten Nacht, es war die Nacht zum 7. November, hatten sich einige württembergische Generale einen armseligen Raum erobert, wo sie die Nacht zubringen konnten, ohne zu erfrieren. Draußen um die Feuer hatte sich ihre Mannschaft gelagert. General Kerner, welcher früh aufwachte, trat in die Morgendämmerung des 7. November hinaus und sah um die erloschenen Biwakfeuer ein furchtbares Bild. Er floh in die Hütte zurück und man bemerkte an ihm eine Gemütsbewegung, als ob er eine große Angst überstanden hätte. Endlich fand er die Worte wieder und sagte: „Nun habe ich das Schrecklichste in meinem Leben gesehen. Draußen auf der Ebene liegen unsere Leute, wie sie sich abends um die Feuer gelagert haben, erstarrt, erfroren und tot umher.“

Dieser Vorgang ist, wie es scheint, von dem schwäbischen Dichter Albert Knapp zu einer wirkungsvollen Ballade gestaltet, wenngleich der Dichter sich die poetische Freiheit gestattet hat, die handelnden Personen nicht aus dem württembergischen Korps, sondern aus den französischen Veteranen der napoleonischen Kriege zu wählen. — Die Ballade ist auf gegenüberstehender Seite abgedruckt.

Russische Szene

Ballade von Albert Knapp

An einem Abend, als des Todes Weh
Aus Rußlands Steppen die Franzosen trieb,
Und der Kosak auf eisighartem Schnee
Erbarmungslos den Flüchtling niederhieb,
Barg sich ein Oberst und sein Adjutant
Zur Nachtruh' hinter dürft'ger Hüttenwand;
Da stand kein Tisch, kein Kanapee, kein Ofen,
Da wohnten Schweine sonst, — es war ein Kofen.

Die Krieger blickten in die Schauernacht,
Der tränenwerten Lagerstätte froh;
Sie dankten Gott, der sie hierher gebracht,
Für schmutz'ge Bretter und ein Bündlein Stroh.
Ach, wenn das Wasser an die Seele dringt,
Verzweiflung, Todesnot das Herz umringt,
Da lernt man auch um arme Gaben flehen,
Und preisend auf des Höchsten Hände sehen! —

Und wie sie kaum ein Stündlein dort geruht,
Kam hergeschlichen ein Soldatentrupp.
Ein Feuer steigt — es reiht sich um die Glut
Ein bunter, abenteuerlicher Klub.
In langen Mänteln, Pelzen, Purpursammt,
Theaterflitter, schaurig angeflammt
Vom kargen Feuer unterm Sternenhimmel, —
So stand umher das seltsame Gewimmel. —

Zur alten kaiserlichen Gardeschar
Gehörten sie. Noch blitzte hell und scharf
Ihr Auge, das in donnernder Gefahr
So stolzen Blick auf Batterien warf.
„Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!"
So stand's auch hier auf bleichem Angesicht.
Und statt sich feig im Winterfrost zu härmen,
Begannen sie am Ruhme sich zu wärmen.

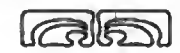
„Ha! weißt du noch von Lodi, Mantua,
Und wie wir klommen über Alpenhöhn?
Du, Kamerad, du warest Desaix nah' —
Wie sank er auf Marengos Feld so schön! —
Ihr dort, — ihr habt die Pyramidenschlacht
Und Abukirs Erstürmung mitgemacht!
Und wie war's uns, da Mack die Fahnen senkte
Und Ney vor Elchingen die Massen lenkte!

Der schönste Tag doch war bei Austerlitz;
Da stiegen Frankreichs Adler in die Luft! —
Wohl mancher, den verschonet Eylau's Blitz,
Liegt nun verscharrt in dieser Eisesgruft! —
Und du, Sergeant, — hier käme Madrids Glut
Wohl deinen blauen Lippen auch zu gut! —
Doch du da drüben, — ist dir nicht dein Orden
Vor Saragossa unter Lannes geworden?" —

So tönt es durch die Reihen. — O wie kalt
Ob diesem Kriegesglanz die Sterne zieh'n!
Noch lüstet's die verblichene Gewalt,
In alter Siegesherrlichkeit zu glühn. —
Das Feuer brennt herab; — der scharfe Nord
Schließt an die Lippen fester stets das Wort; —
Und immer leiser wird's und immer stummer, —
Die Helden überschleicht der Todesschlummer.

Bald ward es stille. — Frühe lag ein Kranz
Erstarrter Leichen um die Asche her;
Aus seiner Hütte sah's im Morgenglanz
Das Kriegerpaar mit Tränen heiß und schwer.
Dann schritt der Oberst und sein Adjutant
Durch ihren Kreis — die Augen unverwandt
Geheftet auf die mächtigen Gestalten,
Die trotzigsterbend noch ihr Schwert gehalten.

Dem Obersten drang dort ein altes Wort
Durch's Herz mit unaussprechlichem Gefühl
Aus einem Buch, das am bestaubten Ort
Er jüngst gesehn in Moskaus Graungewühl:
„Mein Gott, ich bitte dich durch Christi Blut,"
Stand drin, „mach's nur mit meinem Ende gut!"
Und bei dem Anschaun der Gardistenleichen
Wollt' ihm dies Wort nicht aus der Seele weichen.



Aus jenen Novembertagen berichtet Herr von Loßberg noch einiges, das wir hier notieren wollen. „Das Armee-Korps (die Westfalen nämlich), passierte Dorogobusch und wir biwakierten eine Stunde davon im Walde. Das Armeekorps wird keine 3000 Mann mehr in Reih und Glied zählen (es war über 16000 stark in Rußland eingerückt). Seit mehreren Tagen leben die meisten Regimenter nur noch vom Fleische der Pferde und Hunde, welch letztere oft auf den Brandstätten der auf dem Wege und zur Seite liegenden Dörfer gefunden werden. Die Kleidungsstücke, besonders die Mäntel und Schuhe der Soldaten, leiden bei den Biwaksfeuern sehr; man findet schon sehr bunte Anzüge in der ganzen Armee, wovon die französischen Garden keine Ausnahme machen .....

Das Armee-Korps marschierte heute bei Schnee und rauhem Winde fünf Stunden lang, passierte eine Poststation (ein einzelnes großes Gebäude: Michailewka genannt) und

Zwischen Doroboguſch und Michalewka den 7. November. — In der Tragödie stirbt der Held, angetan mit seinem schönsten Waffenschmuck; vom 7. November ab, als der russische Winter mit seinen wilden Schneewirbeln die Geißel über ihr schwang, starb die große Armee in spöttlichen Lappen, in Weiberkleidern und Priesterstolen — was ist tragischer? Die höchste Tragödie spielt dann, wenn das Wort des alt-testamentlichen Sängers auf unsere Geschicke Anwendung findet: „Der im Himmel wohnt, spottet ihrer, und der droben sitzt, lacht ihrer." Auch wer die Szene hier ansieht, müßte lachen, stände ihm das Weinen nicht näher beim Anblick dieses Offiziers ..... dürr und schlotternd, im abgeschabten Uniformsfrack, eine leichte im Schneesturm flatternde Pelerine um die Schultern, gleich einem frierenden Knaben eine Hand in der Hosentasche, wie der Knabe seinen Bergschlitten, seinen Mantelsack an der Schnur nachziehend, will er das halbkahle, sonst wohl ehrwürdige arme Haupt zum Feuer neigen, und wird von denen, die es bereits besetzt haben, von zwei, wie es scheint, noch kräftigeren Armen als der seine, weiter gewiesen. — Ein alter Soldat der Kaisergarde lag schon halb tot hier. Die Wärme des nahen Feuers weckt ihn zu einem Scheinleben noch einmal auf. Er wendet sich, matt auf die Hand im Schnee gestützt, herüber, doch nur, wie einer im Schlaf sich kehrt — um fester einzuschlafen.

— Text zu dem nebenstehenden Bilde —

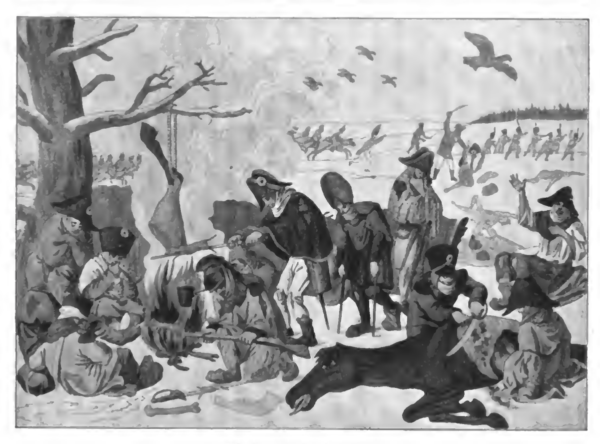
stellte sich eine Stunde jenseits für die Nacht auf. Die vorhergehende Nacht war sehr empfindlich kalt gewesen, denn es war etwa fußhoher Schnee gefallen und der Boden mit Eis bedeckt. Noch hat das Regiment Kompagnien von 40 bis 60 Mann. Das Regiment wird heute wohl das letzte Kuhfleisch essen. (Hier muß bemerkt werden, daß Herr von Loßberg von Anfang des Feldzuges an mit rühmenswerter Gewissenhaftigkeit seines Amtes als Kommandeur gewaltet hatte und sein Regiment daher viel weniger Not gelitten, als so viele andere) .....

Wir haben heute acht Stunden unter heftigem Schneegestöber marschiert und biwakierten im Walde drei Stunden von Smolensk. Es ist heute bedeutend kalt geworden und es fehlt an allem. Am allerunangenehmsten war es, daß wir, nur auf feuchte Birken angewiesen, mehrere Stunden Zeit bedurften, um die Biwaksfeuer in Gang zu bekommen. Die Soldaten des Regiments essen gegenwärtig auch Pferde- und Hundefleisch. Meine kleinen Vorräte an gesalzenem Fleisch und getrockneten Fischen (die er sich von Moskau mitgenommen hatte) sind mit Hilfe so viel hungriger Kiefer zu Ende gegangen. Mit Pferdefleisch habe ich einen Versuch gemacht, zu dem Hundefleisch, wogegen ich den größten Widerwillen habe, überzugehen, wird mir sehr schwer fallen. Diese armen Tiere werden gewöhnlich auf den Brandstätten von den Soldaten eingefangen, welche sie mit Stricken oft mehrere Stunden, ja selbst tagelang hinter sich herschleifen und sie dann, die Stricke



Am 7. November 1812

Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Emminger



Pferde- und Hundebraten
Nach einem kolorierten Kupferstich

über einen Baumast werfend, endlich erdrosseln; viele werden auch erschossen oder mit Säbeln getötet. — Den Pferden geht es noch schlimmer. Diese, meistenteils Truppenpferde, vom Reiter verlassen, kraftlos, und instinktmäßig der Kolonne folgend, um sich den Menschen zu nähern, wovon sie Pflege und Futter erwarten, werden, um ein Stück Fleisch zu bekommen, auf die gefühlloseste Weise getötet; wie ich denn selbst manches Pferd am Wege gefunden habe, dem ein Schenkel abgeschnitten war und welches noch lebte .....

Am 9. November. Wir passierten heute das Schlachtfeld vom 19. August (das von Walutina-Gora), auf welchem die an jenem Tage Gebliebenen noch ebenso lagen, als sie gefallen waren, nur daß mehrere von den Geschützen und Fuhrwerken so in den Boden hineingetrieben waren, daß nur noch einige Teile ihres Körpers sichtbar sind. — Wahrlich, es gehört viel Seelenstärke dazu, dieses Elend täglich sehen zu können, ohne den Verstand zu verlieren, oder wenigstens gemütskrank zu werden. Auch bin ich überzeugt, daß diese letztere Krankheit namentlich manchem gebildeten und feinfühlenden Menschen den Tod gebracht hat, sowie noch bringen wird. — Nach einer genaueren Inspizierung fand ich das Regiment nur noch 302 Mann stark, also hat dasselbe nach dem Abmarsche von Moschaisk (in 14 Tagen also) bereits 665 Mann verloren, wovon bestimmt der größte Teil tot ist. In dem heute Morgen verlassenen Biwak sind wiederum einige 40 Mann liegen geblieben, welchen ich auch nicht die mindeste Hilfe zu geben imstande war, und so ist das Regiment auch nicht eine Stunde auf den letzten drei Märschen fortgeschritten, ohne einige Leute verloren zu haben .....

Am 10. November. (In Smolensk.) Der Marsch durch die Stadt stellte so ein trauriges Bild der Gegenwart und Zukunft dar. Wir sahen eine Armee, welche der völligen Auflösung nahe war. Die vor den Toren aufgestellten Wachen der Kaisergarde konnten nur mit der größten Anstrengung die überall eindringenden Nachzügler von allen Armeekorps abhalten; es regnete hier Kolbenschläge und Bajonettstiche. Auch mit uns suchten sich eine ganze Anzahl Soldaten zu Fuß und zu Pferde, mit und ohne Waffe, sowie auch eine Menge Fuhrwerke einzudrängen, welches ich beim Regiment schon darum nicht zugab, um so viel als möglich aufgeschlossen zu marschieren."

Unter solchen Umständen konnte das Wort des Generals Kutusow, der mit seinem Hauptheer wie ein dunkler Schatten immer nur ein bis zwei Tagemärsche parallel der französischen Armee dahinmarschierte, eine unheimliche Bedeutung gewinnen, — dies kurze, kühle, sorglose Wort: „Tout cela se fondra sans moi". (All das wird ohne mein Zutun zugrunde gehen.)

Die Stadt Smolensk, welche den Truppen seit langem als Rettungshafen vorschwebte, war schon am 8. November vollgestopft mit Nachzüglern, die durchaus nicht weitermarschieren wollten, denn sie waren so heruntergekommen und erschöpft, so krank und siech, daß sie wußten: jenseits Smolensk auf der verheerten Straße wartet unserer nichts als der grinsende Tod.

Am 9. November traf Napoleon selbst in Smolensk ein. Auf dem Wege dahin hatte ihn eine Nachricht getroffen, die ihn eigentümlich berühren mußte, eine Nachricht aus dem Zentrum seiner Macht, aus dem Herzen Frankreichs, aus Paris.

Der General Malet, ein seit Jahren der politischen Polizei als verdächtig bekannter Mann, der fortwährend schon Zettelungen gegen die Kaiserherrschaft Bonapartes vorgehabt hatte und infolge dieser Machenschaften ins Gefängnis La Force eingesperrt war, hatte es verstanden, sich krank zu stellen und auf dem Wege über das Lazarett seine Freiheit wiederzugewinnen. Mit einigen Gleichgesinnten verband er sich, den Kaiser Napoleon zu stürzen. Ein Rechtskandidat namens Boutreux und ein Korporal namens Rateau, sowie ein spanischer Priester waren seine drei ersten Mitverschworenen. Es wurden Briefe gefälscht, es wurde ein genauer Plan entworfen, und in der Tat gelang es diesem Malet, den man für geistig erkrankt hielt und auch wohl halten darf, den Oberst Soulier zu gewinnen und sich durch diesen Soldaten zu verschaffen, deren er vor allen Dingen für sein Unternehmen gebrauchte. Oberst Soulier glaubte diesem Menschen jedes Wort. Malet erzählte, daß der Kaiser tot sei, daß ein Senatsbeschluß ihn an die Spitze des Heeres gestellt habe und dergleichen Fabelhaftes mehr. Soulier glaubte alles, und als Malet nun die Truppen hatte, darunter 12 Offiziere, säumte er nicht, seinen Plan auszuführen. Für wenige Stunden schien das Unglaubliche gelingen zu wollen. Der Polizeiminister, der allmächtige spitzbübische Savary, Herzog von Rovigo, wurde verhaftet und ins Gefängnis La Force geworfen, ebenso der Polizeipräfekt von Paris, Pasquier, ein nüchterner und zuverlässiger Mann. Pasquier durchschaute allerdings diesen Betrug und erklärte sofort, daß er nicht glaube, daß der Kaiser tot sei und daß der Senatsbeschluß, der ihm vorgelegt worden, eine Fälschung sei, aber was sollte er tun? Er mußte der Gewalt weichen. Malet ernannte den General Labori zum Polizeiminister und den Rechtskandidaten Boutreux zum Polizei-Präfekten. Dann begab er sich zum Gouverneur von Paris, dem tatkräftigen General Grafen Hulin. Wir hörten in diesen Blättern schon von ihm, es war der alte Barrikadenstürmer und aus der Schweiz zugezogene Uhrmachergeselle Hulin, aber ein Mann von Tatkraft. Mit dem wollte Malet etwas kürzer verfahren. Er schoß ihm einfach

eine Kugel ins Gesicht. Aber als er dann mit dem Generalstabschef Doucet das Gleiche machen wollte, kam er an den Falschen. Der Adjutant Laborde fiel ihm in den Arm, entwaffnete ihn, und der Spuk, der einige Stunden gedauert hatte, war nun zu Ende. Das Kriegsgericht machte es kurz, wenige Tage später fielen Malet und seine Mitverschworenen unter den Kugeln eines Grenadierpelotons. Aber daß überhaupt in Paris dergleichen möglich war, nachdem die Dynastie Bonaparte seit 9 Jahren auf dem Kaiserthrone Frankreichs saß und der Sproß des Kaisers, ein Enkel des Hauses Habsburg und der Erbe dieser Dynastie, in seinem vergoldeten Bettchen lag, daß man das alles in jenem Augenblick vergessen zu haben schien, war ein bedenkliches Zeichen.

Als Kaiser Napoleon diese Vorgänge erfuhr, war er aufs tiefste bestürzt; er konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. „Was ist das? Eine Verschwörung! Attentate! Savary im Gefängnis La Force? Der Polizei-Minister ins Gefängnis geworfen? Es ist ja nicht glaublich! Konnte er sich denn nicht lieber töten, als sich ins Gefängnis sperren lassen? Wahrhaftig, Doucet und Hulin haben mehr Mut bewiesen!" In diesem Augenblick bemächtigte sich des Kaisers der Gedanke, daß seine Anwesenheit in Paris notwendiger sei, als sein Verbleiben beim Heer. Was konnte er als General an der Spitze dieser zerrütteten Armee wohl noch ausrichten? Er gehörte, das erkannte er deutlich, als Kaiser in die Tuilerien nach Paris. Seine Dynastie ruhte auf seinen zwei Augen und auf den Bajonetten eines neuen Heeres, das er in Paris aus dem Boden stampfen mußte, der Senat mochte wollen oder nicht, der Senat sollte seine starke Hand schon wieder fühlen lernen! Der Gedanke an eine Abreise vom Heer hat ihn seit dem Augenblick, wo er diese Nachrichten empfing, nicht mehr verlassen.

Allerdings, zwischen dem Kaiser und Paris lag, als er in Smolensk einzog, noch ein gewaltiger Raum und seine Lage war so, daß er kaum hoffen durfte, auch nur einen einzigen Mann über den Njemen zurückzubringen. Denn nicht allein von Paris waren ungünstige Nachrichten eingetroffen. Der Kaiser hatte, als er nach Smolensk marschierte, unterwegs an den Marschall Victor, Herzog von Belluno, welcher mit frischen Truppen unterwegs war, einen Hilferuf gesandt, der den sonstigen Bulletins, die aus dem kaiserlichen Hauptquartier kamen, sehr unähnlich war. „Die Armee und der Kaiser," hieß es da, „werden morgen in Smolensk sein, aber sehr ermüdet durch einen Marsch von 120 Stunden ohne Aufenthalt. Schreiten Sie sofort zum Angriff; das Heil der Armee hängt daran. Jeder Tag des Aufschubs ist ein Unglück; die Reiterei geht zu Fuß, der Frost hat alle Pferde getötet." Als Antwort auf diesen Hilferuf empfing er in Smolensk die Nachricht, daß Marschall Victor bei Czasniki vom Grafen Wittgenstein zurückgeschlagen war, und ferner ging die Nachricht ein, daß die rechte Staffel der Division, welche General Baraguay d'Hilliers heranführte, an 1800 Mann stark bei Liaskowa von den Russen umzingelt und vollständig gefangen genommen worden war. Diese Brigade war von dem General Augereau, einem Bruder des Marschalls, kommandiert worden; ihre Gefangennahme war ein Triumph für die Russen. „Dieser Sieg," schrieb Kutusow an den Zaren, „ist besonders dadurch bemerkenswert, daß zum ersten Male in diesem Feldzuge ein feindliches Korps vor uns die Waffen gestreckt hat." Der Kaiser war über diesen Vorfall furchtbar aufgeregt. Der tapfere General Baraguay d'Hilliers, der durchaus keine Schuld hatte, mußte büßen. Der Kaiser tobte förmlich gegen ihn und schickte ihn nach Hause. Ohnehin leidend, überlebte Baraguay diese Entehrung nicht. Er starb auf dem Rückwege nach Frankreich zu Berlin. Es war derselbe Baraguay, der 1809 in Südtirol kommandiert hatte und sich zugleich durch Tüchtigkeit und Menschlichkeit ausgezeichnet hatte.

Aber was sich hier in Smolensk sammelte, was Baraguay an Verstärkungen herbeigeführt hatte, und was man als Besatzung in Smolensk noch vorfand, im ganzen 7500 Mann, zählte doch nicht gegenüber den schrecklichen Verlusten, welche die Armee seit ihrem Abmarsch aus Moskau, also innerhalb drei Wochen, erlitten hatte. Mit rund 108000 Mann und 569 Geschützen war das Heer aus Moskau abmarschiert, hiervon waren also in 22 Tagen 44000 Menschen verloren gegangen. Der kleinste Teil von diesen war in den Gefechten geblieben, die meisten waren dem Hunger, der Kälte, den furchtbaren Anstrengungen erlegen, lagen tot unter Schnee und Eis oder waren in Gefangenschaft geraten. Außerdem folgten dem Heer, verfroren und krank, rund 35000 Mann, die aufgelöst an den Rändern und an der Queue, teilweise auch vorauseilend, nur die Widerstandskraft des Heeres schwächten. Die meisten davon hatten ihre Waffen fortgeworfen und machten nicht im geringsten mehr den Eindruck von Soldaten, sondern nur noch von heruntergekommenen Landstreichern. Welche Energie dennoch in den Kolonnen lag, die sich zusammenhielten, und welche Energie die Führer zeigten, beweist am besten, daß trotz dieser Zustände bis jetzt nur ungefähr der vierte Teil der Geschütze verloren war. Nur 140 Kanonen waren in den Händen der Feinde und unterwegs stecken geblieben. Allerdings mußten jetzt in Smolensk weitere 140 Geschütze zurückgelassen werden, weil es an Bespannung fehlte.

Napoleon hielt sich fünf Tage in Smolensk auf. Den Platz zu halten und, gestützt auf Smolensk, eine neue Verteidigungslinie zu bilden, das hatte er natürlich von vornherein aufgegeben, aber er wollte doch wenigstens das Heer einigermaßen wiederherstellen, bevor er weiter marschierte. Seine Tätigkeit in diesen Tagen war rastlos und bewundernswert. Einige Tausend von den Aufgelösten wurden hier wieder gesammelt und eingereiht. Die Truppen erhielten neuen Schießbedarf, für jedes Gewehr 50 Patronen und, soweit es anging, Lebensmittel. Es kam, wenngleich in kleinen Quantitäten, nur noch Fleisch, Mehl, ungemahlenes Korn und Branntwein zur Verteilung. Die Garde wurde auch hier bevorzugt, obgleich sie im Kriege noch keinen Schuß getan hatte. Sie erhielt für vierzehn Tage Lebensmittel, die übrigen Korps für nur sechs Tage. Das Resultat dieser Smolensker Tage war den Verhältnissen nach günstig. Das Heer, das sich unter den Waffen befand, wurde im ganzen auf fast 50000 gebracht, wovon 14000 Mann Garde-Infanterie und 2000 Mann Garde-Kavallerie waren. Das erste, dritte und vierte Armeekorps zählten je 1000, 6000 und 5000 Mann, das fünfte und achte Korps nur noch 800 und 700 Mann. 1200 Mann Kavallerie war das Ganze, was sich auf diese fünf Armeekorps verteilte. Abgesehen von der kaiserlichen Garde sah es mit dieser Kavallerie elend genug aus. Die kaiserliche Garde-Reiterei war noch einigermaßen beritten, aber die 1200 Mann Kavallerie der übrigen Armeekorps saßen auf elenden, ausgehungerten, gedrückten Pferden. Die Artillerie, welche das Heer mitführte, war im Grunde viel zu stark. Sie zählte 300 Geschütze und 7000 Mann. Die Munition, die man für sie mitführen konnte, stand in gar keinem Verhältnis zu der großen Anzahl der Geschütze.

Dem Kaiser brannte in Smolensk der Boden unter den Füßen, aber er war dennoch genötigt, das Eintreffen seines Stiefsohnes, des Vizekönigs Eugen Beauharnais zu erwarten. Beauharnais hatte unter furchtbaren Verlusten den Wop-Fluß passiert. Er hatte Tausende von Nachzüglern, fast sein ganzes Gepäck und seine sämtlichen Geschütze verloren. Der Kosakenhetman Platow war ihm ständig auf den Fersen gewesen und hatte ihm keinen Augenblick Ruhe gelassen. „Nach solchen außerordentlichen Erfolgen," rühmte Kutusow die Vorteile, welche Platow über Eugen Beauharnais davontrug, „die durch uns täglich

und überall über den Feind errungen werden, bleibt uns nur noch übrig, ihn lebhaft zu verfolgen, alsdann wird die russische Erde, welche er unterjochen wollte, mit seinen Knochen besät sein. Es naht der Winter mit seinen Frösten und Schneegestöbern: Fürchtet Ihr denselben, Ihr Kinder des Nordens? Eure Eisenbrust bebt nicht, weder vor der Strenge der Jahreszeit, noch vor den bösen Taten der Feinde, sie ist die feste Mauer des Vaterlandes, an welcher alles zerschmettert." — Er hatte einen guten Stil, dieser Kutusow, und war, wie man sieht, der Worte mächtig, im übrigen aber beschränkte er sich darauf, daß „tout cela se fondra sans moi". Mit einigen wuchtigen Schlägen dem zerrütteten Heer des Kaisers Napoleon den Garaus zu machen, dazu konnte sich Fürst Kutusow nicht aufraffen. Man darf allerdings nicht vergessen, daß trotz der stilistisch, gewiß sehr schönen, „nicht bebenden Eisenbrust" die Russen ebenfalls unter der starken Kälte empfindlich gelitten hatten. Was Kutusow bei sich hatte, zählte noch rund 60000 Mann, allerdings

In der Vorstadt von Smolensk, am rechten Ufer des Dnieper. Den 12. November. Dort drüben an jener bekannten Tartaren-Mauer — es sind noch nicht drei Monate — standen sie tapfer im Schweiß und sandten aus ihren blanken Rohren die Mitraille herüber nach dieser Seite: — nun begraben sie sie hier im Dnieper, werfen gleich den Schiffbruchleidenden die besten Güter über Bord, das leck Schiff zu erleichtern und den Rest zu retten. Dort schleppen jene das Rohr am Strick zum Uferrand und der Offizier schaut, an die verwaiste Protze gelehnt, zu, so wie man einem Freund ins Grab nachsieht. Das leere Gestell brennt links schon, während der Kanonier rechts mit kräftigem Beilschwung den Nagel ins Zündloch eines anderen Geschützes treibt. Und daneben sterben Kameraden unbeachtet im Schnee hin, denn die Kanone geht dem braven schwäbischen Soldatenherzen doch noch näher als der Kanonier, und wenn er sein Teuerstes hier selbst dem Untergang weiht, geschieht es noch aus Liebe, die den Schatz dem Feind nicht gönnt.

— Text zu dem nebenstehenden Bilde —

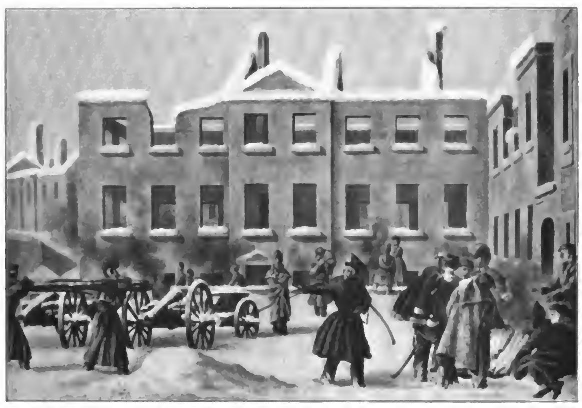
ungerechnet der großen Kosakenschwärme, denen er in der Hauptsache die Beunruhigung der französischen Armee überließ. Aber diese 60000 Mann russischer Truppen befanden sich in einer vortrefflichen Verfassung. Kutusow hatte viele Ruhetage eingeschoben und für Bekleidung und Verpflegung — der Kaiser Alexander hatte dafür gesorgt, daß ein großer Teil seiner Soldaten sogenannte leichte Halbpelze trug, — wo es nur anging, Fürsorge getroffen. Die russische Kavallerie war ausgezeichnet und zahlreich, die Artillerie zählte an 500 Geschütze. Es ist wohl keine Frage, daß, wenn Kutusow sich der französischen Armee in den Weg gelegt und entschlossen seine ganzen Kräfte eingesetzt hätte, die Niederlage der großen Armee hier gleich hinter Smolensk besiegelt worden wäre.

Der Abmarsch der Franzosen aus Smolensk, der am 12. November begann, wurde von einer strengen Kälte, — das Thermometer zeigte 17—18 Grad unter Null, — begleitet.

Der längere Aufenthalt des Kaisers in Smolensk hätte also den Fürsten Kutusow wohl verlocken können, sich der großen Armee rechtzeitig in den Weg zu legen und ihr eine ernsthafte Schlacht zu liefern. Vergeblich drängten seine Generale den alten Fürsten, jetzt mit der Vernichtung der Trümmer der französischen Armee Ernst zu machen. Besonders General Jermolow drängte fortwährend. Aber obgleich dem alten vorsichtigen Herrn von allen Seiten die weit vorgeschrittene Auflösung der großen Armee gemeldet wurde, er konnte sich nicht entschließen, seinen alten Gegner von Austerlitz anzupacken. „Tout cela se fondra sans moi," „dies alles wird ohne mich zu Grunde gehen," blieb sein



In der Vorstadt von Smolensk am rechten Ufer des Dnieper am 12. November 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Emminger



Biwak württembergischer Artillerie in Smolensk
Nach Faber du Faur

Wahlspruch. Er brauchte sechs Tage, um einen Marsch von 13 Meilen zurückzulegen. Er liebte es, sich bequeme Schlösser für sein Hauptquartier auszusuchen, wo er sich dann länger aufhielt als nötig war, und sein Heer teilte die Ruhetage, die der Oberfeldherr sich gönnte. „Kutusows Zögerung," sagt Prinz Eugen von Württemberg in seinen Denkwürdigkeiten, „wurde von der ganzen russischen Armee verurteilt; doch sie war planmäßig. Was trotzdem geschah, ward größtenteils nur durch den Eifer einzelner herbeigeführt. Ich glaube mit Bestimmtheit versichern zu können, daß das feindliche Heer schon bei Wiäsma ganz unterlegen wäre, wenn eine kräftigere Hand bei uns das Kommando geführt hätte. Ob aber im weiteren Verfolg selbst eine solche Begebenheit alle ferneren Resultate allein zu bewirken imstande gewesen und ob ohne die in die Berechnung verwebten Nebenumstände der Erfolg so entscheidend geworden wäre, bedarf wohl keiner besonderen Beurteilung, da ja Napoleon selbst Kutusows schlauem Benehmen das blinde Vertrauen und die Vernachlässigung der letzten Hilfsmittel zuschreibt, deren er sich später beschuldigte. Er hätte in jenen Fällen (wenn nämlich Kutusow bei Wiäsma schon mit ganzer Macht angegriffen hätte) sein Armeekorps gleich ganz verloren und deshalb um so schneller seine Garde gerettet, was ihn ohne den verderblichen Aufenthalt in Smolensk und durch Anschließen an die Korps von Victor, Baraguay und Oudinot einen großen Teil der Armee erhalten hätte, der später in dem allgemeinen Elend erlag."



12. Kapitel

Krasnoi

Ob nun solche Berechnung Kutusows oder ob die Furcht vor dem großen immer noch gefährlichen Gegner ihn am energischen Handeln verhinderte, mag dahingestellt sein. Napoleon konnte jedenfalls damals mit diesen beiden Faktoren nicht rechnen, sondern mußte zusehen, wie er sich seiner Haut wehrte und seine Armee weiter brachte. Die Armee war staffelweise aus Smolensk abmarschiert. Zuerst am 12. November die auf 800 Mann zusammengeschmolzenen Westfalen unter Generaloberst Junot, denen sich 500 Reiter ohne Pferde angeschlossen hatten. Am 13. folgte General Claparède mit der Weichsellegion und den Trophäen, die in diesem Feldzug erbeutet waren. Am 14. folgte Napoleon mit den Garden und der Kavallerie, die er noch hatte. In Smolensk blieben zurück der Vizekönig Eugen Beauharnais, der Marschall Davoust und Marschall Ney, der die Nachhut führte. Diese drei Korps waren seit Wiäsma fortwährend hart bedrängt worden und hatten schwer gelitten, waren auch später als der Kaiser in Smolensk eingerückt und hatten mit dem zufrieden sein müssen, was die Garde und die anderen Divisionen ihnen übrig gelassen hatten.

Am 15. November traf Napoleon mit der Garde in Krasnoi ein. Die Westfalen waren schon einen Tag früher dort gewesen, aber durch kühnes Drauflosgehen des russischen Parteigängers Ozarowski hinausgetrieben worden. Ozarowski stand kaum eine Stunde von der Stadt. Napoleon, der sich entschlossen hatte, hier bei Krasnoi Halt zu machen, um die drei noch von Smolensk in Anmarsch befindlichen Korps aufzunehmen, befahl nun in der Nacht zum 16. November der Division Roguet von der Garde, den Parteigänger Ozarowski zu überfallen. Der Überfall gelang glänzend. Ozarowski wurde zurückgeworfen und eine ganze Anzahl gefangener Russen kam in die Hände der Franzosen. Diese Schlappe, die einer seiner Unterführer erlitt, machte natürlich den alten Kutusow noch vorsichtiger und dies kam den Franzosen zugute. Als am nächsten Tage der General Miloradowitsch und mit ihm der Prinz von Württemberg bei Merlino standen zwischen Krasnoi und den anmarschierenden französischen Kolonnen, kamen gegen 4 Uhr nachmittags Kosaken auf der Straße von Smolensk daher, die sozusagen als Spitze den Vortrupp des 4. französischen Korps unter dem Vizekönig bildeten. Die Franzosen erwehrten sich dieser unliebsamen Begleiter, indem sie ständig Schüsse abgaben, um die Steppenreiter in Respekt zu halten. Das Korps des Vizekönigs, vielleicht noch 5000 Mann stark mit einem ganzen Schweif Unbewaffneter, rückte heran und erhielt sofort einen warmen Empfang. Der Prinz Eugen von Württemberg hatte zu jeder Seite der Straße Batterien auffahren lassen und seine Division sowie eine Reiterabteilung den Franzosen in den Weg gestellt. Dennoch

gingen die französischen Truppen, obgleich in dreifacher Minderzahl, mit heftigem Angriff gegen die russische Stellung vor. Was blieb dem Beauharnais auch anderes übrig, als sich durchzuschlagen? Hier konnte der tapfere Mann wieder einmal zeigen, daß er des väterlichen Degens wert war, den einst der erste Konsul dem Knaben zurückgegeben hatte, als er darum bat. Beauharnais focht also so gut wie er konnte. Natürlich vergeblich. Schließlich war er genötigt das Gefecht hinzuhalten, bis die Dunkelheit hereinbrach, und den linken Flügel der Russen umgehend, erreichte er spät abends Krasnoi. Es war ein jammervoller Marsch, den der Vizekönig von Smolensk nach Krasnoi zurückgelegt hatte, und es ist ein Wunder, daß diese Truppen noch so mutig fochten, daß der alte kühne Geist der großen Armee dennoch in diesen Trümmern lebte. Überall, bei jedem Schritt, waren seine Kolonnen den Spuren der Auflösung begegnet. Die Straße war mit toten Pferden, mit Fuhrwerken, mit festgefrorenen Geschützen, mit Kürassen, Tschakos, Waffen, Gewehren bedeckt; an den erloschenen Feuern der Biwaks lagen Reihen von Erfrorenen. In den Gräben und Geländeeinschnitten fand man Haufen von Toten, die dort hingeworfen waren, um die Passage den Fuhrwerken zu erleichtern. Und dennoch hatten sie gefochten, als ihre Führer es befahlen, hatten ausgehalten unter dem verheerenden Feuer von 44 Kanonen, die Prinz Eugen von Württemberg gegen sie spielen ließ. Besonders tat sich hier der zähe General Guilleminot hervor, der mit seiner Division so lange stand hielt, bis die übrigen Truppen sich in Sicherheit gebracht hatten. Als die Lage der Franzosen kritisch wurde, schickte General Miloradowitsch den Obersten Fürsten Kudaschew als Parlamentär zu Guilleminot und ließ ihn auffordern die Waffen zu strecken, da doch das Korps des Vizekönigs mit 20000 Mann umstellt sei. Der Parlamentär versprach dem General die vorteilhaftesten Bedingungen, aber Guilleminot antwortete kurz: „Kehren Sie um, Herr Oberst, und sagen Sie dem, der Sie gesandt hat, daß, wenn Sie 20000 Mann haben, wir alsdann über 80000 verfügen." Im Augenblick, als der Prinz von Württemberg bei der besten Arbeit war, kam Befehl von Miloradowitsch, dem Feind eiligst die Straße freizugeben, so daß Eugen bei sich sagte: „was muß der Feind wohl von uns halten!" Am andern Tage klärte Miloradowitsch den Prinzen auf. „Des Alten Ansicht," so sagte er, „ist die: bringen wir den Feind zur Verzweiflung, so kostet es auch uns unnützes Blut; lassen wir ihn aber laufen und geben ihm nur gehörig das Geleite, so geht er im Verlaufe einiger Tage selbst zugrunde, denn der Mensch lebt ja nicht von der Luft, der Schnee ist kein heimisches Lager und ohne Gespanne läßt sich Munition und Geschütz nicht transportieren." So zog der Vizekönig sich auf die Garde bei Krasnoi zurück und marschierte mit seinen schwer erschütterten Truppen — er hatte fast 2000 Mann bei diesem Gefecht eingebüßt — gegen Liady weiter. — Napoleon blieb noch in Krasnoi stehen; noch waren die Korps von Davoust und Ney nicht heran. Alles was der Kaiser an Truppen hatte, bestand in 14000 Mann Garde-Infanterie, 1800 Mann Garde-Kavallerie und 400 Mann Kavallerie vom Korps des Generals Latour-Maubourg, der vor fünf Tagen 1800 Mann stark aus Smolensk abgezogen war, also in dieser kurzen Spanne Zeit, ohne Gefechte zu bestehen, 1400 Pferde verlor. Dazu verfügte der Kaiser über 50 Geschütze. Diese unmittelbare Nähe des Kaisers war es wohl hauptsächlich, welche den alten Fürsten Kutusow so ängstlich machte, daß er seinen Generalen sogar befahl, den Vizekönig durchzulassen. Nun kam die Meldung in das Hauptquartier des Fürsten Kutusow, daß Napoleon abgezogen sei. Es war eine falsche Nachricht, denn nicht der Kaiser selbst, sondern das 4. Korps des Vizekönigs war auf der Straße nach Liady, wie wir hörten, weitergezogen. Immerhin, die Nachricht ermutigte den alten Herrn nun doch, dem fort-



Biwak bei Krasnoi
Nach Faber du Faur

währenden Drängen seiner Generale und besonders des englischen Militär-Bevollmächtigten Sir Robert Wilson nachzugeben und die noch rückständigen Korps von Davoust und Ney abzufangen. Es wurde im Hauptquartier ein entsprechender Schlachtplan entworfen, nach welchem der General Tormassow, der das Kommando der 3. Armee abgegeben hatte und hier unter Kutusow jetzt ein Korps kommandierte, auf Dobroie marschieren sollte, um sich dem Feind in den Weg zu stellen. General Miloradowitsch sollte auf Larinowo marschieren, um Davoust vorbei zu lassen und ihm dann in den Rücken zu kommen, während Fürst Galitzyn mit dem Zentrum über Uwarowo direkt gegen Krasnoi vorgehen sollte. So sollte der Feind von drei Seiten umfaßt und vernichtet oder zur Waffenstreckung gezwungen werden. So war der Plan. Aber wie gesagt, Kutusow setzte dabei voraus, daß Napoleon selbst nicht mehr zur Stelle war; er glaubte, es bei dieser Operation, die er sich abringen ließ, nur mit dem Marschall Davoust zu tun zu haben.

Aber die Sache kam anders, denn der Kaiser war zur Stelle. Eigentlich brauchte Kutusow nichts zu fürchten, denn er hatte außer der 17000 Mann starken Macht von Miloradowitsch über 35000 Mann zur Stelle, hatte also eine dreifache Übermacht. Aber plötzlich in der Morgenfrühe schon um 5 Uhr ließ Kaiser Napoleon durch seine junge Garde das Dorf Uwarowo angreifen und nehmen. Mit scharfem Stoß wurde das russische Infanterie-Regiment Tschernikow, welches Fürst Galitzyn in das Dorf geworfen hatte, hinausgeschleudert. Die alten Garden marschierten auf, in Regimentskolonne formiert, und eine Batterie von 12 Geschützen der reitenden Garde-Artillerie, deren Artilleristen allerdings längst keine Pferde mehr hatten, spie ihr Feuer gegen die Russen. Bei der Batterie stand der Kaiser Napoleon zu Fuß in seinem grünen verschnürten Pelz und seiner Pelz-

müße. Er stand im Bereich der feindlichen Kugeln. Berthier, der mit ihm war, warnte ihn vor der Gefahr. „Eh bien," rief Napoleon an den Degen greifend, „J'ai assez fait l'empereur; il est temps, de faire le général" (Wohlan, ich bin lange genug Kaiser gewesen, es ist an der Zeit, daß ich wieder General werde).

Während Napoleon so die Schlacht selbst eröffnete, war Marschall Davoust aus seinem letzten Biwak von Korytnia am frühen Morgen aufgebrochen und in scharfem Marsch an den russischen Linien vorbeimarschiert. Der Prinz von Württemberg der mit seiner Brigade die neue von Kutusow vorgeschriebene Stellung bezog, begegnete den feindlichen Kolonnen und warf sich ihnen entgegen. Aber alsbald kam von Miloradowitsch der ausdrückliche Befehl, daß der Feldmarschall verboten habe, hier ein Gefecht einzuleiten und daß der Prinz die Franzosen vorbeilassen möchte. So kam Davoust unzerzaust davon und konnte sich über die Losmina gehend, mit Napoleon vereinigen.

Die erste Division des Marschalls Davoust, die auf der Smolensker Heerstraße heranmarschierte, wurde zwar von der Batterie des Obersten Nikitin bei dem Überschreiten der Losmina gehörig mit Kartätschen beschossen, aber sie kam dennoch zurecht, um in das Treffen einzugreifen. Sie flankierte sofort das Dorf Uwarowo und machte sich in dem Kampfe sehr nützlich. Fürst Galitzyn, welcher das Zentrum führte, beschloß einen Gegenangriff und erteilte dem General Grafen Stroganow den Befehl, das ganze dritte Infanterie-Korps heranzuführen, um gegen das Dorf vorzugehen und es zurückzugewinnen. Mit zwanzig Geschützen vor der Front rückte Stroganow heran. Da warf sich mit ungeheurer Bravour das erste Garde-Voltigeur-Regiment den Russen entgegen und stürmte die Batterien. Zwei Kürassier-Regimenter unter dem General Duka brachen gegen die Voltigeurs heran, aber im festgeschlossenen Karree wiesen diese alten Gardesoldaten jeden Angriff zurück.

Dennoch wäre, wenn Kutusow seine ganze Masse eingesetzt hätte und der Operationsplan glatt durchgeführt wäre, das Endergebnis der Schlacht kaum zweifelhaft gewesen, aber der große Name des Kaisers tat hier seine besondere lähmende Wirkung auf den alten vorsichtigen russischen Fürsten. Es ward um jene Zeit ein bayrischer Offizier gefangen eingebracht und vor Kutusow geführt. Der alte Fürst sprach geläufig deutsch; vor allen Dingen wollte er gern wissen, wer wohl bei Krasnoi den Oberbefehl führe. Nun hatten die allerwenigsten Offiziere der großen Armee den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen. Der Bayer sagte also, er habe den General wohl gesehen, kenne ihn aber nicht. Der schlaue Russe wollte sich wohl gegenüber den Offizieren, die daneben standen, keine Blöße geben und nicht gerade aussprechen, was ihm am Herzen lag, er versuchte daher auf Umwegen zu seinem Ziel zu gelangen und fing an, den Bayern Napoleons Signalement abzufragen. „Ist er brünett? Welche Augen hat er?" usw. Nun kam es, daß Kutusow ein oder zweimal Antworten erhielt, die ihm bedenklich schienen, und sobald das geschah, wendete er sich mit einem Gesicht, auf welchem der Schrecken nur allzu deutlich zu lesen war, zu seiner Umgebung und sagte bestürzt: „C'est lui!" (Das ist er.) Dann fragte der Feldmarschall weiter: „Ist er klein von Wuchs?" — „Nein, er ist sehr groß," entgegnete der Bayer, der jedenfalls die Hünengestalt des Marschalls Mortier an der Spitze der jungen Garde gesehen haben mochte. Da klärten sich Kutusows Züge auf und mit großer Befriedigung sagte er zu den Offizieren, die ihn umstanden: „Non, ce n'est pas lui." (Nein, das ist er nicht!) Aber diese Überzeugung wurde dem alten Fürsten bald wieder genommen, als ein Bauersmann herbeigeführt wurde, der aus Krasnoi entlaufen war. Dieser sagte bestimmt aus, daß der Kaiser Napoleon selbst in der Stadt sei, welche von Leuten

mit Bärenmützen besetzt sei. Kein Zweifel, das war die alte Garde und man wußte, daß der Kaiser von dieser unzertrennlich war. Außerdem war ja auch aus der zielbewußten Anlage der Schlacht, welche mit sicherem Stoß die schwächste Stelle der Russen, das Zentrum, getroffen hatte, zu ersehen, daß hier ein Meister von Fach tätig war. Keine Einreden, gar nichts half jetzt bei Kutusow mehr. Seine Adjutanten mußten satteln und nach allen Richtungen hin galoppieren, um Tormassow, Miloradowitsch und den anderen Generalen den Befehl zu überbringen, im Marsch einzuhalten und die Straße nach Orsza dem Feinde frei zu geben. Die Aufregung des alten Kutusow war so groß, daß alle russischen Offiziere, die dabei standen, peinlich berührt wurden. Solches vollbrachte der große Name der Korsen.

Indes sah Kaiser Napoleon wohl ein, daß er mit dieser Aufnahme des Korps Davoust das äußerste getan hatte und daß es ihm bei seinem vollständigen Mangel an Kavallerie und Geschützen an Hals und Kragen gehen könnte, wenn er noch jetzt einen Tag lang auf Ney warten wollte. Er brach also am Nachmittag das Gefecht ab und zog sich zurück. Die weiteren Divisionen Davousts, die während der Schlacht heranmarschierten, waren gleich auf der Straße nach Liady weiter beordert. In strammer Ordnung gingen die Gardetruppen zurück. Die erste Division der jungen Garde unter dem General de Laborde erhielt vom Marschall Mortier den Befehl, sich langsam aus der Feuerfront zurückzuziehen. De Laborde sprengte heran und rief seinen Soldaten zu: „Der Marschall hat befohlen langsam, also gewöhnliches Marschtempo, Soldaten!“ Und so geschah es, obwohl die russischen Batterien und die hier vertriebenen Tirailleurschwärme des Fürsten Galitzyn mit dem Feuer nicht sparten. Jetzt mußte auch das 1. Garde-Voltigeur-Regiment seine Zeche bezahlen, das am Morgen so kühn in die Batterie eingedrungen war. Zwei russische Infanterie-Regimenter und zwei Kürrassier-Regimenter, dieselben, die am Morgen abgeblitzt waren, warfen sich auf das Karree und sprengten es; besonders ein alter russischer Wachtmeister vom Kürrassier-Regiment Nowgorod, ein narbenbedeckter Graukopf war es, der sich hier hervortat. Mit den Worten: „Einmal muß die Sache doch ein Ende nehmen,“ warf sich der Tapfere in die Bajonette des Karrees und starb für seinen Zaren.

Die Division Friederichs vom Korps Davoust bildete die Nachhut und hatte die Aufgabe, Krasnoi so lange wie möglich zu behaupten, um das Nachdringen der Russen zu verhindern, während Napoleon mit seinen Garden auf der Straße nach Orsza abmarschierte. Sie wurde vollständig zersprengt und das 33. leichte Regiment gänzlich aufgehoben.

Hier mögen die persönlichen Erinnerungen des Herrn von Borcke, von den Westfalen, Raum finden. Er schreibt:

Wir kamen am 15. in Krasnoi an und brachten dort mit einem Teil der nachgerückten Garden und mit vielen Vereinzelten und Dienstunfähigen, deren Menge sich stündlich vergrößerte, den Tag zu. Aus unseren Bataillonen waren schwache Kompagnien geworden; die beiden Husarenregimenter, die Garde-Chevaulegers zählten zusammen noch hundert Pferde. Der General von Hammerstein führte diese Truppe und hielt sie dadurch einigermaßen zusammen und in guter Haltung, daß er sie durch Einschlagen von Seitenwegen dem Strudel des Rückzugs nach Möglichkeit entzog und die Nächte abseits der großen Straße zubrachte, wo sich auf Lebensmittel und Futter noch eher rechnen ließ. Kälte und Hunger machten nun täglich weitere gräßliche Fortschritte; auf dem Marsch sah man Soldaten, die anscheinend gesund in Reihe und Glied marschierten, plötzlich stehen bleiben, einige Augenblicke wie betrunken hin und her schwanken und dann erstarrt zusammenstürzen. Die Kranken und Verwundeten waren längst umgekommen oder in Gefangenschaft geraten. Der

Kamerad, der Freund, beraubte im Augenblick des Todes den fallenden, erstarrten Freund, den er bis dahin mit sich fortgeschleppt hatte, um ein Kleidungsstück oder die wenigen Eßwaren, die der Gestürzte etwa bei sich trug, zu erlangen. Bald sah man die Gräben der Landstraße mit nackten menschlichen Körpern ausgefüllt; selbst das Hemde, welches einer oder der andere dieser Unglücklichen noch an sich hatte, fand früher oder später einen Liebhaber; was aber die Plünderer der eigenen Armee etwa liegen ließen, das fiel sicherlich den Kolonnen der auf beiden Seiten des Weges folgenden Kosaken und bewaffneten Bauern in die Hände. Pferdefleisch, welches schon lange einen Teil der Nahrung von Offizieren und Soldaten ausmachte, ward nun mehr die einzige und allgemeine. Die Menge der gefallenen Pferde bot bald sogar Überfluß. Selten sah man ein Pferd liegen, dem nicht ein Teil der Brust oder die Keulen ausgeschnitten gewesen wären; Zunge und Leber galten als Leckerbissen.

Als wir am 16. morgens von Krasnoi ausmarschierten, fanden wir ein russisches Korps einige Werste seitwärts des Weges, nach Liady zu, vor uns, welches gegen die Straße vorrückte und so der ganzen Armee mit ihrem noch immer großen Troß den weiteren Rückzug streitig zu machen drohte. Es war die Avantgarde der großen, russischen Armee von Kutusow, die sich unserer Rückzugslinie genähert hatte, während das Gros langsamer folgte. Wir waren daran gewöhnt, von Kosaken umschwärmt zu werden, aber diese begleiteten den Zug, so lange sie Bajonette sahen, stets in angemessener Entfernung und brachen nur da ein, wo es im allgemeinen Chaos einen Wagen oder anderes zu plündern gab. Nun hatte ein reguläres feindliches Korps die Spitze der Avantgarde erreicht und war im Begriff, sich auf unserer Rückzugslinie aufzustellen und so unseren Untergang herbeizuführen. Dieser schien gewiß und besonders für die Westfalen unvermeidlich, deren geschlossene Abteilungen kaum noch der Rede wert waren; außerdem war anzunehmen, daß die den Angriff unternehmenden Russen stärker als die ihnen gegenüberstehenden Truppen waren. Doch Napoleon war bei uns; er zeigte sich, als unser schwaches Häuflein Krasnoi verließ und wir vor dem Orte die Garden in dichten Massen aufmarschiert fanden. Noch war das Vertrauen zu ihm nicht erloschen, wenn auch Zweifel an seiner Unfehlbarkeit auftauchten; seine Nähe, die Ruhe seiner Gesichtszüge und Bewegungen richtete jeden von uns auf, der Gedanke, er könne das unmöglich Scheinende möglich machen, nahm selbst den Verzagtesten ein und erfüllte alle mit neuem Mut und mit Begeisterung. Es war eine entsetzliche Kälte am Morgen des denkwürdigen 16. November. Die Truppen bildeten dichte Karree-Massen, gleich einer beweglichen Festung, und setzten sich so, um sich durchzuschlagen, in Marsch. Napoleon, im grauen Überrock kaum zu erkennen, einen Stock in der Hand, befand sich mit vielen Generalen und Offizieren, die kein Kommando mehr hatten, in einer dieser Kolonnen, welche dicht aneinander gedrängt, ihn umgab und ihn, sowie alles, was sich in ihrer Mitte befand, den Augen des Feindes entzog, da ein Jeder zu Fuß war. Auch wir, mein General mit seinem Stabe und den Reitpferden, waren in dem Karree, welches diesen großen Mann einschloß; unser Glücksstern hatte uns hineingebracht, und so hing unser Schicksal, unser Ende von dem seinigen ab. Die große Masse wälzte sich, unbegreiflicherweise ziemlich unangefochten, auf der großen Straße fort. Die leichten Truppen der Russen, welche sich entgegenstellten, wurden übergerannt und wichen aus; man kanonierte uns, aber die Kugeln taten wenig Schaden, und wir kamen bald durch. Die feindlichen Kolonnen hielten sich entfernt, und so gelang es der Spitze, glücklich durchzubrechen, während einige nachfolgende Karrees der Garden lebhafter angegriffen wurden, wobei etwa 1500 Mann den Untergang fanden. Außerdem fiel den Russen eine große Menge Unbewaffneter, sowie zahlreiche Bagage in die Hände.

Dieser Tag von Krasnoi kostete dem Kaiser Napoleon schwere Opfer. Zwei Generale, 57 Stabsoffiziere und über 6000 Mann fielen gefangen in die Hände der Russen, dazu 45 Geschütze und außerdem, ein besonderer Triumph, der Marschallstab des Fürsten von Eckmühl, Nikolaus Davoust. — Der alte Kutusow machte natürlich wieder einen wunderschönen Bericht an seinen Zaren und erhielt den Ehrennamen: Smolenski. Er hatte übrigens dem Prinzen Eugen von Württemberg gegenüber, dem er sehr gewogen war, für seine ganze Art der Kriegsführung eine Entschuldigung, die hier angeführt werden muß, denn sie erklärt vieles. „Unsere jungen Feuerköpfe," sagte Kutusow, „zürnen dem Alten, daß er dem Fluge ihrer Wünsche einen Zügel anlegt. Sie bedenken nicht, daß die Umstände für sich allein schon mehr tun, als unsere Waffen. Wir selbst dürfen an der Grenze (Deutschlands nämlich) nicht als abgemagerte Landstreicher anklopfen." Hier spielte also, wie man aus diesem Ausspruch erkennt, die politische Erwägung in der ganzen Kriegsführung Kutusows eine starke Rolle.

Dieser Waffenerfolg von Krasnoi, der dem alten Kutusow den Ehrennamen Smolenski einbrachte, erregte in Petersburg den höchsten Jubel. Der preußische Oberst von Boyen war um jene Zeit in geheimer Sendung in Petersburg und wohnte dem Dankgottesdienst bei, der in der Hofkirche stattfand. „An diesem Nachmittage," schreibt Boyen, „kam es auch zu einem Volkstumult in Petersburg, den ich als einen sprechenden Beitrag zu der damaligen Stimmung hier erwähnen zu müssen glaube. Das Publikum hatte nach beendetem Gottesdienst die Erlaubnis bekommen, die in der Kirche ausgestellten, eroberten französischen Adler und den Marschallstab von Davoust zu sehen. Dies zog natürlich eine außerordentliche Menschenmenge herbei und in diesem Gedränge war auf einmal jener Marschallstab verschwunden. Wie das zugegangen, ist mir freilich heute noch ein Rätsel, denn als ich diese Gegenstände sah, waren sie so hoch aufgestellt, daß ein Mensch sie füglich nicht erreichen konnte. Genug, der im Gepäck erbeutete Marschallstab war weg, und auf einmal hieß es, daß er bei einem Mitgliede der in Petersburg befindlichen französischen Schauspielergesellschaft gefunden worden sei. Diese Pariser Künstler waren schon längst ein entschiedener Gegenstand des Volkshasses und nur der Kaiser hatte sie aus einer wohl unzeitigen Liebhaberei dort behalten. Jetzt aber, nachdem jener wahre oder vielleicht auch nur erdichtete Fleck auf einem Mitgliede sich der öffentlichen Meinung bemächtigt hatte, mußte selbst der kaiserliche Wille dem immer stärker werdenden Volksunwillen nachgeben. Noch im Laufe desselben Tages wurden alle Mitglieder der Gesellschaft ihrer eigenen Sicherheit wegen eingeschifft, nach Kronstadt gebracht und von dort über Finnland nach Schweden befördert." Am Abend dieses selben Tages hatte Oberst von Boyen eine Unterredung mit Kaiser Alexander. Ein Generaladjutant hatte ihm eine geheime Tür des Winterpalastes bezeichnet, wo er sich in der Dunkelheit des Novemberabends einfinden sollte. Ein alter Kammerdiener führte den preußischen Offizier geheimnisvoll über dunkle Flure, Gänge und Treppen, und plötzlich stand Boyen in einem erhellten Zimmer dem Kaiser Alexander gegenüber. Der Kaiser saß an einem mit Landkarten bedeckten Tisch und öffnete gerade Briefe. Die Unterredung, die Alexander mit Boyen hatte, dauerte lange und behandelte sehr eingehend die kriegerischen und politischen Verhältnisse. Der Kaiser sicherte Boyen zu, daß er die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis in Deutschland und Europa die politische Lage wieder auf ihren alten Stand zurückgeführt sei. Besonders verbürgte er sich dafür, daß der König von Preußen seinen früheren vollständigen Länderbesitz, oder wo dies nicht anging, doch einen genügenden Ersatz dafür wieder erhalten sollte. „Ich weiß," sagte Alexander wörtlich, „daß man in Europa be-

sorgt gewesen ist, daß ich nicht Ausdauer genug haben und einen unzeitigen Frieden machen würde. Ich glaube aber jetzt durch das Preisgeben meiner Hauptstadt meine Ausdauer genügend bewiesen zu haben und gezeigt zu haben, zu welchen Zielen, wenn man mich unterstützt, ich den Krieg führen werde. Die Befreiung Europas von dem Joche Napoleons, eine den heutigen Bedürfnissen der Zeit angemessene Gestaltung desselben, — dies sind meine Zwecke."

Im Laufe des 17. November war Napoleon mit seinen Garden und dem größten Teil des Korps Davoust glücklich nach Liady gelangt, wo er Eugen Beauharnais schon antraf. Als er dort eintraf, rief er aus: „Oh, mon étoile!" und wahrhaftig, diesen Ausruf konnte der Kaiser mit vollem Recht tun, denn er hatte bei Krasnoi ein unmenschliches Glück gehabt, dieser Liebling des Glücks. Dennoch plagte ihn die bange Sorge um den Marschall Ney und sein Korps. „Ich würde die zweihundert Millionen Franks, die ich in den Tuilerien liegen habe, hergeben, um Ney zu retten," sagte der Kaiser zu dem treuen General Rapp, der während des Rückzugs von Krasnoi an der Spitze der Garde neben dem Kaiser ritt.

Aber es bedurfte dieses kaiserlichen Opfers nicht. Ein Mann, wie Marschall Ney, wenn er nur den Degen in der Faust hat, hilft sich selbst. Er war, wie wir hörten, der Letzte, der Smolensk verließ. Bei seinem Korps befand sich auch die Division Ricard vom Korps Davoust. Im ganzen hatte Ney 8000 Mann Infanterie, 300 Reiter und 12 Geschütze mit sich. Das war der feste Kern seiner Truppen. Dazu kamen noch ungefähr 7000 Nachzügler und Marode, die an seinen Rändern und an der Queue sich mitschleppten, ein Schweif, der natürlich das Fortkommen sehr erschwerte. Es war Ney indes möglich gewesen, in Smolensk für Mäntel, Fußzeug, Patronen und einen dreitägigen Bestand an Proviant zu sorgen. Er hatte vom Kaiser den Befehl erhalten, bevor er Smolensk räumte, die dort zurückgelassenen Geschütze zu vernageln, die Vorratshäuser abzubrennen und die Mauern zu sprengen. Das alles kostete Zeit. Aber auf eine Depesche des Marschalls Davoust hin, der ihn zur Eile mahnte, rief Ney entrüstet aus: „Was, diese paar Kosaken sollen mich nicht veranlassen, von dem kaiserlichen Befehl abzuweichen!" Er vollbrachte also alles, so gut wie er konnte. In der Nacht zum 17. November marschierte er von Smolensk fort. Mehr als 4000 Kranke und Verwundete mußte er zurücklassen.

Die Kälte hatte dem Tauwetter Platz gemacht und die Wege fingen an, schwierig zu werden. Am 18. November gegen 3 Uhr nachmittags überschritt die Division Ricard, welche die Vorhut bildete, bei dichtem Nebel die Lossmina und stieß auf einen unbewachten Artilleriepark, an welchem sie glücklich vorbeimarschierte. Es schien, als ob alles gut gehen wollte; aber plötzlich erfolgte bei den Russen Alarm und es fuhr nun eine starke Artillerie auf, die sofort ihr Feuer eröffnete. Zwei russische Divisionen gingen alsbald vor, und vor allem war es der General Paskewitsch mit der 26. Division, der den Franzosen mit Wucht in die linke Flanke fiel. General Ricard wurde verwundet und die Avantgarde gegen die nachfolgenden Truppen, welche Ney führte, zurückgeworfen. Die Russen versperrten nun mit großer Übermacht dem Marschall die Straße. Es mochten an 40000 Russen sein, die hier den Vormarsch des Fürsten von der Moskwa hemmten. Ney aber hatte nur noch 7000 Soldaten unter den Waffen, einen einzigen Zug Kavallerie und 12 Geschütze. Dennoch befahl er sofort der Division Razout, anzugreifen. Im Augenblick, als diese vorgehen wollte, kam vom General Miloradowitsch der Major Rennenkampf mit der Aufforderung zu Ney, die Waffen zu strecken, da aller Widerstand angesichts der



Marschall Ney bei Krasnoi
Aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

russischen Übermacht nutzlos sei. Während des Parlamentierens fielen von der russischen Seite einige Schüsse. Sofort ließ Ney den Parlamentär verhaften und befahl der Division Razout wiederholt den Angriff. Er ließ von seinen Geschützen sechs auffahren und den ungleichen Kampf mit 40 russischen Kanonen aufnehmen. Gleichzeitig ging die Division Razout mit einer starken Plänklerkette vor der Front über die Lossmina, warf die russischen Schützen zurück und marschierte stracks gegen die Batterie an. Zwei Sappeurkompagnien folgten den Plänklern, dann zwei illyrische Regimenter in Regimentskolonne, das letzte Bataillon Württemberger, alles, was von der Division Marchand noch übrig war. Unter dem furchtbaren Kartätschenfeuer der russischen Batterie marschierten diese Truppen auf. Es fehlte nicht viel und die Batterie wäre genommen worden, da entschloß sich Miloradowitsch, seine Artillerie zurückzunehmen und warf nun eine große Infanterie-Übermacht den Franzosen entgegen. Die russischen Garde-Ulanen stürzten sich auf das 18. französische Linien-Regiment, eroberten im ersten Ansturm zwar die Geschütze und den Adler, aber die folgenden Attacken wurden von dem Karree des Regiments kaltblütig abgewiesen. Bei der fünf- bis sechsfachen russischen Übermacht konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Was hier von dem Marschall und seinen Truppen überhaupt geleistet wurde, daß sie überhaupt zwei fast erfolgreiche Angriffe fertig brachten, ist ein unverlöschliches, militärisches Ehrenzeugnis für die Bravheit dieser Truppen, Offiziere und ihres Führers. Der Divisionsgeneral Razout und der Oberst Pelet wurden schwer verwundet. Pelet hielt sich auf seinem Pferde, obgleich ihm beide Beine und ein Arm zerschmettert waren. Er riet dem Marschall dringend, zurückzugehen, nach Norden auszuweichen und einen Übergang über den Dnieper zu suchen. Alles, was Marschall Ney noch an den Dnieper brachte, betrug vielleicht 3000 Mann, so schwer waren die Verluste in diesem Treffen an der Lossmina gewesen. In der Nähe von Syrokorenie fand Marschall Ney eine Übergangsstelle über den Dnieper. Gegen Mitternacht ließ er die Truppen unter das Gewehr treten, um den Fluß zu überschreiten. Schon hatte das anbrechende Tauwetter das Eis zermürbt, die Pferde brachen sofort ein und es kamen nur wenige an das jenseitige Ufer, die Geschütze mußte man zurücklassen, auch viele Verwundete, die auf den Fuhrwerken lagen und sich nicht bewegen konnten. Da natürlich jeder zuerst über den Fluß wollte, so brachen viele der Mannschaften ein, gerieten unter die Eisdecke und ertranken. Als der Fluß passiert war, wurde der Marsch auf dem rechten Ufer des Dnieper gegen Orsza fortgesetzt. In einem verlassenen Dorf fanden die Flüchtigen große Vorräte von Mehl und Kartoffeln; sofort wurde Feuer gemacht, um abzukochen und in der Aussicht, sich aus den Händen der Russen zu retten, wurde die Stimmung der Soldaten inmitten dieser Wildnis und trotz aller Beschwerden und Nöte gleich wieder sanguinisch und hoffnungsvoll. „Bah! il saura bien nous tirer de ce chien de pays.“ (Nun was denn, er wird uns schon aus diesem hündischen Lande wieder herausbringen), hieß es in diesem Kreise der biwakierenden Truppen. Über den Weitermarsch mag uns ein Offizier vom 3. württembergischen Bataillon näheres erzählen:

„Nach dem Übergang von Warysky setzte man ohne Ordnung den Marsch auf dem rechten Ufer des Dnieper gegen Orsza fort. Nachdem man ungefähr sechs Stunden lang auf diese Art in einem Wald marschiert war, kam man an dessen Ende in ein Dorf, wo der Marschall halten ließ, um die Truppen zu sammeln. Kaum hatte man hier zwei Stunden geruht, da erschienen die Kosaken Platows in der Frühe des 19. November. Mit seiner zahlreichen Reiterei schloß der Kosakenhetman das kleine Häufchen des III. Korps vollständig ein und erwartete ruhig, ohne die Franzosen anzugreifen, was der Marschall



Marschall Michael Ney, Fürst von der Moskwa, Herzog von Elchingen
Gemalt von J. M. Langlois, gestochen von Ruhierre

beschließen würde. Dieser ließ seine Truppen ruhig abkochen, dann unters Gewehr treten und sofort Vierecke bilden. Nachdem die Truppen sich einige Male geübt hatten, aus der geöffneten Kolonne das Viereck zu bilden, trat Ney seinen Marsch an.

Das 3. württembergische Bataillon, welches mit einem illyrischen Regiment zusammen ein Viereck gebildet hatte, marschierte an der Spitze. Sobald dieses Viereck gegen die russische Reiterschar anrückte, teilte sich diese und zog sich hinter das nächste Dorf zurück. Kaum aber hatte die Spitze des III. Korps dieses Dorf passiert, so fingen die Russen an, dasselbe mit Kugeln und bald auch mit Kartätschen zu beschießen. Zum Glück lag das Dorf nicht weit von dem Eingang eines Holzes, welches das III. Korps bald erreichte und somit der größten Wirkung des russischen Geschützes entging. In diesem Walde setzte Ney

Enger schlossen sich die Trupps der Bewaffneten zusammen. Die Kolonne nächst vor uns geht mit Rechts um zu einem neuen Frontal-Gefecht über. Voran tritt eine hohe Gestalt, den Degen in der Rechten, die Stange, die den Adler trägt, in der Linken, barhäuptig, den Pferdeteppich umgeworfen. Und neben ihr und hinter ihr stehen sie, Offiziere und Soldaten, — wie bei Selimurt vier, fünf Säulen aufrecht stehen, die anderen in Trümmern zu ihren Füßen — und drücken ihre Gewehre scharf vorwärts zielend nach einander ab. Hinten in der Kolonne machen andere rückwärts fertig, denn der Feind ist überall. Dort hat er bereits die Straße berührt und schickt seine Kartätschen nach. — Hier rechts weiterhin wirft sich ein anderer Trupp von dieser Abteilung der großen Armee mitten unter die heranjagenden Kosaken hinein und das ledig fliehende Pferd zeigt, daß auch sie noch zu töten wissen. — Nur einer verliert die Fassung in der vorderen Kolonne, will fliehen — ein Württemberger von der Linie faßt ihn an der Brust, drückt ihn in die Kolonne zurück. — Zwischen einem halb aus seinem Schneegrab ragenden Haufen Erfrorener und einer Gruppe, die noch lebt, schreitet der Adlerträger vorwärts. Zwei Grenadiere von der alten Garde bilden diese. Dem einen ist die Krücke abgebrochen; er faßt mit beiden Händen seine Brust und blickt, aufrecht sitzend, um eine der Kugeln bittend, nach den Kameraden neben ihm auf. Aus seinem Schoß hat sich der andere, der Kränkere schwach erhoben mit jammernden Geberden nach der gleichen Erlösung seufzend. Aber ohne ihrer zu achten schwirren mitleidlos die Kugeln der Tapfern über ihre Häupter hin.

— Text zu dem nebenstehenden Bilde. —

seinen Marsch bis zum Einbruch der Nacht fort, um welche Zeit er mit dem Korps an einem breiten Graben ankam und im nämlichen Augenblicke vom jenseitigen Rande dieses Grabens abermals mit Kartätschen empfangen wurde. Ney, welcher sich selbst bei der Vorhut, bei dem württembergischen Bataillon und dem illyrischen Regiment befand, befahl sogleich, daß diese mit großem Geschrei in den Graben stürzen und die Russen vom jenseitigen Rande vertreiben sollten.

Die Württemberger und Illyrier vollzogen diesen Befehl im Augenblick und vertrieben die Russen aus ihrer Stellung, worauf das übrige Korps den Graben ebenfalls passierte und den Marsch noch in der Nacht fortsetzte, bis ein breiter und tiefer Bach dasselbe abermals aufhielt. Während das ganze Korps nach und nach aufrückte, Ney aber einen Punkt zum Übergang aufsuchen ließ, drängten die Kosaken ungestüm die Kolonne des III. Korps gegen den Bach, so daß die Württemberger und Illyrier mit Gewalt in den Bach gesprengt wurden, aus welchem sich nur wenige retteten und das jenseitige Ufer erreichten. Die französische Kolonne hatte sich ebenfalls in den Bach gestürzt und Ney setzte hierauf mit dem kleinen Rest, der das jenseitige Ufer erreicht hatte, den Marsch bis in das nächste Dorf fort. Dieses Dorf wurde zur Deckung angezündet und Ney erwartete hier den Anbruch



Bei Krasnoi
Nach Faber du Faur

des Tages. Von den Württembergern hatten noch 18 Mann, von den Illyriern noch 40 dies Dorf erreicht; in gleichem Maße war überhaupt das ganze Korps geschmolzen.

Sobald der Morgen des 20. November anbrach, trat Ney den Marsch an. Kaum hatte er jedoch einige Stunden Wegs zurückgelegt, als sich die Kosaken abermals zeigten. Ney bildete nun aus dem Rest seiner Truppen zwei Vierecke und setzte seinen Marsch unter dem stärksten Artilleriefeuer fort. Gegen Abend drängten die Russen wieder von allen Seiten heran, sprengten ein Viereck und hieben die Mannschaft nieder; mit dem zweiten Viereck glückte es dem Marschall, ein nahes Holz zu erreichen. Die Russen hatten aber dies Gehölz bald völlig eingeschlossen und beschossen es von allen Seiten. Nunmehr entschloß sich Ney, zum Schein Unterhandlungen anzuknüpfen, um sich dem mörderischen Artilleriefeuer zu entziehen. Er brauchte hierzu jenen russischen Major, den er als Gefangenen mit sich führte. Die Unterhandlungen dauerten bis in die Nacht. Um diese Zeit kam ein Adjutant des Marschalls Ney und ließ die Mannschaft ganz in der Stille antreten. Währenddessen erschien der Marschall selbst vor der Front und forderte die Offiziere auf, Gewehre zu nehmen und die Plänklerlinie der Kolonne zu formieren. Sobald dies geschehen war, stellte sich Ney an die Spitze, rückte in aller Stille gegen das russische Lager, durchbrach es ohne bedeutende Verluste und bald darauf traf der Rest des Korps auf vier französische Grenadierkompagnien, welche Napoleon dem Marschall Ney von Orsza aus entgegengeschickt hatte."

Dieser Zug des Marschall Ney ist weltberühmt geworden. Von den 8000 Regulären, mit welchen er aus Krasnoi zog, brachte er im ganzen 900 nach Orsza zurück. Hauptmann Fribolin von den Württembergern hatte von den 900 Mann seines Bataillons noch sieben übrig, als man in Orsza eintraf. Die ungeheure Kühnheit Marschall Neys hatte es verhindert, daß die Russen sich rühmen konnten, ein ganzes französisches Korps mit einem Marschall an der Spitze gefangen zu haben.

Allerdings, was an isolierten waffenlosen Mitläufern und Nachzüglern bei dem Korps gewesen war, wie wir berichteten im ganzen 7000 Menschen, war völlig aufgerieben und gefangen genommen. Eigentlich kann man von einer „Gefangennahme" gar nicht mehr sprechen, die verhungerten, verfrorenen und entblößten Menschen stellten sich scharenweise selbst. Wir hörten schon, daß sie sich an den russischen Wachtfeuern einfanden und von den gut genährten und gekleideten Russen oft genug Brot und andere Lebensmittel erhielten. Es war so weit gekommen, daß diesen armen Menschen gutes geschah, wenn man sie nur gefangen nahm, dann hatten sie schließlich eher Aussicht, am Leben erhalten zu werden, als wenn sie weiter durch diese Winterwüste wanderten. Nach dem Treffen von Krasnoi, daß mit Neys Rückzug gegen den Dnieper endete, wurde General Rajewski, der sein Quartier in einem nahen Dorfe hatte, in der Nacht geweckt mit der Kunde, daß zwei Offiziere und 5000 Franzosen verschiedener Waffengattungen da seien, die sich ihm ergeben wollten. Einer dieser französischen Subalternoffiziere war früher Kammerdiener bei Rajewskis Bruder gewesen und hatte seinen Leidensgenossen vorgeschlagen, sich diesem General zu ergeben. „Auf diese Weise," meinte Rajewski lachend, „nahm ich 5000 Mann gefangen, ohne vom Bette aufzustehen."

So weit vorgeschritten war also die Auflösung der stolzen „großen Armee," daß sich bereits Tausende waffenloser Truppen gefangen gaben, nur um das Leben zu retten. Mit Schaudern sah der Kaiser, wie ihm das Heer unter den Händen zusammenschmolz. Selbst die Garde war nach diesem starken Stoß, den sie bei Krasnoi erlitten hatte, aus den Fugen gegangen. Auf dem Marsche nach Orsza in der Gegend von Dubrowna ließ der

Kaiser das Fußvolk seiner alten Garde in ein Viereck zusammentreten und begab sich, vom Pferde steigend, in die Mitte des großen Karrees. „Grenadiere meiner Garde," rief Napoleon, „ihr seit Zeugen der Auflösung der Armee. Durch ein beklagenswertes Verhängnis ist es so gekommen, daß die meisten Soldaten ihre Waffen fortgeworfen haben. Wenn auch ihr diesem unseligen Beispiel folgen würdet, so wäre jede Hoffnung für uns verloren. Das Heil der Armee ist euch anvertraut, ihr werdet die gute Meinung rechtfertigen, die ich stets von euch gehabt habe. Es ist nicht genug, daß die Offiziere eine strenge Disziplin aufrecht erhalten, auch die Soldaten unter sich müssen strenge Manneszucht üben und diejenigen, die sich aus dem Gliede entfernen wollen, selbst bestrafen." Das waren die kaiserlichen Worte an seine Garde in der Gegend von Dubrowna. Aber es waren nur leere Worte, die in der Macht der Elemente verhallten, als wären sie nicht gesprochen. Es war ein unerhörtes und ihm wohl selber unbegreifliches Glück für den Kaiser, daß der alte Kutusow nach der Schlacht von Krasnoi, obwohl ihm die rapide Auflösung der französischen Armee genau bekannt war, ihn nicht heftiger verfolgte. Wir haben über die Gründe des Fürsten schon wiederholt berichtet. Kutusow schien das Wort seines großen Lehrmeisters Suwarow, dem ers doch sonst recht gut abgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt," ganz vergessen zu haben, das da lautete: „Ein Hauptschlag erspart 3 Jahre Blutvergießen." In der Geschichte jener Zeit hätte gerade jenes Wort Suwarows eine nie geahnte Erfüllung finden können; denn so war es: selbst wenn man die Tapferkeit der noch zusammenhaltenden Armeereste, wenn man die Entschlossenheit der höheren Offiziere vom Schlage Neys, Davousts, Beauharnais und anderer in Betracht zieht, selbst wenn man die Meisterschaft Napoleons in der Kriegskunst voll bewertet, — alles, was da noch marschierte und sich fortschleppte, wäre verloren gewesen, wenn Kutusow und seine Unterführer die Verfolgung und Umzingelung tatkräftig aufnahmen. Dann wären diese letzten Trümmer der großen Armee von der russischen Flut verschlungen worden und in russische Kriegsgefangenschaft geraten, an die Grenze Sibiriens transportiert, um hier festgehalten zu werden, bis der Friede geschlossen war. Wenn man annahm, daß es trotzdem dem Kaiser gelungen wäre, wie er es ja später tat, dem Heere vorauseilend, sich in Sicherheit zu bringen, woher hätte er den Stamm von Offizieren und Unteroffizieren nehmen sollen, um das neue Heer auszubilden, mit welchem er nur wenige Monate nach diesem völligen Zusammenbruch in Rußland auf den Schlachtfeldern Sachsens erschien? Daß Kutusow nicht einsah, wie sehr er den Kaiser mit seinen Armeetrümmern in der Hand hatte, kann man nicht annehmen, denn er hatte unzweifelhaft einen guten Feldherrnblick und wußte sicher auch genau, woran er war. So ist es nicht anders: der alte Fürst ließ sich stets von politischen Erwägungen stark leiten und die waren hier vermutlich ausschlaggebend. Er wollte nicht, was er schon dem Prinzen Eugen von Württemberg gesagt hatte, „daß seine Truppen wie abgemagerte Landstreicher an die deutsche Grenze klopfen sollten." Und zu dem Bevollmächtigten Englands, dem General Sir Robert Wilson, sagte der alte Russe gerade heraus: „Ich glaube nicht, daß die Vernichtung der napoleonischen Herrschaft für Europa vorteilhaft sein würde: an Stelle Frankreichs käme alsdann England an das Ruder."

Aber mögen die Entschließungen Kutusows und seine Gedanken, die er ängstlich vor jedem im tiefsten Busen verbarg, gewesen sein, wie sie wollen, seine Verfolgung der französischen Armeetrümmer war schlapp, die Kosaken und die Parteigänger besorgten das allein, zu einem Hauptschlage konnte sich Kutusow nicht entschließen.

Hier bei Orsza sah der Lancier-Offizier Graf von Wedel den Kaiser zum letzten Mal. Auf dem Marsche, der nun angetreten wurde, geriet Graf Wedel in russische Ge-

fangenschaft, die ihm vielleicht das Leben rettete. Wie das zuging, mag der Graf hier selbst erzählen:

„Am 19. November morgens, zu Orsza, sah ich Napoleon zum letzten Male. Er trug eine polnische, mit Pelz besetzte Kutka von grünem Sammet und eine dazu passende Pelzmütze. Er hatte in dem Städtchen Orsza, dessen Häuser noch standen, übernachtet und hielt zu Pferde zwischen seiner Garde, um weiter zu marschieren. Auf dem Marsche nach Liadi gesellte sich zu mir der Leutnant Flohr aus Hamburg, von unserem Regimente. Er war ein langer, schlank aufgeschossener Mensch; demontiert wie ich, aber weniger kräftig, begann er über Erschöpfung zu klagen und den Mut zu verlieren, ins Vaterland zurückzukommen. Er schimpfte über den tollkühn und unüberlegt geführten Feldzug, auf den Kaiser, der warm gekleidet, wohl genährt, auf raschen Pferden dahinziehe und uns gleichgültig sterben sehe, auf den Obersten, der noch Handpferde habe und uns zu Fuß laufen lasse.

Vor uns wankten einige Ermattete, die von Zeit zu Zeit sich niederlegten und nicht weiter konnten. „Sieh," sagte er, „die sind glücklich, sie haben ausgelitten, sie werden jetzt vor Müdigkeit einschlafen, um nie wieder aufzuwachen. So wird es auch uns gehen, mir vielleicht morgen, dir, Wedel, in ein paar Tagen, denn du hast noch etwas mehr Kräfte, aber ausreichen werden sie auch nicht."

Während solcher und ähnlicher Gespräche erblickten wir von einer Höhe, über die der Weg führte, ein Dorf, noch wohl erhalten, etwa zehn Minuten bis eine Viertelstunde rechts vom Wege.

„Mich hungert," sagte Flohr; „laß uns nach dem Dorfe gehen, es sieht aus, als wäre dort noch etwas zu finden, vielleicht entdecken wir auch noch ein Pferd, Kosaken werden dort nicht sein; links haben wir vorher welche gesehen, aber dort rechts kann man weithin sehen, es regt sich nichts. Was riskieren wir? Schlagen uns die Bauern tot, so brauchen wir nicht Hungers zu sterben." Flohr war entschlossen, auch allein hinzugehen; nach langem Zureden willigte ich ein, ihn zu begleiten, mehr um ihn nicht allein zu lassen, als in der Hoffnung, etwas zu finden. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Dorf erreicht; auf dem Wege dahin hatten wir ein paar Schüsse im Dorfe gehört und gleich darauf Schweine quieken.

„Wir kommen zu spät," sagte ich, „entweder sind schon Marodeurs darin, die alles weggenommen haben, oder es sind gar Russen dort, dann sind wir verloren." — „Es sind Marodeurs, Hungrige wie wir," antwortete Flohr; „die Russen werden doch im eigenen Lande den Bauern nicht die Schweine totschießen!" Wir klopften an die verschlossene Tür des ersten, nahe bei der Kirche gelegenen Hauses. Die Tür öffnete sich und ein großer Mann in dunkler Kleidung stand vor uns, etwa fünfzig Jahre alt mit einem wohlwollenden offenen Gesicht. „Pastor loci," sagte er uns, französisch verstand er nicht; ich redete ihn daher ebenfalls lateinisch an, was er verstand. „Dura necessitas et magna inedia nos cogunt implorare benevolentiam tuam: da cibum esurientibus, Deus te fortunabit!"*)

Der Mann führte uns mit anscheinender Rührung in sein Haus, holte Brot und Butter herbei und entfernte sich, um, wie er sagte, einige Eier zu kochen. Flohr verschlang in aller Eile einige Stück Brot und Butter, wollte aber nicht länger warten, sondern in das niedriger gelegene Dorf gehen, um zu sehen, ob er ein Pferd auftreiben könne. Ich bestand darauf, er solle bleiben und erst essen. Er eilte aber hinweg. Ich habe nie wieder

*) Die harte Notwendigkeit und der große Hunger zwingen uns, deine Wohltätigkeit anzurufen, gieb den Hungernden Speise, Gott wird dich segnen!

von ihm gehört. Ich war beschäftigt, meinen Hunger zu stillen, als der Pastor wieder kam und mir ein paar Eier und etwas Käse brachte. Auf meine Frage, ob wohl im Dorfe ein Pferd für Geld zu haben sei, antwortete er, er glaube es nicht; die Bauern hätten, als sie Kunde vom Anmarsch der Franzosen erhalten, alles in Sicherheit weiter ins Land gebracht; auch seien Franzosen im Dorf, die wohl, was noch geblieben sei, schon weggenommen hätten. Er erzählte mir dann, er sei Pole und katholischer Priester und habe unseren Waffen mehr Glück gewünscht. Wäre Napoleon in Smolensk geblieben, hätte er das alte Königreich Polen wieder hergestellt und sei dann im nächsten Frühjahr nach Moskau gezogen, so würde er Rußland bezwungen haben.

Plötzlich sprang er auf, trat ans Fenster und rief: „Cosaki adsunt! Cosaki adsunt! veni, si vis servari!"*) Dabei faßte er mich am Arme und suchte mich aus dem Zimmer zu ziehen. Ich ergriff meine Pistolen und erblickte in demselben Augenblick durchs Fenster etwa 50 Kosaken, die gerade aufs Haus zusprengten. Jetzt gab ich mich verloren und folgte willenlos dem Pastor durch ein Hinterzimmer über einen kleinen Hof in eine Scheune, die er hinter mir verschloß. Ich verbarg mich im Stroh. Hier saß ich also in der Falle, die Türe hinter mir verriegelt. Ich hatte nur kurze Zeit über mein Schicksal nachzudenken. Meint der Priester es ehrlich, wird er mich versteckt halten, oder mich den Kosaken oder gar den Bauern ausliefern? Da hörte ich schon Pferdegetrappel auf dem Hof, und der Riegel wurde zurückgeschoben. Ich hatte meine Pistolen gespannt, entschlossen, mein Leben so teuer zu verkaufen, wie ich nur könne. Da wurden die Spitzen von etwa zwanzig Lanzen in die Tür der Scheune gehalten, der vielstimmige laute Ruf ertönte: Pardon! Franzuski Pardon! und der Priester rief: Procede! vita salva erit, si armis tuis non uteris!**) Kein Kosak hatte sich in die Scheune gewagt, sie mochten wohl denken, daß der da drinnen bewaffnet und verzweifelt sei. Ich besann mich nicht lange; an Gegenwehr, wenigstens an eine mit glücklichem Ausgange, war nicht zu denken. Ich trat hervor, warf die Pistolen von mir und übergab mich wehrlos den Kosaken, die nun ihre Lanzen fallen ließen und über mich herfielen, um mich von meinen überflüssigen Kleidern und sonstigen Habseligkeiten zu befreien. In einem Augenblick, viel kürzer, als meine Erzählung dauert, hatte der eine die Tschapka, die mit silbernen Tressen und Fangschnur besetzt war, ein anderer meinen Mantel, ein Dritter meinen Überrock, ein Vierter meine Epauletten mir abgerissen. Jetzt glaubten sie, daß die stark versilberten Knöpfe von echtem Silber seien und im Augenblick waren alle Knöpfe verschwunden und Löcher zu schauen, wo vorher Knöpfe saßen. Selbst das schwarze seidene Halstuch banden sie mir ab. Einer faßte mich am Arme und führte mich auf den Hof, wo er sein Pferd bestieg und mich anwies, daß ich ihm folgen solle. Die anderen ritten davon. Ich folgte meinem Führer. Der Pastor rief mir zu, ich möge ihm nicht grollen; er habe nicht anders gekonnt und mein Leben gerettet, da die Kosaken mich ohne sein Fürwort getötet hätten.

Mein Führer, ein junger Kosak, hatte ein volles gutmütiges Gesicht. Seine Mienen schienen Mitleid auszudrücken, als ich im bloßen Kopfe, ohne Halstuch, mit einer Uniform, die nicht zugeknöpft werden konnte, vor Kälte zitterte. Er zog eine Serviette heraus, warf sie mir zu und wies mich an, sie um den Hals zu binden, was ich auch sogleich tat. Nicht weit davon stand ein Bauer, der mich schadenfroh anblickte und mir höhnend etwas zurief, wovon ich die Worte verstand „Franzusky kaput marosz" — ich glaube, er drückte seine Freude aus, daß der Franzose vor Kälte kaput gehe. Dabei ergriff er einen Stein

*) Kosaken sind da, komm, wenn du dich retten willst!

**) Komm hervor, dein Leben ist dir sicher, wenn du deine Waffen nicht gebrauchst!

und warf nach mir. Der Kosak sprengte mit zornigen Worten auf ihn los und als der Bauer heftig antwortete, hieb er ihm mit dem Kantschu über den Kopf und Rücken, worauf der Bauer schwieg und seinen schmutzigen Schafspelz auszog, den er dem Kosaken übergab und dann rasch davonlief. Der Kosak warf mir den Schafspelz zu, den ich sofort anzog. Dann klopfte ich leicht das Knie des Kosaken und rief ihm zu: „Dobre Kosak, drobre“ — gut Kosak, gut — worauf er mir freundlich zunickte und auf die Schulter klopfte. Unter uns beiden war Freundschaft geschlossen.

Der Kosak ist, was man auch sonst gegen diese rohen Kinder der Natur sagen mag, weniger schlimm gegen seine Gefangenen als der gebildete Franzose oder der Deutsche. Er dient ohne Sold und ist nur auf die Beute angewiesen, betrachtet daher den Gefangenen als sein rechtmäßig erworbenes Eigentum mit allem, was derselbe besitzt. Er hat das Beispiel der Sklaverei ja täglich vor Augen. Sein Kaiser, so meint er, hat ihm das Recht gegeben, zu nehmen, was er bei den Gefangenen oder überhaupt beim Feinde findet. Widersetzt sich dieser der Ausübung des Rechtes, so ist er im Unrechte; der Kosak mißhandelt ihn oder schlägt ihn tot, wenn es nicht anders gehen will und glaubt dabei in der Ausübung seines Rechtes zu sein. Ergibt sich aber der Gefangene geduldig in sein unvermeidliches Schicksal, so erkennt der Kosak in ihm einen verständigen Menschen, dem er, weil dieser sich ihm ergeben, Schutz schuldig ist.

Der Kosak führte mich zu dem Sammelplatze seines Pulks, wo an 200 Gefangene, meist ausgehungerte Jammergestalten, zusammenstanden. Flohr war nicht darunter. Ich erfuhr von den Gefangenen, daß die Kosaken sie auf dem großen Heerwege, wo sie als Nachzügler ohne den Schutz eines geschlossenen Korps ihres Weges gezogen seien, überfallen, zusammengetrieben und hierher gebracht hätten. Der Führer oder Oberst der Kosaken — Illowaïsky, wie ich nachher hörte — hielt nahe bei mir und betrachtete die Gefangenen, als ein Kosak herbeikam, der meine Tschapka in der Hand hielt. Die schöne Kopfbedeckung fiel dem Obersten in die Augen, der dabei einige Worte ausrief, wovon ich zu verstehen glaubte: Polsky Ulansky Officirrs Tschapka. Da trat ich hervor und machte bemerklich, daß es meine Tschapka sei. Er redete mich jetzt auf polnisch an und auf meine Antwort: „Nie Polsky, Nimietz“ — was bedeuten sollte: „Kein Pole, ein Deutscher,“ rief er einen Dragoneroffizier, der dort hielt und der mich in gutem Deutsch fragte, wer ich sei, woher, und in welchem Regimente ich gedient. Als ich meinen Namen nannte, nahm das Gesicht des Kosakenchefs einen Ausdruck des Erstaunens und der Neugier an und rasch sagte er dem Dragoneroffizier einige Worte auf russisch. Dieser fragte mich nun, ob ich ein Verwandter des tapferen Generals Wedel, des Freundes Friedrich des Großen, sei. „Das war mein Großvater,“ antwortete ich, ohne mich zu besinnen, „hat der Herr General — so nannte ich den Kosakenchef — von ihm gehört?“ Der Dragoneroffizier erwiderte, nachdem er meine Antwort dem Chef übersetzt: „Der Oberst hat eine russische Geschichte Friedrichs des Großen gelesen und ist der größte Bewunderer desselben. Er interessiert sich deshalb für Sie, wegen ihres berühmten Großvaters!“ Nun ließ mir der Oberst sagen, es tue ihm sehr leid, mich in dieser Lage zu sehen, aber er freue sich, daß er Gelegenheit habe, mir zu helfen.

Auf meine Klage, die Kosaken hätten mir Geld, Uhr und Kleider abgenommen, zuckte er die Achseln und ließ mir sagen, das sei das Recht des Kosaken, er könne nichts dagegen tun; wieviel Geld ich gehabt hätte? Ich sagte: Etwa 30 Napoleonsd'or. Darauf ließ er mir einige Geldscheine reichen und rief einer Ordonnanz etwas zu, welche rasch wegritt und bald nachher mit einem Pferde, einem großen blauen Offiziersmantel und dem Über-

rock eines polnischen Artillerieoffiziers wiederkam. Die Kleidungsstücke schenkte mir der Oberst, das Pferd hieß er mich besteigen und ihm folgen.

Ich war jetzt wieder ganz anständig gekleidet, man hatte mir noch eine Lagermütze polnischen Schnitts gegeben, dazu den Überrock und Mantel, der meine zerrissene Uniform bedeckte. Auch mein Halstuch hatte mir ein Kosak wiedergegeben, welches ich über meine Serviette band. Die Serviette, die ich aufbewahrt habe, ist von feinem Damast; ein Schloß und eine Jagd sind darin eingewirkt und eine Inschrift in russischen Lettern. Offenbar hatte mein Freund sie irgendwo gestohlen und spielte die Rolle des heiligen Crispinus.

Nachdem wir etwas weiter geritten, konnten wir den großen Weg übersehen, auf welchem die Reste der einst großen Armee dahinzogen. Bald darauf ritten wir landeinwärts. Nach etwa einer Stunde ward Halt gemacht. Die Offiziere stiegen ab und forderten mich auf, dasselbe zu tun. Es wurde ein Tischlaken auf der Erde ausgebreitet; ein gewaltig dicker Kosak trat mitten darauf und band seinen Gürtel los. Ich war sehr erstaunt über diese Art der Vorbereitung, aber noch erstaunter, als der dicke Kerl mit einem Male ganz schlank wurde und aus den niederfallenden Schößen seines langen Gewandes Würste, Koteletten, Brot, Käse usw. auf das Tischlaken stürzten. Auch Wein und Likör wurde daraufgestellt. Das Tischlaken war so fein, der Wein und Likör so vortrefflich, daß ich mein Erstaunen dem Dragoneroffizier äußerte: einen besseren Wein und besseren Curaçao hätte ich in meinem Leben nicht getrunken. Die Offiziere lachten, und mir ward das Rätsel gelöst. Vor einer Stunde hatten sie einen Packwagen des Königs von Neapel genommen, woraus all die guten Dinge stammten. Das Tischtuch trug das Zeichen J (= Joachim) mit der Königskrone. Ich freute mich jetzt, daß der tapfere König so gut für sich gesorgt hatte, und jetzt ward mir auch klar, was er meinte, als er uns zurief: „Ayez l'âme trempée de fer, Habt eine Seele hart wie Stahl und Ihr werdet Euch gegen die Widrigkeiten des Schicksals aufrecht erhalten; wer den Mut verliert, ist selbst verloren." Das bedeutete: Habt immer eine Flasche Bordeaux, Koteletten und Bratwürste und einen guten Likör, so werdet ihr stark bleiben; wer aber Wurst und Wein verliert, der ist selbst verloren, — es liegt eine tiefe Wahrheit darin, das wird jeder alte Soldat bezeugen.

Meinen armen Leidensgefährten war es nicht so gut ergangen wie mir, sie mußten hungrig und schlecht gekleidet ihren Weg ins Land hinein fortsetzen. Und welchem Umstande verdankte ich mein Glück? Der Oberst hatte kürzlich die ins Russische übersetzte Geschichte des siebenjährigen Krieges gelesen, den Namen Wedel bei dem des großen Königs gesehen, und ich hatte ihm dreist ins Gesicht gelogen, daß dieser Wedel mein Großvater sei!

Ich habe mir leider nie Gewissensskrupel über diese Lüge machen können, sondern oft mit Freude daran gedacht."

Napoleon hatte in Orsza, so gut es gehen wollte, die sich sammelnden Reste seiner Armee neu gegliedert. Es ergingen die strengsten Befehle für die Nachzügler, sich zu ihren Regimentern oder Korps zu begeben. Natürlich half das nicht viel, aber diejenigen, die einsehen mußten, daß sie in fester Gliederung gesicherter marschierten und eher Proviant erhielten als die Nachzügler, fanden sich dennoch ein. Der Kaiser ließ auch Waffen und Schießbedarf verteilen. Besonders wichtig war es, daß sich in Orsza 36 Kanonen vorfanden, denn der größte Teil der Artillerie war seit Krasnoi verloren gegangen. Auch 2 Pontonparks waren in Orsza. Wollte man nun die Pontons mitnehmen, so mußten die Geschütze zurückbleiben, denn für beide waren Pferde zur Bespannung nicht da. Der Kaiser entschloß sich die Pontonparks zurückzulassen und bespannte die Kanonen. Hier

bei Orsza ließ der Kaiser auch sämtliches überflüssiges Fuhrwerk verbrennen; er wollte die Reste seiner Armee möglichst bewegungsfähig erhalten und außerdem, die Pferde, welche bisher elegante Equipagen und Generalswagen durch Schnee und Eis geschleppt hatten, waren besser zu verwerten. Es war auch reichlich Proviant in Orsza vorhanden, so daß die Verpflegung der Truppen erfolgen und ihnen auch noch Proviant mit auf den Weg gegeben werden konnte. Alles, was der Kaiser an kampffähigen Truppen hier in Orsza zusammenbrachte, waren rund 15000 Mann; davon waren 5000 Mann Garde-Infanterie und 1100 Garde-Reiter. Das 1. Korps unter dem Marschall Davoust wurde auf 5000 Mann verstärkt und übernahm die Nachhut. In den Rest von rund 4000 Mann teilten sich die übrigen Korps.

Napoleon ging in Orsza mit dem Plan um, auf Minsk zu marschieren, wo große Magazine lagen. Aber bevor er aus Orsza abmarschierte, erhielt er die Nachricht, daß General Tschitschagow Minsk genommen habe und auf Borisow marschiere. Das war eine höchst bedrohliche Nachricht. Wenn nun auch noch Wittgenstein den Marschall Victor zurücktrieb, so konnte es kommen, daß die beiden russischen Flügelheere sich wie eine Mauer vor die Rückzugsstraße des Kaisers schoben, die ihm an den Ufern der Beresina jeden Ausweg versperrte.



13. Kapitel

Die Flügelheere

Während wir Napoleon auf der Straße von Orsza gegen die Beresina marschieren lassen, wollen wir die Gelegenheit wahrnehmen, zu sehen, wie es bei den französischen und russischen Flügelheeren eigentlich stand. Der Ober-General der vereinigten österreichischen und sächsischen Hilfstruppen, Fürst Schwarzenberg, führte, wie wir hörten, den Krieg nicht eben scharf. Geheime Instruktionen des Wiener Hofes banden ihn, und nachdem er bei Grodeczna einen Sieg über den General Tormassow erfochten und damit die Schlappe von Kobryn, die dieser den Sachsen zugefügt, ausgewetzt hatte, blieb da unten in Wolhynien so ziemlich alles still. Im September dann, während Napoleon in Moskau weilte, erfolgte die Vereinigung der Moldau-Armee unter dem Admiral Tschitschagow mit der Armee von Wolhynien, welche bisher Tormassow befehligt hatte. Nun waren die Russen an 70000 Mann stark und dem Korps von Schwarzenberg und Reynier weit überlegen. Der Admiral Tschitschagow war ein Liebling des Kaisers Alexander, der auf seine soldatischen Fähigkeiten große Stücke hielt und ihn alsbald zum Oberbefehlshaber der vereinigten Armee ernannte, während General Tormassow, seit langer Zeit leidend, zur Armee Kutusow gesandt wurde, um dort den bei Borodino gefallenen Fürsten Bagration zu ersetzen. Gegenüber dieser russischen Übermacht hatte Fürst Schwarzenberg nun auch militärisch den allerbesten Grund, zurückzuweichen. Wohl folgte Admiral Tschitschagow zunächst, aber als Schwarzenberg fortwährend auswich und sich, das Herzogtum Warschau preisgebend, bis Bialystok zurückzog, wollte der Russe nicht länger folgen. Es war ein Krieg, der ein besonderes Interesse nicht in Anspruch nehmen kann, ein Hin- und Herschieben von Truppenkörpern wie von Schachfiguren auf dem Schachbrett, ohne daß es jemals hieß: „Gardez la reine,“ oder „Schach dem König.“ Das Endresultat war, daß, als der Kampf um den Beresina-Übergang vor der Tür stand, Admiral Tschitschagow die für Napoleon sehr wichtige Stadt Minsk nahm, während Schwarzenberg noch bei Slonim stand. In diesen Tagen kam es plötzlich und für Schwarzenberg sehr überraschend zu einer Schlacht. Der Fürst hatte den General Graf Reynier mit sächsisch-österreichischen Truppen in der Stärke von 12000 Mann bei Wolkowisk stehen lassen, um den russischen General Baron Sacken zu beobachten. Baron Sacken war ein alter Herr in der Mitte der Sechziger, aber von kriegerischem Feuer erfüllt und voll Tatkraft, — es war derselbe Baron Sacken, der ein Jahr später Blücher so tüchtig an der Katzbach unterstützte. — Sacken also hielt die Gelegenheit für günstig, dem General Reynier eins auszuwischen. Am 15. November in der Morgenfrühe um 3 Uhr brachen die Russen mit Übermacht in die Stadt Wolkowisk ein, die nur mit wenig Kanonen besetzt war; alles kam in die größte Verwirrung. Kaum konnte sich die

Generalität selbst retten. Graf Reynier raffte, als der Tag anbrach, die Truppen, die ihm zur Hand waren, zusammen und eroberte Wolkowisk zurück, aber dann kam es zu einer Schlacht, die recht heiß wurde. Baron Sacken versuchte beständig den linken Flügel Reyniers aufzurollen, um ihn von dem Fürsten Schwarzenberg, der von Slonim im Eilmarsch heranrückte, zu trennen, aber die Sachsen hielten tapfer stand, und als Schwarzenberg mit 18000 Mann auf dem Schlachtfelde erschien und Sacken in den Rücken zu kommen drohte, mußte dieser die Schlacht preisgeben. Die Russen hatten an Toten, Verwundeten, Gefangenen, an Geschütz und Gepäck große Verluste. Aber dennoch hatte dieses Gefecht von Wolkowisk für die russische Sache einen mittelbaren Erfolg. Fürst Schwarzenberg, anstatt Reynier allein die Verfolgung des sehr geschwächten Barons von Sacken zu überlassen, nahm selbst daran teil und folgte dem geschlagenen Korps bis nach Kobryn, wo ihn dann eine Depesche des Herzogs von Bassano aus Wilna erreichte, die ihm befahl, schleunigst gegen Minsk zu marschieren. Das hätte Schwarzenberg gleich nach dem Gefecht von Wolkowisk tun sollen, denn die Kaiserliche General-Ordre, die er besaß, lautete ausdrücklich: „Handeln Sie so, daß es den Russen, die Sie vor sich haben, nicht möglich wird, gegen mich zu marschieren." Nun war es aber zu spät, denn von Kobryn bis zur Beresina war es weit, dort war längst die Entscheidung gefallen, und Admiral Tschitschagow hatte in der Stunde derselben freie Hand gehabt, wovon wir noch hören werden.

Während dieser Vorgänge an der südlichen Grenze des gewaltigen Operationsfeldes fochten im Norden an der Düna die Russen unter General Graf Wittgenstein und die Franzosen unter Marschall Oudinot und General Saint-Cyr mit wechselndem Erfolg. Der Kaiser Napoleon konnte auf die Vorgänge bei diesen Korps nicht einwirken. Seine Marschälle waren sich selbst überlassen. Wohl waren sie alle bereit, dem unmittelbaren Befehl des Kaisers zu folgen, aber unter sich waren sie sich meistens durchaus nicht einig und keiner gehorchte gern dem andern. Die ganze Streitmacht, welche Napoleon am Laufe der Düna stehen hatte, war sehr beträchtlich. Zu Anfang des Feldzuges verfügte Marschall Oudinot über nahezu 40000 Mann, General Gouvion Saint-Cyr, welcher die bayrischen Hilfstruppen kommandierte, über 25000 und Macdonald, unter welchem die Preußen standen, über 32000. Natürlich hatten die Märsche und Schlachten auch hier schwere Verluste gebracht, aber man kann doch rechnen, daß insgesamt noch wenigstens 60000 Mann in festen Truppenverbänden an der Düna standen, ohne so zur Verwendung zu kommen, wie der Kaiser es dringend wünschen mußte. Zuerst war Marschall Oudinot der Angreifende gewesen, dann aber wandelte sich die Sache und Wittgenstein trat in die Offensive. Wir haben von dem wechselvollen Kampf bei Kliastitza gehört, wo der tapfere General Kulnew, dies ehrliche Soldatenblut, sein Leben ließ.

Marschall Oudinot marschierte dann auf Polozk zurück, und was sich nun am Napoleonstag, am 15. August, und während des nächsten Tages begab, das mag uns General Marbot schildern, der mit dabei war.

„Am 15. August, dem Geburtstag des Kaisers, traf das Korps vor Polozk sehr niedergeschlagen ein und fand dort das 6. Korps vor. Dieses bestand aus zwei Divisionen Bayern, deren Kommandeur General von Wrede dem Oberbefehl des französischen Generals Gouvion Saint-Cyr unterstellt war. Die Unterstützung betrug 8 bis 10000 Mann, und Oudinot würde sich darüber mehr gefreut haben, wenn er nicht die Kontrolle ihres Führers gefürchtet hätte. Dazu hatte er auch allen Grund, denn Saint-Cyr war in der Tat eine militärische Kapazität ersten Ranges. Ein Zeitgenosse und Nacheiferer von Moreau, Hoche, Kléber und Desaix hatte er schon mit Erfolg einen der Flügel der Rheinarmee komman-

biert, als Oudinot noch kaum Oberst oder Brigadegeneral war. Ich habe nie einen Führer kennen gelernt, der seine Truppen auf dem Schlachtfeld besser leitete als Saint-Cyr. Er war von großer Gestalt, hatte aber mehr das Aussehen eines Schulmeisters als das eines Militärs. Hierzu mochte allerdings die Gewohnheit beitragen, die er von den Generalen der Rheinarmee angenommen hatte, weder Uniform noch Epauletten zu tragen, sondern einen einfachen blauen Überrock.

Unmöglich konnte man einen Menschen von stoischerer Ruhe sehen. Nichts vermochte seinen Gleichmut zu erschüttern. Die größten Gefahren und Widerwärtigkeiten, Erfolge oder Niederlagen machten scheinbar gar keinen Eindruck auf ihn. Er stand jedem Ereignis wie ein Eiszapfen gegenüber. Diese Sondereigenschaften eines Führers, verbunden mit der Neigung zum Studium und zu tiefem Denken, setzte ihn in großen Vorteil gegenüber den meisten seinesgleichen. Aber er hatte auch schlimme Fehler. Mißgünstig auf die Erfolge anderer Truppen hielt er die seinen oft zurück, wo Hilfe dringend not tat und griff erst ein, wenn er erkannte, daß er allein den Ruhm des Tages ernten konnte. Mit diesem kalten Egoismus verband sich eine absolute Gleichgültigkeit für das Wohl seiner Untergebenen. Er kümmerte sich gar nicht um ihre materiellen Bedürfnisse und zeigte ihnen nie das geringste Interesse; all dies überließ er seinen Unterführern. Er verlangte von diesen, daß sie ihre Truppen stets kampfestüchtig und in gutem Zustand erhielten, wie sie das aber machten, war ihre Sache. Die Truppen dann auf dem Schlachtfelde zu Ruhm und Ehre zu führen, blieb wiederum seine Sache. Diese Eigenart seines Wesens hatte Saint-Cyr schon viel geschadet. So sehr jedermann zur Anerkennung seiner außergewöhnlichen Führertalente gezwungen war, so wenig war sein unliebenswürdiger Charakter geeignet, sich Freunde und Zuneigung zu erwerben. Wo überall er bis jetzt auch gewesen war, nirgends hatte er die Liebe seiner Untergebenen besessen oder mit Gleichgestellten und Vorgesetzten auf gutem Fuß gestanden. Vielen der letzteren war er ein höchst unbequemer Untergebener, ja seiner geistigen Überlegenheit wegen geradezu ein Dorn im Auge. Daher hatten sich auch die verschiedenen Regierungen, die in Frankreich einander gefolgt waren, seiner nur in der Not bedient, und Napoleon hatte es ebenso gemacht. Er benutzte Saint-Cyr, weil er sich eines so hervorragenden Führertalentes nicht entschlagen wollte, im übrigen aber war er ihm durchaus abgeneigt. Bei Verleihung des Marschallstabes zog er ihm lange Zeit Generale vor, deren Verdienste den seinen weit nachstanden. Das war der Mann, den Oudinot zu seinem größten Ärger unter seinen Befehl gestellt sah.

Wir zählten jetzt bei Polozk mit dem bayrischen Korps zusammen 52000 Mann. Am 16. August griff uns die 60000 Mann starke Armee Wittgensteins an.

Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der Düna und war von alten Erdwällen umgeben. Vor der Hauptfront des Platzes befanden sich Gemüsefelder, die von einer Menge Furchen zur Ableitung des Wassers durchzogen waren. Obgleich derartig angebautes Land für Artillerie und Kavallerie kein eigentliches Hindernis bietet, so erschwert es doch die Beweglichkeit. Die Felder dehnten sich wohl eine halbe Stunde vor der Stadt aus. Zu ihrer Linken erstreckte sich am Flußufer entlang eine breite, weite Wiesenfläche. Hätten die Russen diese gleich von vornherein zu ihrem Angriffsfeld erwählt, so würden sie sehr bald die schwache Schiffbrücke, welche unsere einzige Verbindung mit dem linken Ufer bildete, unter ihr Feuer bekommen und uns dadurch den Verkehr mit unseren Trains unterbunden haben. General Wittgenstein zog es aber vor, den Stier bei den Hörnern zu fassen und seine Hauptkräfte durch das angebaute Land direkt auf die Front der Wälle zu dirigieren, die für den Verteidiger den Vorteil in sich schlossen, daß sie das Vorgelände überhöhten

und beherrschten, im übrigen aber nur leicht zu ersteigende Böschungen waren. Der Angriff war sehr heftig, doch hielt unsere Infanterie in den Gemüsegärten tapfer stand und brachte dem Feinde, durch das Artilleriefeuer von den Wällen, bei welchem auch die von meinem Regiment eroberten 14 Geschütze mitwirkten, aufs beste unterstützt, so schwere Verluste bei, daß der Ansturm nicht glückte, und die feindlichen Massen in völliger Auflösung zurückprallten, um sich außer Schußweite von neuem zu formieren.

Es spielte sich nunmehr wieder das alte Schauspiel ab: Oudinot verließ seine feste Stellung, ging sofort zur Verfolgung über und wurde seinerseits wieder blutig abgewiesen und zum Rückzug gezwungen. Ein Teil des Tages verging mit stets erneuten Angriffen seitens der Russen auf der nämlichen Stelle und ihrer jedesmaligen Flucht bis über die Gemüsefelder hinaus. Während diesem Hin und Her befand sich Saint-Cyr stets im Gefolge des Marschalls und sah allem mit der ihm eigenen kalten Ruhe und seinem eisigen Schweigen zu. Er brach es nur, um Oudinot, wenn dieser ihn um seine Meinung befragte, unter einer sehr ehrerbietigen Verbeugung zu antworten: „Monseigneur le maréchal!“ ... womit er wohl ausdrücken wollte: Da man Dich zum Marschall gemacht hat, mußt Du doch alles besser verstehen als so ein simpler General wie ich; sieh selbst zu, wie Du Dich aus dieser Affäre ziehst!

Wittgenstein, der nach seinen wiederholt abgeschlagenen Angriffen auf die Front der Werke, endlich einsah, daß er so zu keinem Resultat gelangen würde, tat nun das, was er von Anfang an hätte tun sollen, d. h. er ließ nunmehr das Gros seiner Truppen links von der Stadt über die Wiesenfläche vorgehen. An dieser hatten bis jetzt unsere Zwölfpfünderbatterien und die gesamte Kavallerie in Bereitschaft gestanden, ohne zur Verwendung gekommen zu sein. Der Artilleriegeneral Dulauloy, der jetzt aber um seine Geschütze besorgt wurde, machte dem Marschall den Vorschlag, nicht allein die schweren Geschütze, sondern auch die ganze Kavallerie auf das linke Flußufer zu senden, da beide Waffen auf ihrem augenblicklichen Platze den Bewegungen der Infanterie hinderlich sein könnten. Oudinot fragte Saint-Cyr, was dieser darüber dächte, der aber hatte wiederum nur seine tief ergebene, stereotype Antwort: „Monseigneur le maréchal!“ ... und das Ende vom Liede war, daß der Marschall trotz aller Gegenvorstellungen seines Generalstabschefs dem Vorschlag des Generals Dulauloy Folge gab und den Übergang der schweren Artillerie sowie der gesamten Kavallerie auf das andere Flußufer befahl.“

Soweit die Erzählung Marbots, der stets die Schwäche hat, die französische Tapferkeit besonders zu preisen und die Erfolge ein wenig schönfärbend zu vergrößern. Aber diese Ausführungen sind immerhin bezeichnend für das Verhältnis der beiden französischen Führer zu einander. An diesem Tage wurde Oudinot von einer Kugel im Schultergelenk getroffen und mußte schwer verwundet vom Oberbefehl zurücktreten, den nun Saint-Cyr übernahm. Der General Gouvion Saint-Cyr war von den Beiden der weitaus Fähigere. Er beschloß für den 17. August, den nächsten Tag, einen Gegenangriff und setzte denselben trotz alles Einredens seiner Unterführer durch.

In diesen Gefechten bei Polozk kamen besonders die Bayern ins Treffen und hatten schwere Verluste. Gouvion Saint-Cyr machte seine Sache sehr geschickt. Er leitete eine Rückzugsbewegung ein, ließ die sämtliche Bagage und die Munitionsreserven auf das linke Dünaufer übergehen und gab den Russen, die das von ihrer erhöhten Stellung aus gut beobachten konnten, das Schauspiel eines Rückzugs. Das alles geschah am Morgen und in den Mittagsstunden des 18. August. Aber gegen 5 Uhr nachmittags griffen die Franzosen und die Bayern plötzlich die Stellung des Grafen Wittgenstein in Spas an. Der



Zeitgenössische Karikatur

bayrische General Graf Wrede hatte eine Batterie von 32 Geschützen günstig auffahren lassen und der erste Kanonenschuß, der losging, warf sein Geschoß so glücklich, daß die Kugel die Wände des Saals durchfuhr, in welchem Graf Wittgenstein mit seinem Stabe gerade zu Mittag speiste. Man bemerkte alsbald von der bayrischen Batterie aus eine starke Aufregung im Hauptquartier des russischen Oberbefehlshabers. Sofort gingen unter dem Schutz der starken Batterien die Divisionen Wrede und Deroy, beides bayrische Divisionen, sowie die französische Division Legrand gegen Spas und Prismenitza vor. Die Russen waren vollständig überrascht, aber sie wehrten sich tapfer. „Die Russen zeigten," berichtet Saint-Cyr selbst, „in diesem Gefechte eine ungewöhnliche Tapferkeit und Unerschrockenheit, wovon man wenig Beispiele bei den Armeen anderer Nationen findet. Ihre Bataillone, die unerwartet überfallen und durch unseren Angriff voneinander getrennt wurden, verloren ihre Haltung nicht, sondern kämpften tapfer und gingen nur ganz langsam zurück, sich nach allen Seiten wehrend." — Als die Division Legrand stürmend in eine russische Batterie einbrach, behielten die tapferen Artilleristen trotzdem ihre Fassung und wehrten sich, als es zu spät war, ihre Seitengewehre zu ziehen, mit den Setzkolben der Geschütze. Da plötzlich führte der Oberst Protasow die russischen Gardereiter vor und der Ansturm der wenigen Schwadronen, die er zur Hand hatte, war derart, daß für Augenblicke eine völlige Panik unter den Angreifenden erfolgte. Selbst General Saint-Cyr, der sich zur Leitung des Angriffs ziemlich vorn befand, wurde über den Haufen geritten.

Der General in seinem schlichten blauen Überrock ohne jedes Abzeichen, blieb still liegen, als die Panzerreiter ihn erreichten und diese, die ihn wohl für tot oder für einen einfachen Verwaltungsbeamten hielten, setzten, ohne ihm weitere Beachtung zu schenken, ihre Verfolgung fort.

Aber das Ganze endete mit einer Niederlage der Russen, und es blieb dem Grafen Wittgenstein nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Beide Armeen hatten bis zur Erschöpfung gekämpft. Die Russen hatten in diesen Gefechten bei Polozk an 9000 Mann verloren, hatten 1500 Gefangene und 21 Kanonen in den Händen der Gegner gelassen. Es waren hauptsächlich bayrische Truppen, die am letzten entscheidenden Gefechtstage ins Feuer kamen, und bayrischer Tapferkeit war dieser Erfolg von Polozk in erster Linie zu danken. Bei dem Ansturm auf die russischen Batterien war der allgemein geehrte General Graf Deroy schwer verwundet, und der alte siebzigjährige Mann starb wenige Tage später an den Folgen seiner Wunden. Dieser Deroy war derselbe bayrische General, der im Jahre 1809 das harte Gefecht bei Innsbruck am Berge Isel mit den Tirolern bestanden hatte. Er mußte den tapferen Söhnen der Berge damals weichen. Es ist in diesen Blättern davon erzählt worden. Hier an der Düna sollte er seine Kugel finden. Auch der bayrische General Siebein fiel. Er starb noch in der Nacht nach der Schlacht. Die beiden bayrischen Herren wurden auf dem Kirchhof zu Spas unter dem Geknatter der Salven in die Erde gesenkt. Ein Grab in bayrischer Erde war ihnen versagt.

Für diesen Erfolg von Polozk erhielt Gouvion Saint-Cyr endlich den Marschallstab. Es regnete überhaupt auf die Offiziere und Mannschaften Auszeichnungen und Kreuze der Ehrenlegion. Der tapfere General Wrede aber ging ganz leer aus, obgleich er eigentlich erwarten durfte, daß das Großkreuz der Ehrenlegion, welches durch den Tod des Generals Graf Deroy vakant geworden war, ihm verliehen werden würde. General Wrede war durch diese Vernachlässigung tief gekränkt. Sie trug nicht gerade dazu bei, ihn der französischen Sache anhänglicher zu machen.

Nach diesem Kampfe an der Düna trat zwischen beiden Heeren eine Ruhepause ein, die bis in die Mitte des Oktober hinein dauerte. Obgleich der jetzige Marschall Gouvion Saint-Cyr noch stärker war, als Wittgenstein, wagte er es nicht, sich auf weitere Schlachten einzulassen. Er überschätzte wohl die Stärke des Gegners, mochte sich auch wohl einer Niederlage nicht aussetzen, um den neugewonnenen Ruhm nicht wieder zu verlieren. Viele sagten von ihm, daß er ein sehr bequemer Herr sei; aber das war er wohl eigentlich nicht, er war mehr ein Sonderling, der sich gern weit von allem, was aufregen konnte, zurückzog. Er bewohnte ein gewaltiges Klostergebäude in Polozk, das mehr als hundert Zimmer enthielt. In irgend einem der Zimmer saß er und spielte seine Violine. Er gab nicht einmal die Erlaubnis, daß in diesem großen Kloster Verwundete untergebracht wurden, er wollte ganz für sich sein. Seine Soldaten, bei denen er nicht sonderlich beliebt war, nannten ihn ‚die Eule'. — Übrigens herrschte in den Reihen seiner Truppen die rote Ruhr, hervorgerufen durch den immerwährenden bloßen Fleischgenuß, denn alle anderen Vorräte waren sehr knapp. Die Hospitäler von Polozk waren überfüllt; Medicamente, um der Krankheit zu steuern, waren nicht vorhanden. Nach dem Bericht eines bayrischen Offiziers verlor die Armee Bayerns allein täglich vierzig bis fünfzig Mann durch diese Krankheit.

Aber durch diese Waffenruhe hatte Graf Wittgenstein Gelegenheit, sich ständig zu verstärken. Bereits anfangs Oktober betrug die Gesamtzahl seiner Truppen wieder 40000 Mann mit 150 Geschützen. Dazu führte General Steinheil Verstärkungen aus Finnland

heran und auch die Milizen von Petersburg und Nowgorod trafen ein, die militärisch bereits eine ganz gute Verwendbarkeit erlangt hatten. In kurzem konnte Graf Wittgenstein erwarten, daß er wenigstens 50000 Mann in Händen haben würde. Der französische Marschall, der ihm in Polozk verschanzt gegenüberstand, hatte dagegen kaum die Hälfte verwendbarer Feldtruppen. Die Lazarette hatten im Laufe der Zeit eine Unmenge Menschen gekostet. Es konnte daher, wenn es zum Schlagen kam, kaum ein Zweifel sein, daß Wittgenstein den Sieg haben würde. Saint-Cyr hatte längst die Gefahr seiner Lage erkannt und, wie gesagt, für eine ausreichende Verschanzung der Stadt und der auf dem rechten Ufer der Düna liegenden Höhen gesorgt. Um die Mitte Oktober mußte er jeden Tag erwarten, daß Graf Wittgenstein von neuem zum Angriff übergehen würde. Und dies geschah denn auch um dieselbe Zeit, als Napoleon beschloß, seinen Rückzug von Moskau anzutreten. Als der Generalleutnant Graf Steinheil mit 10000 Mann regulärer Truppen und 20 Geschützen heranrückte und mit seiner Avantgarde bereits bis Uszacz gelangt war, also bald im Rücken des Marschalls Saint-Cyr stand, während in der Front der Franzosen 40000 Mann unter Wittgenstein sich befanden, die von Osweia heranrückten, fühlte Saint-Cyr, daß seine Stellung unhaltbar war. Er begann daher schon, Reiterei, Bagage und den Wagenzug seines Korps auf das linke Dünaufer übergehen zu lassen.

Am 18. Oktober, am selben Tage, wo Fürst Kutusow und General Bennigsen bei Winkowo über Joachim Murat herfielen, eröffnete Graf Wittgenstein den Angriff auf die Verschanzungen um Polozk. Aber trotz aller Stürme, welche die russischen Truppen mit größter Bravour ausführten, gelang es Wittgenstein nicht, die Stellungen der Franzosen und Bayern zu nehmen. Über blutige Kämpfe brach die Dunkelheit herein und die Russen hatten keinen Fuß breit Boden gewonnen. Indessen sah Saint-Cyr wohl ein, daß er zurück müsse und daß er es nicht darauf ankommen lassen konnte, sich einschließen zu lassen. Er ging daher unter dem Schutze der Nacht mit seinem Heer über die Düna zurück und am 20. Oktober gegen 5 Uhr morgens packte General Wrede mit seinen Bayern plötzlich die Avantgarde des Grafen Steinheil mit solcher Wucht an, daß er sie gänzlich zersprengte. Über 1800 Gefangene fielen in die Hände der Bayern. Aber diese beiden Kampftage hatten wiederum furchtbare Verluste auf beiden Seiten mit sich gebracht, bei den Russen gegen 12000 Mann, bei den Franzosen 8000 Mann. Im Gefecht vom 18. aber war auch Saint-Cyr schwer verwundet. Er gab daher den Befehl an den ältesten Divisionsgeneral Legrand ab. Nach bayrischem Bericht war diese Wunde, die Saint-Cyr erhalten hatte, gar nicht so schlimm; es war nur eine unbedeutende Contusion am rechten Fuß, die wohl Schmerzen machte, aber jedenfalls nicht gefährlich war. Vielleicht war der Kluge klug genug, sich zu sagen, daß hier an der Düna keine Ehre mehr zu holen sei und daß die heiße Suppe ein Anderer für ihn ausessen könne. Über die Frage indes, wer den Marschall Saint-Cyr im Ober-Kommando ersetzen sollte, entstanden alsbald scharfe Streitigkeiten. Der bayrische General Wrede war der älteste General im Kommando und ihm stand der Oberbefehl fraglos zu. Aber die französischen Divisionäre wollten sich nicht gefallen lassen, daß ein Ausländer über sie kommandiere. Als Saint-Cyr endlich, um der Sache ein Ende zu machen, dem Divisionsgeneral Legrand den Oberbefehl übertrug, trennte sich Wrede alsbald ganz von dem Korps und marschierte mit seiner bayrischen zweiten Division nach Wilna zu. Die Bayern hatten furchtbar gelitten. 25000 Mann stark waren sie nach dem Berichte des Fürsten von Thurn und Taxis am 14. Juli vor Napoleon vorbeidefiliert. Mitte August, als die Kämpfe an der Düna anfingen, waren nur noch 9000 Bayern da und jetzt nur noch 2000. Um indes sich dem Hauptquartier des Kaisers gegen-

über für sein Tun zu rechtfertigen, sandte General Graf Wrede den Fürsten von Thurn nach Wilna zum Herzog von Bassano, um ihm über die Lage der Dinge Bericht zu erstatten. Der Fürst traf in Wilna den Marschall Oudinot, dessen Wunde sich zwar einigermaßen gebessert hatte, aber noch längst nicht ausgeheilt war. Der Marschall hatte sich aus Paris seine blutjunge Frau kommen lassen, die Tag und Nacht gereist war, um ihren Mann in Wilna zu pflegen. Aber sobald der Marschall von der Bedrängnis und der Verlegenheit seines Armee-Korps hörte, und daß es ohne eigentlichen Kommandeur sei, zögerte er trotzdem nicht, sofort abzureisen, um den Oberbefehl wieder zu übernehmen. Dieser Oudinot war einer der pflichttreusten und tapfersten Degen des Kaiserreichs. Wie sehr er dem Kaiser Napoleon an der Beresina jetzt nützlich werden sollte, werden wir noch hören.

Bei diesem Rückzuge der Bayern fielen in dem Gefechte bei Uszacz die sämtlichen 22 Fahnen mit einer Batterie und der gesamten Bagage des Korps in die Hände des Feindes. Russische Ulanen waren es gewesen, welche die Wagenkolonnen, die in vollständiger Sicherheit dahin zu fahren glaubten, überfielen und diese kostbare Beute einheimsten, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, zum großen Schmerz der bayrischen Offiziere und Soldaten.

General Graf Wittgenstein betrieb die Verfolgung der zurückweichenden französischen Armee nur sehr lässig, obgleich er jetzt die mehr als zweifache Übermacht hatte. Erst am 31. Oktober traf der russische Feldherr vor Czasnicki ein, wo inzwischen der Marschall Victor sein IX. und das II. führerlose Korps vereinigt hatte. Der Herzog von Belluno hatte sein Korps bei Tilsit gesammelt. Es war dies das einzige Verstärkungskorps, das der französischen Armee nachmarschierte, um die Rückzugsstraße zu sichern. Siebzehn dieser Bataillone waren Franzosen und bildeten die 12. Infanterie-Division unter dem General Partouneaux, die übrigen 23 Bataillone, Deutsche und Polen, unter den Generalen Dändels und Girard. Dazu kamen 15 Schwadronen Kavallerie; alles in allem hatte Marschall Victor 33000 Mann, als er über den Njemen rückte und in ziemlich starken Märschen gegen Smolensk vormarschierte. Am 27. September, während der Kaiser noch in Moskau war und auch an der Düna bei Saint-Cyr die Sachen nicht günstig standen, war das Korps Victor in Smolensk eingetroffen. Natürlich hatten die starken Märsche viele Verluste mit sich gebracht, aber die Ruhe in Smolensk tat den Mannschaften sehr gut und das Korps war in jeder Beziehung schlagfähig. Nur hatte es zu wenig Kavallerie. Je nach den Umständen sollte Victor die Unternehmungen des Fürsten Schwarzenberg oder die Unternehmungen des an der Düna stehenden Korps von Saint-Cyr unterstützen. Sobald aber der beträchtlich verstärkte Graf Wittgenstein die Offensive ergriff und in der zweiten Hälfte des Oktober den Marschall Saint-Cyr über die Düna zurückdrängte, mußte Victor es für geraten halten, sich an dies Korps anzuschließen; er gab also Smolensk auf und vereinigte sich hier bei Czasnicki mit dem zurückweichenden II. Korps. Die ganzen Umstände erheischten es dringend, daß Victor angriff. Der Herzog von Belluno hatte in mancher Hinsicht das Zeug zu einem guten Feldherrn in sich, er hatte schon mit dem jungen Bonaparte gemeinsam bei Toulon gefochten, hatte mit ihm zusammen unter dem Befehl des Generals Scherer in Italien gestanden, hatte später als Generalstabschef des Marschalls Lannes den preußischen Feldzug von 1806 mitgemacht und in der Entscheidungsschlacht von Friedland, wo Bernadotte versagte, an dessen Stelle sich ausgezeichnet. Das trug ihm den Marschallsstab ein. Man hätte hier bei Czasnicki von diesem Victor mehr erwarten können, aber da infolge eines Irrtums die Division Dändels nicht rechtzeitig eintraf, so glaubte

der Marschall den Angriff, der für den 31. Oktober festgesetzt war, um einen Tag verschieben zu müssen, und das war sein Unglück. Wittgenstein erhielt so die Vorhand und griff noch am selben Tage das II. etwas isoliert stehende Korps an und drängte es über den Lukomliabach zurück. Als Wittgenstein angriff, wußte er noch gar nicht, daß Victor mit dem 9. Korps zur Stelle war und ihm jeden Augenblick in die Flanke kommen konnte. Hier entging also dem französischen Marschall ein leichter Sieg. Der Herzog von Belluno war über dieses kühne Draufgehen der Russen so sehr verblüfft, daß er sich noch in der Nacht, ohne weiteres zu unternehmen, auf Lenno zurückzog. Durch diesen Rückzug gab der bestürzte Marschall dem Grafen Wittgenstein die Straße zur Verbindung mit dem von Süden gegen Minsk marschierenden Admiral Tschitschagow vollständig frei. Allerdings erkannte er seinen Fehler bald und legte sich den Russen in den nächsten Tagen wieder bei Czereia in den Weg. Aber die Folge dieser verlorenen Tage war der Verlust von Witebsk, das Wittgenstein am 7. September besetzen ließ. Diese Einnahme von Witebsk, wo große Vorräte lagerten, war für den Kaiser Napoleon sehr bitter, denn sie zwang ihn, von Smolensk nach Krasnoi einzubiegen und über Orsza zu marschieren. Unter welchen Schwierigkeiten dies geschah, haben wir bereits erzählt.

Hier bei Czereia erreichte den Marschall Victor der Brief des Kaisers, welcher ihm den Angriff befahl und mit den anfeuernden Worten schloß: „Das Heil unseres Heeres hängt davon ab, jeder Tag Verzögerung ist ein Unglück! Vorwärts! Es ist der Befehl des Kaisers und der Notwendigkeit.“ Inzwischen war Marschall Oudinot bei dem zweiten Armeekorps wieder eingetroffen. Der Herzog von Reggio hatte sich erst bei Wagram den Marschallstab verdient, war also in der Anciennetät der jüngere Marschall. Wieder trat hier jene Zwiefältigkeit im Kommando ein, die so häufig den französischen Unternehmungen schadete, wo die Marschälle nicht unmittelbar unter dem Kaiser kommandierten.

Der Kaiser selbst hatte den Marschall Victor darauf hingewiesen, daß er durch eine Flankierung des russischen Korps am allerersten den Erfolg erzielen werde, den Grafen Wittgenstein gegen die Düna zurückzudrängen. Der Herzog von Belluno, der sich nun seit vierzehn Tagen mit Wittgenstein herumschlug, kannte auch ganz gut die feste Stellung, welche der russische Obergeneral bei Czasnicki einnahm. Er wollte demnach durch einen Marsch auf Boiszikowa dem Korps Wittgensteins in den Rücken kommen, aber der Herzog von Reggio, der alte Haudegen Oudinot, war für einen Frontangriff. Marschall Victor war es, der nachgab. Am 14. November kam es zu dem Treffen von Smoliany. Die französische Infanterie eroberte das Dorf, aber der rechte Flügel und das russische Zentrum hielten stand. Victors IX. Korps mußte die Hauptarbeit tun, denn Oudinot beschränkte sich hauptsächlich nur auf eine Kanonade, statt, wie es hätte sein müssen, den rechten russischen Flügel zu umgehen; das Ende war, daß die Russen Smoliany zurückeroberten und die Franzosen am nächsten Tage den Rückzug antraten. Ein Mißerfolg der französischen Waffen, aber dennoch ein Erfolg, denn Wittgenstein wurde durch den ersten heftigen Angriff, den Marschall Victor gegen Smoliany richtete, stutzig und, sich über die Stärke der französischen Korps täuschend, blieb er untätig bei Czasnicki stehen. Wäre Graf Wittgenstein, der über eine Übermacht von wenigstens 10000 Mann verfügte, energisch darauf los gegangen, so hätte er dem Kaiser mit den Trümmern der großen Armee die Straße von Orsza auf Borisow versperren können, denn jenes Treffen von Smoliany fand am 14. statt, während Napoleon erst am 19. November in Orsza eintraf, nachdem er die schweren Kämpfe von Krasnoi hinter sich hatte. Alles, was Bonaparte an jenem Tage in Orsza hineinbrachte, waren 18000 Mann, in wie kläglichem Zustande, haben

wir wiederholt geschildert. Aber diese 18000 Mann hielten wenigstens noch Waffen in den Händen. Die Garde und das erste Korps unter Davoust hatten noch einigermaßen Halt; zwar die Kavallerie war vollständig heruntergekommen und kaum noch nennenswert, die Artillerie schleppte noch einige Geschütze mit sich, die aber kaum noch verwendbar waren. Marschall Ney kämpfte und irrte um jene Zeit noch bei Krasnoi und an den Ufern des Dnieper herum; wir hörten, daß er von den 8000 Mann noch in Reih und Glied befindlichen Truppen, die er aus Smolensk führte, ganze 900 Mann nach Orsza brachte. Durch das Verbrennen vieler Wagen und Equipagen, der beiden Pontonparks, brachte es der Kaiser fertig, die 36 Geschütze, die sich in Orsza vorfanden, wieder neu zu bespannen. Wohl sammelte und gliederte Napoleon während des Tages seines Aufenthalts in Orsza, soviel er nur konnte, aber man braucht einfach die Zahlenverhältnisse um jene Zeit gegen einander zu stellen, um einzusehen, daß bei tatkräftigem, rücksichtslosem Vorgehen der gesamten russischen Streitkräfte schon auf dem Wege zwischen Orsza und der Beresina die letzte Katastrophe hätte erfolgen müssen. Die Hauptarmee der Russen unter Kutusow zählte damals noch 40000 Mann; Miloradowitsch kommandierte über eine Vorhut von 30000 Mann, Wittgenstein stand bei Zasnicki mit 30000 Mann und Admiral Tschitschagow bei Minsk mit wenigstens 30000 Mann. Das waren also rund gerechnet 130000 Mann Russen, denen Napoleon rund 15000 Mann unter seinem eigenen Befehl und unter den Marschällen Oudinot und Victor allenfalls 20000 Mann entgegenstellen konnte. Die vierfache Übermacht war also auf seiten der Russen —, war dort auf seiten der Russen, wo um jene Zeit die letzte Entscheidung fallen mußte, in der Nähe der Straße von Orsza auf Borisow an der Beresina. Das Korps des Fürsten Schwarzenberg und die Sachsen unter Graf Reynier spielten bei dem großen Kesseltreiben an der Beresina gar keine Rolle mehr, denn, wie wir hörten, marschierten Schwarzenberg und Reynier hinter dem General Sacken her und waren fast 50 Meilen vom Schauplatz der Entscheidung. — Und der Herzog von Tarent, Marschall Macdonald, hatte sein Hauptquartier nach Stalgen verlegt und sich dort ganz häuslich eingerichtet unter der besonderen Obhut eines preußischen Regiments. Der Marschall hatte große Schlachten und Entscheidungen mit eigenen Augen gesehen. An der Trebbia in den furchtbar blutigen Junischlachten des Jahres 1799 hatte ihm der alte Russe Suwarow siegreich gegenüber gestanden und ihm Respekt vor den russischen Waffen beigebracht und 1809, am 6. Juli, führte er mit seinen gewaltigen Sturmkolonnen unter den Augen des Kaisers selbst die Entscheidung bei Wagram herbei. Was war ihm dieser ganze nordische „Brückenkopfkrieg", wie er diesen Feldzug in Rußland nannte. Zwischen der Trebbia und Wagram hatte ein Lustrum der Entfremdung zwischen ihm und dem Korsen gelegen. Verdächtig, mit dem gehaßten Moreau und dem alten Waffengenossen Pichegru, dessen Avantgarde er einst im Winter 1794/95 geführt hatte, konspiriert zu haben, stellte Bonaparte ihn kalt und holte ihn erst wieder, als 1809 Mangel an Fähigen da war und er seinem Stiefsohn Eugen Beauharnais einen vernünftigen Berater geben wollte. Hier in Stalgen sah er, während der Kanonendonner von den Ufern der Eckau herüberdröhnte und die Preußen und Russen tapfer mit einander rangen, gleichgültig zum Fenster hinaus, als ginge ihn das alles gar nichts an. Es war, als ob die Jahre der Dunkelheit und höchsten kaiserlichen Ungnade ihm lieber gewesen waren als dies Zerren von einem Krieg zum andern. Bei Wagram hatte er sich den Marschallstab geholt und in Hispanien — die Gicht; er humpelte noch bedenklich, als er in Berlin eintraf, um das Kommando zu übernehmen. Was war hier in der Ecke am äußersten linken Flügel, fern von den großen Entscheidungen, auch viel zu holen? Er wurde eigentlich

nur warm, wenn er von seinem schönen Schlosse, seinem grünen Park und seinen Schafherden sprach. Er war persönlich ein höchst sympathischer Mann von feiner Bildung und angeborenem Takt, sein Verhältnis zu den preußischen Offizieren ermaß er ganz richtig. Als die preußischen Herren einst bedauerten, daß er nach einer Inspektion in Mitau nicht in ihrer Mitte bleiben wolle, sagte er: „Meine Herren, ich weiß recht gut, daß ich überall lästig bin, daß ich geniere und mich selbst genieren muß und ich ziehe es vor, einsam auf dem Lande zu leben." Infolgedessen hatte ein witziger Kopf seinen stolzen Namen Herzog von Tarent in „Herzog von Terrain" gewandelt. Dennoch hatte er eine Vorliebe für die preußischen Offiziere — denn er kannte das Gelichter, das in den französischen Reihen das Portepee trug, zu gut — und zog die Preußen gern an seine Tafel. Es ging sehr mäßig zu bei ihm, selbst bei größerer Tafelrunde gab es nur wenige Flaschen Wein, obgleich Champagner und schwere Sorten genug in den Weinkellern dieser russischen Edelsitze lagen. Aber das Raubsystem der meisten seiner Herren Marschall-Kollegen war diesem Macdonald fremd. Persönlich war dieser französische Herr vielleicht bei den preußischen Offizieren beliebter als der eigene General, der alte Isegrimm York. Aber dies Verhältnis zu Macdonald ließ dennoch den inneren Grimm gegen die Fremdherrschaft, der in den meisten dieser preußischen Herren wohnte, nicht erlöschen.

Die Pflicht der Waffenbrüderschaft mit den Franzosen, die König Friedrich Wilhelm III. infolge seines Allianzvertrages mit Bonaparte von seinen Truppen fordern mußte, wurde von vielen, ob General, Offizier oder Gemeiner, schwer getragen, aber kein Mensch konnte sagen, daß diese Preußen die ihnen aufgezwungene Pflicht nicht mit militärischer Ehrenhaftigkeit erfüllt hätten. Der „Krieg der Brückenköpfe" brachte doch auch manche ernste und blutige Affäre mit sich. Als der russische General Steinheil mit Verstärkungen in Riga eintraf, gab es eine Periode des Krieges, wo die in und um Riga versammelten russischen Truppen fast doppelt so stark waren als die Preußen, die sie in Schach halten sollten. Um jene Zeit war ein starker französischer Artilleriepark unter dem General Campredon eingetroffen, welcher die Beschießung Rigas vornehmen sollte, denn die Belagerung Rigas war noch nicht aufgegeben. Der Park war bis Ruhental gekommen, das westlich Bauske an der Aa liegt. General York hatte dem französischen Artilleriekommandanten die Mitteilung gemacht, daß angesichts der in Riga eingetroffenen Verstärkungen jedenfalls ein russischer Vorstoß zu erwarten sei. Und in der Tat, am 26. September in den Vormittagsstunden wurde die preußische Vorhut nahe Dahlenkirchen mit großer Übermacht angegriffen und geworfen. York gab daher den Befehl zum Rückzug, den er sehr umsichtig leitete; aber wer an einen Rückzug nicht gedacht oder ihn vergessen hatte, das war der General Campredon mit seinem Artilleriepark bei Ruhental. Was war zu tun? Es waren französische Geschütze und den verbündeten Preußen lag die Pflicht ob, diese nicht im Stich zu lassen, andererseits setzte sich York mit seinem Korps einer großen Gefahr aus, wenn er bei Ruhental in schlecht gedeckter Stellung und nur zum Zwecke, den Park zu schützen und zu retten, eine Schlacht annahm. Er rief seine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammen, und die meisten der Herren waren der Meinung, daß die französischen Herren von der Artillerie die Suppe, die sie sich durch ihre Nachlässigkeit eingebrockt, nun auch ausessen möchten, und daß es Pflicht der preußischen Offiziere sei, ihrem König und ihrem Vaterlande das Korps zu erhalten. Sie alle ahnten, daß dies französische Bündnis nicht lange mehr dauern würde und daß sie vielleicht bald an der Seite der Russen gegen Napoleon kämpfen würden. Wozu also um 100 französischer Kanonen willen das ganze preußische Korps aufs Spiel setzen! Da trat Graf Brandenburg vor, der junge, eben erst

zwanzigjährige Rittmeister à la suite im Stabe Yorks, ein Hohenzoller, ein Sohn aus der morganatischen Ehe Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff. Der trat vor und sprach es kühn und entschieden aus, daß die Ehre der preußischen Waffen hier engagiert sei, daß alle politischen Rücksichten schweigen müßten und daß der Park bei Ruhental unter allen Umständen bis auf den letzten Mann zu verteidigen sei. Das war dem General York aus der Seele gesprochen. Das preußische Korps wurde bei Ruhental gesammelt, um den Park zu retten, und nun kam es zu den fünftägigen Gefechten in der Gegend von Bauske, die sich vom 29. September bis zum 3. Oktober hinzogen und damit endeten, daß die Preußen am 3. Oktober das ganze Terrain wiedergewonnen hatten, das die Russen bei ihrem ersten Vorstoß gewannen. Man hatte auf preußischer Seite in jenen Tagen wiederholt Gelegenheit, zu erkennen, wie es mit der französischen Manneszucht eigentlich bestellt war und mit welcher zweifelhaften Gesellschaft man hier Schulter an Schulter focht.

Es waren französische, holländische und korsische Landeskinder in buntem Gemisch, die bei diesem großen Artilleriepark dienten. Auch Sappeure von der Insel Elba waren zugegen. Einer dieser Holländer, der vor Yorks Tür die Schildwache hatte, war auf dem wichtigen Posten so fest eingeschlafen, daß die Adjutanten, die zum General wollten, über ihn stolperten. Bei einer Paroleausgabe lief eine Herde Schweine plötzlich über den Versammlungsplatz und alsbald begannen die französischen Artilleristen auf die Tiere Jagd zu machen, so ohne jede Rücksicht auf die versammelten Offiziere, daß den Herren, wie ein Augenzeuge erzählt, buchstäblich die Kugeln um die Ohren pfiffen. Die Preußen machten ihre französischen Kameraden auf diesen unglaublichen Unfug aufmerksam, aber die Offiziere der grande nation mochten winken, schreien, fluchen, so viel sie wollten, die Artilleristen ließen sich in ihrer Jagd nicht stören. Endlich sprang ein französischer Offizier hinzu und stach einen der nächsten Kerle einfach nieder, womit dann die seltsame Jagd ihren Abschluß fand.

Die Russen hatten sich nach diesen fünf Kampftagen bei Bauske auf Riga zurückgezogen, und York mit seinem Korps hatte das Feld behauptet. Der Eindruck, den dieser preußische Sieg im französischen Hauptquartier machte, war außerordentlich günstig. In einem Bulletin, welches Napoleon am 14. Oktober, wenige Tage vor seinem Abmarsch aus Moskau, von dort noch erließ, wurde das Verhalten Yorks und seiner Preußen besonders gelobt. „Die Schlacht von Bauske," hat General York später selbst gesagt, „vom 29. September 1812 und die mit derselben verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit; für mich waren sie von der größten Genugtuung, sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei."

Der General York war sich seiner eigentümlichen Stellung wohl bewußt und sein verschlossener Charakter ließ ihn alles, was er durchzukämpfen hatte, mit sich selbst abmachen. Das machte ihn jedenfalls noch schroffer und unzugänglicher, als er schon von Natur war. Ihm war vom König dieses preußische Korps, als es zusammentrat fast die Hälfte der ganzen preußischen Armee darstellend, anvertraut worden. Er hielt es für seine erste Pflicht, dies Korps dem Vaterlande und dem König zu erhalten. Er war ein Franzosenhasser, wie es neben ihm kaum einen zweiten in diesem Korps gab. Er wußte auch, wie die französischen Herren dachten. Sein König, so sagte er sich, Friedrich Wilhelm III., war zwar ein von dem übermütigen korsischen Kaiser tief gedemütigter und der Hälfte seiner Länder beraubter Mann, aber er war doch immer

ein König von Preußen und kein willfähriger rheinbündischer Satrap. Diese Grenze zwischen der Stellung der Rheinbündischen zum kaiserlichen Heere und der Stellung der preußischen Truppen mußte York scharf zu ziehen und aufrecht zu erhalten. Keine Liebenswürdigkeit des französischen Marschalls, des Herzogs von Tarent, konnte General York bestechen. Den feinen verbindlichen Formen Macdonalds setzte der Preuße immer nur die Gleichmäßigkeit dienstlicher Förmlichkeit entgegen. Es gab von Anfang an, seit General von Grawert die Armee verlassen hatte und York den Oberbefehl erhielt, zwischen ihm und dem Marschall Meinungsverschiedenheiten, die sich hauptsächlich infolge der Schärfe Yorks immer mehr zuspitzten.

Aber es war nicht nur gegenüber Macdonald, daß York sich unzugänglich zeigte, auch allen Einflüssen, die von Berlin herkamen gegenüber, zog er sich in sich zusammen, wie ein stachlicher Igel, der ganz allein weiß, was er zu tun hat. Der Graf Henckel von Donnersmarck kam im Auftrage des Königs am 19. Oktober zu York und überbrachte ihm für die Siege bei Bauske die allerhöchste Anerkennung, sowie den roten Adlerorden. Er hat diesen Empfang bei dem General erzählt. „Der General," berichtet Graf Henckel, „empfing mich kalt und trocken. Nachdem ich ihm die Depeschen überreicht, ließ er mich an der Tür stehen und ging ans Fenster, um sie zu lesen. Er schien nicht zufrieden, obgleich der König ihm ein eigenhändiges Schreiben beigefügt und darin mit den gnädigsten Ausdrücken bedauert hatte, bei den jetzt so erschöpften Kassen nicht mehr schicken zu können, aber gewiß bei günstigen Verhältnissen daran denken werde, noch mehr zu tun. (Der König hatte nämlich für die Verwundeten 3000 Taler übersandt.) Auf einmal fing York an: ‚Was wollen Sie eigentlich hier, was stellen die Herren Adjutanten hier vor?' Meine Antwort: ‚Des Königs Majestät Wille ist es, daß wir das Glück haben sollen, unter Eurer Exzellenz den Kampf führen zu lernen.' — ‚Dem ist nicht so, mein Herr Graf, der König schickt Sie her, um zu spionieren, wie die Sachen hier betrieben werden und Rapports von den Details zu machen, die ich vielleicht nicht berichte.' Ich muß gestehen, daß mich diese Ansicht etwas verblüffte und ich vielleicht unziemlich antwortete: ‚Euer Exzellenz, zu den widerwärtigen Geschäften eines Spions lasse ich mich nicht gebrauchen.' York machte mir nun eine Verbeugung und ging hinaus."

Dies Ereignis ist bezeichnend dafür, wie York seine Stellung auffaßte. Er wußte, daß jede Minute ihn zum Träger eines großen gefährlichen Geheimnisses machen konnte, das er tief in seiner Brust zu begraben hatte. Nachdem der Gouverneur General Essen in Riga Kunde von den Vorgängen bei der Hauptarmee des Kaisers Napoleon erhalten hatte, säumte er nicht, den General York durch Vertrauensleute davon in Kenntnis zu zu setzen, wie es bei dieser großen Armee, die vor wenig Monaten in so gewaltiger, stolzer Zahl den Njemen überschritten hatte, nun eigentlich aussah. York erfuhr Anfang November auf diese Weise, daß die Auflösung des großen Heeres ständig zunehme und daß die russischen Flügelheere und Graf Wittgenstein und Admiral Tschitschagow bereits die Rückzugsstraße des Kaisers stark bedrohten. Ganz gerade heraus forderte der General Graf Essen in Verfolg dieser Mitteilung den General York schon damals auf, von der französischen Verbindung abzufallen, den Herzog von Tarent in Stalgen festzunehmen und ihn mit allem Zubehör nach Riga zu schicken. General York antwortete auf dieses Schreiben nicht, sandte es aber durch den Grafen Brandenburg an den König nach Potsdam. Wenige Tage darnach wurde der Graf in Riga durch den General Paulucci, einen klugen Italiener, der in sardinischen, französischen und österreichischen Diensten gestanden hatte und jetzt seine Karriere in Rußland suchte, ersetzt. Dieser glaubte die Überredungsversuche

des Generals von Essen, York zum Abfall von der französischen Sache zu bewegen, fortsetzen zu müssen. Er schrieb am 14. November einen längeren Brief an York, in welchem es unter anderem wörtlich heißt: „Die beifolgenden Bulletins werden Ihnen die verzweifelte Lage Napoleons zeigen. Dieser Umstand setzt Preußen in den Stand, der Schiedsrichter über das Schicksal Europas zu werden und Sie, der Befreier Ihres Vaterlandes zu sein. — Zwei Wege zeigen sich Ihnen, zu diesem Ziel zu gelangen. Der erste wäre: die Truppen, die Euer Exzellenz befehlen, mit den meinigen zu vereinigen, Macdonald und die Führer der französischen Partei festzunehmen und vorzurücken, um Ihren König zu befreien. In diesem Falle werde ich Sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. — Der zweite Weg wäre: mit Berufung auf die wachsenden Niederlagen der französischen Armee und ihres unaufhaltsamen Rückzuges zu erklären, daß Sie die Grenzen Ihres Vaterlandes decken wollen, Ihre Truppen hinter die Memel zurückzuziehen und sich jede Bewegung zu versagen, die man von französischer Seite von Ihnen fordert." Der Brief schließt dann: „Die glorreiche Rolle des unsterblichen La Romana ist Ihnen bestimmt; diese mit Erfolg erfüllend, werden Sie von der Nachwelt in die Reihe der großen Männer gezählt werden, welche die Retter ihres Vaterlandes waren." Der kluge Italiener hatte diesen Brief auf das Gemüt eines tapferen, vaterlandsliebenden Haudegens abgestimmt, für welchen er nach all den Schilderungen, die er empfing, diesen General York hielt. Wie mußte er erstaunen, als er einige Tage später von York eine Antwort empfing, wie sie der beste Diplomat nicht vorsichtiger und andeutender abfassen konnte. „Ich bitte Euer Exzellenz," schrieb York, „sich zu überzeugen, daß ich kein anderes Interesse kenne, noch je kennen werde, als das meines Königs und meines Vaterlandes. Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß der durch Erfolg gereifte Mann nie dieses heilige Interesse durch eine selbstwillige oder noch unreife Handlung aufs Spiel setzen darf. — Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte, — die Sache war ausgesprochen und entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommene Muster der Loyalität des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein." Zwischen diesen wenigen Zeilen stand unendlich viel zu lesen. Die Russen wußten nun, woran sie mit York waren: er verlangte zunächst eine unbedingte Sicherheit und ein Versprechen des Zaren Alexander selbst, daß die Sache Preußens die seinige sein würde, wenn York den schweren Entschluß des Übertrittes faßte. Indes, die Fäden waren geknüpft und sie spannen sich im Laufe der kommenden Wochen immer fester, während sich das persönliche Verhältnis zum Marschall Macdonald stets verschlechterte. Am 27. November, während sich an der Beresina die furchtbaren Szenen abspielten, zu deren Schilderung wir bald gelangen werden, kam an der Düna zwischen Macdonald und York „die Bombe zum Platzen", wie der Marschall sich in einem Schreiben an den Minister Maret ausdrückte. Die bittere Kälte, welche die französische Armee in den Novembertagen auf ihrem Marsche begleitete, hatte sich auch an der Düna eingestellt, und auch dort waren die Verpflegungsverhältnisse schlecht. General York aber wachte eifersüchtig darüber, daß seine Preußen nicht hinter den Franzosen und Rheinbundtruppen zurückstanden. Von allen Seiten kamen in jenen Tagen Klagen an York, daß es mit der Verpflegung für die preußischen Truppen schlecht bestellt sei. Auf die verschiedenen Beschwerden, die York, immer in kalter aber höflicher Form, an Macdonald richtete, erhielt er gar keine Antwort. Endlich schrieb er dem Herzog, daß er diesen Ungebührlichkeiten nicht länger zusehen könne,

sowohl wegen der Erhaltung seiner Truppen, als auch der Pflichten, die er gegen seinen König habe. Nun benutzte Marschall Macdonald die Gelegenheit, sich seines Grolls gegen York in einem von Schimpf und Hohn strotzenden Briefe zu entleeren. Man sagt dem Charakter des Marschalls nach, daß sich dieser aus einem gewissen Phlegma der Bonhomie zu raschen Handlungen aufzuraffen pflegte. Er mußte es für geraten halten, den Bruch mit York gewaltsam herbeizuführen, um durch diesen vielleicht eine Änderung im Oberbefehl der preußischen Truppen zu erzielen, kurz, der Brief, den Macdonald an York schrieb, war mit persönlichen Beleidigungen gespickt.

Er zieh den preußischen General in grober, ironischer Weise der Lüge, des Betruges, des Verrates und schloß dann mit den Worten: „Ich besitze so viel freimütige Offenheit, als daß ich Ihnen nicht mitteilen sollte, daß ich Seiner Majestät dem Kaiser über das Betragen und die Gesinnung des gegenwärtigen Chefs der preußischen Truppen Rechenschaft geben werde, die man nicht unterlassen wird auch ihrem Könige vorzulegen, und um die Wahrheit meiner Berichte zu bezeugen werde ich kein anderes Zeugnis aufrufen, als die Meinung der preußischen Truppen. Ich muß damit enden, um mich des Ausdrucks Euer Exzellenz zu bedienen, daß, wenn die preußischen Pferde „krepieren", dies nicht aus Hunger, sondern — aus Dickleibigkeit ((Embonpoint) geschehen würde und ich würde dasselbe von den Mannschaften hinzufügen, wenn von denen die Rede wäre. Genehmigen Sie, Herr General, die Versicherung meiner hohen Achtung." — Dieser Schlußsatz des Briefes war nach alle dem, was der Brief selbst enthielt, ein schneidender Hohn, der nicht übertroffen werden konnte. Und mit diesem Schreiben begab sich einer der aufdringlichsten Adjutanten, die Macdonald zur Hand hatte, ein Mann, den er selbst „den Lästigen" nannte, der Oberst Terrier, zu York. Er kam in der Nacht in Mitau an und ließ York, der bereits zu Bett war, wecken, um ihn persönlich zu sprechen. Wohl war dieses Schreiben Macdonalds darauf angelegt, selbst einen ruhigen Mann in Aufregung zu bringen. Aber General York erkannte sofort, was alles auf dem Spiele stand und blieb der Herr der Lage. Der Franzose verlangte, nachdem der General den Brief gelesen hatte, eine sofortige Antwort. „Die Sache ist für mich nicht dringend," sagte York trocken, „ich werde die Antwort schon geben, wenn es mir Zeit scheint." Terrier, der über die Fassung des Generals aufs äußerste erstaunt war, fragte nun: „Was werden Euer Exzellenz jetzt tun?" York sah den Zudringlichen nur groß an und sagte: „Sobald Sie die Tür von draußen zugemacht haben, werde ich ruhig weiter schlafen!"

Wenn Macdonald durch diesen beleidigenden Brief den General York zwingen wollte, das Kommando des preußischen Korps niederzulegen, so irrte er sich in dem Charakter Yorks vollständig. Der merkte die Absicht des Marschalls deutlich, wurde aber nicht verstimmt und trat mürrisch zur Seite, sondern ergriff die Zügel des Kommandos nur um so fester, weil er sich klar sagte, daß niemand da war, der ihn ersetzen konnte. Wenn es noch irgend eines Anstoßes bedurft hätte, York der französischen Sache zu entfremden, so wäre dieser Brief Macdonalds geeignet gewesen, aber eines solchen Anstoßes bedurfte es gar nicht mehr, York war Franzosenhasser durch und durch. Wohl aber hatte er nach diesem Brief auch dem Marschall gegenüber nicht die geringste innere Verpflichtung mehr. Die Verhältnisse um ihn mochten sich wandeln, wie sie wollten, Marschall Macdonald setzte er in seine Berechnungen als Faktor nicht mehr ein. So stand es bei diesem X. Armeekorps, welches die äußerste linke Flanke der großen Armee zu decken bestimmt war. Eine Einwirkung zugunsten des Rückzugs ihrer Trümmer war nicht mehr möglich. Aber in dem Augenblick, wo die große Armee ganz vernichtet war, schwebte dieses X. Korps

in der Luft und diese Stellung an der Dünamündung wurde unhaltbar. Die Nachrichten, die allmählich von der großen Armee durchsickerten und zur Kenntnis des Generals York gelangten, mußten sein Handeln bestimmen. In welcher Weise sie es bestimmten, das gehört einem andern Abschnitt unserer Geschichte an. Wir müssen jene Dinge an der Düna einstweilen sich selbst überlassen und uns zu dem flüchtigen Heer begeben, welches der Beresina zustrebte.



Am Njemen gepflückt!
Zeitgenössisches Spottbild

14. Kapitel

Beresina

Im letzten Drittel des November wälzte sich die ehemalige große Armee auf der Straße von Orsza auf Borisow fort. Sie bestand noch aus einem festen Kern waffentragender Truppen, der sich aber von Tag zu Tag mehr auflöste, und einem gewaltigen Schweif waffenloser, verwundeter, erfrorener, siecher und wegemüder Nachzügler. Fünfundachtzig deutsche Meilen hatten diese Menschen in Schnee und Eis auf glatten oder schlammigen Landstraßen, Nacht für Nacht unter freiem Himmel biwakierend, ohne ausreichende Nahrung, ohne warme Kleidung zurückgelegt. Uber die Hälfte, ja, wenn man den ganzen Troß dazu rechnet, fast zwei Drittel von denen, die aus Moskau auszogen, waren unterwegs verdorben und gestorben und jetzt ging es einem Schicksal entgegen, das von Stunde zu Stunde ungewisser wurde. Minsk, auf welches Napoleon zunächst zu marschieren die Absicht gehabt hatte, war von Tschitschagow besetzt. Schon standen seine Vortruppen in der Nähe von Borisow, bei welchem Ort die einzige Brücke über die Beresina führt. Dieser Fluß, diese Beresina legte sich mit ihren hohen Uferrändern und breiten Sümpfen quer über die Rückzugsstraße dieser Armeetrümmer und alles kam darauf an, ob ein Übergang gelingen werde.

Der Kaiser hatte, die Wichtigkeit Borisows und des Brückenkopfes am jenseitigen Ufer der Stadt richtig einschätzend, dem polnischen General Dombrowsky befohlen, mit seiner Division Borisow und den Brückenkopf zu besetzen und zu halten. Die Truppen Dombrowskys waren noch einigermaßen frisch; er hatte 5500 Mann und 20 Geschütze bei sich. In Borisow fand der General noch ein Bataillon vom 23. französischen Regiment vor, welches den Brückenkopf bereits besetzt hatte und außerdem das 7. württembergische Regiment unter dem französischen Oberst Lalance, im ganzen noch 484 Mann stark. Aber bereits am 21. November ging Tschitschagow gegen die Stellung von Borisow, diesen wichtigen Posten, mit Übermacht vor.

In der Tagesfrühe des 21. November griff der russische General Lambert die Stellung der Franzosen bei dem Brückenkopf am westlichen Ufer der Beresina gegenüber Borisow mit Energie an. Es war eine Art Uberfall, denn es gelang, die französischen Vorposten und Feldwachen so zu übertumpeln, daß sie keinen warnenden Schuß mehr tun konnten. So hatten sich die Russen gegen 6 Uhr früh bis auf Flintenschußweite den Flügel-Redouten des Brückenkopfes genähert. Mit wütendem Hurrageschrei stürzten zwei russische Jägerregimenter mit gefälltem Bajonett in die Schanzen; aber das erste polnische Linienregiment unter Oberst Malachowski, das seit Mitternacht unter dem Gewehr stand, um kampfbereit zu sein, warf sich gegen das 38. Jägerregiment und trieb es aus der Schanze, es bis an

das Ravin verfolgend. Da griff Generalmajor Engelhardt mit dem 7. Jägerregiment ein; er eroberte die Redoute zurück, fiel aber an der Spitze seines Regiments. Trotz aller Tapferkeit der polnischen Truppen, des schwachen französischen Bataillons vom 93. Regiment und vor allen Dingen des 7. Regiments Württemberger unter Oberst Lalance, gelang es dem General Lambert, als er seine starke Artillerie ins Treffen führte, den Brückenkopf zu nehmen. Aber erst gegen 3 Uhr nachmittags waren die Russen im Besitz der Stellung. Es war ein blutiges, verlustreiches Treffen, dies Gefecht am Brückenkopf von Borisow, auf jeder Seite blieben an Toten und Verwundeten bis zu 2000 Mann; allein das württembergische Regiment verlor 314 Mann, fast zwei Dritteile seines Bestandes. „Ich kann bei meinen Pflichten versichern," schrieb Oberst Lalance an seinen König, „daß das Regiment, welches von früh 7 Uhr bis nachmittags 2 Uhr im anhaltenden Feuer stand, seine Schuldigkeit vollkommen getan und mehr geleistet hat, als man von demselben nach einer durch schlechte Nahrungsmittel und durch außerordentlich ermüdenden Dienst allgemein gewordenen Entkräftung erwarten konnte. Wenn ich diejenigen nennen sollte, welche gegen die große feindliche Übermacht brav gefochten haben, so müßte ich sämtliche Offiziere und Mannschaften namhaft machen."

Am nächsten Tage bereits überschritten zwei russische Infanteriekorps die Brücke von Borisow, marschierten durch die Stadt und schoben sich einige Werst gegen Bobr vor. Admiral Tschitschagow selbst nahm sein Hauptquartier in Borisow. Der Admiral, ein besonderer Günstling des Zaren, der selbst Grobheiten von Tschitschagow hinnahm, war gewiß ein tüchtiger Seemann, aber daß ihn der Kaiser nun mit der Führung eines Landheeres betraute, welches eine so schwere Aufgabe hatte, war sicher nicht richtig. Tschitschagow verstand es, sich in Szene zu setzen, er hatte sich eine Art ritterlicher Redlichkeit angewöhnt und war stolz auf seine Entschlossenheit, Festigkeit und sein gerades Wesen. Er schien hier nach dem Ruhm zu dürsten, Napoleon selbst zu fangen und erließ an alle Korpskommandeure, Parteigänger und Patrouillenführer die folgende Bekanntmachung:

„Die napoleonische Armee ist auf der Flucht, der Urheber des Elends in Europa mit ihr. Wir befinden uns auf seinem Rückzugswege. Es kann leicht sein, daß es dem Allerhöchsten gefällt, in seinem Zorne nachzulassen und uns den Flüchtling zu überliefern. Ich wünsche daher, daß die Personenbeschreibung dieses Mannes jedem bekannt werde: Er ist von kleinem Wuchse, wohlbeleibt, von blasser Gesichtsfarbe, hat einen kurzen starken Hals, großen Kopf und schwarze Haare. Ich halte es infolgedessen künftig für notwendig, alle gemachten Gefangenen, die klein von Statur sind, mir vorzuführen. Von der Belohnung für diesen Gefangenen rede ich nicht. Die bekannte Freigebigkeit unseres Monarchen antwortet dafür."

Inzwischen war auf den dringenden Befehl des Kaisers der tapfere Marschall Oudinot in Eilmärschen von Czereia her angerückt und stand am 21. bereits in Bobr. Er hatte vom Kaiser den Befehl, die Straße über die Beresina freizuhalten. Er kam zu spät; in Bobr vernahm er schon, daß Borisow in feindlichen Händen sei. Sogleich sandte er dem Kaiser einen Courier mit dieser Botschaft entgegen. Napoleon stampfte wütend mit dem Stock, den er trug, auf den Boden und rief erregt aus: „Aber ist es denn ausgemacht, daß wir nichts als Dummheiten begehen!" Aber sofort hatte auch dieser klare Cäsarenkopf die Lage erfaßt. Er befahl dem Herzog von Reggio, sofort gegen Borisow vorzugehen und den Admiral Tschitschagow anzugreifen. Schon am 23. November stieß Oudinot auf die Vorhut Tschitschagows, welche Graf Pahlen befehligte. Pahlen, welcher sich Lorbeeren holen wollte, griff sofort und ohne weitere Verstärkung abzuwarten, an, wurde aber

mit scharfem Stoß und unter Verlust von 800 Gefangenen auf Borisow zurückgeworfen, und die Russen, welche sich in der Stadt der größten Sorglosigkeit hingegeben hatten, gerieten jetzt in arge Bestürzung. Es fehlte auch sehr an einem energischen Kommando. Alles suchte, über die Beresinabrücke hinweg, den Brückenkopf am westlichen Ufer zu gewinnen. Es entstand ein furchtbarer Wirrwarr. Der Oberfeldherr Tschitschagow selbst, der vor wenig Tagen Napoleon schon in der Tasche zu haben glaubte, machte mit seinem ganzen Stabe, daß er über die Brücke davon kam. Mehrere Bataillone der Pahlenschen Vorhut wurden ganz abgedrängt und mußten bei Studienka über eine Furt die Beresina passieren. Besonders groß wurde die Bestürzung des Admirals, als ihm einige gefangene Franzosen keck vorlogen, der Kaiser wäre mit einer Armee von 100000 Mann auf dem Marsche gegen Borisow. In seinem Schrecken ließ Tschitschagow die Brücke zum Teil abwerfen. Das Selbstvertrauen, das sich in den Tagen vorher so stark gezeigt hatte, war aufs tiefste erschüttert. Nach den Schilderungen, die man ihm gemacht hatte, war der Kaiser mit einem Haufen verhungerter und verfrorener Landstreicher auf dem Wege zur Grenze, so daß es dem Admiral an der Zeit schien, einen so schönen Steckbrief zu schreiben, wie wir ihn hier wiedergegeben haben. Und nun plötzlich zeigte das französische Heer noch eine so empfindliche Stoßkraft.

Diese Wiedereroberung von Borisow war in der Tat für die Folge von außerordentlicher moralischer Bedeutung. Tschitschagow hatte eingesehen, daß man sich von diesen Franzosen, unter günstigen Umständen für sie, noch Schläge holen konnte und sich diese zu holen, glaubte der eitle ruhmsüchtige Admiral keine Ursache zu haben. Er wurde also vorsichtig, vorsichtiger jedenfalls, als seine Aufgabe, dem Grafen Wittgenstein die Hand zu reichen und in Gemeinschaft mit ihm Napoleon den Rückzug abzuschneiden, es ihm erlaubte.

Hier an der Beresina zwischen Borisow und Weselowo, auf einer Wegstrecke von knapp drei deutschen Meilen zog sich nun das ganze Kriegstheater zusammen; auf diesem kleinen Fleck der Welt spielte sich jenes Drama ab, das weltgeschichtlich als der Übergang über die Beresina eine schauerliche Berühmtheit erlangt hat. Von Westen, von Osten und von Norden rückten die verschiedenen Armeen gegen diese Straße vor. Drei starke russische Heere umschlossen die letzten Korps der großen Armee wie mit einem Netz. Wenn die Feldherren, welche diese Heere kommandierten, das Netz mit festem Griff schnell entschlossen zuzogen, so gab es für Napoleon kaum ein Entrinnen. Tschitschagow stand am Brückenkopf von Borisow, hatte die einzige Brücke, die dort über den Fluß führte, zum Teil abgebrochen und war bereit, jeden Versuch des Brückenschlages mit Waffengewalt und mit einer überlegenen Artillerie zu verhindern; Graf Wittgenstein stand am 23. November bereits in Czereia, ja, er hatte seine Avantgarde schon bis gegen Baturi vorgeschoben und den General Fock mit der Reserve bei Kolopeniczi aufgestellt. Marschall Victor, der von Napoleon den Befehl erhalten hatte, Wittgenstein unter allen Umständen aufzuhalten, mußte hier Schritt für Schritt weichen. Von Westen her marschierte General Miloradowitsch. Er marschierte allerdings langsam; erst am 23. überschritt er den Dnieper bei Kopys. Nur der flinke Kosaken-Hetman Platow war den Franzosen nachgerückt und stand bei Nacza ungefähr fünf Meilen von Borisow.

Schon in der Nacht zum 23. November, bevor der Kaiser noch in Bobr war, hatte er nach eifrigem Studium der großen russischen Landkarte dem Marschall Oudinot den Befehl gegeben, bei Weselowo mit dem Brückenschlag zu beginnen. Die sämtlichen bei der Armee noch befindlichen Pontoniere, 400 Mann stark, und Sappeure, 450 Mann stark,

kommandiert von den Ingenieur-Generalen Eblé und Chasseloup, mit ihrem sämtlichen Handwerkszeug wurden an Oudinot abgesandt. Leider Gottes hatte man in Moskau und später in Orsza, wie wir hier berichteten, die Pontonparks verbrannt, und es waren daher keine Brückenkähne mehr vorhanden; hätte man statt der Kanonen von Orsza die Brückenkähne mitgeführt, so wäre der Bau in zwei Stunden ausführbar gewesen. Ein Glück war es nur, daß der umsichtige General Eblé aus dem ganzen Zusammenbruch noch zwei Feldschmieden, zwei Wagen mit Kohlen, genügendes Handwerkszeug, eiserne Verbindungsstücke, einen großen Vorrat von Nägeln und dergleichen gerettet hatte. Es mußten sogenannte Bockbrücken gebaut werden, die aber nur bei einem flachen Wasser errichtet werden können, und so galt es vor allen Dingen, eine Furt zu finden, wo das Wasser seicht war. Der Marschall hatte Glück, denn gerade in dem Augenblick, als der Fluß nach einer Furt ab-

Die Verfolgung hatte von Krasnoi an aufgehört. Aber der Himmel verfolgt wieder. Das Tauwetter der letzten Tage hat neuem Schneefall Platz gemacht. Weit und breit ein ödes Schneegefild, durch das der Fuß sich mühsam arbeitet, wie in der Sandwüste. Wehe nun denen, die zurückbleiben! Hier ist ein verwundeter General zurückgeblieben. Fern am Horizont wälzen sich Rauchwolken eines brennenden Dorfes hin, ein Zeichen, daß die Arrieregarde nun auch aufgebrochen ist, die vorüberzog, ohne ihn mitzunehmen. — Das Pferd liegt gefallen vor dem Schlitten, auf dem der Mann sitzt mit dem abgenommenen Bein, die Hände um seinen Krückenstock gefaltet, resigniert — doch weich; denn der Gedanke an die händeringende Gattin, die zu seinen Füßen liegt, bricht die Festigkeit des alten Soldaten. Links, wohin sie die starren Blicke toterschrocken kehrt, sprengen ein paar Kosaken heran. Und der Gardegrenadier, der ruhig die Patrone ergreift, weil er den Feind nicht sehen kann, ohne Feuer zu geben und die paar Anderen, die, wie diesen, Mitleid mit dem unglückseligen Paar zurückhielt — sie schlagen in gewohnter Weise an. Verfehlen sie das flüchtige Ziel, so werden dann die Lanzen das ihre sicher finden und stürzen jene Doner, deren Herz vielleicht ungereizt menschlicher gewesen wäre, als ihr Beruf — so ist das einsame Sterben in der kalten Nacht, der Hungertod um einen Grad gewisser. Wo alles zugrunde geht, muß auch der gute Wille noch verderben.

— Text zum nebenstehenden Bilde —

gesucht werden sollte, meldete sich bei ihm der General Corbineau, der sich mit der bayrischen Division unter General Wrede seiner Zeit vom Korps Oudinots getrennt hatte und nun auf den Befehl hin, wieder zum Korps zu stoßen, die Beresina unter Führung eines Bauern bei Studienka passiert hatte, wo das Wasser kaum drei Fuß tief war. Der Brückenschlag bei Studienka wurde sofort beschlossen.

Es galt nun vor allen Dingen, den Feind über die Wahl der Übergangsstelle zu täuschen. Der Stabschef des Marschall Oudinot, sein Schwiegersohn, der General Lorencez, machte dies sehr geschickt; er ließ mehrere Juden rufen, die, je nachdem man sie bezahlte, bei Franzosen und Russen Kundschafterdienste leisteten, und befragte sie sehr genau nach einer Furt, die sich am unteren Lauf der Beresina südlich von Borisow, nahe Ukoloda befinden sollte. So erweckte er bei diesen zweifelhaften Leuten den Glauben, daß dort der Übergang geplant sei, und als er sie gar noch bei dem Gott ihrer Väter schwören ließ, nichts zu verraten, begaben sie sich natürlich spornstreichs zu Tschitschagow und Kutusow und brachten dort ihre Wissenschaft gegen klingende Münze an den Mann. Ob nun diese von den Juden gebrachten Nachrichten gewirkt haben, ob Tschitschagow sich sonst irgendwie durch Patrouillen über die Absichten Napoleons vergewissert hatte, ob eine Botschaft vom Grafen Wittgenstein, daß der französische Rückzug sich nach Süden richte, oder ob von



In der Gegend von Bobr den 23. November 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Kutusow selbst eine Andeutung dieser Art einging, ist wohl schwer festzustellen. Jedenfalls aber entschloß sich der Admiral, mit seiner Hauptmacht am 25. November den Abmarsch nach Szabaszewicki anzutreten, da er glaubte, daß hier der Mittelpunkt der Strecke läge, die er sichern sollte. Man gewinnt allerdings den Eindruck, daß der brave Tschitschagow auf gute Manier dem gefährlichen Napoleon aus dem Wege gehen wollte. Seitdem er wenige Tage vorher bei Borisow von dem verwundeten Löwen den heftigen Tatzenschlag erhalten hatte, war er scheu geworden; auch soll er die Macht Napoleons viel höher eingeschätzt haben, wie sie wirklich war, kurz, Tschitschagow zog nach Süden. Am Brückenkopf von Borisow blieb nur der General Marquis Langeron mit einem schwachen Korps stehen, und gegenüber Studienka stand eine noch schwächere Abteilung unter dem General Tschaplitz.

Es schien, als ob sein altes Kriegsglück den Kaiser hier von neuem begünstigen sollte, wie einst in alter italienischer Zeit, bei Marengo und auf der Brücke von Lodi. Der Kaiser war um die Morgenzeit des 25. November mit seiner Garde in Borisow eingetroffen und hatte das Korps des Marschalls Oudinot abgelöst, welches mit Einbruch der Dämmerung gegen 4 Uhr nach Studienka abmarschierte, um den Übergang vorzubereiten. Schon waren die Pontoniere, Sappeure und Mineurs seit Stunden an der Arbeit; man hatte die Häuser des Dorfes Studienka, die aus Balken erbaut waren, abgerissen, um das Brückenmaterial zu gewinnen. Schon waren zwanzig Böcke fertiggezimmert, als sie sich plötzlich als zu schwach erwiesen, und die Arbeit mußte nun von neuem begonnen werden. Während der ganzen Nacht zum 26. wurde gehämmert, gehobelt, gesägt. Drüben auf dem westlichen Ufer der Beresina lohten die Wachtfeuer der Russen deutlich auf. Mußten die dort Lagernden den Lärm nicht hören? Konnten ihre flinken Reiter nicht die ganze Macht Tschitschagows schnell herbeirufen, um den Übergang mit Waffengewalt zu wehren? Und was mochte dort drüben in den dunklen Wäldern, die sich meilenweit ausbreiteten, noch an russischen Truppen stecken? Alles war ungewiß wie das Dunkel der Nacht, das alle Besorgnisse vergrößerte. Die Stimmung der französischen Führer war aufs äußerste gespannt, doch nicht von der Hoffnung, sondern von der Furcht, daß hier kein Entrinnen mehr sei. „Wenn Napoleon aus dieser Klemme herauskommt," sagte König Murat zum General Rapp, „so hat er den Teufel im Leibe."

Noch in früher Morgenstunde rückte der Kaiser mit seinen Garden heran. Die Generale hatten Rat gehalten und seine Getreusten rieten durch Joachim Murats Mund dem Kaiser, sich mit Hilfe einiger zuverlässiger Polen über den Fluß zu retten, damit wenigstens er dem allgemeinen Untergang entkomme. Der Kaiser wies den Vorschlag kurz ab, er wollte nicht schimpflich fliehen, wo seine Person notwendiger sei als je; er ordnete an, daß Oudinots Artillerie, verstärkt durch eine Abteilung der Garde-Artillerie, auf den Uferhöhen von Studienka auffahren sollte, um, wenn es sein müßte, das Artilleriefeuer, das man sicher mit Anbruch des Tages vom jenseitigen Ufer erwartete, zum Schweigen zu bringen.

Als aber der Tag emporstieg und die Novembernebel über der Beresina sich hoben und das andere Ufer dem Auge entschleierten, stand da drüben fast kein Feind mehr, nur etliche Kosakenpatrouillen hielten am Rande des jenseitigen Waldes. General Tschaplitz hatte den Befehl erhalten, sich noch näher an den Brückenkopf von Borisow heranzuziehen, weil Admiral Tschitschagow, verleitet durch Scheinbewegungen, die am untern Laufe der Beresina stattfanden, mehr wie je überzeugt war, daß Napoleon südlich von Borisow übergehen werde.

Als der Kaiser sah, daß das westliche Ufer der Beresina gegenüber von Studienka von Truppen entblößt war und Tschitschagow also in die Falle, die man ihm gestellt hatte, hineingegangen war, rieb er sich vor Vergnügen die Hände und sagte wiederholt zu seiner Umgebung: „C'est bien, ich habe den Admiral gehörig getäuscht.“ Er nannte Tschitschagow immer der Kürze wegen „den Admiral“, weil seine korsische Zunge des schweren russischen Namens nicht Meister werden konnte.

Sofort ließ der Kaiser 40 auserwählte Kavalleristen, deren jeder hinter sich auf der Croupe des Pferdes einen gewandten Voltigeur hatte, durch den Fluß gehen und auf einigen Flößen, die man schnell zusammenzimmerte, folgten 400 Tirailleurs von der polnischen Division Dombrowski. Die Kosaken am jenseitigen Ufer leisteten keinen Widerstand; die zwei Geschütze, welche sie auffahren ließen und nur einmal abfeuerten, wichen sofort zurück, als drüben das Feuer der starken französischen Batterie einsetzte.

Gleichzeitig hatten die Pontoniere und Sappeure, unterstützt von Artilleristen, mit dem Brückenbau begonnen. Die 46 Böcke, welche für die Brücken gezimmert waren, wurden in das Wasser eingelegt und mit dem Belag beschlagen. Für den Belag waren nur dünne Bretter, Stangen und Heu vorhanden, womit man die Lücken stopfte. In den letzten Tagen, seit man aus Orsza marschiert war, hatte Tauwetter geherrscht und dem Fluß starke Wässer zugeführt, so daß er über 100 Meter breit war, dazu war Eisgang und seit der letzten Nacht auch wieder Frost eingetreten. Die Kälte betrug 8°. Unter diesen schwierigen Umständen, bei Eisgang und bitterer Kälte, mußten die Pontoniere arbeiten, General Eblé legte selbst mit Hand an. Bis an die Schultern standen diese tapferen Männer im eisigen Wasser des Flusses, sechs bis sieben Stunden lang angestrengt arbeitend. Viele erfroren, viele wurden von den Eisschollen fortgerissen, viele kamen wohl mit dem Leben davon, aber sie hatten ihr Teil weg und saßen in späteren Jahren mit versteiften Gliedern auf den Altersbänken des Invalidenhauses von Paris, — und die Brücken, die wurden fertig.

Der Kaiser war fortwährend am Uferrand, ordnete an und munterte auf. Dann, als die erste Brücke so weit gediehen war, daß der Übergang bald erfolgen konnte, schritt er die Front der Regimenter ab und unterhielt sich mit den Offizieren und Mannschaften. Joachim Murat ging neben ihm. Der Kaiser war frisch und munter, — Joachim Murat war wortkarg und niedergeschlagen; er dachte nur noch an sein schönes Königreich Neapel und wie er sich wohl aus dem allgemeinen Zusammenbruch, den er voraussah, die blanke goldene Königskrone retten könne.

Die beiden Brücken lagen ungefähr 200 Schritt weit auseinander, sie waren nur schmal, und die Brücke für das Fuhrwerk hatte nur gut die Spurbreite eines Geschützes, sie waren auch, weil knapp Material vorhanden war, so schwach gebaut, daß sie sich unter der Last der Masse oft bis unter den Wasserspiegel bogen, ein Geländer hatten sie nicht; der Bau einer dritten Brücke, die anfangs geplant war, mußte, weil es an Holz fehlte, unterbleiben.

Um 1 Uhr nachmittags war die Brücke für die Infanterie fertig. Es ging wie ein Aufatmen durch die harrende Menge. Wieder schien das Glück, das Gelingen mit diesem kleinen korpulenten Mann im grünen betreßten Marderpelz zu sein. Selbst der Frost setzte zur rechten Zeit wieder ein und bedeckte die Ufersümpfe der Beresina mit einer Eisschicht, die den Übergang erleichterte. — Zuerst ging das Korps des Marschalls Oudinot über, 5600 Mann Infanterie und 1400 Reiter von der Kürassier-Division Doumerc. Die Truppen zeigten noch eine feste Haltung, geschlossen defilierten sie vor dem Kaiser

vorüber und durch ihre Reihen ging zum ersten Male seit Wochen wieder der Ruf: „Vive l'Empereur!“, das alte sieghafte Feldgeschrei von Austerlitz und Jena. — Mit großer Mühe zwar, aber dennoch gelang es, auch auf dieser Fußgängerbrücke 2 Kanonen mit Pulverwagen und Patronenwagen für die Infanterie hinüber zu schaffen.

Sobald der Marschall mit seinen Truppen drüben war, tat er alles zur Sicherung seiner Stellung. Er sandte sofort ein Detachement gegen Zembin vor, um die Straße und die Brücken, welche über die Gainasümpfe führten, zu sichern. Mit seinem Gros dagegen marschierte er sofort gegen Stachow vor, um den General Tschaplitz in Schach zu halten. Der russische General hatte auf die Meldung der Kosaken Kehrt gemacht und befand sich auf dem Wege zwischen Stachow und Brili, als er auf Marschall Oudinot stieß. Obgleich General Langeron vom Brückenkopf Borisow einige Verstärkungen schickte, hatte Tschaplitz doch nicht mehr als insgesamt 8000 Mann, zur Hälfte Infanterie, zur Hälfte Kavallerie. Mit der Kavallerie ließ sich in dem Terrain nicht viel anfangen und seine Infanterie schien ihm gegenüber der Oudinots zu schwach. Außerdem sah er von drüben die starke Batterie herüberdrohen und er wagte es daher nicht, ernstlich Widerstand zu leisten. General Langeron traf erst ein, als die Dunkelheit dem Kampf schon ein Ende gemacht hatte, und der Obergeneral Admiral Tschitschagow war auf die dringenden Nachrichten, welche Tschaplitz sandte, zwar umgekehrt, aber nur bis Borisow gekommen.

Um 4 Uhr nachmittags war die zweite größere Brücke für die Artillerie, die Reiter und den Fuhrpark fertig. Noch immer fürchtete der Kaiser, daß Graf Wittgenstein plötzlich erscheinen möchte, um den Übergang zu stören. Erst als die Dunkelheit ganz hereingebrochen war, ging das Korps des Marschalls Ney, 3700 Infanteristen und im ganzen noch 300 Kavalleristen, hinüber. Vorher war die Artillerie Oudinots und die der Garde über die große Brücke gegangen und es mag sein, daß sich durch diese Last Schäden eingestellt hatten, denn während das Korps Ney überging, brach die Brücke zweimal und die Wiederherstellung kostete jedesmal drei bis vier Stunden. — Inzwischen hatten sich während des 26. November die übrigen Heeresteile immer näher an die Beresina herangezogen. Der Vizekönig Eugen Beauharnais stand in Niemanitza, nur eine Meile von Borisow, Davoust war in Losnitza eingetroffen, kaum zwei Meilen von dort, Marschall Victor traf am selben Abend in Borisow ein und ließ die Division Partouneaux bei Losnitza stehen, um an Stelle des Korps Davoust die Nachhut zu übernehmen. Alle diese Truppenteile waren natürlich von Schwärmen Isolierter umgeben und sie alle wollten über jene leicht gebauten Brücken hinüber, welche zum andern Ufer führten, zum Ufer, das für sie das Gestade der Hoffnung war.

Man mußte wohl mit dem Tagesanbruch des 27. November einen scharfen Kampf erwarten. Aber es wurde wider alles Erwarten nicht schlimm. General Tschaplitz konnte bei Stachow gegen Oudinot nichts ausrichten und die beiden Infanterie-Regimenter, welche Langeron zur Hilfe schickte, nutzten auch nicht viel. „Die Nacht zum 27. November," berichtet der General Arnold, der damals als russischer Offizier an der Beresina mitfocht, „machte dem Kampf ein Ende und als der Morgen anbrach, standen sich die beiderseitigen Truppen kaum auf Flintenschußweite gegenüber. So verging auch der ganze Tag, der 27. November. Niemand hatte Neigung, das Gefecht zu beginnen. Wir waren sehr schwach, obgleich in der Nacht zwei Regimenter aus Borisow zu uns gestoßen waren, und die Franzosen beeilten sich überzugehen und waren daher zufrieden, wenn sie nicht beunruhigt wurden." Es ist und bleibt unbegreiflich, aber es ist nun einmal Tatsache: Admiral



Im Biwak bei Studienka
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Biwak in Studienka. Den 26. November. Wir stehen mit dem Rücken gegen den Fluß zwischen einigen der Schränkholzhütten von Studienka, auf deren Dächern Sappeure Balken losbrechen. In der Abenddämmerung zeigen sich hinten am Rand der Uferhügel Geschütze in Batterie, Reiter und Gruppen um die Biwakfeuer. Hier nächst vor uns flackert auch eines neben der aus Türen erbauten Nothütte französischer Gendarmen, wo sich windfrei unsere württembergischen Offiziere gelagert haben. Was für ein Geschöpf steht vor ihnen? Auf krummgebogenen Knieen, abgemagert, einen Löffel durch die Brustknopflöcher des flatternden Überrocks gesteckt, über der Schirmkappe einen Hut — und dazu den offenen Hemdkragen und das skurrile Lächeln auf den dürren Wangen und die Erklärung der gestikulierenden Hände dazu: „Das ist der Weltlauf, meine Herren! —?" Ein Regimentsquartiermeister von der Artillerie ist es. Mit unheimlichem Grauen blicken ihn seine Zuhörer an und wissen wie wir nicht: Ist das Spaß oder Ernst? Ist der Humor noch freiwillig oder nicht mehr?

Tschitschagow traf erst am Spätabend des 27. November an dem Brückenkopf bei Borisow ein, so daß Marschall Oudinot, unterstützt von den Truppen Neys, die sich hinter ihm in Reserve aufstellten, das Feld bequem behaupten konnte, während die Reste der großen Armee die Beresina überschritten.

Der Kaiser selbst überwachte bei Studienka den Übergang und hielt die Ordnung aufrecht. Zunächst ließ er am Morgen des 27. November einige tausend Isolierter die Brücke

überschreiten. Die Ordnung unter denselben war schwer aufrecht zu erhalten, aber es ging doch noch einigermaßen, weil das Auge des Kaisers selbst wachte. Es war um die Mittagszeit, als Napoleon selber mit seinen Garden, im ganzen noch 5000 Mann Infanterie und 1400 Reiter, die Beresina überschritt. Er nahm drüben sein Hauptquartier unmittelbar an der Straße nach Wilna in Saniwki. Auf dem linken Ufer befanden sich jetzt noch das Korps des Marschalls Victor, im ganzen 10000 Mann stark, mit wenig Kavallerie, im ganzen 800 Mann, und die Korps des Marschalls Davoust und des Vizekönigs, ungefähr je 1200 Mann, endlich die traurigen Reste des einstigen westfälischen Korps unter Generaloberst Junot. Auch diese drei letzten Korps gingen am Spätabend des 27. über die Brücke. Der Kaiser gab den Befehl, daß sie sofort auf der Straße nach Wilna weiter marschieren und an Fuhrwerken, Nachzüglern, Maroden alles sammeln sollten, was sie auf ihrem Wege fanden.

Unterdessen wurde die Brücke von Isolierten nicht leer; alles drängte sich heran und es wurde den Wachen schwer, ja es war ihnen unmöglich, Ordnung zu halten. Auch die für Fuhrwerke und Artillerie bestimmte Brücke wurde von unzähligen Fußgängern bestürmt. Alles drängte sich in buntem Durcheinander zu dem Eingang und suchte die Brücke zu gewinnen. Plötzlich um 4 Uhr brach sie zum dritten Male ein und es dauerte zwei bis drei Stunden, ehe sie von neuem hergestellt wurde. Natürlich erhöhte dieser Unfall in der Dunkelheit des Novemberabends die Verwirrung aufs höchste und es spielten sich schon jetzt wüste Szenen genug ab, ihren Höhepunkt aber sollten sie doch erst am nächsten Morgen erreichen, als Wittgenstein herandrängte.

Zwei Tage lang hatten die Russen den Übergang nicht sonderlich gestört. Erst am 28. November wurde es bitterer Ernst. Napoleon hatte sich entschlossen, die Brücke auch am 28. noch stehen zu lassen, um möglichst viele der Isolierten und Nachzügler zu retten. Graf Wittgenstein wußte längst, durch den Kanonendonner und durch Kosaken unterrichtet, daß der Übergang Napoleons zwischen Studienka und Weselowo stattfand. Aber er wich dem Kaiser aus. Er glaubte, daß Napoleon noch ein Heer von 60000 Mann unter den Waffen habe und wollte sich wohl einer Niederlage nicht aussetzen. Er schützte daher die schlechten Wege vor und marschierte anstatt gegen Studienka gegen Borisow vor. Der Marschall Victor hatte hier bei Borisow den General Partouneaux mit seiner Division stehen lassen, um Wittgenstein zu täuschen. Als die Avantgarde Wittgensteins am 27. November nachmittags 3 Uhr bei der Meierei von Stary-Borisow aus dem Walde heraustrat, stieß sie auf die Vorposten der Division Partouneaux. Der General erkannte sofort seine gefahrvolle Lage und beschloß, sich nach Studienka durchzuschlagen. Er hatte 4000 Mann unter den Waffen und eine kleine Kavallerieabteilung, die ehemalige Brigade Delaitre, 400 Mann stark, bei sich. Aber sein Angriff wurde durch eine regellose Masse von Nachzüglern, denn er bildete ja die Nachhut der großen Armee, furchtbar erschwert. Endlich kam er auch noch vom Wege ab. Vollständig umzingelt, wurde er auf Borisow zurückgedrängt und mußte, in der Front und im Rücken angegriffen, schließlich kapitulieren. Ein einziges Bataillon, 120 Mann stark, schlug sich durch. In russische Gefangenschaft aber kamen 4 Generäle, 240 Stabs- und höhere Offiziere und beinahe 8000 Mann, wovon allerdings 4000 als Nachzügler zu rechnen sind.

Nachdem der Admiral Tschitschagow bei Borisow eingetroffen war, hatte er schleunigst die halb zerstörte Brücke erneuern lassen und sich mit dem General Wittgenstein über die weiteren Unternehmungen geeinigt. Graf Wittgenstein gab dem Admiral, der sich für zu schwach hielt, noch einige Verstärkungen ab, indem er den General Jermolow und den

Kosakenhetman Platow mit ihren Truppenteilen auf das rechte Ufer schickte. Und nun begann der gemeinsame Angriff auf beiden Ufern der Beresina, während ein starker, kalter Nordwind daherblies und ein heftiges Schneetreiben den Truppen die hartgefrorenen, spitzen Flocken ins Gesicht peitschte. Trotz der Ungunst der Witterung schlug man sich auf beiden Seiten mit größter Zähigkeit und Wut. Schon früh um 8 Uhr griff Tschitschagow auf dem rechten Ufer des Flusses die Korps der Marschälle Oudinot und Ney an. Die Stellung, welche die Franzosen gewählt hatten, war vortrefflich, das günstige Terrain mit großem Geschick benutzt. Gleich im Anfang des erbitterten Kampfes empfing der Herzog von Reggio seine zwanzigste Wunde. Nun übernahm der Fürst von der Moskwa das Oberkommando. Gegen 2 Uhr nachmittags ließ der Admiral noch zwei Divisionen aufmarschieren und es schien, als ob jetzt der Vorteil sich zur russischen Seite neigte, aber es schien nur so, denn Michael Ney war auf dem Posten. Die wankende Infanterie vom Korps Oudinot zog sich auf die Reserven des Korps Ney zurück und im selben Augenblick befahl der Marschall den Resten der Kürassier-Division Doumerc den Angriff. Es war ein Bravourstück, welches diese 500 Reiter, der Rest der Division, hier leisteten. Sie ritten mit solcher Wucht auf die russische Infanterie ein, daß alles ins Wanken kam und daß 1500 Mann von diesen 500 zu Gefangenen gemacht wurden. Das Feuergefecht währte bis in die Nacht hinein. Die Russen, welche an 15000 Mann ins Gefecht gebracht hatten, verloren die Hälfte ihrer Truppen und die Franzosen behaupteten sich siegreich in der angegriffenen Stellung. Das geschah auf dem rechten Ufer der Beresina. — Auf dem linken stand nur noch der Marschall Victor, dessen Division Partouneaux in der Nacht vorher abgeschnitten war und kapituliert hatte. Er hatte noch 6000 Mann und einige hundert deutscher Reiter bei sich. Überhaupt bestanden die beiden Divisionen des Korps Victor zum größten Teil aus Deutschen. Es waren 7 Bataillone Badenser unter dem Generalmajor Markgrafen Wilhelm von Baden, 4 Bataillone Berger und 4 Bataillone Sachsen; außerdem 6 Bataillone Polen. Deutsche und Polen waren es also, die hier an der Beresinabrücke Wittgenstein aufhielten, bis alles, was hinüber wollte, einigermaßen in Sicherheit war. 6000 Deutsche und Polen unter französischen Fahnen standen hier gegen 14000 Russen. Und besonders der Markgraf Wilhelm von Baden war es, der sich mit deutscher Tatkraft und Zähigkeit den heftigen Angriffen Wittgensteins widersetzte. Im ersten Ansturm hatte die russische Ubermacht auf dem rechten Flügel, wo die Badenser standen, den Schlüsselpunkt der Stellung, ein Wäldchen, genommen. Aber der Markgraf führte seine Reserven vor, setzte sich selbst an ihre Spitze, verbot alles Schießen und warf mit dem Bajonett die Russen wieder hinaus. Als auf dem linken Flügel ein Einbruch der Russen in die deutsche Stellung drohte, brach das arme Häuflein badischer und hessischer Kavallerie, im ganzen 350 Mann stark, gegen die russische Infanterie vor und zersprengte sie völlig. Sieben Stunden lang hielt sich das Korps Victors gegen die russische Übermacht.

Während dieses Kampfes hatte der Übergang der Isolierten, Waffenlosen, Nachzügler, der Marketender, Weiber und Kinder, des Wagentrosses fortwährend angedauert. Als die ersten Kanonenschläge Wittgensteins am Morgen laut wurden, drängte sich alles den Brücken zu, um hinüber zu kommen. Es war ein solcher Strom von Menschen, daß die Brückeneingänge sich bald verstopften. Ganz schlimm wurde es, als Wittgenstein auf dies Knäuel von Menschen, Wagen, Pferden sein Geschützfeuer richtete. Viele Menschen wurden in dem Gedränge, das nun entstand, zerquetscht, zertreten und in die Beresina gestoßen, wo sie im Eisgang unrettbar den Tod fanden. Es häufte sich vor den Brücken ein solcher Wirrwarr von Trümmern, daß der General Eblé schließlich einen Laufgraben anlegen lassen

mußte, um überhaupt zu den Brücken zu gelangen. Als Marschall Victor am Spätabend um 9 Uhr seinen Rückzug antrat und zunächst seine Artillerie übergehen ließ, kostete es furchtbare Mühe, um über die vielen Pferdekadaver, die im Weg lagen, hinweg zu kommen. Die Reste seines Korps ließ der Marschall der Artillerie folgen. Seine Nachhut aber blieb bis zum nächsten Morgen am linken Beresinaufer zurück, denn es war die Absicht des Kaisers, die Brücke erst im letzten Augenblick zerstören zu lassen. Noch lagerten am linken Beresinaufer in Schnee und Eis an spärlichen Wachtfeuern Tausende von Menschen, die krank, verwundet und wegemüde sich nicht mehr vom Fleck rühren mochten. Um 1 Uhr nachts, als der Übergang des Korps Victor vollendet war, waren die Brücken vollständig frei. Aber niemand ging hinüber. Vergeblich ließ der General Eblé von Wachtfeuer zu Wachtfeuer schicken, um den Menschen sagen zu lassen, daß er Befehl habe, die Brücken am nächsten Morgen abzubrechen. Nur ganz wenige folgten seiner Aufforderung, die anderen blieben liegen, wo sie lagen. Viele mochten sich auch nicht von dem Gepäck, den Wagen und Pferden oder was sie sonst an Habe hatten, trennen. Viele waren auch so stumpf, daß sie gar nicht mehr wußten, was eigentlich um sie her vorging. Der Oberst Marbot, der ein Packpferd suchte, ritt an jenem Abend mit einigen Begleitern noch wieder zurück und sah nun drüben die Lagerfeuer. Er erzählt: „In der Nähe der Brücken angekommen, war ich erstaunt, dieselben völlig leer zu finden, dagegen bemerkte ich in einiger Entfernung jenseits eine Unzahl von Lagerfeuern. Dies bestimmte mich, meinen Weg zu ihnen zu nehmen. Bald hatte ich sie erreicht, und was sich da meinen Augen bot, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Bis jetzt war ich noch nie diesen so oft erwähnten, unglücklichen Nachzüglern von Moskau begegnet, jetzt befand ich mich mitten unter ihnen. Tausende und Tausende dieser Jammergestalten lagen da vor mir an den Feuern und rösteten sich Pferdefleisch. Keiner dieser Ärmsten hatte eine Ahnung, daß ein Fluß vor ihnen lag, den sie notwendig noch heute hätten überschreiten müssen, ehe sie ihren Tagesmarsch beschlossen. Und kein Adjutant, kein Generalstabsoffizier, niemand war da, der diese Leute zurechtgewiesen, sie über die Gefahr ihrer Lage aufgeklärt hätte. Mir blutete das Herz, als ich die so schmählich Verlassenen näher betrachtete. Fast nichts an ihnen erinnerte noch an den Soldaten. Von Waffen war keine Rede mehr, nur dicke Knüttel waren vertreten; ihre Kleidung bestand in losen Fetzen, ihr Fußzeug zum Teil in einem mit Bindfaden notdürftig zusammengehaltenen Stück Tuch oder in einem untergebundenen Stück Leder. Selbst Offiziere sah ich in keiner besseren Verfassung, teilnahmslos in sich zusammengekauert unter diesen wild lärmenden Horden, deren Sprachengewirr der ganzen Szene ein noch schauerlicheres Gepräge gab. Ich versuchte mit der geringen Mannschaft meiner Begleitung die Leute zu bewegen, ihr Lager jenseits des Wasserlaufs zu nehmen, indem ich mich bemühte, ihnen alle Gefahren, die ihnen am folgenden Tag bevorstanden, klarzumachen, doch nur ein geringer Teil folgte mir."

Hier mag die Erzählung eines der Miterlebenden Platz finden, der anschaulich über seine Beresinafahrt berichtet. Es ist der Leutnant von Suckow von den Württembergern, der hier seine Leiden und seine Rettung erzählt:

So näherte ich mich, wenn auch nicht einsam, so doch allein, langsam, denn meine Füße erlaubten mir nur kleine Tagemärsche, jenem eben genannten Flusse, der für die Armee so verhängnisvoll werden sollte, indem Tausende in und an demselben ein schmähliches Ende fanden. Ein ebenso unbedeutender als glücklicher Zufall, der ja oft bei den wichtigsten Momenten unseres Lebens entscheidet, fügte es, daß ich das nasse Grab jener Unglücklichen nicht mit ihnen teilen durfte. Am 25. November, bei der nunmehr wieder

sehr strengen Kälte, kam, wie bekannt, das Gros der französischen Armee — wenn man mit Ausnahme der Garden Trümmerhaufen so nennen darf — am linken Ufer des Flusses an; erst am 26. abends erreichte ich dasselbe in der Nähe jener zwei geschlagenen Brücken, über welche der Übergang schon mit dem frühesten Morgen begonnen hatte, und fand für die Nacht gastliche Aufnahme an dem Biwakfeuer einiger bayrischer Chevaulegers, die ihrem Namen als solche übrigens nur noch der Hälfte entsprachen. Legers waren sie allerdings, denn sie trugen gar nichts mit sich als jeder einen großen Knüttel zum Wanderstab; ihre Pferde aber hatten sie ihrer Erzählung nach schon längst teils vor dem Feinde, teils durch den Hunger eingebüßt. Man merkte bei ihren Mitteilungen diesen braven Bayern so recht deutlich an, wie ihnen, den guten Soldaten, dieser Verlust empfindlich zu Herzen ging.

Noch spät am Abend gesellte sich zu uns jener kleine Hauptmann meines Regiments, von dem ich schon früher erwähnte, daß er im nächtlichen Biwak seine Kameraden oft dadurch belustigte, wenn er durch Worte und Mienen im Vorgenuß jenes Zwiebelkuchens schwelgte, welchen er sich sogleich nach seiner Rückkehr in die Garnison von der Gattin backen zu lassen beabsichtigte. — An einen Übergang am heutigen Tage war gar nicht mehr zu denken, wenn man, wie wir, Zeuge war, wie es an und auf der uns nächstgelegenen Brücke zuging, — ein Gedränge jener Unglücklichen, die heute noch das jenseitige Ufer zu erreichen suchten, fluchend, schimpfend, heulend und mit Knütteln oder was sie sonst zu diesem Zweck geeignet in Händen trugen, nach dem Nachbar schlagend, der sie in ihrem Vorschreiten hinderte, bis er umsank, wodurch dann, wenn auch nur für Augenblicke, einige Zoll Raum gewonnen wurden. So war dies gräßliche Bild, das sich durch tausenderlei Szenen des Jammers, welche sich am folgenden Tage, wo auch ich die Staffage desselben bilden helfen mußte, in meiner Nähe begaben, noch viel herzzereißender gestaltete.

Ich durchwachte eine der peinlichsten Nächte meines Lebens, denn wie konnte bei dieser Kälte, vereint mit meiner Aufregung, meinen Befürchtungen für den nächsten Tag, und endlich bei diesem Höllenlärm, Geschrei, Gekreisch und Fluchen von Schlafen die Rede sein! — Napoleon, der an diesem Tage mit den Garden keineswegs in der Ruhe und Ordnung, wie man sie an letzteren sonst zu sehen gewohnt war, das verhängnisvolle Wasser überschritten hatte, gab noch vorher den Befehl, alle Wagen, namentlich die Masse von Chaisen, Fourgons und die in Moskau gefundenen Stadtwagen der Herren Marschälle und Generale zu verbrennen, welche großenteils, mit sehr wertvollen Dingen, ebenfalls in der genannten Stadt von ihren nunmehrigen Besitzern gefunden, beladen waren und jetzt das Gedränge bedeutend vermehrten. Eine Menge kleiner hellodernder Feuer, für die Beteiligten keineswegs Freudenfeuer, zeugten bald von der pünktlichen Ausführung des kaiserlichen Befehls.

Viele meiner Kameraden, glücklicher oder intelligenter als ich, hatten übrigens heute das jenseitige Ufer erreicht, namentlich solche, welche in früher Stunde die elenden, vom schlechtesten Material konstruierten Brücken in dem Augenblick erreichten, als Napoleon seine Garden darüber defilieren ließ. So der Major von Grüneberg eines unserer Jägerbataillone, ein kleines vor Frost zitterndes Windspiel unter dem Mantel tragend, der nahe an dem Kaiser vorüber die Brücke passierte. Der große Feldherr, der Tausende und aber Tausende schon zur Förderung seiner ehrgeizigen Pläne dahinschlachten ließ, hatte in diesem Augenblick Mitleid mit einem armen Tierchen und beklagte es in dieser menschlichen Regung gegen den Besitzer mit der beigefügten Frage, ob er es ihm nicht abtreten wolle? — Major von Grüneberg erwiderte dem Kaiser: „Sire, dieses Hündchen hat alle Leiden

des ganzen Feldzuges mit mir geteilt; es ist mir ein wertes Andenken an dieselben und deshalb möchte ich es wohl bewahren. Doch, wenn Eure Majestät es zu besitzen wünschen, so steht es Ihnen zu Befehl!" worauf Napoleon sichtlich gerührt dem Major entgegnete: „Ich begreife Ihre Anhänglichkeit an dieses kleine Geschöpf und ehre dieselbe. Behalten Sie es, ich darf Sie dessen nicht berauben!" Diese Unterhaltung mit dem Kaiser erzählte mir Herr von Grüneberg wörtlich während eines der nächsten Märsche, wo ich ihn zum letztenmal sah; denn nach wenigen Wochen starb er und wahrscheinlich auch sein Hündchen in der Gefangenschaft im Hospital zu Wilna.

Am 27. November in früher Morgenstunde brach ich in Begleitung meines kleinen Hauptmanns auf, um nun womöglich das rechte Ufer des Flusses zu gewinnen, und mit der Hoffnung, daß heute das Gedränge an den Brücken doch minder groß sein werde, als am gestrigen Tage. Eitle Hoffnung, wie ich mich bald überzeugen sollte, indem die vielen Tausende, welche ebenso wie ich für heute zum Übergang auf günstigere Gelegenheit gezählt hatten, nun allzumal und in der größten Aufregung die Brücken passieren wollten! — Ich näherte mich diesem kolossalen Menschenknäuel, konnte mich aber, da ich sah, wie haarsträubend es darin herging, nicht entschließen, mich demselben anzureihen. Denn war dies einmal geschehen, so konnte von keiner Umkehr mehr die Rede sein, indem sich in wenigen Sekunden Massen von Hunderten nachdrängten und dieselbe absolut unmöglich machten. Anders mein kleiner Hauptmann. Halb unwillkürlich wurde er in diesem Menschenstrudel hineingerissen und verschwand somit bald aus meinen Augen. In Gedanken hielt ich ihm bereits die Grabrede, denn wie konnte ich glauben, daß dieses kleine, zarte Männchen das jenseitige Ufer unter diesen Umständen glücklich erreichen werde! Und doch war es so, wie ich später von ihm selbst in Wilna erfuhr, wo er jedoch, wie viele unserer Kameraden, als Gefangener im dortigen Hospital starb.

Ich kehrte also an mein nunmehr halb erloschenes und von meinen bayrischen Chevaulegers verlassenes Biwakfeuer zurück, an welchem sich bereits andere Jammergestalten, sehr zerlumpte französische Infanteristen, häuslich niedergelassen hatten. Auch sie beabsichtigten gleich mir im Laufe des Tages einen günstigeren Moment zum Übergang abzuwarten. Fortwährend hatten wir deshalb die nächstgelegene Brücke im Auge — die entferntere wurde immer noch, wenn auch ihrer elenden Konstruktion wegen nicht ohne große Gefahr, für Fuhrwerk usw. benützt —, um zu sehen, ob das Gedränge sich nicht endlich etwas vermindern werde. Schon war es ungefähr um die Mittagsstunde und ich wollte doch, wenn immer möglich, heute noch die Brücke passieren, denn wer wußte, ob es morgen noch geschehen konnte. Allerdings war ich namentlich durch meine körperlichen Zustände (mit Füßen voller Frost, die mir kaum das Gehen gestatteten) vollkommen berechtigt, diesen immer wieder sich neu gebärenden Massen an der Brücke mich nicht leichtsinnig anzuschließen, wenn ich nicht einem sicheren Untergange entgegengehen wollte, das heißt erdrückt, durch einen freundlichen Nachbarn niedergeschlagen, oder wenn ich die Brücke glücklich erreichte, in den Fluß hinabgedrängt zu werden, wie dies Hunderten meiner Unglücksgefährten während der Tage des Überganges geschah. Zu allem Unglück hatte ich, sei es aus Indolenz, oder weil mir die Gelegenheit dazu mangelte, es versäumt, mir einen tüchtigen Prügel als Wanderstab beizulegen, wie ich ihn in der Hand des Marschalls so gut wie in der des Tambours und des früheren Reiters häufig genug sah. Ein vortreffliches Instrument zu jener Zeit, so ein tüchtiger Knüttel, sehr angemessen à deux mains zu gebrauchen — nämlich um bei der oft spiegelglatten Landstraße sich darauf zu stützen und nötigenfalls, wie dies oft geschehen sein mag, im Gedränge einen unliebsamen Nachbarn damit zu beseitigen.



An der Beresina

Nach einem Gemälde von Raffet gezeichnet von C. Le Roux

Diesen wahren Schatz entbehrend, war ich demnach stütz- und wehrlos und saß nun in der mir gar nicht angenehmen Gesellschaft dieser ausgehungerten und zerlumpten französischen Burschen an dem spärlich unterhaltenen Biwakfeuer, die nahe Brücke beobachtend, als meine Aufmerksamkeit von dieser ebenso unwillkommen als unerwartet auf etwas anderes geleitet wurde. Ein Kanonenschuß dröhnte hinter uns aus weiter Ferne an unser Ohr. Wer war es, der sich in Begleitung dieser Musik uns nahte? Damals wußte ich es nicht, denn ich war gar zu sehr beschäftigt mit der Salvierung meines werten Ich, um noch Zeit und Lust zu haben, die strategischen Pläne des Feindes zu studieren, abgesehen davon, daß meine bescheidene Leutnantsstellung die Gelegenheit dazu auch nicht gerade begünstigte. Jetzt weiß ich es freilich, denn die Kriegsgeschichte dieses denkwürdigen Feldzuges hat auch jenen wichtigen Moment desselben der Nachwelt aufbewahrt. Kutusow, Tschitschagow, Wittgenstein usw. zogen heran, sich freundlichst die Hand zu bieten und uns, soweit es möglich war, förmlich zu umzingeln. Also rechts, links und rückwärts der Russe und vorn die Beresina mit ihren elenden Brücken, welche jeden Augenblick zu brechen drohten. Wahrlich keine beneidenswerte Lage für uns, die wir noch auf dem linken Ufer uns befanden und voraussichtlich auch die folgende Nacht noch dort zubringen mußten. Dazu entschloß auch ich mich, sobald ich sah, daß auf diesen Kanonenschuß, wie auf ein gegebenes Signal, Tausende sich in der größten Aufregung der Brücke zudrängten, um dieselbe noch heute zu passieren.

Ich blieb also und meine Franzosen mit mir, während der Nacht vom 27. auf den 28. November an unserem Biwakfeuer, und nicht wir allein, denn ringsum loderten solche überall, an welchen Unglückliche lagerten, die, ebenso wie wir auf den nächsten Morgen hoffend, unser Los teilten. Einigermaßen beruhigend war es, daß jenem Kanonenschusse nur wenige aus weiter Ferne folgten und solche gänzlich aufhörten, nachdem die Nacht eingetreten war. — Mein Hunger an diesem Abend war groß. Nichts Eßbares weit und breit, auch nicht einmal der elende Fetzen eines gefallenen Pferdes! Denn wo ein solcher heute etwa zu entdecken gewesen, da war er gewiß bei der großen Masse Hungernder auf kleinem Raum bereits bis auf die letzte Faser konsumiert.

Um den Hunger in etwas zu vergessen, begann ich eine Konversation mit meinen Franzosen, bei welcher ich mich vorzugsweise mit einem jungen freundlichen, etwa zwanzigjährigen Bürschchen unterhielt. Es erzählte mir, wie schmerzlich es ihm gewesen sei, sich von seinen Eltern — der Vater war ein maître tailleur in Lyon — zu trennen, und wie unendlich er sich freue, la chère mère wiederzusehen. Wenn nur nicht, meinte er, Napoleon nun seine Armee noch nach Petersburg führen werde! Als ich ihm über diese gefürchtete Eventualität die beruhigendsten Versicherungen gab, ward der gute Junge so erfreut und gerührt, daß er zu meiner Überraschung ein ziemlich großes Stück Brot aus seinem grauleinenen Schnappsack zog, etwas davon abschnitt und es mir präsentierte. Ich gestehe, daß mich dieser Akt kindlicher Liebe wahrhaft rührte, denn sicher nur, weil ich ihn in seinen Hoffnungen, die chère mère vielleicht bald wieder umarmen zu dürfen, durch meinen Zweifel an Napoleons Zug nach Petersburg bedeutend bestärkt hatte, teilte er das Teuerste, was er jetzt besaß, sein Brot, mit mir! Nicht einmal eine kleine Entschädigung wollte dieser gute Sohn seiner Mutter für dies mir gebrachte, unter den jetzigen Verhältnissen bedeutende Opfer annehmen. Er habe, versicherte er, am heutigen Morgen einen ganzen Laib dieses köstlichen Mannas von einem Landsmann, der bei der Feldbäckerei angestellt gewesen sei, zum Geschenk erhalten — hatte denn diese noch etwas zu backen? — und bereits seinen hier anwesenden drei Kameraden ebenfalls davon mitgeteilt; mit dem Rest



Übergang über die Beresina den 28. November 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

desselben hoffe er jusqu'à l'autre côté des Flusses ausreichen zu können und dort werde es denn doch Lebensmittel genug geben. Die große Not, meinte er, werde ja einzig nur durch die Anhäufung der Menschenmassen am diesseitigen Ufer hervorgerufen. —

Das Schweigen der fernen feindlichen Kanonen hatte mich noch mehr bestimmt, für heute wiederum auf meinen Übergang, in Erwartung einer günstigeren Gelegenheit am anderen Morgen, gänzlich zu verzichten, und ruhig blieb ich deshalb mit meinen vier französischen Schlafkameraden für die nächste Nacht an unserem Biwakfeuer, durch das Treiben an und auf den nahen Brücken ebenso wie in der vergangenen Nacht bedeutend behelligt. Doch die Natur forderte bald ihr Recht, und es wurde mir vergönnt, trotz des uns umwogenden Tumultes, trotz der Kälte und meines Hungers mich einige Stunden des erquickendsten Schlafes erfreuen zu dürfen. —

Der Tag des 28. Novembers brach an und mit ihm begannen alle jene Schrecknisse, welche während der nun darüber hingegangenen fünfzig Jahre so viele Federn zu ihrer Schilderung, so viele Griffel zu ihrer Darstellung in Tätigkeit setzten. Mag im einzelnen von diesen vielleicht dann und wann etwas übertrieben sein — ich gebe es zu, denn ich las ja erst vor einigen Jahren noch eine darüber neu erschienene Schrift, die von Hunderten umgekommener Weiber, von Dutzenden zerdrückter und zertretener Kinder erzählt, was ich denn doch in so großer Anzahl nicht bestätigen könnte — das Gesamtbild, wie es sich damals darstellte, ist bei dem kühnsten Fluge einer lebhaften Phantasie keiner Übertreibung fähig.

Schon in den frühesten Morgenstunden hörte man eine ferne Kanonade; unsere Arriere-Garde unter Marschall Victor und General Dombrowsky ward mit den Russen in ein heftiges Gefecht engagiert. Der Geschützdonner näherte sich, ein Beweis, daß unsere beiden Verteidiger zurückgedrängt seien, und sonach war nun wohl der letzte Augenblick nahe, der noch eine Rettung von schmählicher Gefangenschaft ermöglichte. Immer schneller näherte sich das feindliche Geschoß und schon schlugen am diesseitigen Ufer dessen Kugeln ein, als ich mich nach einem kurzen Abschied von meinen Franzosen, die nun auch schleunigst aufbrachen, der Brücke, welcher sich jetzt Tausende von Wehrlosen in Angst und Schrecken zudrängten, ebenfalls zu nähern suchte.

Noch bevor ich den an derselben zusammengepreßten kolossalen Menschenhaufen erreichte, sollte ich Zeuge eines wahrhaft herzzerreißenden Auftritts sein. Eine für damalige Verhältnisse elegante, mit zwei Pferden bespannte Chaise, die Gott weiß durch welchen Zufall oder unter welchem Vorwand dem von Napoleon über sie und ihresgleichen verhängten Autodafé glücklich entgangen war, kam eiligst daher gefahren, um sich mit ihren Insassen, einer Frau und zwei Kindern, zu retten, als eine feindliche Kanonenkugel eines der Pferde an dem Wagen zerschmetterte. Die Frau sprang heraus, die Kinder auf den Armen, flehte weinend die Vorübereilenden um Schutz und Hilfe an, aber keiner von allen in panischem Schrecken Davoneilenden nahm sich auch nur die Zeit, ihr einige Trostesworte zu sagen, vielweniger die geringste Hilfe zu leisten. Nur wenige Schritte war ich an ihr vorüber, als ihre weinende, jammernde Stimme verstummte, und wie ich mich teilnehmend nach ihr umsah, waren sie und ihre Kleinen verschwunden — das heißt: zu Boden geworfen und wohl schon nach wenigen Augenblicken von den Fliehenden um sie her zerquetscht oder zertreten.

Bald hatte ich mich der großen Flüchtlingskolonne angereiht, von welcher ich nicht lange der letzte sein durfte, denn von Minute zu Minute vergrößerte sich dieselbe durch die herzuströmenden Nachzügler, so daß ich mich bald nicht nur von beiden Seiten, sondern

auch und noch mehr von den von rückwärts Nachdrängenden förmlich eingekeilt fand. Die Momente, welche ich nun in dieser geschlossenen Gesellschaft bis zu meiner Ankunft am jenseitigen Ufer durchlebte, waren die schrecklichsten während meines ganzen Lebens. Alles schrie, weinte, fluchte und schlug um sich nach den Nachbarn.

Der letztere Liebesdienst wurde namentlich soeben einem meiner Kameraden von einem französischen Infanteristen mit Hilfe seines Gewehrkolbens erzeigt. Ein durchdringender Schmerzensschrei nämlich, begleitet vom Ausruf meines Namens, erregte meine Aufmerksamkeit, ich sah zur Seite und mein Blick fiel auf die Jammergestalt eines lieben Freundes, des Leutnants von Podewils unserer Kavallerie, von dem ich früher erwähnte, daß ihm in der Schlacht von Moschaisk eine Kanonenkugel das Fleisch bis auf den Knochen vom Arm riß, ohne denselben zu verletzen, und der in dem Spital Selso-Charaschin, zu welchem ich während jener Zeit kommandiert war, teilweise Heilung gefunden hatte, und nun auf einem elenden russischen Bauernpferdchen, ebenso wie wir alle, der nicht einladenden Eventualität zu entgehen strebte, nähere Bekanntschaft mit dem Lande Sibirien machen zu müssen. — Was konnte aber ich in diesem Augenblicke zum Schutze des unglücklichen Freundes tun, obgleich ich mich nur wenige Schritte von ihm befand? Waren doch dicht gedrängte Massen von Menschen zwischen uns, und wäre ich auch ganz in seiner Nähe gewesen, was hätte ich, wehrlos wie ich war, weiter für ihn tun können, als die Kolbenschläge jenes Franzosen mit ihm brüderlich zu teilen! Ich gab ihn damals verloren, aber, dank der Vorsehung, mit großem Unrecht, indem ich nach eingetretenem Frieden noch manches Jahr mich seines kameradschaftlichen Umgangs in der Garnison Ludwigsburg erfreuen durfte.

So ward ich denn fortgeschoben, fortgestoßen und teils auch fortgetragen, denn — es ist keine Übertreibung — oftmals berührte ich, fest in die mich umgebende Menschenmasse eingeklemmt, den Erdboden nicht. Diesen deckten Menschen und Tiere, tot und lebend, wenn auch nicht zu Hunderten, wie jene oben erwähnte Schrift erzählt, so doch in großer Anzahl, was allerdings das Fortkommen sehr erschwerte; denn über die Leichname und toten Tiere stolperte ich jeden Augenblick und wäre sicher auch längst dabei zu Boden gefallen, wenn es mir nicht glücklicherweise zum Umfallen fast immer nach allen Seiten an Raum gefehlt hätte. Noch peinlicher, noch gefährlicher war es, wenn man dahingedrängt, den Fuß auf noch lebende Wesen setzen mußte, die in dem Bestreben, sich aufzuraffen, durch heftige Bewegungen den Schritt noch unsicherer machten. So erinnere ich mich heute noch, daß ich unter anderen auf ein noch lebendes Weib trat. Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, ich hörte ihren Schmerzensruf: „Oh! ayez pitié pour moi!“ welchen sie emporröchelte, und dennoch konnte ich sie erst nach einer ziemlich langen Pause, indem ich weiter geschoben wurde, von meiner Last befreien. Oft schon dachte ich mir die Möglichkeit, daß ich durch diesen furchtbaren Fußtritt einen Mitmenschen unwillkürlich getötet haben könne, eine traurige Vorstellung, Vermutung, in welcher ich dadurch noch bestärkt wurde, daß, noch bevor ich meine Füße von dem Körper der Unglücklichen zurückziehen konnte, jede Bewegung desselben aufgehört hatte, jeder Klageruf aus ihrem Munde verstummt war. —

Je näher ich der Brücke kam, desto größer wurde das Gedränge von rückwärts, indem man sich, wie natürlich, dem heftigen, feindlichen Geschützfeuer möglichst bald entziehen wollte, wogegen zahlreiche französische Gendarmen mit gezogenem Pallasch, von welchem sie schonungslos gegen die unglücklichen Flüchtlinge durch flache und scharfe Hiebe Gebrauch machten, an der Brücke aufgestellt waren, um dem zu großen Andrang zu derselben

zu steuern. Sie war, wie gesagt, von so elendem Material konstruiert, daß man jeden Augenblick ihren Einsturz befürchten mußte. — Ich gestehe es, in diesem qualvollen Moment verzweifelte ich völlig an meiner Rettung, trotz meines Humors, der mich während des ganzen Feldzuges und in den peinlichsten Lagen bisher nie verließ. —

Wenige Schritte weiter geschoben und ich trat wiederum auf ein lebendes Wesen; diesmal war es ein Pferd. Dasselbe, ich sehe es heute noch vor mir, ein Fuchs von Farbe, lag auf der Seite und bewegte unter mir, wohl in der Todesangst, heftig seine Flanken, was, wie natürlich, meinen unfreiwilligen Standpunkt sehr gefährdete. Doch, ich sollte desselben nur zu bald enthoben werden! Ein heftiger Stoß von einem der Nachdrängenden trifft mich, mit beiden Füßen rutschte ich ab von dem glatten Haare des Tieres und bin im Begriff, rücklings über zu fallen, um dann wohl bald das Los jener beiden unglück-

Auf dem rechten Ufer der Beresina. Den 27. November. Obwohl heute, nachdem Ney herüber war, nur die uneingeteilten Offiziere und was sonst außer Reih und Glied kommend, Waffen trug, die Brücken sollte betreten dürfen, war doch der Andrang der andern schon furchtbar und wuchs nur dadurch, daß die Gendarmen und Pontoniere nach Befehl selbst Gewalt brauchten, sie zurückzuhalten. Hunderte wurden heute schon zerdrückt, zertreten, ins Wasser gestürzt. Was glücklich hinüberkam, eilte, sich mit ein paar Leidenskameraden ein Feuer zu machen, etwas Warmes zu kochen. Neue Not! — Hier hat sich kaum eine solche Gruppe gebildet, hat mit Mühe im Schneegestöber, das wieder den Himmel verdunkelt, das nasse Holz zum Brennen gebracht, den Schnee im Geschirr geschmolzen, so rückt eine geschlossene Truppenmasse an und verdrängt sie. Unmächtigen Zorns ballen die Unbewaffneten vom Boden auf, an dem sie kauern, die Faust gegen ihre bewehrten Feinde; es reißt der Offizier das Geschirr mit der warmen Brühe weg, sie wie einen teuren Raub an sicheren Platz zu flüchten — er hat auch so noch Neider. Seht das Wesen an, das hurtig auf seiner Krücke links mit einem anderen Trupp vorüberhinkt; der Schafspelz um den Hals, etwas wie eine große Kappe überm Kopfe, aus dem wilde mißgünstige Augen herüberfunkeln — ist das nicht ein Irrer, der sich einbildet, Grenadier der alten Kaisergarde zu sein und darum an den zerfetzten Rock ein Ehrenkreuz gehängt hat?

— Text zu nebenstehendem Bilde —

lichen Wesen zu teilen, welche ich durch meine Gegenwart für einige Augenblicke so schwer behelligen mußte und wo dann diese Zeilen vermutlich nie geschrieben worden wären. Doch hier bewährte sich nun das alte Sprichwort: „Wo die Not am größten, da ist die Hilfe am nächsten!" auf das glänzendste. In diesem Augenblick, in Gedanken von allen Freuden und Leiden dieser argen Welt schmerzlich Abschied nehmend, greife ich unwillkürlich oder wohl mehr instinktmäßig mit der Hand vorwärts und erfasse — den Kragen eines blauen Mantels.

Der Träger desselben, ein kolossaler französischer Kürassieroffizier, noch mit dem Helm bedeckt, einen seinem Umfange angemessenen Prügel in der Hand, verwendet letzteren erfolgreich, indem er damit unbarmherzig auf seine Umgebung losschlägt. Nachdem ich nun dieses treffliche Talent, sich Raum zu verschaffen, genügend gewürdigt hatte, war mein erster Gedanke, welchem alsbald die Tat folgte: „bei diesem lieben Manne bleibst du." Das heißt, ich hielt den Mantelkragen, für mich ein köstliches Kleinod, das ich in diesem Augenblick mit keinem andern der Welt vertauscht haben würde, fortwährend fest in meiner Hand und ließ mich sonach von dem Träger desselben gleichsam bugsieren.

Aber leider merkte mein vortrefflicher Vorkämpfer nur zu bald meine Anhänglichkeit an seinen Mantelkragen, welche allerdings seine Schritte bedeutend hemmte, und suchte



Jenseits der Beresina am 27. November 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur lithographiert von Emminger

dieselbe deshalb durch Hilfe seines Prügels, mit welchem er nun auch nach rückwärts gegen mich schlug, schleunigst zu beseitigen. Aber seine desfallsigen Bemühungen waren vergebens. Handelte es sich doch für mich voraussichtlich um Sein oder Nichtsein; und deshalb hütete ich mich wohl, mein teures Faustpfand so leichten Kaufs aus der Hand zu geben. Mit vieler Gewandtheit, wie ich sie mir selbst nicht zugetraut hätte, wußte ich seinen nach mir geführten Streichen auszuweichen, so daß solche mich entweder gar nicht oder doch nur leicht berührten. Da er sich nun überzeugt haben mochte, daß seine allerdings sehr handgreiflichen Demonstrationen nicht genügten, um mich zu beseitigen, versuchte er es zuerst mit einer Anzahl Flüchen, und als auch diese nicht halfen, legte er sich auf das Bitten. Mit der sanftesten Stimme, wie er solche in seiner gewiß großen Aufregung nur immer moderieren konnte, richtete er die Worte an mich: „Monsieur, je vous conjure, lâchez moi donc; car sans cela nous serons perdus tous les deux!“*) Ich aber dachte vielleicht bei diesen Worten: „Soll es mein letzter Lebensgang sein, so habe ich auf demselben doch eine ehrenhafte Begleitung!“

So kam ich nun allerdings, von vorne halb gezogen, von rückwärts geschoben, meinem Ziele langsam näher; aber auch das Gedränge steigerte sich noch von Minute zu Minute in solchem Grade, daß ich trotz der Hilfe meines kräftigen Vorspanns vollkommen daran verzweifelte, die Brücke lebendig zu erreichen. Dazu kam noch, daß ich durch die Strömung, welche das Gedränge nahm, immer näher an den Fluß hingedrückt wurde. In dieser kritischen Lage sah ich von mehreren meiner Leidensgefährten ein Experiment üben, das allerdings ebenso unangenehm war als es gefährlich werden konnte, aber dennoch ihre Rettung immer noch wahrscheinlicher machte, als wenn sie es versuchten, mit diesem Klumpen durch Angst und Schrecken zum halben Wahnsinn gesteigerter Unglücklicher, bei welchen in jenen Momenten Mord und Totschlag an der Tagesordnung war, die Brücke lebendig erreichen zu wollen.

Hart an den Fluß gedrängt, sah ich nämlich mehrere meiner Nachbarn, wohl daran verzweifelnd, die Brücke zu Lande zu erreichen, solches zu Wasser versuchen, indem sie das flache Ufer verließen und freiwillig in die Flut schritten, welche hier, so nahe am Lande, nachdem das Eis gebrochen war, nur etwa zwei Schuh tief sein mochte. Mein Kürassier, nun immer mehr gehindert, vorwärts Boden zu gewinnen, fluchte, tobte und schlug in seiner Aufregung immer heftiger gegen mich, und ich sah deshalb voraus, daß ich durch ihn und mit ihm die Brücke nicht erreichen werde. Hier galt es einen raschen Entschluß, der denn auch, da ich keine Wahl hatte, bald gefaßt war. Ich entließ ihn aus meinen Händen, den mir bis jetzt ebenso nützlich als auch teuer gewordenen blauen Mantelkragen, ein kühner Schritt und ich befand mich bei etwa 20 Grad Kälte bis über das Knie in der Beresina. Ein arg kaltes Bad war es, und heute noch friert es mich an meinem Ofen, wenn ich daran zurückdenke!

So watete ich denn in zahlreicher Gesellschaft, denn immer mehrere wählten nunmehr diesen Weg zu ihrer Rettung, so nahe wie möglich dem Lande fort, der Brücke zu, welche ich bald glücklich erreichte und leicht erkletterte, indem sie wegen der flachen Ufer des Flusses nur etwa zwei Schuh hoch über das Niveau desselben geschlagen war. Wie erstaunte ich, als ich sie, wohl infolge der Pallaschhiebe jener vorerwähnten Gendarmen, verhältnismäßig leer fand, so daß ich mit aller Bequemlichkeit hinüberschreiten konnte. Ich war also nun der Gefahr enthoben, in der Beresina zu ertrinken oder an deren Ufer erdrückt oder zertreten zu werden! Sage man, was man wolle, — ein eigenes Gefühl ist

*) Mein Herr, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich los oder wir sind alle beide verloren!

es doch, die Pforte des Jenseits so nahe vor uns weit geöffnet, aber unerwartet sich wieder schließen zu sehen, bevor wir ihre Schwelle überschritten!

Mit triefenden Pantalons, die bald zu einer Eiskruste froren und dadurch meine Haut verletzten, erreichte ich das jenseitige, nunmehr für mich, gottlob, diesseitig gewordene Ufer des Flusses. Mit einem Gefühl der Genugtuung über meine Rettung — bleibt doch der Mensch überall mehr oder minder Egoist! — warf ich einen Blick zurück auf das jenseits immer noch fortdauernde jammervolle Gewühl, vernahm ich von dorther das Angstgeschrei der Unglücklichen, welche nach dem Vorrücken der russischen Geschütze durch deren Feuer immer mehr bedroht, ja selbst immer mehr gefährdet wurden. Verirrte sich doch bereits eine Kugel derselben auf das diesseitige Ufer und schlug wenige Schritte von mir in die Erde. Wie unbedeutend war übrigens die Beresina zu jener Zeit, kaum so breit wie der Neckar bei Cannstatt! Und doch so viel Jammer während dreier Tage an ihren Ufern, so viele Menschenopfer für ihre Fluten! —

Ganz erschöpft, wie ich es von dem mehrstündigen Ringen zwischen Leben und Tod war, reichte mir auf meine Bitte ein alter bärtiger Grenadier von jenen Garde-Abteilungen, welche am diesseitigen Ufer des Flusses zur Verteidigung der Brücke en tirailleur aufgestellt waren, in seiner Feldflasche einen kühlen Trunk, den er aus dieser Beresina schöpfte, in welcher Tausende seiner Kameraden den Tod gefunden hatten. Gierig schlürfte ich das mir dargereichte schmutzige Wasser, das dennoch, trotz dieser widerlichen Beschaffenheit, ein behagliches Gefühl in mir erregte, sehr verschieden von jenem Schauder, den ich fühlte, als ich vor wenig Augenblicken dasselbe durchwatete.

Wohl sehnte ich mich nach einem jener Biwakfeuer, die ich rechts und links der Straße hell lodern sah, um meine erstarrten Glieder zu erwärmen, mein durchnäßtes Pedal möglichst zu trocknen; aber dennoch konnte ich es mir nicht versagen, meinen Kürassieroffizier, der immer noch, wie ich dies deutlich sah, am jenseitigen Ufer, mit seinem Knüttel bewaffnet, eifrig bemüht war, sich zu der nahen Brücke Bahn zu brechen, zu erwarten, um ihm einige Worte des Dankes dafür zu sagen, daß er, wenn auch sehr gegen seinen Willen, wesentlich zu meiner Rettung beigetragen habe. Verdankte ich es doch seinem Mantelkragen, daß ich der Brücke so nahe gekommen war! — Bald sah ich ihn denn auch über diese daherschreiten. Ich sagte ihm meinen Dank französisch, er dagegen erwiderte mir im reinsten Deutsch: „Ich höre an Ihrem Akzent, daß Sie ein Deutscher sind. Ich bin Ihr Landsmann, ein Hamburger, heiße Schmidt und bin Kapitän im 3. Kürassierregiment. Es freut mich, wie Sie mir sagen, zu Ihrer Rettung beigetragen zu haben. Adieu.“ — Und fort stürmte er wieder, dieser, trotz aller Strapazen und Entbehrungen noch sehr rüstige Mann, in gesteigertem Schritt, der, wenn er denselben beibehalten hat, ihn wohl viel früher an die russische Grenze gefördert haben wird, als ich mit meinen frostigen, wunden Füßen dieselbe zu erreichen hoffen durfte.

Auch ich säumte nun nicht, den Ufern des unheilvollen Flusses auf Nimmerwiedersehen Valet zu sagen, um für die bevorstehende, voraussichtlich sehr kalte Nacht in dem noch ziemlich fernen, an der Straße gelegenen, ausnahmsweise noch nicht verbrannten Dorfe ein Unterkommen zu finden. Auf meinem Wege dorthin gesellte sich zu mir ein noch gut berittener preußischer Kavallerieoffizier, ein Leutnant von jenem einzigen preußischen Regiment, welches, gleichsam detaschiert von seinem Korps — dasselbe stand unter Marschall Macdonalds Befehl — ebenso wie die Truppen meines Königs dem 3. Armeekorps einverleibt war. Oft hatte ich während des Feldzuges Gelegenheit, mit diesem sehr lieben preußischen Kameraden in Berührung zu kommen, und ich kannte daher nicht nur den

erwähnten Offizier, sondern noch mehrere andere, worunter auch den Regimentskommandanten, auf dessen Namen ich mich jedoch nicht mehr zu besinnen weiß, der, wie ich später erfuhr, im Feldzuge 1813 durch einen Sturz mit dem Pferde leider das Leben verlor. Es war ein sehr humaner Mann, der sich namentlich gegen mich immer sehr freundlich zeigte, vielleicht weil er wußte, daß auch ich noch vor wenigen Jahren seinem Könige diente. — Der preußische Leutnant und ich gratulierten uns nun wechselseitig, diesem verdammten Fluß, wie er ihn nannte, glücklich entronnen zu sein. Seinen Mitteilungen nach hatte übrigens für ihn, noch mit einem kräftigen Pferde beritten, der Übergang über denselben bedeutend weniger Schwierigkeiten gehabt als für mich, den armen Fußkranken." — Soweit Herr von Suckow, der hochbetagt in württembergischen Diensten starb.

Am nächsten Morgen, am 29. November, gegen 7 Uhr früh nahm der Marschall Victor seine Vorposten zurück und ließ seine Nachhut übergehen. Der General Eblé hatte

Biwak auf dem rechten Ufer der Beresina, den 27. November. — Die Vertriebenen des vorigen Blatts schleppten sich bis zum Weiler Zaniwki, eine halbe Stunde über Brilonta, wo des Kaisers Hauptquartier war und die Garde lagerte, wohin sich auch von den Feuern angelockt der Haufen der Waffenlosen zog. Das Hauptquartier der Württemberger fand schon alle Häuser besetzt. Hier liegt es auf der Gasse im Schnee mit den übrigen Offizieren und fast allen noch vorhandenen Soldaten um ein paar leere Feuer. Den Balken, dieselben zu nähren durch die lange Nacht, müssen sie französischen Gardisten, die darnach greifen, mit Gewalt entreißen. Die Wut der neuen grimmigen Kälte löst alle Bande und die kaum durch Wunder Geretteten fallen sich nun selber an — ja hinten treten umsonst mit geballter Faust, gezogener Klinge zwei Marschälle aus ihrem Haus — ganz unbekümmert um ihre Flüche tragen die Gardisten das Dach ihnen überm Kopfe ab, Feuer zu bekommen. Auch das vergibt man ihnen, wenn man weiß, daß die alte Garde vom 26. bis zum 29. ohne an einem Gefechte teilzunehmen, von 3500 Mann auf 2000 unter Gewehr zusammenfror.

— Text zu nebenstehendem Bilde —

den Befehl, die Brücken schon in der Nacht um 2 Uhr sofort nach Sicherung des Korps Victor anzuzünden. Aber er wartete bis gegen 9 Uhr. Als sich dann die ersten Russen zeigten und die Brücken in Flammen standen, wurden diese Nachzügler von ihren wärmenden Feuern endlich aufgescheucht. Viele von ihnen versuchten noch mitten durch die Flammen zu kommen, andere wollten über das zusammengeschmolzene Eis laufen; einigen mochte es gelingen nach drüben zu kommen, die meisten gingen bei diesem Versuche zugrunde. Wohl an 5000 Nachzügler wurden abgeschnitten und fielen den Russen in die Hände. Auch die sämtlichen Schwerverwundeten des Korps Victor blieben am linken Ufer der Beresina zurück. Es war in der Nacht furchtbar kalt gewesen, das Thermometer zeigte 20° unter Null. Und so ist es wohl anzunehmen, daß die meisten dieser unglücklichen Verwundeten schon in der Nacht durch die Kälte von ihren Leiden erlöst wurden.

Es war ein furchtbarer Nachlaß, den die große Armee mit ihren Tausenden von Nachzüglern der Beresina und ihren Ufersümpfen in den Tagen vom 26. bis zum 29. November überantwortete. Nach einem Jahrzehnt noch sah der preußische Major Blesson, der die Gegend besuchte, allenthalben die Spuren der grauenhaften Katastrophe. Bei den Dörfern Studienka und Weselowo lagen im Ackerboden und jährlich durch den Pflug wieder aufgeworfen, die Reste von Uniformen, Waffen, Lederzeugstücken, Tschakos, Sätteln und was sonst noch zur Ausrüstung von Infanteristen und Reitern gehört. In den Sümpfen lagen



Biwak auf dem rechten Ufer der Beresina am 27. November 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Emminger

diese Reste zu ganzen Haufen und zwischen sie mischten sich die Knochen von Menschen und Pferden. Wo die zweite Brücke für Geschütz und Fuhrwerk gestanden hatte, die, wie wir sagten, dreimal unter der Last brach, waren so viele Wagen, Pferde und Menschen versunken, daß eine Insel entstanden war, die man bei seichtem Wasser aus dem Fluß hervorragen sah. Auch drei Hügel von Morast, etwas unterhalb dieser Insel waren entstanden aus Menschenleichen und Trümmern aller Art. Blesson erzählt, daß aus diesen furchtbaren Gräben noch Menschengebeine hervorragten und daß die ewige Natur, wie sie an Sümpfen zu tun liebt, auch hier mitten zwischen diese jammervollen Überreste Gras und blaue Vergißmeinnicht emporsprießen ließ, ein Kontrast, der dem Reisenden wohl die Seele erschauern lassen konnte.

Die französische Armee büßte hier an der Beresina wenigstens 30000 Menschen ein. Selbst die Garde, welche gar nicht ins Gefecht kam, hatte einen Verlust von 1500 Mann. Diese Zahlen sind natürlich nur schätzungsweise, denn was an erfrorenen, ertrunkenen und verhungerten Menschen am Fluß, in den Biwaks, in den Wäldern zurückblieb, läßt sich ja gar nicht zählen. Aber, wenngleich die Verluste ungeheuer waren und der „großen Armee", wenn sich von einer solchen überhaupt noch reden läßt, den Rest gaben, — militärisch lag hier für den Kaiser Napoleon ein Erfolg vor. Die Russen konnten ihn abschneiden und hatten es nicht vermocht. Es war ihm gelungen, noch 12000 Mann Infanterie und 2000 Mann Reiter in festen Truppenverbänden über den Fluß zu bringen, dazu fast 30000 Aufgelöste und Nachzügler. Das war unter den Verhältnissen, die er vorfand, eine außerordentliche Tat. Karl von Clausewitz hat in knappen Worten das Fazit dieses Beresinaüberganges gezogen:

„Niemals war der Fall leichter möglich, eine Armee zur Kapitulation zu zwingen, als hier. Die Beresina, teils von Morästen, teils von dichten Waldungen begleitet, bietet nur an wenigen Punkten die Mittel dar, überzugehen, und nach dem Übergange seinen Weg fortzusetzen.

Der Zufall hat Bonaparte unstreitig etwas begünstigt, darin, daß er in der Nähe von Borisow noch einen so vorteilhaften Punkt fand, wie es der von Studienka für den Übergang selbst war; aber die Hauptsache hat der Ruf seiner Waffen getan, und er zehrte also hier von einem längst zurückgelegten Kapital. Wittgenstein und Tschitschagow haben ihn beide gefürchtet, ihn, sein Heer, seine Garden; ebenso wie Kutusow ihn bei Krasnoi gefürchtet hat. Keiner wollte sich von ihm schlagen lassen. Kutusow glaubte den Zweck auch ohnedies zu erreichen, Wittgenstein wollte den eben erworbenen Ruhm nicht daran geben, Tschitschagow nicht eine zweite Schlappe erleiden.

Mit dieser moralischen Macht war Bonaparte ausgerüstet, als er sich aus einer der schlimmsten Lagen zog, in welcher sich je ein Feldherr befunden hat. Aber freilich machte diese moralische Macht nicht alles; die Stärke seines Geistes und die kriegerische Tugend seines Heeres, die auch von den zerstörendsten Elementen nicht hatten ganz überwunden werden können, mußten sich hier noch einmal in vollem Glanze zeigen. Nachdem er alle Schwierigkeiten dieses gefährlichen Augenblicks überwunden hatte, sagte Bonaparte zu seinen Umgebungen: „Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi." „Sie sehen, wie man noch unter dem Bart des Feindes zu entschlüpfen vermag!"





Der Rückzug

Nach einem Gemälde von A. Ad

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!



ıus Rußland

m lithographiert von F. Adam

Verlag von Georg Wigand in Leipzig

15. Kapitel

Das Neunundzwanzigste Bulletin

Der Kaiser selbst — trotz des famosen Steckbriefes von Tschitschagow — seine Marschälle, seine Korpskommandanten, die meisten seiner Generäle und höheren Offiziere, 200 Geschütze, die Kriegskasse und ein großer Gepäcktroß waren gerettet und konnten ihren Marsch gegen die Grenze fortsetzen. Den Russen waren sie entkommen, der furchtbaren Kälte aber, die jetzt einsetzte, mußten dennoch die meisten erliegen. Noch waren es vierzig Meilen zur Grenze. Wer von dieser verhungerten, frierenden, zerlumpten Menschheit sollte wohl dazu kommen, den Njemen zu überschreiten? Der russische Winter zeigte sich in seiner ganzen Strenge. Während der Beresinatage hatte die Kälte 8° betragen, jetzt stieg sie von Tag zu Tag. Am 3. Dezember zeigte das Thermometer 16°, am 4. 20° und es stieg zum 6. auf 24°, zum 8. auf 29°. Was noch geschlossen unter den Waffen an das linke Ufer der Beresina gelangt war, schmolz jetzt zusammen wie ein Schneeball in der heißen Hand des Kindes. Die letzten Spuren kriegerischer Ordnung hörten auf, der Kampf um die eigene Erhaltung wuchs von Tag zu Tag, selbst die Säulen der Armee, denen die Disziplin in Fleisch und Blut übergegangen war, konnten sie auf Augenblicke außer Acht lassen. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, so wird erzählt, stopfte sich der Marschall Davoust fortwährend Brot in den Mund und verschlang es mit wahrem Heißhunger, während der Kaiser mit ihm sprach.

Napoleon sah ein, daß seine Aufgabe hier in Rußland erfüllt sei; was wollte er noch bei einer Armee, die längst keine Armee mehr war? Im Mittelpunkt seines Kaiserreichs, in Paris, war jetzt sein Platz. Denn es galt, ein neues Heer aus dem Boden zu stampfen, um der Welt von Feinden, die er jetzt nach dem Zusammenbruch in Rußland fürchten mußte, gewappnet entgegenzutreten.

Am 3. Dezember trafen an 40 Stafetten aus Paris ein, die den Kaiser allenthalben gesucht hatten. Man wußte seit drei Wochen in Europa nicht mehr, was eigentlich bei dieser großen Armee vorging.

Um jene Zeit wurde der bayrische Major, Fürst von Thurn und Taxis, von Wrede in das Hauptquartier des Kaisers Napoleon geschickt, das er aber mühsam aufsuchen mußte. Es war am 3. Dezember, zwei Tage vor der Abreise des Kaisers von der Armee. Der Fürst hatte verschiedene Irrfahrten zu bestehen, bevor er das Hauptquartier Napoleons fand. Es sind einige Momentbilder, die der Fürst von dem Zustand der Dinge gibt, und die mit ihrem Licht und Schatten wohl zur Abrundung des ganzen Bildes beitragen mögen, wenngleich sie an sich belanglos sind. Der Fürst suchte also das kaiserliche Hauptquartier. „Am 2. Dezember," schreibt er, „ward ich von Wileika abgeschickt, um das große

Hauptquartier aufzusuchen, dort Rapport über unsere (die bayrische) Aufstellung abzustatten und fernere Dispositionen einzuholen. Ich ritt über die Wiliabrücke und von dort durch einen großen Wald, der von niemand besetzt war. Ich folgte dem Weg, der mir der betretenste schien. Ich wendete mich rechts durch das Holz und fand endlich einen ganz einsam gelegenen Bauernhof. Dort gab ich von ungefähr zu verstehen, daß ich die Direktion auf Malodeczno nehmen wollte, die mir auch ziemlich richtig angegeben wurde. Erst als die Sonne schon untergegangen war, kam ich auf eine Hauptstraße und fand einige privatisierende Franzosen (womit der Fürst die einzeln marschierenden losgelösten Soldaten bezeichnet), die mir sagten, daß ich ungefähr noch eine Stunde von obengenanntem Städtchen entfernt sei. Ich langte auch bald dort an und dirigierte mich nach dem zwar hölzernen, jedoch sehr ansehnlichen Schlosse des Grafen Oginski. Ich fand am Eingang italienische Grenadiere. Der Vizekönig war ein paar Stunden zuvor dort angelangt. Ich ließ mich melden, da ich von ihm die besten Notizen zu erhalten hoffte, wo ich das große Hauptquartier eigentlich treffen könne. Er behielt mich bei Tische und gab mir über den Zustand der Armee so befriedigende Details, daß ich leicht annehmen konnte, daß eigentlich von einer Armee gar nicht mehr die Rede sei. Den Ort, wo ich den Fürsten von Neuchâtel, Major-General Berthier, finden würde, wußte der Prinz nicht mit Namen, riet mir aber, nur der Richtung der Biwakfeuer auf der kleinen Straße zu folgen, was ich denn auch tat. Ich konnte den Weg nicht leicht verfehlen, da ich nur immer in der Richtung fortzureiten brauchte, in welcher mir die Privatisierenden, deren Anzahl damals bedeutend größer war, als die der Kombattanten, entgegenkam. Dies waren nämlich solche, die noch mehr Kräfte fühlten und also die Nacht durchmarschierten, weil sie so mit Grund vermuten konnten, daß, wenn noch Lebensmittel zu finden waren, solche ihnen zuteil werden würden, da sie des Morgens dorthin kamen, wo das Gros der Armee erst gegen Abend anlangte. Es hatte inzwischen am Abend stark gefroren, so daß die Straße, weil es in den letzten Tagen getaut hatte, so glatt war, wie ein Spiegel. Ich zog es daher vor, zu Fuß zu gehen. Nachdem ich ungefähr sechs Stunden Wegs zurückgelegt hatte, kam ich bald nach Mitternacht zu einem Biwak von Grenadieren der französischen Garde und es wurde mir ein Gehöft links von der Straße gewiesen, wo ich das kaiserliche Hauptquartier finden würde. — Ich fand es auch dort, freilich nicht ganz so brillant etabliert, wie ich es das letzte Mal in Witebsk (also Ende Juli des Jahres) verlassen hatte. Am Eingang des Hofes waren wie sonst zwei reitende Grenadiere postiert, allein der eine schlief auf seinem Pferde und der andere hatte das seine angebunden und war wahrscheinlich davongegangen, um sich zu wärmen. Die zwei Garde-Grenadiere zu Fuß, die vor die Haustür gehörten, waren wohl seinem guten Beispiel gefolgt, denn ich fand niemanden, alles schien öde, nur zwei Wagen standen im Hofe. Der Mameluk Rustan aber wachte und machte Ronde um das Gebäude. Sobald er mich sah, ging er rasch auf mich zu und fragte, was ich wollte. Ich sagte es ihm ganz kurz. Darauf führte er mich in die Tenne, wo Berthiers Adjutanten schliefen. Er selbst war bei Napoleon über Karten beschäftigt, kam aber gleich zu mir herüber und schien sehr vergnügt, daß wir Bayern noch in einem erträglichen Zustande seien, machte dem Kaiser darüber Rapport und schrieb nachher auf dessen Befehl in seinem Kämmerchen, das er übrigens mit dem König von Neapel teilte, eine Antwort an den General Wrede." — General Wrede erhielt den Befehl, die Wiliabrücke solange wie möglich zu halten, um der Armee das ungehinderte Überschreiten zu ermöglichen. Prinz von Thurn und Taxis ritt alsdann zu seinem General zurück und schilderte dem bayrischen Herrn den Zustand der großen Armee, worüber General Wrede in ein lebhaftes Entsetzen geriet.



Rückzugsszene
Nach Faber du Faur

In der Gegend von Smorgony (22 Stunden bis Wilna). Am 3. Dezember. Wir müssen in die letzten Tiefen hinab, denn es ist noch ein Hefensatz im Becher des Leidens und Gerichts und auch der muß getrunken sein. — Es sitzt hier ein Mensch, angelehnt an eine Leiche — im bloßen Hemd; seine dürren Finger krabbeln im Schnee und auf dem Rücken der Leiche. Wahnsinnig grinst er vor sich hin in seiner langen Sterbestunde, als dünkte ihn, so endigen zu müssen, selber lächerlich. Soldat, Offizier, jung, alt — wir wissen's nicht mehr. Als einzige unsichere Spur dessen, was er in der Gesellschaft war, dient der Kürassierhelm neben ihm im Schnee. Gibt's keine Menschen, keinen barmherzigen Samariter in der Nähe? — Dicht an ihm reitet ein französischer General auf kleinem Bauernpferd vorbei zwischen zwei zu Fuß gehenden Offizieren von den Grenadieren und der Garde. Was sie von dicken Teppichen und Mänteln um sich geschlagen haben, das brauchen sie selbst. Still und eilig, einen halben scheuen Seitenblick nach dem nackten Geschöpf werfend, ziehen sie weiter.

Hier in seinem Hauptquartier nahe Malodeczno, am 3. Dezember, faßte der Kaiser endgültig den Entschluß, die Armee schleunigst zu verlassen, „denn," sagte er, „ich bin stärker, wenn ich von meinem Thron in den Tuilerien zu Paris spreche, als an der Spitze einer Armee, die von der Kälte vernichtet ist." — Es ist gewiß ein eigener Gedanke, daß dieser Mann, nachdem er so viele Hunderttausende nach Rußland geführt hatte, die für ihn in blutigen Schlachten, in der Hitze des Sommers, in Schnee und Eis und in den Fluten der Beresina zugrunde gegangen waren, jetzt die Trümmer dieser Armee ihrem Schicksal überließ. Aber man muß dem entgegenhalten, daß Napoleon, wie das Geschick ihn

nun einmal geführt hatte, jetzt an erster Stelle nicht mehr General, sondern Kaiser war. Die Verschwörung des Generals Malet kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. In Paris waren Hunderte, waren Tausende gefährlicher Leute. Am gefährlichsten waren diese ehemaligen Priester, dieser Fouché und Talleyrand. Wohl hatte er den habsüchtigen Fouché mit Schätzen überhäuft, aber der Duc d'Ortranto blieb immer ein gefährlicher Mensch, dem nicht zu trauen war. Das Gleiche galt von dem Fürsten von Benevent, zu welchem Range er den hinkenden Talleyrand erhöht hatte. Daß diese beiden längst an den Fäden zu einem Netz gegen ihn woben, das wußte der Kaiser. Als Sieger brauchte er sie nicht zu fürchten, als Besiegter konnten sie ihm gefährlich werden.

Als er den Entschluß zur Abreise gefaßt hatte, übergab der Kaiser den Oberbefehl über die Reste der Armee seinem Schwager Joachim Murat. Der König, der ohnehin seinen kaiserlichen Schwager nicht mehr liebte, und der, wie wir schon sagten, immer nur daran dachte, sich die Krone Neapels zu erhalten, war von dem Auftrage herzlich wenig erbaut. „Man müßte diesem Menschen, diesem Wahnsinnigen, nicht mehr dienen!" rief er einem Vertrauten gegenüber aus. Murat fühlte deutlich, daß er der Sündenbock für den Untergang der großen Armee werden sollte. Noch war in Deutschland, in Frankreich, nicht allzuviel bekannt geworden. Man glaubte allenthalben, daß doch noch eine Armee vorhanden sei. Die Kämpfe an der Beresina waren in klugen Bulletins als große Siege ausgegeben worden. Von Dresden aus, von der Hauptstadt des allergetreuesten Verbündeten Seiner Majestät des Kaisers, gingen diese Bulletins in die Welt. „Die unter dem unmittelbaren Befehl Seiner Majestät des Kaisers," hieß es in einem solchen Machwerk, „von verschiedenen Korps der großen Armee binnen fünf Tagen ausgeführten Manöver sind am 28. November durch eine große Niederlage des Feindes gekrönt worden. Das unter dem Namen der Moldauarmee bekannte und von dem Admiral Tschitschagow kommandierte Korps und die von dem Grafen Wittgenstein angeführte Armee hatten sich an der Beresina unweit Borisow vereinigt. Sie sind geschlagen worden und haben 9- bis 10000 Mann an Gefangenen, 12 Kanonen und 8 Fahnen verloren. — Die sämtlichen alliierten französischen Armeen haben nach dem glorreichen Sieg am 29. November die Winterquartiere bezogen und werden jene dem Vernehmen nach von des Königs von Neapel Majestät kommandiert."

Die Winterquartiere? Wenn der Kaiser Napoleon, wie sein Halbonkel Fesch ihm nachsagte, bereits in der Jugend vortrefflich lügen konnte, so hatte er es in dieser Kunst, jetzt wo er Kaiser war, jedenfalls bis zur Vollendung gebracht. Winterquartiere? Bei klingender Kälte, verfroren, ausgehungert, in Lumpen gehüllt und ohne Schuhzeug, ohne Waffen, wankte ein Kern von etlichen tausend Truppen, umgeben von einem Schweif elender und kranker Nachzügler, der preußischen Grenze entgegen. Und dieser Mensch sprach in seinen Bulletins noch von „sämtlichen alliierten französischen Armeen"! Oder war er wirklich, wie Murat sagte, ein Wahnsinniger? Es kam um jene Zeit vor, daß Napoleon einem Marschall den Auftrag gab, mit seinem Korps diese oder jene Stellung gegen den Feind einzunehmen. „Majestät," sagte der Marschall betroffen, „ich habe ja keine Mannschaften mehr." — „Was ist das, mein Herr," rief der Kaiser, „wollen Sie mir meine Ruhe rauben?" — „Aber ich muß wiederholen, Sire, ich habe keine Soldaten mehr unter den Waffen." — „Taisez-vous, monsieur, warum wollen Sie mir meine Ruhe rauben?"

Dies Erbe also trat Joachim Murat an. Einen Menschen, der weniger zu solcher Aufgabe geeignet war, konnte sich der Kaiser allerdings unter seinen Generalen nicht auswählen. Der flotte, bunte, an der Spitze einer glänzenden Reiterschar verwegene Murat

mochte in offener Feldschlacht mit seinen Reitern Tüchtiges leisten; eine Armee zu sammeln, die geschlagen war, die sich ohne Waffen in Lumpen dahin schleppte, dazu war er nicht der Mann. Kein anderer von ihnen war geschickt dazu: Eugen Beauharnais nicht, und selbst Michael Ney nicht. Der Einzige für eine solche Aufgabe wäre noch Marschall Davoust gewesen. Aber mit dem stand sich der Kaiser um jene Zeit gar nicht. Also Murat erhielt das Danaergeschenk, den Befehl über eine Armee zu übernehmen, welche keine Armee mehr war. Er sollte diese „Nicht-Armee" in Wilna sammeln, die Stadt halten, Winterquartiere beziehen und was sonst noch alles mit ihr ausrichten. Selten hat wohl ein so bunter Sterblicher wie Joachim Murat eine so verzwickte Aufgabe zu lösen bekommen. Murat gab sich auch gar keine Mühe damit. Sobald er konnte, machte er sich davon und überließ Eugen Beauharnais, dem treuen Soldatenblut, das traurige Geschäft.

Am 5. Dezember, gegen 11 Uhr nachts, bestieg Napoleon in Smorgoni einen mit Pelz gefütterten Wagen, den ein polnischer Edelmann hergeliehen hatte, um seine Reise nach Paris anzutreten. Mit ihm im Wagen saß Graf Caulaincourt, der Herzog von Vicenza; unter dessen Namen reiste der Kaiser auch. Auf dem Bocke saß ein polnischer Gardeulanen-Kapitän, der das Dolmetscheramt versah, und der Leibmameluk Rustan. In einem Schlitten folgten dem Kaiser der Großmarschall des Palastes Duroc und der kaiserliche Generaladjutant Mouton, Graf von der Lobau. Ein Zug Lanciers geleitete den Kaiser. Schon waren die Kosaken unter Oberst Seslawin bis nahe an Oszmiana herangedrungen. Kaum eine Stunde von der Straße hatte Seslawin Biwak bezogen. Wenn er gewußt hätte, welch kostbarer Fang so nahe an ihm vorbeirollte!

Fast hätte in dieser Nacht, als der Kaiser wenige Stunden in dem Städtchen Oszmiana weilte, ihn der Tod eines Cäsar oder eines Wallenstein getroffen und der Welt drei blutige Kriegsjahre, ihm aber ein langsames Verlöschen auf St. Helena erspart. Die Division Loison war unter dem Befehl des Generals Gratien hier in Oszmiana eingetroffen. Sie bestand aus dem 113. französischen Regiment, fast lauter Piemontesen und mit dem Herzen keineswegs bei der kaiserlichen Sache, ferner aus zwei Bataillonen neapolitanischer Veliten*) und zehn Bataillonen deutscher Rheinbundtruppen, frankfurtische, thüringische und anhaltische Soldaten. Als Napoleon angekommen war, wurden zur Bewachung seines Quartiers sofort die sämtlichen Grenadierkompagnien der deutschen Regimenter zusammengezogen und vor dem Hause als Ehrenwache aufgestellt. Da trat plötzlich der Major Lapie von jenem 113. Linien-Regiment zu den Deutschen heran und sagte: „Maintenant, messieurs, ce serait le moment!" (Meine Herren, jetzt ist der Augenblick da.) — Der Augenblick? Wozu? Unnütze Frage! Niemand von all diesen Herren war sich darüber unklar, was gemeint war. Es gab ein heftiges Drängen rund um Lapie und hastiges, leises, flüsterndes Beraten. Es wurde beschlossen, daß der älteste der anwesenden Hauptleute mit seiner Kompagnie in das Haus eindringen, den die Tür hütenden Mameluken niederstoßen, jeden andern, der sich zur Wehr setzte, ebenfalls niederstoßen und dann vor allen Dingen Napoleon selbst ermorden sollte. Dann wollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen. Auch die Piemontesen, deren Major ja selbst den Rat gegeben hatte, wollten folgen. Die Ausführung war spottleicht. Kaum eine Meile entfernt stand ja jener Russe Seslawin mit seinen Kosaken. Der im Rang älteste deutsche Herr war der Hauptmann von S. von den sächsisch-weimarischen Grenadieren; ihn traf also das Los. Aber wie weit ist in solchem Fall der Weg vom Gedanken zur Tat! Hauptmann von S. war weder ein Butler noch ein Casca. Ihm

*) Eine Art Kadetten, die eigentlich noch nicht dienstpflichtig waren.

fiel plötzlich ein, daß die Tat, die man ihm zumutete, denn doch bei Licht besehen ein Mord sei und nichts weiter, und daß sich ein solcher mit der Ehre eines deutschen Edelmannes und Offiziers schlecht vertrage. Er meinte, Lapie, der den Vorschlag gemacht habe, möge auch die Ausführung übernehmen. Aber der Major Lapie entgegnete, daß er keine Kompagnie befehle und daher keine so sicheren Leute habe wie ein kompagnieführender Hauptmann. Während sich so Herr von S. und Major Lapie gegenseitig die Tat zuschieben wollten, trat plötzlich Graf Caulaincourt in die Tür, klatschte in die Hand und rief ungeduldig: „Eh bien, pourquoi ne partons-nous pas?“ — Gleich darauf fuhr des Kaisers Wagen und Schlitten vor. Die Offiziere, die eben noch mordlustig geflüstert hatten, bildeten Spalier, und Napoleon setzte sich, sorgfältig in Pelze gehüllt, mit Caulaincourt in seinen Wagen und fuhr davon. Der „moment“ war verloren.

Der Kaiser flog auf der Straße nach Wilna weiter. Er wollte die Stadt selbst aber nicht passieren. Er bestellte den Herzog von Bassano, seinen Minister Maret, in ein Haus jenseits der Stadt, um sich dort mit ihm zu besprechen. Der Kaiser war dieser Kreatur gegenüber offen. „Was das Heer angeht“, so sagte er, — „es gibt keins mehr, denn man kann einen solchen Haufen Auseinandergelaufener, die umherirren, um Nahrung und Obdach zu suchen, nicht ein Heer nennen. Wohl könnte man noch eine Armee daraus bilden, wenn es möglich wäre, auf irgend einen Punkt Brot, Schuhe und Kleidung zu schaffen für Menschen, die hungern und mit ihrer schlechten Fußbekleidung, auf dem Eise nicht mehr fortmarschieren können bei dieser Kälte von mehr als 20°. Aber, was hilft das? Meine Kriegsverwaltung hatte eben nichts bedacht und meine Befehle sind in keiner Weise vollzogen worden.“ Minister Maret hörte den Vorwurf des Kaisers an, gab aber alsbald die Antwort, daß in Wilna ungeheure Vorräte seien: so viel Brot, Zwieback, Mehl, Fleisch, ganze lebende Viehparks, so viel Bier und Branntwein, daß 100000 Mann auf sechs Wochen genug hätten, dazu wären 30000 Paar Schuhe und 30000 Gewehre, ferner eine große Menge Monturen und Armaturstücke vorhanden. — Der Kaiser schien über diesen Bericht hoch erfreut. „Sie geben mir das Leben wieder,“ rief er, „bleiben Sie hier bis Murat kommt und geben Sie ihm in meinem Namen den Befehl, sich in Wilna wenigstens 8 Tage lang zu halten, um die Armee wieder nach Möglichkeit zu sammeln.“ Damit fuhr er von dannen. Am 10. Dezember, am frühen Vormittag, kam er in Warschau an. Sein dortiger Gesandter der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, wurde eiligst in das Hotel d'Angleterre geholt, wo der Kaiser abgestiegen war. Auch einige polnische Beamte und der Finanzminister des Herzogtums Warschau Matuschewitsch mußten zum Kaiser kommen. Bonaparte redete in seiner hastigen Art vieles durcheinander, was gar nicht zusammengehörte; es lag ihm jedenfalls daran, diese bestürzten Herren nicht erst zum Fragen kommen zu lassen. „Sie werden sich wundern, meine Herren,“ sagte er, „mich hier zu sehen. Ich war nicht imstande, mit den Elementen Krieg zu führen. Ich habe alle meine Kavallerie und beinahe meine ganze Artillerie und alle Fuhrwerke verloren. Ich habe mich überzeugt, daß die Franzosen noch bei einer Kälte von 7° Krieg führen können, die Deutschen vertragen nicht mehr als 5°. (Diese seltsame „Überzeugung“ zu gewinnen, hatte dreimal hunderttausend Menschen gekostet!) Ich habe einen Fehler begangen, indem ich unnötigerweise 14 Tage zu lange in Moskau blieb; man hat mich hingehalten, indem man mir versicherte, daß die Bojaren auf meine Seite treten und die Bauern zu mir flüchten würden, um aus der Sklaverei zu kommen. (Alles aus den Fingern gesogen! Niemand hatte ihm das versichert, niemals hatte er auch darauf gerechnet, noch darauf rechnen können, als er die Art des ganzen Krieges schon in Smolensk erkannte.) Wir müssen sofort 10000 pol-



Napoleon auf der Flucht
Nach einem anonymen Pastell aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

nische Kosaken ausheben, um damit die Russen aufzuhalten. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt! Sie hofften mich an der Beresina abzuschneiden, aber ich habe mir diesen Esel von Admiral (Tschitschagow! mon empereur, aber du kannst es nicht aussprechen, so gut und glatt du auch sonst zu reden vermagst!) vom Halse zu schaffen gewußt. Ich habe noch 120000 Mann Infanterie (keine 12000 mehr!), ich habe die Russen stets geschlagen; jetzt gehe ich nach Paris, um 100000 Mann auszuheben und in sechs Monaten werde ich wieder am Njemen stehen. Ich befinde mich nie besser, als wenn ich aufgeregt bin. Nur die königlichen Nichtstuer werden in ihren Palästen fett. Ich bin für den Sattel und das Lager gemacht. Der König von Neapel wird sich in Wilna behaupten. Die Politik ist eben ein großes Spiel, — wer nicht wagt, gewinnt nicht. Ich habe mich niemals wohler befunden!" So irrlichterierte die kaiserlich bonapartische Majestät vor seinem Gesandten de Pradt und den Räten des Herzogtums Warschau herum.

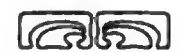
Über Glogau und Dresden ging der Flug des kaiserlichen Schlittens durch Deutschland. In Dresden stattete Napoleon seinem allergetreusten Vasallen, dem König Friedrich August von Sachsen, einen kurzen Besuch ab. Man hörte den Kaiser, als er die Treppe des königlichen Palastes hinanstieg, einen Pariser Gassenhauer trällern. Von Dresden aus ließ er auch jene Bulletins über den Sieg an der Beresina hinausgehen, die hier bereits wiedergegeben wurden. Das Hauptbulletin aber, welches der Kaiser schon im Hauptquartier von Malodeczno, wo ihn Thurn und Taxis traf, am 3. Dezember diktiert

hatte, erschien am 17. Dezember im Pariser Moniteur. Es wird in diesem berüchtigten Bulletin manches zugestanden, aber längst nicht alles. Geschickt wird der Untergang des Heeres lediglich der Kälte zugeschoben. Es ist in dem Bulletin auch mehr von den Pferden, den Geschützen und den Fuhrwerken die Rede, als von den Menschen. Der Untergang einer halben Million Menschen war hier in tönende Phrasen eingewickelt, die wieder einmal den starken Tropfen Advokatenblutes bewiesen, welcher im Kaiser steckte. Hier ist ein Auszug jenes 29. Bulletins, das manches, aber längst nicht alles eingestand:

„Die Straßen bedeckten sich mit Glatteis; die Pferde der Kavallerie, der Artillerie und des Trains starben allnächtlich nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, insbesondere die Pferde aus Frankreich und Deutschland. In wenig Tagen kamen 30000 Pferde um; unsere ganze Reiterei sah sich plötzlich unberitten; unsere Geschütze und Fuhrwerke ohne Bespannung. Wir mußten einen großen Teil unserer Stücke und unserer Schieß- und Mundvorräte zurücklassen und zerstören. Diese Armee, am 6. noch so schön, war seit dem 14. ganz verändert, fast ohne Reiterei, ohne Geschütz, ohne Fuhrwerk. Ohne Reiterei konnten wir aber nicht auf eine Viertelstunde weit aufklären; und wiederum konnten wir ohne Artillerie keine Schlacht wagen und stehenden Fußes den Feind erwarten. Wir mußten marschieren, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, die der Mangel an Schießbedarf uns zu wünschen hinderte; wir mußten einen bestimmten Raum einnehmen, um nicht umgangen zu werden, und das ohne Reiterei, die die Kolonnen aufklären und verbinden konnte. Diese Schwierigkeit, verbunden mit einer plötzlich eingetretenen maßlosen Kälte, machte unsere Lage traurig. Menschen, welche die Natur nicht hinreichend gestählt hatte, um über alle Wechselfälle des Geschicks erhaben zu sein, schienen erschüttert, verloren ihre Heiterkeit, ihre gute Laune und träumten von nichts als Unheil und Katastrophen; diejenigen, die sie allem überlegen geschaffen hat, bewahrten ihre Heiterkeit und ihre gewöhnliche Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in der Überwindung verschiedener Schwierigkeiten." Neuer Ruhm? Jedenfalls eine sehr unfreiwillige und aufgezwungene Art des Ruhms.

Das Ungeheuerlichste aber an diesem Machwerk war der kontrastierende Schlußsatz, der in ganz Europa einen furchtbaren Eindruck machte. Hunderttausende von Menschen waren in Rußlands Erde verscharrt oder lagen den Raben und Wölfen zum Fraß tot und nackt umher oder waren von den Kanonenrädern und den schweren Wagen der Fuhrparks in den Boden hineingestampft. Und dieser Kaiser, der sie in das Verderben hineingeführt hatte, schrieb am Schlusse dieses Bulletins den Satz: „Die Gesundheit Seiner Majestät ist niemals besser gewesen."

Dies Bulletin erschien also am 17. Dezember im Moniteur und erweckte in den Herzen von Millionen ein schaudernbes Echo. Am Spätabend des 18. Dezember fuhr Napoleon selbst in Paris ein und empfing schon am nächsten Morgen seinen Erzkanzler Cambacérès und seine Minister. Ohne Rast begab sich dieser Mann, der eine halbe Million Menschen verloren hatte, an die Schaffung neuer nach Hunderttausenden zählender Heere. Während er nur von wenig Getreuen und einigen sächsischen Gardereitern begleitet durch Deutschland flog, hatte sich keine Hand wider ihn erhoben und verhallt war das Wort Heinrichs von Kleist: „Schlagt ihn tot, das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht."



Faksimile einer Handschrift Kaiser Napoleons auf seiner Flucht aus Rußland

Die drei ersten Wort sollen wohl vitesse vitesse vitesse! bedeuten

Aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Aus: Rehtwisch, Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Verlag von Georg Wigand in Leipzig



16. Kapitel

Grenadier' im Weiberrock

Gleich nach der Abreise des Kaisers aus Oszmiana, wo ihn fast sein Geschick ereilt hätte, trafen die ersten Gestalten der großen Armee waffenlos und zerlumpt, verhungert und verfroren in Oszmiana ein. Den Regimentern der Division Loison entfiel der Mut, als sie das grenzenlose Elend sahen. „Es war," berichtet ein Augenzeuge, „eine Herde halb irrsinnig gewordener Flüchtlinge, nur noch von dem krassen Egoismus der Selbsterhaltung beseelt. Von dem Anblick wie gelähmt, blieben die deutschen Regimenter stehen. Das Mitleid der germanischen Rasse verleugnete sich nicht in diesen Momenten. Da die Korps von Oudinot und Victor, welche seither die Nachhut gebildet, ebenfalls vollkommen aufgelöst und in die allgemeine Unordnung mit hineingerissen waren, so erkannte die Division princière (so genannt, weil aus den Kontingenten der kleinsten Rheinbundfürsten zusammengesetzt), daß sie jetzt die einzige bewaffnete Truppe der Armee sei und daß die Rettung der flüchtenden Trümmer zum großen Teil von ihrer Haltung abhängen werde. — Die Leute unserer Division waren bis jetzt gut genährt und vortrefflich diszipliniert gewesen, vor ganz kurzer Zeit hatte man noch Begeisterung empfunden. Aller Halt schien aber jetzt auf einmal aus den Leuten gewichen. Stumm schlichen sich viele Leute aus den Gliedern, setzten sich in den Schnee und waren in wenigen Minuten erstarrt. Der Anblick des ungeheuren Elends wirkte augenscheinlich ansteckend auf unsere Leute. Wenige Hauptleute vermochten ihre Leute zusammenzuhalten. Wohl aber schritt eine bekannte, in kurzen Pelzrock gehüllte Heldengestalt zu Fuß mit den Truppen fort, sie in gebrochenem Deutsch anfeuernd. Es war der Marschall Ney. Aber auch die Gegenwart dieses hervorragenden Führers erwies sich nicht mehr stichhaltig, um den Truppen einen Rest von moralischer Kraft einzuflößen."

So sah es also um die „große Armee" aus. Alles, was in diesen Strudel gezogen wurde, wurde erbarmungslos mit hinabgerissen in das Elend und den Untergang. Was konnten 9000 Gewehre wohl noch ausrichten? Marschall Ney war bestimmt, die Nachhut zu führen und Marschall Ney stellte sich denn auch an die Spitze dieser frischen Truppen, die aber schon auf dem Wege von Wilna nach Oszmiana durch die furchtbare Kälte große Verluste gehabt hatten. Die Kälte ließ nicht nach. Und wenngleich an der Straße, auf welcher man jetzt marschierte, gut gefüllte Magazine aufgehäuft waren, die nachdrängenden leichten russischen Truppen ließen den Flüchtlingen nicht Zeit, sich zu sammeln, zu ruhen

und zu nähren. Man mußte die Magazine in Stich lassen und hungernd und frierend weiter fliehen, so lange die Kräfte es vertrugen. Man wußte ja nie, welches das Schicksal sein würde, wenn man sich gefangen gäbe. Nicht jeder hatte es so gut wie Graf Wedel, in die Hände eines gutmütigen Kosaken zu fallen. Mit zu vielen nur machte ein rascher Lanzenstoß ein Ende. Dennoch ließen sich, wie ja auch in diesen Blättern schon erzählt wurde, Tausende, die nicht weiter konnten, gefangen nehmen. Diese Gefangenen hatten es im Innern Rußlands zum großen Teil recht gut. Viele der besseren Familien hielten sich einen oder mehrere Franzosen und machten sich ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zunutze. Besonders gern sahen es diese Russen, wenn der Franzose ihren Kindern seine Sprache beibrachte. So verband man das Nützliche mit dem Angenehmen. Indessen, manchmal sah es um das Französische dieser „Franzosen“ recht arg aus. Zu Frankreich gehörte ja damals das ganze linke Rheingebiet und ein großer Teil Nordwestdeutschlands. Diese

Die Hornissen, die Reiter und Roß zu Tode peinigen können, sind nur Begleiter des Sommers. Hier läßt auch in der grimmig stechenden Kälte der lang bestachelte Kosakenschwarm nicht ab. Da, dort, wenn der Feind wieder anprallt, drängt sich dann ein Klumpen Bewaffneter zusammen, gibt Feuer aus Musketen und Pistolen, solange die Tasche noch eine Patrone hält. Der Offizier rangiert noch sein bunt gemischtes Glied und verbietet den übereilten Anschlag. Man wehrt sich aus soldatischer Gewohnheit, aus heroischem Trotz seines Lebens; man wehrt sich weil es noch Wert hat, weil es noch ein Wilna und dort noch Winterquartiere gibt. Darum schießen jene mit dem letzten Schuß den Kosaken, der sie um dieses Wilna bringen könnte, vom Pferd herunter, darum reißen aus derselben Gruppe heraus diese dem alten Grenadier, dem Landsmann, der mit seiner Krücke im Schnee liegt und jammernd die Arme gen Himmel breitet, den warmen Teppich unterm Leib weg und schlagen mit Fäusten seinen Kameraden, der sich mit ihm wärmte und den Teppich haltend wie ein Kind bittet, nieder. Und der neben dem umgestürzten Schlitten Liegende, der auf diese Weise schon seinen Rock verloren hat und seine Stiefel, macht unter zähneknirschendem Gelächter, das an die hintersten Verließe von Bicêtre und Bedlam erinnert — Schneeballen. — Das war bei Oszmiana am 4. Dezember.

— Text zu nebenstehendem Bilde —

Mußfranzosen verstanden natürlich bitter wenig und hatten sich im Laufe ihrer Dienstzeit höchstens einige Dutzend Worte aufgesammelt, so daß sie ihres Amtes als Präzeptor junger Russen, wenigstens was die französische Sprache anging, nicht recht froh wurden.

Was nicht am Wege liegen blieb und elend totfror, was nicht in die Hände der Feinde fiel, das wankte auf zerrissenen Sohlen, vermummt und auf einen schweren Stab gestützt, gegen die Grenze weiter. Wie es in Wilna aussah, wo so gewaltige Magazine aufgesammelt waren, mag ein Augenzeuge erzählen:

„Einzelne Flüchtlinge, die dem Übergang und dem Rückzug der französischen Armee über die Beresina beigewohnt und die schaudervolle Kunde nach Wilna gebracht hatten, waren anfänglich als Ausreißer verhaftet und ihre Erzählungen als Lügen und Unwahrheiten verachtet worden. Jetzt wurde die dumpfe Sage von einem möglichen Rückzuge der großen Armee ernster und lauter. Man raunte sich furchtbare Ereignisse in die Ohren und die Besorgnisse wuchsen. Die Flüchtlinge, die erst einzeln gekommen waren, zogen jetzt in ganzen Trupps einher und über den wahren Zustand der französischen Armee war denn endlich auch der hartnäckigste Zweifler belehrt.

Der erste Akt des großen Trauerspiels auf der Wilnaer Bühne begann.



In der Gegend von Ošzmiana am 4. Dezember 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Versuche es nicht, schwache Feder, die Szenen zu schildern, die nur ein Hogarth zu zeichnen, nur ein Shakespeare zu malen versteht. Das Höchstkomische war mit dem Höchsttragischen gepaart. Der ganze Rückzug der französischen Armee durch Wilna glich genau einer großen Fastnachtsmummerei.

Die Karikaturen, die über diesen Gegenstand in London und Petersburg späterhin erschienen, enthalten durchaus keine Übertreibungen.

So sah ich z. B. französische Offiziere in Weibersaloppen gehüllt, den Kopf mit einer russischen Priestermütze bedeckt, die Füße mit Bastmatten umwickelt — mit dem Degen in der Faust, ihre bunten, ähnlich vermummten Haufen anführen.

Ein Tambour der sonst so gefürchteten kaiserlichen Fußgarde war mit dem bunten Meßgewand eines russischen Popen bekleidet. Die Generale und Stabsoffiziere hatten sich in das Kostüm polnischer Juden und Bauern geworfen.

Die Kavallerie kam ohne Pferde, die Infanterie ohne Gewehre, die Artillerie ohne Kanonen an.

Der größte Teil dieser Unglücklichen litt Mangel an Bekleidung und man hatte in dieser Hinsicht alles ergriffen, um sich nur einigermaßen vor dem Eindringen der furchtbaren Kälte zu sichern. — Die wenigen Lumpen, die diese lebendigen Gerippe umgaben, waren von den Wachtfeuern versengt und verbrannt. Mit von Ruß und Schmutz geschwärzten Gesichtern, von der Kälte aufgesprungenen, blutigen und verbrannten Händen, ohne Speise, ohne Trank irrten diese Gespenster jammernd in den Straßen umher und versuchten sich an den Feuern zu erwärmen, die zu diesem Behuf von den mitleidigen Bewohnern Wilnas auf allen öffentlichen Plätzen angezündet worden waren.

Von Stunde zu Stunde mehrte sich die Menge der Flüchtigen. Alle Straßen waren mit halberfrorenen und erstarrten Menschen bedeckt, die, kaum noch lallend, die Vorübergehenden um etwas Speise und Trank anflehen konnten.

Die Kaffeehäuser und Hotels wimmelten von Offizieren aller Grade, die teuer über teuer alles bezahlten, was unter diesen Umständen noch Genießbares aufzufinden war. Erdäpfel wurden schon als ein Leckerbissen 10 Stück um einen polnischen Gulden verkauft. Die Not zu vollenden, stieg die Kälte von Minute zu Minute. Ein furchtbarer Sturmwind brüllte und von Zeit zu Zeit warf der Himmel ganze Schneelawinen herab.

Die National-Bürgergarde löste am Abend dieses Tages die hier in Garnison gestandenen Truppendepots ab und versah die Nachtdienste innerhalb der Stadt, während die Tore und äußersten Posten von Rheinbündnern besetzt wurden.

Am 8. Dezember, früh um 9 Uhr, gelangte der Kaiser bei den Toren von Wilna an. Eine kurze Unterredung mit dem Herzog von Bassano — und er flog davon, der Straße nach Kowno zu.

Abends rückten die Überbleibsel der kaiserlichen Fußgarde und gegen Mitternacht und Morgen unser Regiment ein. Das letztere war, sowohl durch die gräßliche Kälte, als auch durch die Nachtmärsche, von 1500 Mann auf höchstens 800 zusammengeschmolzen.

Unterdessen war die Not in Wilna aufs Höchste gestiegen.

Die zahllose Menschenmasse, die sich in den Mauern dieser Stadt aufgehäuft hatte, veranlaßte den größten Mangel an allen Lebensmitteln.

Unter den französischen Kriegern war längst, seit dem furchtbar gräßlichen Rückzug über die Beresina, alle Ordnung und Subordination aufgelöst und die heiligsten Bande der Freund- und Kameradschaft zerrissen worden. Um ein Stückchen Brot, um eine Kartoffel, um einen Fingerhut voll Branntwein rauften sich oft die wärmsten Freunde.



In der Gegend von Oszmiana am 4. Dezember 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur



Kosaken!
Gezeichnet von Tirpenne und Gailbrau

Die Meierhöfe und Dörfer auf vier Meilen um Wilna in die Runde waren rein ausgeplündert und dann, wie überall, den Flammen preisgegeben.

Wehe dem Offizier, der diesen Verwirrungen Einhalt zu tun versuchte! Er wurde gemißhandelt und nicht selten ein blutiges Opfer seiner edlen Absichten.

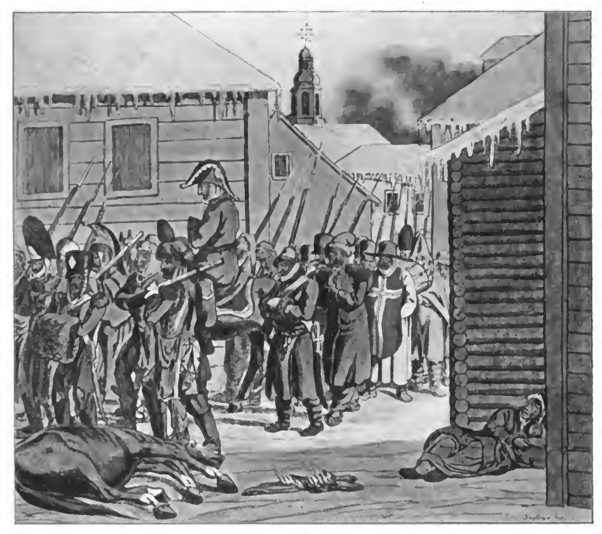
Das Elend in den Lazaretten überstieg alles Denkbare. In dem sogenannten Judentempel und den dazu gehörigen Gebäuden lagen mehrere Tausende, die um Nahrung, ärztliche Hilfe und Rettung vergebens flehten.

Die meisten von diesen Unglücklichen litten an erfrorenen Gliedern, die, brandig geworden, ihnen teilweise abfaulten.

Ohne Speise und Trank, ohne Arzeneien lagen diese Elenden und hauchten auf den Leichen ihrer Kameraden ihr klägliches Leben aus. Mehrere Tage lang wurde ihr Jammergeschrei gehört — und niemand konnte helfen. — Endlich wurde es still, still wie im Grab. — Schichtenweise lagen sie in den schaudererregendsten Gruppen übereinander, den fürchterlichsten Todeskampf auf ihren verzerrten Gesichtern ausgedrückt. — Das Blut gerinnt zu Eis, wenn man an diese scheußlichen Szenen zurückdenkt!"

In Wilna herrschte ein grauenhaftes Lazarettelend, worüber wir ebenfalls die Aufzeichnungen eines Miterlebenden besitzen und hier anführen:

„Ich war in den letzten Tagen des Monats Dezember auf einem Bauernschlitten in das Kloster Debraczyn gebracht worden. Gleich der Eintritt stimmte meine Erwartungen herab. Haufen von Kot und Kehricht bedeckten die Stufen, die zu dem Innern führten. In dem Hofraum waren Pyramiden von nackten menschlichen Leichnamen aufgetürmt, die über Nachtzeit in die Wilna gestürzt wurden. Der faulende Geruch von so viel modernden Körpern



Rückzugsszene
Nach einem farbigen Stich von Geißler

duftete mir schon eine Straße weit davon entgegen. Der Saal Nr. 9, der mir zum Aufenthalt angewiesen wurde, wimmelte von Kranken aller Art.

Der Platz, der mir eingeräumt wurde, mußte erst von einer Leiche befreit werden, die am vorigen Tage hier verschieden war. Die Kälte, die im Saale herrschte, war über alle Begriffe. Den Nächsten an den Türen und Fenstern gefroren ihre Arzeneien.

Ich war so glücklich, durch die Güte eines Wilnaer Bürgers einen alten Schafpelz zu erhalten, der mich doch einigermaßen gegen das Eindringen der Kälte sicherte; dessen ungeachtet erfroren mir an beiden Füßen die Zehen.

Einige Stunden nach meiner Aufnahme verschied mein Nachbar. Ein Jude erhandelte von dem Lazarettwärter die wenigen Lumpen, mit welchen der Tote bedeckt war. Die Leiche wurde auf der Stelle entkleidet, den anderen Morgen aber erst abgeholt.

So mußte ich eine ganze Nacht in Gesellschaft meines nackten toten Nachbars zubringen.

Man nahm sich indes nie die Mühe, die toten Körper die Treppe hinabzutragen, sondern man fand es weit bequemer, sie durch ein geöffnetes Fenster in den Hofraum hinabzustürzen.

Das ewige Ächzen und Stöhnen der Sterbenden quälte mich Tag und Nacht auf das Schrecklichste. An keine Minute Schlummer war des Nachts zu denken, — Klagen, Verwünschungen, Töne des Schmerzes und der Verzweiflung hallten von allen Seiten wider. Fühllos schnarchte der ewig berauschte Wärter unseres Saales dazu, und oft verlosch dabei die einzige Lampe, die diesen ungeheuren Saal erleuchten sollte. Wagte es dann einer, diesen Unmenschen zu wecken, so ergriff er fluchend die Knute, die er immer bei sich führte, und hieb schonungslos auf die Jammernden ein, um sie zum Schweigen zu bringen. Klagen und Beschwerden über eine solche abscheuliche Behandlung führten zu nichts, als die Wut und Unmenschlichkeit dieses Barbaren nur noch zu vermehren. Mein Unglück zu vollenden, brachen in diesen Tagen meine früheren, an der Beresina erhaltenen Blessuren wieder auf. In die eiternden Wunden, um welche wochenlang kein frischer Verband gelegt worden war, setzte sich gar bald eine Menge Ungeziefer, das sich, da ich die Wäsche nicht wechseln konnte und überhaupt zu schwach war, um mich reinigen zu können, täglich mehrte und mir die unaussprechlichsten Leiden verursachte. An frisches Lagerstroh und Reinigung des Ortes war nicht zu denken. Ich lag monatelang auf demselben, wo mein Vorgänger geendigt hatte.

Die Beköstigung der Kranken, sowie die ärztliche Pflege stand im Verhältnis zu dem Übrigen. Eine Schale Buchweizengrütze, ein Stück russischen Zwieback (Zukary genannt), Sonntags zwei Lot Pökelfleisch, ein Maß Quas waren die allgemeinen Nahrungsmittel, ohne Rücksicht auf die Umstände der Kranken. Oft reichten die Gefäße und Geschirre nicht aus und einer mußte auf den anderen warten. Nie wurde die Schale oder der gebrauchte Löffel wieder gereinigt, sondern der Nachfolgende erhielt sein Anteil gleich auf die Reste, die sein Vorgänger übrig gelassen hatte. Der Arzt, welcher uns besuchte, sowie der schmutzige Apotheker, welcher die Heilmittel mischte, stehen mir beide noch lebhaft vor Augen.

Der Erstere, ein Franzose, hüpfte, seinen Marseiller Marsch pfeifend, in den Saal hinein, erkundigte sich nach diesem und jenem Befinden, kostete die Arzeneien, zog eine gelehrte Miene, zuckte die Achseln und verließ uns gewöhnlich ebenso schnell, als er gekommen war.

Der Zweite, ein Pole, hatte in der unteren Etage des Gebäudes einen Branntweinschank errichtet, wurde selten nüchtern und vernachlässigte seine eigentlichen Geschäfte ganz.

Der Typhus befreite uns von beiden. Sie waren die ersten, die von dieser Seuche ergriffen wurden.

Ein Kurländer ersetzte die Stelle des Franzosen, sowie ein gefangener Deutscher die Stelle des Apothekers.

Beide waren in ihrem Fache rechtliche und brauchbare Männer, die späterhin vielen wesentlichen Nutzen stifteten."

Es war natürlich gar nicht daran zu denken, Wilna zu halten. Murat war nur anderthalb Tage in der Stadt und setzte sich schon in der Morgenfrühe des 10. Dezember wieder in Marsch. Von den Resten der alten Garde begleitet, zogen alle die großen Namen der napoleonischen Geschichte aus den Toren von Wilna hinaus: der Fürst von Neufchâtel Major-General Berthier, der Vizekönig von Italien, der Herzog von Danzig Marschall Lefèbvre, der Herzog von Istrien Marschall Bessières, der Herzog von Treviso Marschall Mortier, der Herzog von Auerstädt Marschall Davoust, und wie sie alle hießen. Alles, was dieser erlauchten Herzogs- und Marschallsgesellschaft an Truppen nachfolgte, betrug etwas über 4000 Mann. Von fünf stolzen Korps, die diese Herzöge des Kaiserreichs vor



Lichtensteins Kaffeehaus in Wilna
Nach Faber du Faur

Lichtensteins Kaffeehaus. Den 7. Dezember. Da sind die Glücklichen! Glücklich? Und doch, man ist wieder unter Menschen, wo die holde Sitte gilt, es werden die ersten Tassen guten Kaffees wieder geschlürft, welche freundliche Dienerinnen kredenzen; es blinkt doch wieder das erste Rasiermesser und soll an das wildbärtige Antlitz des tierischen Naturzustandes, das eben ein Jude eingeseift hat. Aber auch, wie zum Hohn, trägt dieses schachernde Volk, das kein fremdes, nur sein eigenes Elend kennt, auf den Händen seiner hübschen Töchter selbst solche Gegenstände herbei, die freilich seit lange entbehrt wurden, nach denen aber jetzt doch keiner der müden Feinde greift: Galanteriewaren. „Überstanden, aber nicht vergessen", das liest man auf jedem Angesicht.



Die Reste der „großen Armee"
Nach einem farbigen Kupferstich

kaum sechs Monaten, fast eine Viertel Million stark, über den Njemen führten, waren im ganzen 300 Mann übrig! Von den Garden, zur Zeit des Auszuges an 50000 Mann stark, im ganzen 1500 Menschen noch unter den Waffen! Die Division Loison und das bayrische Korps Wrede, vor vierzehn Tagen noch an 14000 Soldaten stark, zählten kaum noch 2500 Mann. Mit diesen Resten der Division Loison und des Korps Wrede versah Marschall Ney die Nachhut. Anderthalb Stunden hinter Wilna führt die Straße auf Kowno über den steilen Hügel von Ponari. Es war ein steiler Hohlweg, der hinaufführte und jetzt durch die Kälte vollständig vereist war. Ney hatte mit der Nachhut hier Aufstellung genommen, um den Durchmarsch der Marschälle mit ihren Heerestrümmern zu decken. Es war aber unmöglich, mit den heruntergekommenen Pferden diese Höhe zu nehmen. Der ganze Troß blieb hier stecken. Der König von Neapel und die Marschälle mußten ihre Wagen verlassen und sich seitwärts der Straße einen Weg durch den Wald bahnen. Was bis dahin vom Train noch gerettet war, was noch an Artillerie, Gepäck und aus Moskau geraubten Trophäen vorhanden war, fiel hier wieder in die Hände der Russen. Es war auch eine Kriegskasse von 10 Millionen Franks bei dem Train. Der Marschall Ney ließ kurzer Hand die Kasten aufbrechen, und nun füllten sich die Soldaten ihre Taschen mit Goldstücken. Auch eine Menge verwundeter Offiziere blieben hier zurück, die sich bis dahin auf Wagen gerettet hatten.

Der Oberst Marbot, der für seine reitenden Jäger während des Feldzuges so vorzüglich gesorgt hatte, daß er zum Erstaunen Murats selbst an der Beresina noch 500 Mann in Reih und Glied zusammen hatte, war auf die Idee gekommen, seine Leute auf Schlitten zu setzen. Da fast jedes Russenhaus, an welchem man vorüber kam, einen Schlitten hatte,



Verfolgende Russen
Nach einem farbigen Kupferstich

so gestattete der General Castex auch den zwei Reiterregimentern seiner Brigade, Schlitten zu besteigen. Jeder dieser reitenden Jäger hatte zwei Infanterie-Gewehre und reichlich Munition, und man konnte sich die Kosaken, welche stets vor scharfen Schüssen einen großen Respekt zeigten, gut vom Leibe halten. Während der Nacht trugen diese Schlitten auch wesentlich zum Schutze der Biwaks bei. Sie wurden in ein großes Viereck zusammengefahren und in diesem Viereck die Wachtfeuer angezündet. Marschall Ney und General Maison kamen oft in dieses Viereck, um einige Stunden in Ruhe und Sicherheit zuzubringen.

Kaum waren die Franzosen aus Wilna heraus, als am 11. Dezember auch schon die Donauarmee unter Admiral Tschitschagow einrückte. Der Oberfeldherr der Russen Kutusow kam ebenfalls nach Wilna und verlegte sein Hauptquartier nach dort. Er war früher Gouverneur in Wilna gewesen und liebte diese Stadt sehr. Admiral Tschitschagow empfing den alten Kutusow in der Galauniform eines Admirals und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Er erwartete Vorwürfe von dem Oberfeldherrn wegen der Vorgänge an der Beresina. Aber Kutusow begnügte sich mit einer scharfen Spitze, die der Admiral sofort heimzahlte. Wir hörten, daß der Marschall Oudinot Tschitschagow aus Borisow hinausjagte und daß in dem Wirrwarr, der dort entstand, ein großer Teil des russischen Trains verloren ging. Kutusow sagte nun: „Wir haben den Gepäck- und Küchenwagen, den Euer Exzellenz in Borisow verloren, den Franzosen wieder abgenommen, er wird Euer Exzellenz wieder zugestellt werden.“ Worauf Tschitschagow rasch antwortete: „Wollen Euer Durchlaucht damit sagen, daß ich kein Tafelgeschirr habe? O, ich könnte Euer Durchlaucht im

Gegenteil mit allem versorgen, selbst wenn Sie beabsichtigten, größere Diners zu geben." Er liebte das Dinieren nur zu sehr, der alte Kutusow, und der Gegenhieb saß. Fürst Kutusow gab jedenfalls dem Admiral Tschitschagow für das Entschlüpfen des Kaisers und seiner Armeereste schuld. Er tat das in der ihm eigenen Art und Weise, indem er ein Selbstgespräch so laut führte, daß alle es hörten. Bei Gelegenheit eines Festmahles in Wilna wurde ein Hoch auf den Besieger Napoleons ausgebracht. „Ach," meinte Kutusow in erwähnter Weise, „es ist nicht alles geschehen! Wäre der Admiral nicht gewesen, alsdann hätte der schlichte pskowskische Edelmann (womit er sich selbst meinte) wohl sagen können ‚Europa atmet frei auf'!"

Marschall Ney kämpfte indes mit seiner Nachhut unermüdlich gegen die nachdrängenden Russen: Von der Division Loison, die, 11000 Mann stark, vor wenig Wochen aus Wilna marschiert war, waren 10000 Mann geblieben. Die Bayern waren fast völlig aufgerieben. General Wrede brachte von seiner 12000 Mann starken Division nur 20 über den Njemen zurück. Von den 24 Schwadronen der drei bayrischen Chevauleger-Regimenter sahen ganze drei Dienstpferde das Bayerland wieder! Am 14. Dezember wich der tapfere Marschall mit seinen letzten Leuten bei Kowno vor der russischen Übermacht hinter den Njemen zurück. Es waren fast zwei Monate verflossen, seit die große Armee über 100000 Mann stark aus Moskau abmarschiert war. Sie hatte in dieser Zeit 115 deutsche Meilen zurückgelegt (in der Luftlinie, in Wirklichkeit sind 140—150 zu rechnen), fortwährend verfolgt, und wie wir gesehen haben, unter undenklichen Schwierigkeiten. Es waren nur noch tausend Mann der alten Garde, worunter sechshundert Kavalleristen, die in Reih und Glied die preußische Grenze gewannen. Die übrigen Korps zählten Trupps von 50 bis 60 Mann, welche sich um ihre Adler vereinigt hatten. Von den fast 1400 Geschützen kamen 9 zurück.

Mit dem gewaltigen Heer von 612000 Mann war Napoleon im Juni über die Grenze marschiert. Nur die beiden Flügelheere unter dem Fürsten Schwarzenberg und dem Marschall Macdonald waren jetzt noch in kampffähigem Zustand. Sie zählten zusammen etwas über 60000 Mann. Alles, was sich jenseits des Njemens in Trupps von 30, 20, 10 und weniger Menschen sammelte, kann 40000 Menschen betragen haben. Der Rest war in Rußland geblieben. Man kann rechnen, daß die Russen vielleicht 100000 Gefangene gemacht haben und daß in den Lazaretten wohl an 50000 Verwundete und Kranke lagen. So blieb an Toten, an Gefallenen, an ihren Wunden Gestorbenen, an Erforenen, Ermordeten, Verhungerten und Ertrunkenen und Versunkenen die grauenhafte Zahl von 350000 Menschen, die ihr Vaterland, ihre Väter und Mütter, ihre Weiber und Bräute niemals wiedersahen. Das Schicksal der wenigsten von diesen ist bekannt geworden. Ihre Leichname lagen unbegraben auf den russischen Gefilden umher. Es ist nachgewiesen, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1813 in Rußland die Leichen von beinahe einer Viertel Million Menschen begraben und verbrannt worden sind. Von den übrigen 100000 läßt sich auch das nicht einmal feststellen.

An Pferden sind fast 160000 auf der Heerstraße, in den Schlachten und in den Wäldern Rußlands geblieben. Dazu an 30000 Fuhrwerke und über 1200 Geschütze.

So gründlich hatte Gottes Gericht diese große Armee vernichtet. In jammervollen kleinen Trupps wankten die einst so stolzen Krieger durch die preußischen Grenzstädte und waren auf das Mitleid der Bürger und Bauern, die sie einst so hart bedrückt hatten, angewiesen. Sechs Jahre lang hatte die Bedrückung und die Aussaugung des preußischen Staates gedauert, sechs Jahre lang hatte dieses preußische Volk Bedrückung, Gewalttat



Bei Eve am 11. Dezember 1812
Nach Faber du Faur

Werden sie alle die Grenze erreichen? Was haben sie an Hoffnung voraus vor dem hohen Offizier, der auch bis hierher kam und hier, noch elf Stunden von der Grenze, verzweifelnd, weiter zu kommen, einen jammervollen Abschiedsblick zu ihnen hinaufwirft und auf den Knieen liegend mit den Händen sein eigenes Grab wühlt!? Oder vor dem anderen, der gegenüber jenem nur noch die Bitthände aus seiner Schneegruft hervorstreckt, die erstarrt und tot fortbitten!? Schaudernd laufen sie schneller bei diesen vorbei, ihr Los nicht zu teilen.

und Schimpf hinnehmen müssen. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn jetzt in den Städten und Dörfern die Männer dieses Volkes zur Axt und zur Heugabel gegriffen hätten, um ihre Feinde vollends zu vertilgen? Aber es war wohl so, daß die Männer empfanden: hier hat Gott gerichtet und es ist nicht gut, in dieses Gericht hineinzugreifen. Die wegemüden, erfrorenen Glieder durften diese Unglückseligen in deutschen Betten ruhen und deutsche Frauenhände verbanden ihnen die eiternden Wunden.

Es war um jene Zeit, als im Winterpalast zu Petersburg große Galatafel war, zur Feier des Erfolges der russischen Waffen. Ein Kurier war dem andern gefolgt und hatte nach Petersburg die Kunde gebracht von dem immer mehr wachsenden Verderben der großen Armee. Diejenigen, die vor zwei Monaten noch verzagt dem Zaren zum Frieden geraten hatten, waren jetzt am zuversichtlichsten geworden. Unter ihnen auch die Kaiserin-Mutter, die Württembergerin, die Todfeindin Napoleons. „Wenn jetzt noch," so rief sie aus, „auch nur ein französischer Soldat durch die deutschen Gaue entrinnt, so würde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Da erhob sich der Reichsfreiherr von Stein, die Zornesader an der hohen Stirn geschwollen, und sprach: „Eure Majestät haben sehr

unrecht, so etwas hier auszusprechen, auszusprechen über ein großes, treues und tapferes Volk, welchem Sie anzugehören das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791—1794 am Rhein; nicht das Volk war schuld; aber man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit getan, niemals wäre ein Franzos über die Elbe, die Oder oder die Weichsel gekommen!"

Allerdings, dieser selbe Reichsfreiherr von Stein in seiner starken Entschlußkraft wäre der Mann gewesen, in diesem Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen und preußischen Volkes, die letzten Schlußfolgerungen zu ziehen. Der Zündstoff des Hasses im preußischen Volke war vorhanden, trotz des Mitleids, das man den einzelnen Leidenden nicht versagte, trotz der sorglichen Pflege, die diesen Einzelnen zu teil wurde. Aber es war niemand vorhanden, diesen Haß, der zur Axt und zur Heugabel gegriffen hätte, zu entflammen. „Die Stimmung," schrieb der Regierungspräsident von Schön aus Gumbinnen an den Staatskanzler, „die Stimmung ist so, daß nur ein Funke nötig ist, um die Flamme zu haben, und die Franzosen fürchten, auf der Retirade erschlagen zu werden. Die Stimmung ist allen Ständen gemein." Dies Gumbinnen war nämlich der Sammelpunkt, der erste Halt der Reichsmarschälle, höheren Offiziere und kleinen Trupps, die sich hier allmählich einfanden. Als der Reichsfreiherr von Stein und sein Sekretär, der deutsche Ernst Moritz Arndt, im Januar 1813 auf der Reise von Petersburg nach Königsberg hier in Gumbinnen einkehrten, berichtete der Regierungspräsident von jenen Dezembertagen. „Die französischen Nachzügler," so erzählte von Schön, „selbst die vornehmsten kamen in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzug hier an, zersprengt, einzeln und so alles generalischen und marschallischen Prunkes ledig, fern von all dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor sechs Monaten über Weichsel und Njemen gegen Osten gezogen, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht alle hätten gefangen und zusammengehauen werden können. Das Volk war dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen erlitten hatte, auch wohl berechtigt. Hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot! schlagt tot! — Von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel gekommen." — „Aber warum haben Sie die Kerle nicht totschlagen lassen?" fragte der Freiherr von Stein. — „Nein," entgegnete Schön, „so zornig Sie auch bei Gelegenheit werden können, ich glaube, das hätten Sie auch nicht getan." — Stein sah einen Augenblick stirnrunzelnd und ernst vor sich hin und sagte dann ganz trocken: „Hm, ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Hier in Gumbinnen fand sich um die Mitte Dezember auch Marschall Michael Ney ein. Er hatte in den letzten Kämpfen bei Kowno, wo er mit nur 30 Mann die Njemenbrücke verteidigte und selbst wie ein Grenadier schoß, diese Deutschen und ihre unerhörte Tapferkeit kennen gelernt. Bayern, Württemberger und Lippische Leute waren es, die er zuletzt um sich geschart hatte, lauter Deutsche. Mit tiefer Ergriffenheit hatte er den württembergischen Offizieren Lebewohl gesagt und nun trat er hier zu dem kranken General Dumas ins Zimmer. Als plötzlich ein ihm anscheinend wildfremder Mensch mit langem Stoppelbart, pulvergeschwärzt und in einen zerlumpten Mantel gehüllt, bei ihm eintrat, fuhr General Dumas erschrocken vom Bette auf und rief: „Wer sind Sie denn?" — „Was," sagte der andere, „Sie kennen mich nicht, General Dumas? Ich bin die Nachhut der großen Armee, der Marschall Michael Ney."



Zwischen Braunsberg und Elbing am 21. Dezember 1812
Nach Faber du Faur

Zwischen Braunsberg und Elbing. Am 21. Dezember. Sie sind auf deutschem Boden. Vor einer einsamen Herberge im Begriff, die Schlitten zu besteigen, während der treue noch übrige Trainsoldat, nun friedlicher Kutscher, einspannt, reichen sie sich — wie manchmal wird es in diesen Tagen geschehen sein! — zum deutschen Gruß die Hand, so wie einer am Strand den anderen wundernd und fragend grüßt, der auf einem Brette mit ihm aus dem Schiffbruch und der Brandung errettet worden ist.

Während dieser Dezembertage stand der General York an der Dünamündung auf treuer Wacht. Es waren nur Gerüchte nach dort gelangt, keine Gewißheit. Um diese zu erlangen, sandte der General den Leutnant von Canitz nach Wilna. Der Leutnant kam am 8. Dezember zu seinem General zurück und sein Bericht war so furchtbar, daß er alles Erwarten Yorks übertraf. „Unablässig," so erzählte Canitz, „zogen die Revenants ein: Gestalten, wie sie im wirren Traum die seltsamste Phantasie kaum aussinnen könnte, fuhren, ritten, gingen in fast ununterbrochener Reihe einher. Mehrere lagen hilflos in den Straßen und mit stumpfsinniger Gleichgiltigkeit gingen alle andern an ihnen vorüber. Leute sterben zu sehen, machte kaum so viel Eindruck in diesem stumpfem Zug des Todes, wie der Anblick eines Betrunkenen auf einem polnischen Jahrmarkt zu machen pflegt; diese Szenen waren von Moskau her allen alltäglich geworden. — Wer aber urplötzlich, wie ich, hineintrat in diesen gräßlichen Zug, den mußte ein tiefer Schauder erfassen bei der Betrachtung dieses unermeßlichen Elends, und wenn Europa, und Preußen vor allem, jubelnd in dem Untergang dieses Heeres die Morgenröte einer besseren Zeit erkannte, so erbebte doch die menschliche Natur, selbst die verhaßtesten Feinde so untergehen zu sehen. Der

Zug der Flüchtlinge dauerte unablässig fort. Unter Hunderten hatte kaum einer ein Gewehr. Unter den Fußgängern erinnere ich mich kaum einen Bewaffneten gesehen zu haben, nur von denen, die auf Schlitten fuhren, hatte hier und da einer ein Gewehr bei sich. Nicht einem Heereszuge, nicht der Flucht einer geschlagenen Armee sah dieses Schauspiel mehr ähnlich: es war nur noch eine Schar mehr oder weniger hilfloser Geschöpfe, die nichts mehr zu einem Ganzen verband. — Es ward mir hier klar," schloß Canitz seinen Bericht, „daß es dem General York binnen kurzem sehr gleichgiltig sein konnte, ob Marschall Macdonald und ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei oder nicht."

Als York diesen Bericht empfangen hatte, erkannte er sofort, daß jetzt er und seine 20000 Preußen eine ungeahnte Macht geworden waren. Hier, unter seinem Befehl, stand ein schlagfertiges, in seiner Tüchtigkeit vom Kaiser Napoleon und dem französischen Marschall anerkanntes, erprobtes Korps. Seiner Obhut war es anvertraut. Er war dem König, der selbst in Potsdam in unmittelbarer Nähe einer starken französischen Garnison unfrei war, für dieses Korps' Unabhängigkeit verantwortlich. Besorgt verschloß York alles, was er über diese Dinge in Wilna gehört hatte, tief in seiner Brust und verpflichtete auf Ehrenwort den Leutnant von Canitz, daß nur General Kleist und Oberst Röder Kenntnis von der Lage der Dinge erhielten. Die Stunde des Handelns war dem General näher gerückt als je und seine Verantwortung ins Unermeßliche gestiegen. Das Band des Offizierkreuzes der Ehrenlegion, das ihm der Kaiser Napoleon noch von Moskau aus gesandt hatte, die Dotation von 20000 Franken, die verheißene Ernennung zum Marschall des Kaiserreichs waren für diesen Preußen Spinneweben, — sie banden ihn gewiß nicht an die Sache des Kaiserreichs. Das kleine preußische Hilfskorps, in dem gewaltigen Bau der großen Armee vor wenig Monaten nur eine unbedeutende Truppenzahl, war jetzt durch den jähen Wechsel der Verhältnisse zu einer entscheidenden Figur auf dem Schachbrett der europäischen Politik geworden. Je nachdem der General York diese Figur schob, konnte es nach abermals wenigen Monaten heißen: Schach dem Kaiser! — aber ebenso gut konnte es heißen: Die Dynastie Hohenzollern hat aufgehört zu regieren.

„Die Dinge liegen der Entscheidung nah, doch ungewiß verhüllt ist der Erfolg!" Auf deinem Wappenschild, o York, steht geschrieben: nec metuas, — wohlan, wappne dein furchtloses Herz, du „Essigblicker", du Mann „scharf wie zerhacktes Eisen" —, es wird nötig sein.



— Ende des ersten Bandes —

Verzeichnis der Abbildungen des ersten Bandes

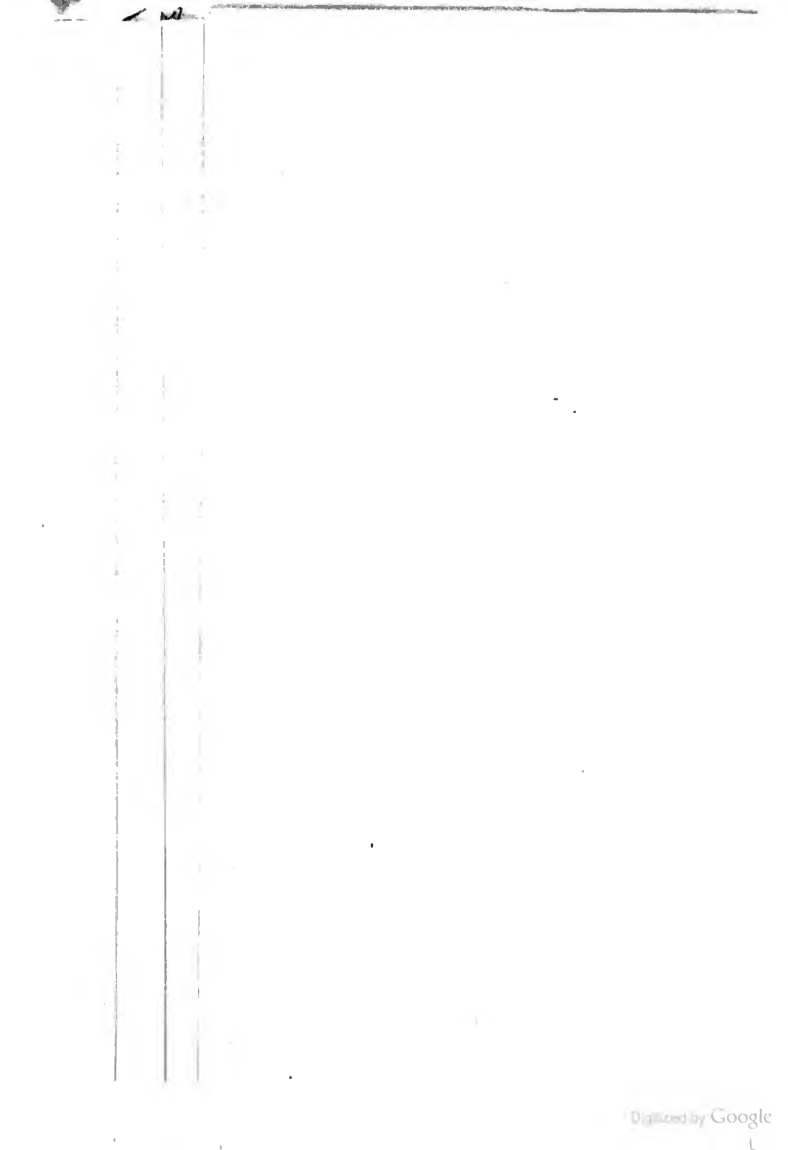
a) Porträts

b) Szenen, Karikaturen, Autographen usw.

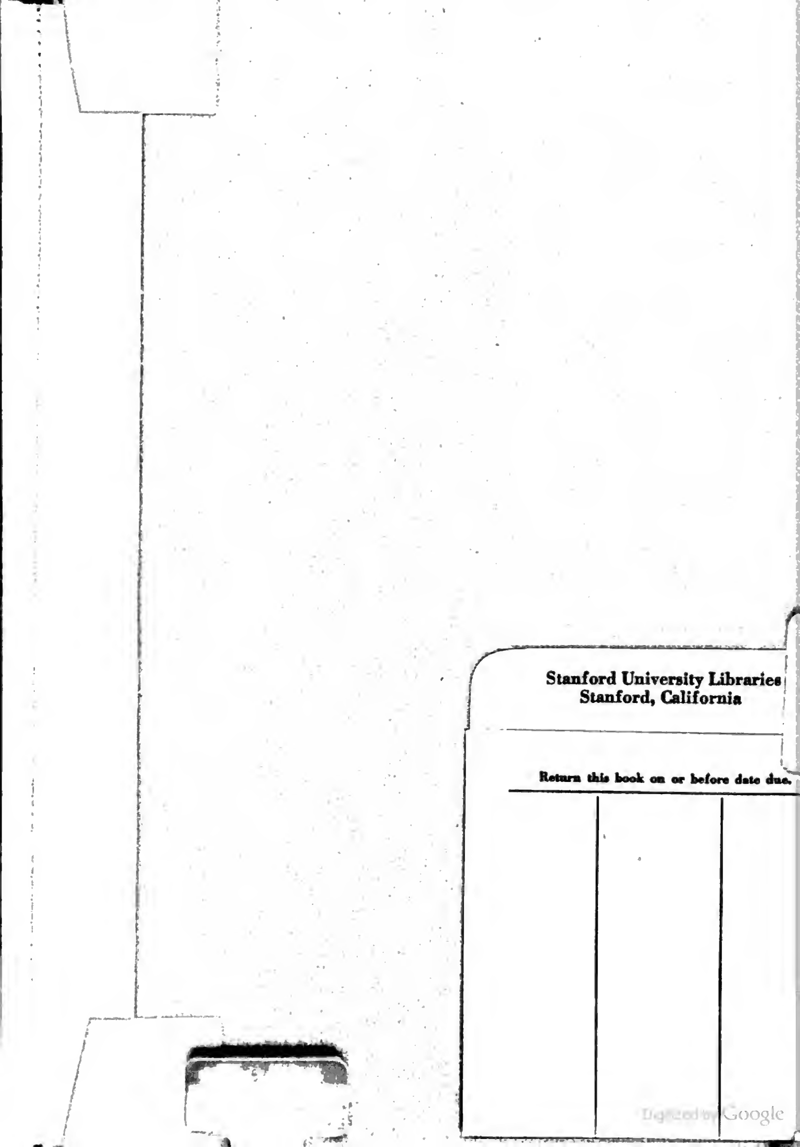
c) Beilagen



Druck von Julius Mäser in Leipzig



3. XII 18


Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

